Kellner

Lina Donderer

Erziehungsgeschichte
in
Skizzen und Bildern.

Mit besonderer Rücksicht
auf das
Volksschulwesen,
für Lehrer, deren Bildner und Leiter,

herausgegeben
von
Dr. L. Kellner,
Regierungs- und katholischem Schul-Rath.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Essen,
Druck und Verlag von G. D. Bädeker.
1869.

Vorrede zur ersten Auflage.

Wer die pädagogische Literatur der Neuzeit aufmerksam verfolgt hat, wird bemerkt haben, daß sich in ihr ein gesteigertes Interesse für die Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes geltend macht. Namentlich sind es die besseren Zeitschriften, welche die historische Richtung eingeschlagen und dem fortwährenden Wiederkäuen der Methode entsagt haben. Man möchte hieraus auch den Schluß ziehen, daß die Gegenwart nicht befriedige. Ist es doch eine allgemeine Erscheinung, die jeder an sich selbst bestätiget findet, daß man sich um so mehr in die Vergangenheit versenkt, je weniger man sich mit dem Jetzt befreunden kann. Lassen wir aber auch die Frage nach der Berechtigung dieses Schlusses auf sich beruhen, so wird doch Niemand in Abrede stellen, daß die Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes für Geist und Herz ersprießlich ist und den umfassendsten Nutzen gewährt. Sie wird den Lehrer überzeugen, daß Liebe zur Sache, und Ueberzeugungstreue Haupthebel aller pädagogischen Wirksamkeit sind und selbst da mit entschiedener Macht einwirkten, wo sie für den Irrthum auftraten. Die Erinnerung hieran ist gewiß niemals nützlicher gewesen, als gerade in der Gegenwart, wo das Uebergewicht der materiellen Interessen einen Umfang gewonnen hat, der bis in die niedrigste Dorfschule reicht, und vielfach die Frage in den Vordergrund treten läßt: Welcher Lohn wird mir für meine Arbeit? Wer möchte diese Frage auch tadeln, so lange sie nicht die Bedeutung gewinnt, daß man eben nur für Lohn arbeitet und nur im Lohne, nicht aber auch in der Arbeit Befriedigung und Glück findet! — Denn die Wahrheit dürfte unwidersprechlich sein, daß kein Beruf der hingebenden Liebe und Freudigkeit weniger entbehren kann, als der des Lehrers und Erziehers, daß aber auch niemals die Gefahr größer gewesen ist, diese Wahrheit zu vergessen, als gerade in der Gegenwart. Tritt doch unleugbar der Erziehungszweck, die damit verbundene liebevolle Versenkung in die einzelnen Persönlichkeiten mehr und mehr vor der Macht und dem Drange nach Wissen und Fertigkeiten zurück, so daß es hie und da den Anschein gewinnt, als ob die Schulen nur der letztern wegen gestiftet seien.

Exempla trahunt! Wenn irgend etwas die Jugend und den Mann erwärmen, mit Hochbildern erfüllen kann, so ist es das Beispiel, und darum dürfte es sich dringend empfehlen, den angehenden Lehrern in ihren Bildungsanstalten, so wie jüngeren und älteren Lehrern in den Conferenzen von Zeit zu Zeit als Stärkung für die Berufspflichten Beispiele vorzuführen, wie sie die Erziehungsgeschichte reichlich bietet.

Solche Beispiele würden aber auch nach einer andern Seite hin vom vortheilhaftesten Einflusse sein können. Sie würden mit der Liebe auch die Demuth paaren. Namentlich jüngere Lehrer würden daraus lernen, daß nicht alles Wahre neu ist, sondern daß vielmehr die wichtigsten, ewige Geltung behauptenden Wahrheiten bereits in vielen Köpfen und Herzen gelebt haben, und daß wir vielfach nur Nachgeborne sind, die vom Vermächtnisse der Väter zehren und erst sorgen sollten, dieses dankbar zu verwerthen, anstatt auf Neuerungen zu sinnen, die meistens nichts weiter als Variationen eines alten Thema's sind. Der Mangel an Würdigung und Verständniß des Alten ist eine Hauptursache so mancher Zersplitterung der Kräfte und so mancher frühreifen Ausgeburten des Hochmuthes.

Tiefere Blicke in die Erziehungsgeschichte und in das Wirken einzelner ihrer Repräsentanten werden uns endlich in der hochwichtigen Ueberzeugung befestigen, daß nur die christliche Auffassung des Berufes vor verderblichen Abwegen bewahrt, und daß jede Entfernung von den Lehren des positiven Christenthums auch Keime von Irrthümern birgt, welche sich späterhin zu Früchten entwickeln, die kaum minder verderblich wirken, als jene am Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen. Je mehr gerade in der Gegenwart das Rechtsbewußtsein zu schwinden droht und immer größer werdende Begriffsverwirrung sich mit steigender Genußsucht verschwistert, um auch die Massen in ihrem sittlichen Leben zu gefährden, desto mehr müssen Lehrer und Schule von der Wahrheit durchdrungen sein, daß nur in der christlichen Auffassung des Lebens Heil und Wiedergeburt zu finden ist. Nach dieser Seite hin werden Bilder aus der Erziehungsgeschichte von großem Nutzen sein. Niemals können wir es verhindern, daß unsere Lehrer früher oder später mit Männern, wie Rousseau, Basedow rc. bekannt werden. Schlimm ist eine solche Bekanntschaft nur dann, wenn sie junge Männer ohne Führer oder gar mit einem Führer machen, der ihr Urtheil verwirrt, indem er die Schatten Licht nennt und das Gift als gesunde Nahrung preist. Auch deshalb halte ich es für eine Pflicht Aller, die auf Schulen und Lehrerbildung einzuwirken haben, daß sie die rechte Bekanntschaft mit den Coryphäen der Pädagogik zur rechten Zeit im Lichte des Christenthumes vermitteln und dadurch zugleich auf anschaulicher Grundlage eine Erziehungslehre bauen, deren Theorie durch die Macht des Beispiels unterstützt wird.

Der katholische Lehrerstand wird durch pädagogische Lebensbilder, wie ich sie zu liefern bemüht gewesen bin, auch seine Kirche noch inniger lieben und noch richtiger beurtheilen lernen. Er wird ja erkennen, daß diese Kirche niemals das Wort des Herrn vergessen hat: „Lasset die Kleinen zu mir kommen“, daß

sie niemals sich wirklichen Fortschritten verschlossen, sondern nur alle Lehren und Bewegungen abgewehrt hat, welche auf Entchristlichung der Jugend ausgingen. Es wird ihm namentlich auch klar werden, daß die Kirche sich stets bemühte, Unterricht und Erziehung in's richtige Verhältniß zu setzen, und daß sie deshalb niemals die letztere aus dem Auge ließ. Gerade dieser Zweck hat mich auch besonders zur Abfassung des vorliegenden Werkes bewogen und mir die damit verbundene Mühe erleichtert. Bei aller Tüchtigkeit ähnlicher Unternehmungen Seitens der Protestanten ist es doch nicht in Abrede zu stellen, daß diese die katholischen Bestrebungen oft mit einer gewissen Einseitigkeit betrachten und entweder ganz ignoriren oder geringschätzig beurtheilen. So haben z. B. Schwarz und Raumer in ihren Erziehungsgeschichten für Vincenz v. Beauvais, Victorin v. Feltre, Vegius, Baptist de la Salle, Fenelon, Felbiger, M. Sailer, Overberg u. A. entweder gar keinen Raum oder nur einige flüchtige Bemerkungen übrig. Beide berücksichtigen außerdem auch die Volksschule zu wenig und neigen überwiegend nach den gelehrten Schulen hin, wie denn auch letzterer sein Werk überhaupt erst mit dem Wiederaufleben der klassischen Studien beginnt. Ich habe dagegen vorwiegend die christliche Volksschule im Auge gehabt und daher auch manche Persönlichkeiten unbeachtet lassen oder kürzer behandeln können, weil ihre Thätigkeit diesem Gebiete gar nicht oder wenig angehörte. Aus diesem Grunde mußte z. B. die Wirksamkeit eines Baptist de la Salle eingehendere Aufmerksamkeit und Darstellung finden, als selbst die des Jesuitenordens.

Auf dem Gebiete der katholischen Pädagogik ist mein Werk der erste Versuch in seiner Art, und ich glaube, damit eine Lücke auszufüllen. Die zu überwindenden Schwierigkeiten waren groß, und die Mängel und Unvollkommenheiten der Arbeit sind mir keineswegs fremd. Ich hatte nach manchen Seiten hin ebenso sehr mit der Seltenheit als mit der Dürftigkeit der Quellen zu kämpfen, während nach anderen Seiten hin wieder die Fülle des Materials fast erdrückte. Wie viel ist beispielsweise über Rousseau, Basedow und Pestalozzi geschrieben worden!

Die vorchristliche Zeit habe ich zwar nicht unberücksichtiget gelassen, doch aber nur kürzere „Skizzen" gegeben. Es ist allerdings wünschenswerth, daß der Lehrer die hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Periode nach ihrer Wirksamkeit für Erziehung und Unterricht kenne, keineswegs aber ist es angemessen, diese Kenntniß auf die philosophischen Systeme und Lehrsätze mit wissenschaftlicher Gründlichkeit auszudehnen. Letztere sind daher auch nur in so weit angeführt worden, als es der Zusammenhang mit der Pädagogik im Allgemeinen nothwendig

forderte. Ich glaube, nach dieser Seite hin das rechte Maß getroffen zu haben, und wollen diejenigen, welche ein Mehreres erwarteten, erwägen, für welche Kreise diese Lebensbilder zunächst bestimmt sind. — Nicht umsonst habe ich meine Darstellungen in „Skizzen und Bilder" getheilt; Auffassung und Umfang sollten hiemit angedeutet werden. Vom katholischen Standpunkte ausgehend, bin ich doch weit davon entfernt gewesen, das Gute zu verkennen, was andere Richtungen aufweisen, und ich habe mich bemüht, dieses überall nach Verdienst zu würdigen; mit gleicher Wahrheitsliebe, wenn auch mit möglichster Schonung, bin ich aber auch beflissen gewesen, Irrthümer als solche zu bezeichnen und deren gefährliche Consequenzen aufzudecken. Es kann nicht fehlen, daß manche Leser noch diese oder jene Persönlichkeit vermissen oder doch ein umfangreicheres Lebensbild Einzelner wünschen möchten. Es ist hiebei jedoch wohl zu erwägen, ob der Einfluß des etwa Vermißten auf's Allgemeine wirklich von historischer Bedeutung gewesen ist, oder ob uns etwa nur die Liebenswürdigkeit der Person gefesselt hat. So ist z. B. Christoph Schmidt um deshalb nicht mit einem eigenen Lebensbilde bedacht worden, weil er eben nur ein berühmter und verdienstvoller Jugendschriftsteller ist, dagegen auf die Schule selbst nur einen untergeordneten, auf engere Kreise beschränkten Einfluß geübt hat. Aehnlich verhält es sich mit Männern wie Demeter, Dewora, Gehrig, Hergenröther, Denzel, Niemeyer und Anderen. Nebenbei versteht es sich von selbst, daß auch die nothwendige Begrenzung des Umfanges, so wie der festzuhaltende Preis des Buches Rücksichten gebot, die ich bisweilen unangenehm genug empfunden habe.

Eben deshalb ist auch die Angabe der Quellen unter dem Texte weggeblieben. Den meisten Lehrern wäre damit wenig gedient gewesen, wohl aber dadurch das Werk noch vertheuert worden. Ich bemerke dafür, daß die einschlagenden Schriften von Ruhkopf, Schwarz, Cramer, Dr. H. Heppe, v. Raumer und Ludwig benutzt wurden. Die Werke Basedow's, Rochow's Rousseau's, Pestalozzi's, Stephani's, Sailer's u. A. haben mir ganz oder größtentheils vorgelegen, ingleichem verdanke ich einzelnen Monographien, wie der Schrift von J. A. v. Helfert über die österreichische Volksschule, Heußler und Blochmann über Pestalozzi, Orelli über Victorin v. Feltre, Reinermann und Katercamp über Overberg, Krebs über de la Salle 2c. manches Gute. Nicht minder lieferten ältere und neuere Zeitschriften, wie der Schulrath an der Oder, Rossel's Monatsschrift, Stephani's Schulfreund, das brandenburgische Schulblatt, der Schulfreund von Schmitz, Iselin's Ephemeriden, das von Jaksch begründete österreichische Jahrbuch und Andere viel

schätzbares Material. Es ist kaum möglich, alle Schriften einzeln namhaft zu machen, welchen ich Thatsachen, Belehrungen und Winke verdanke, ich führe beispielsweise nur noch Krünitz Encyklopädie, Wetzer und Welte's Kirchenlexikon, Schlosser's Weltgeschichte und Döllinger's Werke an. Auch die alten Schriftsteller, wie Plutarch, Plato, Cicero, Quinctilian ꝛc., sind benutzt worden. In mehreren einzelnen Fällen, namentlich da, wo ich wörtlich entlehnte, sind die Quellen auch sofort im Texte angegeben worden.

In Betreff des Urtheiles und der Reflexion über Grundsätze und Thatsachen habe ich das rechte Maß zu halten gesucht und mich oft nur auf kurze Bemerkungen und Andeutungen beschränkt. Dagegen habe ich nicht versäumt, hie und da durch Vergleichungen einzelne Bestrebungen in ein helleres Licht zu stellen und die tiefer gehende Würdigung dadurch zu erleichtern. — Wo die Quellen einigermaßen reichlich flossen, habe ich mein Augenmerk namentlich darauf gerichtet, daß die Reflexion und die Doctrin nicht das Lebensbild überwuchern oder verwischen. Mich leitete hiebei der Grundsatz, daß die Persönlichkeit nicht bloß den Erzieher macht, sondern daß in dieser auch vielfach der Schlüssel zu dessen Erfolgen in weiteren Kreisen gefunden wird, und daß Leben und Lehre in ihrer wechselseitigen Beziehung erst das volle, warme Bild geben, ein Bild, welches ermuntern oder warnen kann. Nach dieser Seite hin möchte mein Werk vor anderen den Vorzug verdienen. Erleichtert wurde dadurch mein Unternehmen nicht; denn es ist jedenfalls bequemer, Schriften zu excerpiren, als dem Lebensgange ihrer Verfasser mit Sorgfalt nachzugehen.

Belehrungen und wohlmeinende Winke oder Wünsche werde ich dankbar entgegen nehmen und sie so viel als späterhin, etwa in einem Nachtrage, möglich ist, benutzen. Wer übrigens die Schwierigkeiten eines Unternehmens, wie das vorliegende, zu würdigen und aufrichtigen Fleiß von der Oberflächlichkeit zu unterscheiden weiß, der wird auch in seinem Urtheile billig und gerecht sein und für wirkliches Gute ein unpartheiisches Auge haben. Ich hoffe dies um so mehr, da ich dem dargebotenen Werke die Mußestunden einer längeren Reihe von Jahren gewidmet und mich durch alle Schwierigkeiten um so unverdrossener durchgearbeitet habe, weil ich glaubte, etwas Verdienstliches für die Volksschule zu thun und, wie schon oben bemerkt, eine Lücke in der katholischen pädagogischen Literatur auszufüllen. Sollte mein Unternehmen seinem Zwecke nicht voll entsprechen, so wird es doch zu anderweiten Versuchen anregen und Nachfolgern jedenfalls ihre Arbeit erleichtern. Glücklich würde ich mich fühlen, wenn diese Lebensbilder etwas dazu beitragen könnten, unseren Volksschullehrer-Stand in der Berufsliebe zu

stärken, für's Amt tüchtiger zu machen, vor falschen Propheten zu warnen und in den Grundsätzen zu befestigen, mit welchen Schulen und Lehrer allein zum Segen der Menschheit gereichen. Mein schönstes Ziel bleibt, jungen und alten Lehrern das Herz für ihren Beruf zu erwärmen, diese Wärme aber auch mit einem Feuer zu nähren, welches dem Urquelle alles Lichtes entnommen, deshalb unvergänglich ist, wie dieser. Wie oft hat mich in stillen Stunden des Nachdenkens oder der Verzagtheit das Andenken an die ausdauernde Liebe so manches edlen Mitarbeiters auf dem steinigen Felde der Erziehung und des Unterrichtes gehoben und mit neuer Geduld und neuem Muthe erfüllt! Möge ein Gleiches vielen Lehrern durch diese Lebensbilder geschehen! —

Der Verfasser.

Vorbemerkung zur zweiten Auflage.

Daß diese Schrift eine neue Auflage erlebt, ist der schönste Lohn, den ich mir für meine Arbeit wünschen konnte, und ich bin dafür um so dankbarer, als mir die Unvollkommenheiten wohl bewußt sind, welche diesem ersten derartigen Versuche auf dem Gebiete der katholischen pädagogischen Literatur noch anhaften. Ich habe es daher auch für eine hochwichtige Pflicht gehalten, die verbessernde Hand nicht ruhen zu lassen und manche interessante Erweiterungen und Notizen zuzufügen, welche mir die Zeit, Freunde und fortgesetzte Studien lieferten. Es konnte und durfte dabei jedoch der eigentliche Zweck und die eigentliche Sphäre des Ganzen, wie solche die Vorrede zur ersten Auflage genau angibt, nicht überschritten werden. Ein entsprechendes Maß blieb unerläßlich. Dennoch hat manche wichtige und interessante Bereicherung stattfinden dürfen, über manche Charactere und Begebenheiten konnte ein helleres Licht verbreitet werden, so daß ich mich der Hoffnung hingebe, das Ganze werde seinem edlen Zwecke jetzt noch mehr entsprechen und mit Gottes Hülfe und Segen nicht ohne Nutzen für die Volksschulen, deren Lehrer und Leiter bleiben! —

Trier, im Juni 1869.

Der Verfasser.

Erste Abtheilung.

Aus dem Alterthume.

Confucius. China.

Kaum ist mit einem Worte in der Welt mehr gespielt und Mißbrauch getrieben worden, als mit dem Worte: „Humanität“, und sein Einfluß ragt auch mächtig in die Erziehungsbestrebungen hinein, da Viele früher und noch jetzt, gerade in die Humanität das Ziel aller Pädagogik setzen wollten. Freilich gilt auch hier die Erfahrung, daß sich da ein Wort einstellt, wo der Begriff fehlt; denn Manchen, die viel über Humanität reden, möchte es schwer werden, deren Begriff zu definiren. Sollen wir das letztere versuchen, so würden wir unter jenem Worte Alles das begreifen, was zu dem aus der Ebenbildlichkeit Gottes hervorgehenden Adel der Menschheit unveräußerlich und allgemein gehört und ebensowohl auf ein gemeinsames Ziel aller einzelnen Menschen, als auf allgemeine Rechte und Pflichten hinweist, von denen Keiner persönlich ausgeschlossen werden kann. Wenden wir diesen Begriff erfahrungsmäßig auf die Menschheit an, wie sie uns im Ganzen und Einzelnen entgegentritt, so leuchtet leider ein, daß er niemals vollkommen verwirklicht ist, sondern immer nur eine Idee bleibt, die in das Menschenleben Aufschwung und Streben bringt, daß er aber auch einen Maßstab abgibt, wonach sich die wahre Civilisation ermessen läßt. Je mehr in den verschiedenen Völkern und Zeiten der Einzelne sich im Ganzen wieder findet, je richtiger er sein Verhältniß zu Andern erkennt, und dies in seinen Beziehungen zu den Eltern, den Kindern, der Gattin und dem Nächsten kund gibt, desto mehr haben auch Individuen und Völker ihrer Aufgabe genügt. Versuche hiezu, Ahnungen dieser Idee, finden wir mehr oder weniger fast bei allen Völkern und zu allen Zeiten, freilich immer noch neben den gräßlichsten Ausschreitungen und den unmenschlichsten Aeußerungen roher Tyrannei. Selbst die Griechen, dieses gepriesene Volk des Alterthums, haben den Begriff der Humanität nur ungenügend oder auch gar nicht gekannt, denn auch bei ihnen finden wir nichts weniger, als die Erkenntniß einer natürlichen Einheit der Menschen in gemeinsamem Ziele und gleicher Berechtigung. Mit Recht erblickt man daher in dem Bilde der Sphinx auch das Abbild griechischer Humanität. Wenn der Obertheil auch eine schöne, majestätische Jungfrau ist, so läuft der Untertheil doch in ein Thier aus. So ist es mehr oder weniger mit allem Adel und

aller Freiheit des Heidenthums. Nur aus dem Christenthume konnte der rechte Begriff der Humanität hervorsprossen, aus dem Christenthum, welches Gott unsern, d. i. Aller Vater nennt und uns alle von Einem Menschenpaare abstammen läßt, endlich aber auch in der Person Christi göttliches Leben in menschlicher Form bietet, um die gefallene Menschheit wieder unter einem Haupte zu vereinigen.

Diese Gedanken enthalten kurz das Thema, zu welchem die nunmehr folgenden Bilder aus der vorchristlichen Zeit nur Variationen sind, und deshalb stehen sie an der Spitze, ohne die Wiederholung ganz auszuschließen. Möge das Beispiel China's die nächste anschauliche Grundlage sein! —

Unter der Regierung des chinesischen Kaisers Ling-wang, im Königreiche Lu, welches China tributpflichtig war, wurde Confucius (Kong-Fu-Dsü) um's Jahr 551 v. Chr. geboren. Sohn eines hohen Staatsbeamten, zeichnete er sich schon früh durch sittlichen Ernst und Wißbegierde aus. Im fünfzehnten Lebensjahre begann er seine tieferen Studien, im siebzehnten erhielt er die Würde eines Mandarin, und widmete sich späterhin mit besonderer Vorliebe der Jugenderziehung und der Veredlung seines Volkes. Von den Großen des Landes, welche ihn wegen seiner Gelehrsamkeit und hohen Geistesgaben beneideten, wenig unterstützt, zog er sich bei Zeiten von allen öffentlichen Stellungen zurück und setzte seine Hauptaufgabe nur darein, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um der Verderbtheit seines Volkes und dessen sittlicher Versunkenheit abzuhelfen. Er wollte keine Neuerungen einführen, sondern nur das vorhandene Gute sammeln, ordnen und sichten und in die Herzen der Menschen schreiben. Er rieth, dem Herrn des Himmels zu gehorchen, ihn zu ehren und zu fürchten, den Nächsten wie sich selbst zu lieben, die Leidenschaften und Begierden zu beherrschen und jederzeit auf die Stimme der Vernunft zu achten. „Was ich euch lehre," sagt Confucius, „könnt ihr Menschen aus euch selbst lernen, wenn ihr von euren geistigen Fähigkeiten den gehörigen Gebrauch macht. Nichts ist so einfach und natürlich, als die Grundsätze des Sittengesetzes. Alles, was ich euch lehre, haben die Weisen schon vor alten Zeiten geübt, und diese Uebung läßt sich zurückführen auf die drei Beziehungen zwischen Fürst und Volk, zwischen Vater und Sohn, Gatte und Gattin, so wie auf die fünf Haupttugenden der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, der Beobachtung eingesetzter Ceremonien und Gebräuche, der Wahrheit und aufrichtigen Offenherzigkeit. Diese Tugenden machten die ersten Lehrer des menschlichen Geschlechtes ehrwürdig während ihres irdischen Wandels und lohnten sie später mit Unsterblichkeit; nehmen wir sie zum Muster und zur Richtschnur unseres Lebens."

— Lange Zeit verfolgt, wußte Confucius nicht, wo er sein Haupt niederlegen sollte. „Ich bin treu, wie ein Hund,“ ruft er aus, „und werde wie ein Hund behandelt! Doch, was liegt an der Erkenntlichkeit der Menschen? Ich werde nicht aufhören, so viel des Guten zu vollbringen, als ich vermag.“ Zu seinen äußeren Kämpfen kamen auch innere. — Von sich selbst sagte er, daß er im fünfzigsten Lebensjahre die ewigen, vom Himmel stammenden Gesetze erst recht verstanden, im siebenzigsten aber erst keinen Widerspruch des Herzens gegen das Gesetz mehr empfunden habe. Seine Schüler theilte er in vier Klassen, von denen die unterste Nachdenken lernen und sich Tugenden aneignen, die zweite aber sich im Urtheilen (Rechtsprechen) und der Redekunst üben sollte. Die Aufgabe der dritten Klasse war die Kenntniß des Staatsorganismus und seiner Verwaltung; die vierte endlich sollte sich in der Moral oder im Sittengesetze theoretische Kenntnisse und praktische Fertigkeit erwerben, war also wesentlich nur eine höhere Stufe der ersten Klasse. „Mein größtes Verdienst,“ sagte der Weise, „ist, daß ich selbst mit Vergnügen der Weisheit nachstrebe und Andere unverdrossen belehre.“ Der Jugendbildung widmete er sich besonders deswegen, weil er hierin das Hauptmittel erblickte, die Menschheit wieder der ursprünglichen Reinheit entgegen zu führen, welche sie zwar vom Himmel erhalten, aber wieder verloren habe.

Die Weisheit des Confucius ist vielfach in kurze Denk- und Sittensprüche gefaßt und empfiehlt in solchen wiederholt Mäßigung im Genusse sinnlicher Freuden. Wie das Familienleben noch jetzt die Grundlage aller Verhältnisse in China ist, so mußte übrigens auch die Erziehung hievon ausgehen, und es ist natürlich, daß Confucius, wie alle Weisen des Landes, die Familie zunächst in's Auge faßte. Das Volk, das ganze Volk, soll sich selbst als eine große Familie betrachten, an deren Spitze der Kaiser als Vater steht. Sind die Angelegenheiten des Hauses wohl geordnet, so sind es auch die des Staates, heißt es in einer dem Confucius zugeschriebenen Schrift, und wer die Eltern verehrt, wird auch den König hochachten, dieser aber in seinen Unterthanen seine Kinder erkennen.

Daß zunächst im Familienverbande der unbedingte Gehorsam die erste Tugend war, läßt sich hienach schon vermuthen. Der richterliche Beamte war verpflichtet, den Sohn sofort auf jede Anklage seines Vaters hin und ohne weitere Beweisführungen zu bestrafen, denn man schloß, daß jeder Sohn strafbar, mit dem der Vater überhaupt unzufrieden sei. Furchtbar war die Strafe des Elternmordes. Der ganze Bezirk gerieth bei solch' einem Ereignisse in Bewegung. Der Kaiser selbst übernimmt das Richteramt; alle

Beamte des Districtes werden abgesetzt, weil man annimmt, daß nur unter einer schlechten Verwaltung eine solche Greuelthat vorkommen könne, der Schuldige aber wird in Stücke gerissen und sein Haus nebst Umgebungen von der Erde vertilgt. Tödtet ein Vater sein Kind, so wird er deshalb nicht bestraft. Arme Eltern opfern gar oft ihre Kinder, namentlich die Mädchen, dem Flußgotte, indem sie diese mit einem Kürbis am Halse in's Wasser werfen; auch das Aussetzen der Kinder ist ein sehr häufiger Gebrauch. Nach einigen Angaben sollen die Jesuiten allein in drei Jahren an 9700 solcher Kinder gerettet und in der christlichen Religion erzogen haben.

Eben weil man in China die kindliche Liebe und den kindlichen Gehorsam als die Grundlage aller Tugenden des Staatsbürgers ansieht, ist dort auch außerordentlich viel über die Erziehung geschrieben worden. Auch der Vornehmste ist der Pflicht des kindlichen Gehorsams keineswegs entbunden, und ein Fürst erst dann zur Vollendung gelangt, wenn er darin Allen durch sein Beispiel vorleuchtet. Fehler gegen die kindliche Liebe finden nirgends und unter keinen Umständen Entschuldigung. Confucius stellte diese Tugend so hoch, weil er durch sie jeder Uneinigkeit im Staatsleben, jedem Zwiespalte zwischen Regierenden und Regierten zu begegnen hoffte. „Der Fürst," sagt er, „ist dem Volke Vater und Mutter. Hege für ihn die Liebe, welche du für deine Mutter fühlst; wer sich wider den König auflehnt, der sündiget, weil sein Herz keine kindliche Liebe hegt, durch die der Gehorsam leicht wird." Tseng, ein Schüler des Confucius, sagt: „Freuet euch darüber, wenn euch Vater und Mutter lieben; wenn sie euch aber hassen, so sehet euch wohl vor, daß ihr sie nicht betrübt." In einer andern Schrift über Erziehung heißt es: „Der Sohn stehe früh auf, wasche sich, damit er gehörig rein vor seinem Vater erscheinen könne, gehe sehr bescheiden in dessen Zimmer, frage nach seinem Befinden, reiche ihm das Wasser dar und erweise ihm alle Dienste der Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit." — Im Buche Liki wird das untergeordnete Verhältniß des Sohnes zu den Eltern aufs schärfste bezeichnet. „Wenn die Eltern irren," heißt es unter Anderem, „so soll sie der Sohn mit Demuth, Bescheidenheit und Sanftmuth auf den Irrthum aufmerksam machen. Weisen sie jedoch den Tadel zurück, so soll er sich bestreben, immer gehorsamer und ehrerbietiger gegen sie zu sein, und dann möge er ihnen ihren Irrthum wieder vorhalten. Und wenn die erzürnten Eltern den Sohn züchtigen, bis das Blut herabfließt, so darf er dennoch keinen Groll gegen sie hegen, sondern muß sie nur mit um so größerer Ehrerbietung behandeln." — Durch die gesetzlich gestattete Vielweiberei wurde allerdings das eigentliche Familienleben und die Familienerziehung erschwert, doch wirkte der Umstand wieder erleichternd, daß die erste Frau stets den Vorrang

vor allen andern behauptete und auch von allen übrigen Kindern als Mutter betrachtet und geehrt werden mußte. Auch war die Ehescheidung erschwert und nur in wenigen Fällen, z. B. Ehebruchs halber, gesetzlich durchzuführen.

Im Allgemeinen hat man in China vom weiblichen Geschlechte eine geringe Meinung, weshalb auch für dessen Erziehung noch jetzt wenig geschieht. Die Schule der Kinder, eine pädagogische Schrift, will, daß die Mädchen vom zehnten Jahre ab nur im Hause leben und dieses nicht verlassen. Sie sollen dann zur äußeren Anmuth, zu freundlichem Benehmen und zur Wohlredenheit erzogen, mit dem zwanzigsten Jahre aber verheirathet werden. Kinder sind den Chinesen ein großer Segen des Himmels. Wird dem Hause ein Mädchen geboren, so hängt man Spindel und Garn an die Thüre, ist das Neugeborene aber ein Knabe, so schmücken Bogen und Pfeile die Pforte. Auf diesen sinnigen Gebrauch bezieht sich ein Gedicht im Schiking, einem von Confucius zusammengestellten Liederbuche, dessen meisterhafte Uebersetzung von Rückert wir unsern Lesern nicht vorenthalten mögen, indem sie hieraus wieder entnehmen können, wie der deutsche Geist das Vortrefflichste aller Völker sich anzueignen und zu verarbeiten weiß.

Symbole.

1. An des Hauses Pforte,
Stellt sich rechts der Knecht,
Und am andern Orte
Links die Magd zurecht,
Harrend, bis es sich erweiset,
Welch' Geschlecht
Die gebar, die jetzt im Hause kreiset.

2. Jedes hält ein Zeichen
Von Bedeutung schwer,
Die sich beide gleichen,
Ungleich doch so sehr.
Nämlich den besehnten Bogen
Schwinget er,
Sie die Spindel, weich mit Garn bezogen.

3. Wenn man auf die Windel
Legt ein Mägdelein,
Steckt die Magd die Spindel
An den Pfosten fein.
Nichts bescheert ist einem Mädchen,
Als allein
Still zu spinnen seines Glückes Fädchen.

4. Ob sie Jungfrau bleibe
Oder sich vermählt;
Schande jedem Weibe,
Dem die Spindel fehlt!
Wenn der Kaiser sie zu seiner
Gattin wählt,
Spinne sie das Fädchen um so feiner.

5. Wenn das Glück gewogen,
Einen Knaben schenkt,
Kühn wird Pfeil und Bogen
Vor dem Thor verschränkt.
Stets sei er zum ernsten Spiele
Hingelenkt,
Ob er niedriger, ob höher ziele.

6. Welch' Geräth berühren
Er noch sonst mag klug,
Ob die Feder führen,
Oder ob den Pflug;
Führt er nicht auch Pfeil und Bogen
Gut genug,
Ist das Vaterland um ihn betrogen.

7. Unsere Pfeile müssen
Schwirren in der Luft,
Feinde scharf begrüßen,
Wo der Kaiser ruft,
Dann nach abgethanem Schrecken
Unterm Duft,
Schatt'ger Wälder Jagdlust ihm erwecken.

Aus demselben Liederbuche und von demselben Uebersetzer mögen noch folgende Sprüche eine Stelle finden:

1. Wer nicht Körner säet
Dem wachsen nicht die Aehren,
Und wer die Saat nicht mäht,
Wovon will er sich nähren?

2. Trachte, daß dein Aeußeres werde
Glänzend und dein Inneres rein;
Jede Miene und Gebärde,
Jedes Wort ein Edelstein!
Um zu sein der Herr der Erde,
Gatte Wesenheit und Schein.

3. Ob du wachest oder ruhest,
Denke stets, daß du dir selber nicht lebest;
Was du lassest oder thuest,
Nie vergiß, daß du ein Beispiel gebest.

4. Nicht den leicht'sten Fehler kannst du hegen,
Der mit schwerem Schaden dich verschone;
Doch auch nicht die kleinste Tugend hegen,
Die sich dir nicht zweifach lohne.

Das erwähnte Liederbuch Schiking enthält über 300 Lieder, welche insbesondere auch der Jugend gewidmet sein sollten und darum das Edelste und Beste boten, was die Volkspoesie enthielt. Gesang und Musik waren überhaupt bei den Chinesen in hohem Ansehen und gelten für ein Hauptbildungsmittel, obgleich sie nie viel darin geleistet haben.

Ein wichtiges Werk über Erziehung, betitelt: der häusliche Schatz oder Sammlung der Familienkostbarkeiten, enthält in 100 Artikeln eine ausführliche Schulordnung, aus der wir noch Einiges herausheben:

Mit Tagesanbruch beginnt nach dieser Schulordnung der Unterricht, vor dessen Anfang die Schüler erst des heiligen Confucius und dann ihres Lehrers gedenken, diesen ehrfurchtsvoll grüßend. Ueberhaupt ist die Ehrfurcht vor dem Lehrer sehr groß. Er steht in der Verehrung zunächst hinter den Eltern und dem Großvater und beansprucht diese Hochachtung während seines ganzen Lebens. Ein chinesisches Sprüchwort sagt: „Wen man einmal für seinen Lehrer erkannt hat, den muß man lebenslang wie einen Vater verehren.“

Ist die Schule zahlreich, so sollen die Kinder abtheilungsweise nach Hause entlassen werden, indem man die jüngsten oder die am entferntesten wohnenden zuerst entläßt; niemals aber ist es den Schülern gestattet, sich auf dem Heimwege in Spiele einzulassen. Zu Hause angekommen, sollen sie erst die Götter und Ahnen, dann Eltern und Verwandte begrüßen. Treffen sie einen Fremden, so haben sie sich vor diesem ehrfurchtsvoll zu neigen und ihn mit seinem Titel zu nennen. Auf seinem Sitze muß sich jeder Knabe der anständigsten Haltung befleißigen, darum auch niemals die Beine übereinander schlagen oder sich bequem anlehnen. Auf der Straße muß er anständig und ruhig einherschreiten und nicht mit Andern Arm in Arm gehen. Begegnet er einem Vorgesetzten oder älteren Verwandten, so halte er sich anständig, neige das Haupt, kreuze die Hände über die Brust und verbeuge sich tief. Wird er gefragt, so antworte er bescheiden und gehe dann seines Weges. — In der Schule sitzen alle nach dem Alter, und wenn ein Fremder eintritt, so heben sie sich ehrerbietig von ihren Sitzen. Seine Bücher soll der Schüler besonders reinlich halten und sich beim Lesen vor Zerstreuung und Gedankenlosigkeit sorgfältig hüten.

Da das Schönschreiben bei den Chinesen eine ebenso schwere als hochgeachtete Kunst ist, so enthält jene Schulordnung auch darüber so umfassende Regeln, daß sogar die Warnung vor Beschmutzung der Finger nicht vergessen ist. Nicht lasse man sich Tinte und Staub im Schreibzeuge vermengen, nicht den Pinsel in der Tinte schlafen. Nur die Bücher und Geräthe, welche unmittelbar zum Unterrichte gehören, dürfen mit zur Schule gebracht werden, niemals andere Schriften, wie denn überhaupt jedes Buch, was dem Vergnügen dient, nur ein Hinderniß ernster Studien und von der Jugend ebenso fern zu halten ist, wie überflüssiges Geld und Spielzeuge. Diejenigen, welche sich den strengen Wissenschaften widmen, sollen sich nicht mit der Poesie beschäftigen, denn diese bewirkt allemal, daß man die Studien vernachlässiget. Ebenso sind alle Gewinnstspiele der Jugend nicht zu gestatten, denn sie erregen Leidenschaften und sind die Ursache vielfachen Verderbens. Faule Schüler sollen durch stufenweise gesteigerte Strafen zum Fleiße an-

gehalten werden. Helfen ernste Ermahnungen nicht, dann mögen sie knieen, erst auf ihrem Platze, dann vor der Thüre, endlich möge körperliche Strafe eintreten, nie aber gleich nach dem Essen vollzogen werden.

An die Person der Lehrer werden sehr ernste Forderungen gestellt. Sie sollen nicht blos weise, sondern auch pflichtgetreu sein, und sich nur mit ihrem Amte, nicht aber mit Abfassung von Bittschriften, Mäklergeschäften, Arzneiverfertigung ꝛc. beschäftigen.

Zur Förderung des Fleißes sollen sich die Schüler ein Tagebuch halten und dieses von Zeit zu Zeit aufmerksam durchgehen. Arbeite immer, verschiebe nicht auf morgen, arbeite früh in den ersten Tagesstunden und deine Fortschritte werden dich lohnen. Nicht die Anzahl der Bücher, sondern deren gute Benutzung fördert uns.

Sind wir ermüdet, dann mögen wir uns durch mannigfache Körperbewegungen wieder erfrischen. Das Ziel aller Erziehung und alles Studiums bleibt immer die Tugend, und darum sollte auch jede Tageslection mit einer kurzen inhaltreichen Geschichte schließen.

Der Unterricht beginnt übrigens bei den Chinesen schon mit dem fünften oder sechsten Jahre; er besteht zunächst in der Benennung von Dingen, welche stark in's Auge fallen und die Einbildungskraft beschäftigen, also in einer Art Anschauungsunterrichtes. Das erste Schulbuch heißt Pe-kia-sing und enthält die Namen aller Personen aus hundert hohen Familien, das zweite Schulbuch Tha-ta ist eine Sammlung von gemeinnützigen, wissenswerthen Dingen, eine Art Realbuch, das dritte Thien-the-ouen ist eine Vereinigung von tausend Buchstaben; das vierte Schulbuch endlich San-thea-king enthält eine Sittenlehre und die Anfangsgründe der Geschichte. Furcht und die strengste Disciplin treiben zum Lernen, und der faule Schüler erhält mit dem Bambusrohre die derbste körperliche Züchtigung. Der Länge nach mit dem Bauche auf einer schmalen Bank liegend empfängt er seine Portion Hiebe.

Häufige Prüfungen, theils vor den Familienhäuptern, theils vor Mandarinen uud höheren Staatsbeamten, fördern den Fleiß und die Pflichttreue der Lehrer und Schüler. Die höchste Bildungsanstalt des Reiches ist jetzt das kaiserliche Seminar zu Peking, welches die meisten wissenschaftlichen Lehrer und Staatsbeamten ausbildet. Hier wird auch das Staatsexamen abgelegt, dem der Kaiser selbst vorsitzt. Oft melden sich zu diesem Examen an 5000 junge Männer, und wer es glücklich bestanden, wird durch ein kaiserliches Diplom zum Zinge (oder Thin-tse), d. h. zur Staatsperson, und hat Anrecht auf die höchsten Aemter. Alle drei Jahre sind etwa nur 270 Personen so glücklich, das Zinge-Diplom zu erringen. Unter diesen erhalten wieder die drei vorzüglichsten den Titel eines

Schülers des himmlischen Sohnes. Wer als Zinge nach Hause zurückkehrt, wird mit Jubel und Festlichkeiten empfangen.

Sprache und Schrift sind, wie schon gesagt, die Hauptgegenstände des Unterrichtes, weil sie mit den meisten Schwierigkeiten verbunden sind. Es liegt dies an den Eigenthümlichkeiten der chinesischen Sprache. Sie drückt wohl die Bedeutung, nicht aber die Beziehungen der Begriffe lautlich aus, letzteres geschieht wesentlich nur durch die Stellung des Wortes im Satze und durch die Betonung. Hauptwort, Zeitwort, Adjectiv, Umstandswort rc. sind durch die äußere Form nicht zu unterscheiden. Die richtige Stellung der Wörter im Satze ist Hauptsache. So bedeutet ngó tà ni ich schlage dich; aber ni tá ngo würde heißen: Du schlägst mich. So heißt ngŏ gin ein schlechter Mensch; gin ngŏ würde heißen: Der Mensch ist schlecht*). Die Sprache besteht aus lauter einsylbigen Wörtern, die zumeist mit einem Consonanten anlauten und mit einem Vokal enden. Consonantengruppen kennt sie nicht, manche Consonanten fehlen: so r, d, z, l. — Es kommen im Ganzen 450 bis 480 Lautverbindungen vor, die aber durch die verschiedenen Betonungen auf 1200 vermehrt werden, doch bleibt der Wortvorrath ein sehr geringer. Der Zusammenhang muß immer die Bedeutung an die Hand geben, und jede Sylbe ist sehr vieldeutig. Während in unseren Sprachen das Wort Herr ist, bleibt es bei den Chinesen ein Sklave, der sich Alles gefallen lassen muß, dennoch aber so unvollkommene Dienste leistet, daß der Gedanke nicht anders, als durch die Hülfe des Pinsels genau bestimmt werden kann**). Daher gibt es keine eigentliche Buchstabenschrift, sondern die Schrift war ursprünglich eine reine Bilderschrift, für jede Bedeutung ein besonderes Zeichen, weshalb Jemand eine Schrift verstehen kann, ohne ordentlich lesen zu können. Der Schriftzeichen sind über 50,000, die perpendikulär unter einander gesetzt werden, theils reine Bilder, also Begriffs- und Lautzeichen zugleich, theils Schriftcharaktere, d. i. Zeichen, die aus einem Lautzeichen und einem Begriffszeichen zusammengesetzt sind***); — das eine Zeichen ist nämlich so vieldeutig, daß ein anderes dazu gefügt werden muß, um ihm einen bestimmten Begriff zu geben. Die Redetheile sind gar nicht gesondert, es gibt keine Formenlehre, die Grammatik ist nur Lehre von der Satzbildung (Syntax); Geschlecht, Zahl und

---

*) Vergleiche Dr. Max Müller's Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache.

**) Schu mit gedehntem u bedeutet Herr, ohne Betonung dagegen: Schwein, leicht und rasch gesprochen: Küche.

***) Das Bild eines Pferdes mit der Sylbe lu bedeutet Seele; ein Hund und die Sylbe lang bedeutet den Wolf; ein Fisch und li — ist Karpfen.

Fall werden durch gewisse Substantive bezeichnet, Passiv und Activ unterscheiden sich nur durch die Stellung oder ersteres wird umschrieben.

Zum Schlusse dieser Erörterungen über die Erziehung der Chinesen möge noch Einiges über deren Religion bemerkt werden. Das Volk hängt dem Buddhaismus oder der Religion des Foh an, wie die Chinesen den indischen Buddha nennen. Hienach gibt es einen mit Weltenstoffen angefüllten Raum von Ewigkeit zu Ewigkeit, in welchem nach ewigen unveränderlichen Gesetzen die Welten entstehen und vergehen. Aus diesem Raum entstand auch unter furchtbaren Stürmen durch Vereinigung der Atome aus dem Wasser die jetzige Welt, welche durch einen Geist belebt wird, der sich in der Materie durch unzählige Formen vereinzelt, für sich selbst aber in steter Ruhe ist, und sich nicht in die Weltregierung mischt, weil diese durch ein starres, unabänderliches Geschick oder Fatum bestimmt worden ist. Der Mensch aber kann nach seinem freien Willen handeln und wird nach seinen Werken gerichtet. Beschauliche Ruhe und Ertödtung seiner selbst, Aufgehen in seliges Nichts, ohne jedoch die Selbstständigkeit zu verlieren, ist höchster Gipfel des religiösen Lebens. Je mehr die Religion in die höheren Regionen steigt, desto mehr wird sie zum unbestimmten Pantheismus, je tiefer sie in's Volk geht, desto mehr besteht sie in Aeußerlichkeiten. Ein prunkvoller Gottesdienst mit Opfern und Festen wird von einer großen Schaar von Priestern (Bonzen) geübt, ohne jedoch auf die Herzen einzuwirken. Der gelehrte Stand ist wesentlich der Sittenlehre des Confucius zugethan.

Die Buddha-Religion stammt aus Indien, wo sich im 6. Jahrhundert vor Chr. der Reformator Gautama vom Braminenthume losriß. Er verwarf dessen Kircheneinrichtung und die Dreiheit des göttlichen Wesens, nahm aber eine Seelenwanderung an, vermöge welcher alles sichtbar Lebendige wieder zum unsichtbaren Ursprunge zurückkehren müsse. Deshalb wandre die Seele durch thierische Gestalten bis zur menschlichen und könne sich aus dieser zur göttlichen Ruhe und Reinheit, zu einem Buddha oder gottgleichen Wesen erheben. Daß Gautama der erste Buddha war, versteht sich von selbst. Der Oberpriester Dalai Lama ist die fortwährende Verkörperung Buddha's und wechselt nur die leibliche Hülle, stirbt aber nicht.

China ist das Land des Stillstandes, ohne geistige Regsamkeit und Entwickelung. Früh schon hatten seine Bewohner eine höhere Stufe der Bildung erreicht und waren namentlich in manchen Erfindungen (Schießpulver, Porzellan, Compaß 2c.) andern Völkern vorgeschritten. Seit alten Zeiten bezog die Handelswelt manche Artikel von dorther, wie die Seide, die Tusche und den Thee.

Ebenso kannten und übten die Chinesen schon früh eine Art Buchdruckerkunst mittelst auf Holztafeln geschnittener Typen, sie hatten Kalender und die vortrefflichsten Schreibmaterialien weit eher, als die Völker des Westens. Aber sie sind nicht vorwärts gegangen, und haben ihre Erfindungen wenig benutzt. Ihr eigener Hochmuth, der Despotismus, ihre durch Sprache und Schrift begünstigte Abgeschlossenheit haben den Fortschritt verhindert. Wenn auch das despotische Regiment China's keineswegs auf persische oder türkische Weise tyrannisch-willkührlich ist, so ist dadurch doch Alles in so enge und strenge Formen gezwängt, Alles so abgemessen und in so scharf bestimmte Kreise gewiesen, daß sich die Beamten mit ihren achtzehn Rangklassen wie Drahtpuppen bewegen, und daß das Volk kein Vaterlandsgefühl, keine Nationalbegeisterung kennt. Mißtrauisch und listig, ja sogar boshaft gegen Ausländer, namentlich gegen Christen, hält man alle fremde Einwirkung, alles bessere Beispiel von außen her möglichst und so lange fern, als es Eigennutz, Geldgier und persönliche Sicherheit irgend gestatten. Zwar scheuen die Missionäre keine Mühe und Gefahren, um das Christenthum einzuführen, und noch lebt und wirkt der Geist eines Franziskus Xaverius († 1552); aber der Schwierigkeiten sind gar viele, und die ewige Wahrheit breitet sich nur langsam aus, nicht selten durch das Blut ihrer hochherzigen Verkünder besiegelt. Noch sind darum auch Lebensekel mit Selbstmord nirgends häufiger als in China, und viele unglückliche Menschen haben im vorgeschrittenen Alter keinen Trost, als sich auf ihren Särgen sitzend mit dumpfem Hinbrüten ins ewige selige Nichts zu versenken!

Wohl mag es uns erfreuen, daß die Erziehung und der Unterricht in China Gegenstände besonderer Aufmerksamkeit waren und sind, und daß die Lehrer in höchster Achtung stehen; aber diese Freude wird bedeutend durch den Umstand herabgestimmt, daß das weibliche Geschlecht nur wenig Nutzen aus jener Aufmerksamkeit zieht. Wird auch das Weib nicht so despotisch und nicht in dem Maße als Sache behandelt, wie bei vielen andern asiatischen Völkern, so gilt es doch immer als ein geringeres Geschöpf, dessen Geist man einschnürt und engt, wie seine Füße. Charakteristisch in Bezug auf die niedrige Ansicht vom Weibe und dessen Fähigkeiten ist die Aeußerung eines chinesischen Philosophen, welche im Magazin des Auslandes von 1834 mitgetheilt wurde. „Selbst Affen unterrichtet man im Gaukelspiele, heißt es da, Hunde lehrt man Mühlen treten, Mäuse richtet man ab, so daß sie in Walzen laufen, und endlich werden Papageien unterwiesen, Verse herzusagen. Wenn es demnach ausgemacht ist, daß selbst Vögel und wilde Thiere durch Unterricht zum Begreifen menschlicher Dinge gebracht werden können, um wie viel mehr müssen nicht junge Mädchen dazu fähig sein, da sie

doch wenigstens an und für sich schon menschliche Geschöpfe sind!" — Nur dem Christenthume kann das Weib eine andere Stelle, seine rechte Würdigung verdanken.

Wir freuen uns ferner des Eifers der Chinesen in der Pflege der Kindesliebe, in der Heilighaltung des Familienlebens. Aber versteckt sich nicht hinter dieser Pflege der Autorität und kindlichen Ehrfurcht die riesigste Selbstsucht, der jämmerlichste Despotismus? Kann man sich etwas Rechtloseres denken, als ein chinesisches Kind! Jede Anklage zieht ohne weitere Untersuchung sofort Strafe nach sich; allemal ist der Sohn im Unrecht und jeder Willkür des Vaters preisgegeben. Während den Vatermörder mit Recht fürchterliche Strafen erwarten, darf der Vater ungestraft sein Kind mißhandeln, ja sogar tödten. Es kann uns nicht entgehen, daß Autorität, Heiligkeit der Familie, unbedingter Gehorsam und alles hierher gehörige Ceremoniell nur den Zwecken des Eigennutzes und insbesondere des Staatsdespotismus dienen. Der blinde, sklavische Gehorsam des Sohnes, die ganze Summe äußerer Ehrenbezeigungen gegen den Vater sollen nur eine Vorbereitung für die Unterwürfigkeit gegen alle Beamten und den ganzen Staatsorganismus sein. Der moralische Gesichtspunkt, die tiefere Auffassung des Familienlebens zum Zwecke sittlicher Veredlung können sich nicht geltend machen, weil der warme Odem des Christenthums fehlt und an dessen Stelle die Politik als kalter Rechenmeister tritt.

Daraus erklärt sich denn auch, daß die Erziehung der Chinesen so viel auf Aeußerlichkeiten gibt und überhaupt mehr abrichtet, als bildet. Man denke an die Vorschriften, wie sich der Sohn beim Eintritte in's elterliche Haus, wie sich der Schüler auf der Straße und in der Schule zu benehmen hat. Wer wollte es tadeln, daß solche Vorschriften gegeben werden, und daß auch das äußere Benehmen ein Gegenstand der Aufmerksamkeit ist? Aber das äußerliche Benehmen darf niemals blos äußerlich bleiben, niemals die Einwirkung darauf das entschieden Vorwiegende sein. Zwar sagen auch die Weisen China's, daß die Tugend das letzte Ziel der Erziehung sein müsse; aber die Kleinlichkeit der Regeln für's äußere Benehmen und das entschiedene Uebergewicht solcher Regeln vor den moralischen Vorschriften widerspricht dieser Forderung eben so sehr, als der Charakter des ganzen Staatslebens. Neben manchen vortrefflichen Lehren, die unsern heutigen Erziehern warm empfohlen werden können, ist gar Vieles, was uns überzeugen muß, daß die gesammte chinesische Bildung nichts ist, als eine Dressur. Der ganze Staat ist in seiner Gesammteinrichtung nichts als eine — große „Kleinkinderschule!" — Ihm fehlen die rechte Freiheit und der lebendige Anschluß an die Menschheit.

Lykurg.

Lakonika, die südöstliche Landschaft des griechischen Pelopones, ist der Boden, welchen wir jetzt betreten. Kaum 87 Quadratmeilen groß, zur Blüthezeit von etwa 200,000 Menschen bevölkert, ist dieses Ländchen doch durch alle Zeiten wegen seiner Gesetzgebung und gesammten Verfassung berühmt. An den Namen „Lykurg" knüpft sich ein großer Theil griechischer Entwickelung und Geschichte. Er ist nicht bloß Gesetzgeber, sondern auch Erzieher im großartigsten Maßstabe. Seine Bestrebungen waren auf ein ganzes Volk gerichtet; aber er sah ein, daß nur dann dauernder Erfolg zu hoffen sei, wenn die Erziehung mit der Jugend den Anfang mache. Schon darum gehört er in den Kreis unserer Schilderungen. Aber auch deshalb verdient er unsere Aufmerksamkeit, weil selten ein Geist seine Aufgabe und den einmal festgesetzten Zweck mit größerer, bis in's Einzelnste gehender Beharrlichkeit durchgeführt hat. Gerade hierin bleibt er ein Muster, sei es für den Staatsmann, der die Bildung der Völker leiten und fördern möchte, sei es für den Lehrer und Erzieher der Jugend. Worin er jedoch irrte und fehlte und aus welcher Quelle seine Fehler flossen, wird uns nicht verborgen bleiben, wenn wir seine erziehlichen Einrichtungen näher kennen gelernt haben.

Was wir über das Leben dieser merkwürdigen Persönlichkeit wissen, ist fast nur als Sage zu betrachten. Er soll um's Jahr 817 v. Chr., nach Einigen auch um 880 gelebt haben und aus königlicher Familie stammen. Er war der Oheim des jungen Königs Charilaos von Sparta und dessen Vormund. Mancherlei Anfeindungen, selbst von der Mutter seines Mündels, bewogen ihn, das Land zu verlassen. Er kam nach Kreta und faßte hier den Gedanken, die Verfassung Sparta's umzugestalten, begab sich aber zunächst noch nach Jonien, wo er von den bisher in Griechenland noch wenig bekannten Gesängen Homer's vollständige Abschrift genommen haben soll. In Folge dringender Aufforderungen kehrte Lykurg nach Sparta zurück, wo der beschränkte Charilaos eine unbefriedigende Scheinherrschaft führte. Nachdem das delphische Orakel sein Vorhaben gebilliget hatte, begann er die Umgestaltung der Verfassung und seine neue Gesetzgebung, ein großartiges tiefgreifendes

Unternehmen, welches nicht ohne Erschütterungen und Widerstand durchgeführt werden konnte. Als es geschehen, nahm er (nach Plutarch) den Spartanern das eidliche Versprechen ab, die neue Verfassung bis zu seiner Rückkehr von Delphi zu halten, wo er den Gott noch weiter um Rath fragen wollte. Als dieser Sparta's Ruhm und Größe verheißen hatte, so lange die Verfassung gehalten werde, endigte Lykurg wahrscheinlich zu Kreta oder Elis sein Leben, nach der Sage durch freiwilligen Hungertod, und befahl noch vor dem Hinscheiden, daß selbst seine Asche in's Meer gestreut, nicht aber nach Sparta zurückgeführt werden sollte.

Lykurg ging bei seiner ganzen Gesetzgebung, so weit sie die Jugend betraf, von dem Grundsatze aus, daß die Kinder dem Staate gehörten und nur für dessen Zwecke zu erziehen seien. Alle Spartaner bildeten nur eine große Familie, und daher standen Heirath, Geburten, Kinderpflege nur im Dienste des gemeinen Wesens. Hagestolze wurden bespöttelt und der äußeren Ehren, welche sonst das Alter beanspruchen durfte, verlustig; die Monogamie war das gesetzlich Angeordnete, und wer drei Kinder in ihr gezeugt hatte, genoß das Vorrecht, von öffentlichen Wachen frei zu sein. Von früh auf mußten sich selbst die Töchter durch Leibesübungen abhärten, denn sie sollten durch Kraft ihre Reize erhöhen. Der junge Mann sollte erst mit dem dreißigsten Jahre heirathen, und dann durch eine Art gutgeheißenen Raubes, wonach er längere Zeit heimlich mit der Erwählten lebte, ehe er sie in's Haus heimbrachte. Die Seelengröße spartanischer Frauen, womit sie nur tapfere Söhne haben, und diese gerne dem Vaterlande opfern mochten, ist bekannt. Als man einer Mutter sagte, daß ihr Sohn darauf bestehe, einen sehr gefährlichen Posten zu vertheidigen, antwortete sie: „Wenn er fällt, so stelle man den Bruder an seinen Platz!" —

Der Vater war Herrscher im Hause und übte diese Herrschaft auch in so weit über die Kinder, als dadurch die Rechte und Zwecke des Staates nicht beeinträchtiget wurden. Jeder andere Bürger durfte übrigens Knaben und Jünglinge nach Befinden der Umstände tadeln und zurechtweisen, da die Kinder ein Staatseigenthum waren, an welchem folgerichtig auch Jedem Berechtigung zustand.

Wie das Kind geboren war, pflegte man es bedeutungsvoll auf einen Schild zu legen, alsdann aber mußte es der Vater bestimmten Personen vorzeigen, welche das Neugeborene nach seiner Leibesbeschaffenheit und Gesundheit prüften. Entsprach das Kind den desfallsigen Anforderungen, so wurde es zur Auferziehung bestimmt, war es aber krüppelhaft oder schwächlich, so wurde es in die Kluft des Taygetus geworfen. Gewickelt wurde kein Kind, denn jedes sollte von früh auf den freien Gebrauch seiner Glieder haben. Bald

mußte das Kind im Hellen (bei Lichte), bald im Dunkeln schlafen, damit es sich an beides gewöhne, und nicht furchtsam werde; es bekam keine Leckerbissen, vielmehr immer nur einfache Kost, wurde aber im Uebrigen nicht rauh behandelt. Schon früh, in den ersten Kinderjahren, nahm das Knäbchen als Zuschauer an den Schmerzensfesten der jährlichen Geißelung Theil und mußte zusehen, wie einzelne Knaben und Jünglinge, welche beim Stehlen ertappt worden waren, bis auf's Blut geschlagen und dadurch gegen Schmerz abgehärtet wurden. Keiner der Gezüchtigten durfte dabei wehklagen, Eltern und Angehörige riefen ihnen Muth zu, und wenn sie standhaft ausgehalten hatten, so erhielten sie einen Kranz zur Belohnung. In den ersten sieben Jahren blieben die Kinder der elterlichen Pflege und Zucht überlassen, welche nur mit einer Wärterin getheilt wurde. Der Vater nahm das Knäbchen mit zu den gemeinschaftlichen Gastmählern und gab ihm hier seine Portion Speise, jedoch ohne Gewürze. So wurde der Sohn an den Vater gewöhnt; die Töchter dagegen verblieben fast ganz der Mutter und dem elterlichen Hause. Hatte der Knabe das siebente Jahr überschritten, so mußte ihn der Vater unfehlbar der öffentlichen und gemeinsamen Erziehung übergeben, von welcher nur der zur Regierung bestimmte Königssohn eine Ausnahme machte. Doch mußte auch dieser wenigstens an den gymnastischen Uebungen Theil nehmen. Die Knaben wurden in Klassen eingetheilt, von denen jede einen Jüngling mit ziemlich großer Vollmacht zum nächsten Vorgesetzten hatte. Ueber Allen stand ein Oberaufseher, welchen man mit äußerster Sorgfalt aus den verständigsten und tapfersten Bürgern erwählte. Oft wurden die Knaben auch zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Erwachsenen zugezogen, um, wie Plutarch sagt, hier eine Schule der Mäßigung zu haben und politische Gespräche anzuhören. Hier sahen sie vorzügliche Lehrer, hier lernten sie scherzen ohne Grobheit und selbst den Scherz ertragen, denn auch das gehörte zu den Spartanertugenden. Daneben war jedoch Dem, der den Scherz durchaus nicht dulden konnte, auch erlaubt, sich ihn zu verbitten. Jedem Eintretenden wies der Aelteste auf die Thüre mit den Worten: Von allem, was hier geredet wird, geht nichts hinaus über diese Schwelle!

Wenn der Knabe der öffentlichen Erziehung übergeben wurde, so bestand seine Kleidung anfänglich nur in einem wollenen Kleide ohne Aermel (Chiton). Nach fünf Jahren, also 12 Jahre alt, kam er in eine höhere, aber auch strengere Klasse und erhielt nun zur Bekleidung noch einen Mantel. Mit zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahre wurde der Zögling unter die jungen Leute gezählt, vom dreißigsten Jahre aber als Mann angesehen und zu allen Kriegs- und Staatsdiensten für verpflichtet erachtet

Daß von der Zeit ab, wo die Erziehung eine öffentliche wurde, der Grundsatz: „Die Jugend muß gehorchen lernen!" zur strengsten Geltung kam, versteht sich von selbst. Gewandtheit des Körpers und Geistesgegenwart wurden außerdem überall erstrebt. Selbst beim Mahle gab der Aufseher bald dem den Vortrag eines Gesanges, bald jenem einen Stoff oder irgend eine Frage zur Beurtheilung auf, welche letztere stets kurz und bündig sein mußte. Genügte der Spruch den Erwartungen des Führers nicht, so biß dieser den Knaben zur Strafe in den Daumen. Auch ältere Bürger fanden sich bei den Mahlzeiten ein, um wieder die Führer zu überwachen, welche bei vorkommenden Verstößen gegen die Pflicht allein genommen und getadelt wurden. Wenn der zwölfjährige Knabe ausging, so mußte er die Hände in den Mantel wickeln und gesenkten Blickes bescheiden einhergehen, während gleichalterige Jungfrauen ziemlich unverhüllt und keck erscheinen durften. Letztere nahmen auch an den gemeinsamen Mahlen, jedoch an abgesonderten Tischen, Theil und wurden in der Kost etwas karger gehalten, damit sie nicht wohlbeleibt würden. Doch war es ihnen gestattet, vom Männertische heimlich Etwas fortzunehmen, nur durften sie sich nicht ertappen lassen, weil sonst Strafe folgte. Die jungen Leute hatten ein kühles und hartes Nachtlager, denn sie schliefen gruppenweise auf dem Schilfe, welches sie sich selbst aus dem Eurotas mit eigenen Händen abgerissen hatten. In diesem Flusse mußten sie auch zu jeder Jahreszeit baden.

Der Lectionsplan für den Unterricht der spartanischen Knaben war sehr einfach. Musik, einige Tänze und vor allem Gymnastik waren die Lehrgegenstände. Lesen und Schreiben wurden nicht gefordert, wohl aber von Einzelnen gelernt. So viel als von der Rechenkunst für's gewöhnliche Leben nöthig war, wurde wahrscheinlich ohne besondern Unterricht aus dem Leben und Verkehr selbst gelernt, wie manches andere durch Uebung, ohne besondere Schule. Was hauptsächlich durch schulmäßige Unterweisung erlernt wurde, war die Gymnastik. Wenn die Knaben das Stehlen üben durften, so ist zu erwägen, daß es sich dabei mehr um List und Gewandtheit handelte, und daß die Gegenstände des Diebstahls, meistens Lebensmittel, mehr als anderswo, für ein Gemeingut gelten konnten. Die nächsten Erzieher (Eirenen, d. i. Redefähige) waren selbst noch Jünglinge und führten die Aufsicht den ganzen Tag. Die Knaben mußten ihnen streng gehorchen, Holz holen, Gemüse putzen, bei Tische sie bedienen.

Die Führer durften selbst die Ungehorsamen mit Geißelhieben züchtigen, obgleich Hunger und der erwähnte Biß in den Daumen die gewöhnlicheren Strafen gewesen sein mögen. Die Aufsicht erstreckte sich auch auf die gemeinschaftlichen Schlafstellen und die

Gymnasien, und sie mußte wohl um so schärfer und unpartheilicher sein, da die Sirenen selbst wieder überall von den Männern beobachtet wurden. Die Gymnastik beschränkte sich nicht blos auf die körperlichen Geschicklichkeiten, welche das gewöhnliche Leben forderte, als Schwimmen, Tanzen zc., sondern auch unmittelbar auf die Kriegskunst und den Gebrauch der Waffen. Vom siebenten Jahre ab begannen diese Uebungen und wurden Jahr aus, Jahr ein in stufenmäßiger Folge mit stets gleichem Eifer fortgesetzt.

Festliche Chorreigen, mimische und kriegerische Tänze, bisweilen mit Ballspiel verbunden, waren ebenfalls Gegenstand des Unterrichtes und vereinigten Knaben, Jünglinge und Jungfrauen. Wie Jünglinge von achtzehn Jahren (Epheben) jährlich einmal kämpften, lesen wir beim Pausanias. „Es befindet sich", heißt es hier, „ein Platz nahe bei dem Tempel des Poseidon, der mit Platanen besetzt ist und deshalb Platanistas heißt. Auf diesem halten die Epheben ihre Kämpfe. Der Fluß umgibt ihn als eine Insel, so daß man nur auf Brücken zu ihm gelangen kann. Auf der einen Seite der Brücke steht die Bildsäule des Herkules, auf der andern des Lykurg, denn der letztere gab unter seinen Gesetzen auch solche, welche die Epheben betreffen. In dem Ephebeum, einem Gebäude außerhalb der Stadt in einer Gegend, die Therapne heißt, schlachtet jede der beiden Abtheilungen (die nämlich gegen einander ziehen) einen jungen Hund dem Mars, als dem tapfersten Gotte, weil ihm gerade diese Thiere, als die tapfersten unter den zahmen, ihrer Meinung nach ein angenehmes Opfer sind. Sodann lassen sie zwei Eber auf einander los, weil sie glauben, daß die Partei, deren Eber siegt, auch auf der Plataneninsel den Sieg davon tragen werde. Nachdem nun im Ephebeum dieses alles geschehen, ziehen die jungen Leute des folgenden Tages gegen Mittag über die Brücken auf den benannten Platz. Die Nacht vorher ist durch's Loos bestimmt worden, über welche Brücke jede Partei einzieht. Nun beginnt der Kampf, und dieser ist so hitzig, daß man sich mit Hand und Fuß herumschlägt, auch die Zähne gebraucht, ja daß Mancher dem Andern die Augen ausreißt. Sie kämpfen zu zweien, Mann gegen Mann, aber jeder Haufen geht im Ganzen darauf aus, den andern in's Wasser zu stürzen, und dazu werden alle Kräfte angestrengt." Häufig gab es auch auf den öffentlichen Plätzen Handgemenge zwischen den Jünglingen, welche enden mußten, sobald ein Greis herantrat. Diese Ehrfurcht vor dem Alter war ein wesentlicher Zug der spartanischen Erziehung. Einst bei den olympischen Spielen fand ein Greis in den von Zuschauern aller Stände und Stämme Griechenlands überfüllten Räumen keinen Sitz; als er aber an die Bänke der Spartiaten kam, erhoben sich schleunig Alle; die ganze Versammlung klatschte Beifall, und der Greis rief aus:

„Alle Griechen kennen die Tugend, doch allein die Spartaner wissen sie auszuüben!“

Ueber den bereits erwähnten Unterricht in der Musik möge uns Plutarch noch mit eigenen Worten berichten.

Ihre (der Spartaner) Gesänge, sagt er, hatten einen gewissen Stachel, der Muth, Begeisterung und Thätigkeit einflößte. Der Ausdruck war einfach und männlich, der Inhalt edel und moralisch. Ihre meisten Gesänge waren Lobeserhebungen der Männer, die für Sparta gestorben und jetzt in den Reihen der Seligen gepriesen wurden, oder Beschimpfung derjenigen, die im Streite gewichen waren und nun ein elendes, verachtetes Leben führten, oder Ermunterungen und Aneiferung zur Tapferkeit, welche sich für jedes Alter schickte. — An Festtagen erschienen die Sänger beispielsweise in drei Chören. Der der Alten hob an zu singen:

„In der Vorzeit waren wir tapfere Jünglinge.“

Der Chor der Männer antwortete:

„Wir sind's jetzt, mache, wer will, den Versuch!“

Der dritte Chor der Knaben sang hierauf:

„Wir sind's künftig, doch größer an Tapferkeit noch!“

Nach demselben Plutarch pflegte man zu sagen, daß zu Sparta die freien Menschen die vollkommenste Freiheit, die Sclaven aber auch die vollkommenste Sclaverei hätten. Einen Beweis hievon möchten die Kryptien (Hinterhalte) liefern. Die Senatoren sollen nämlich zuweilen die klügsten und verwegensten Jünglinge auf's Land geschickt und ihnen nichts weiter mitgegeben haben, als einen Dolch und die nöthigste Speise. Diese Jünglinge versteckten sich den Tag über einzeln in Schlupfwinkeln, und ruheten aus; Nachts aber zogen sie auf die Straßen und tödteten die Sclaven (Heloten), welche in ihre Hände fielen. Oefters gingen sie auch auf die Felder und brachten die stärksten und ansehnlichsten Heloten um. Ebenso erzählt Thucydides in seiner Geschichte des peloponesischen Krieges, daß einmal eine auserlesene Menge Heloten wegen bewiesener Tapferkeit die Freiheit erhielten und deshalb mit Kränzen geschmückt in festlichem Zuge nach dem Tempel gingen. Bald darauf sollen aber alle verschwunden sein, und Niemand habe sagen können, wohin diese Leute, 2000 an der Zahl, gekommen wären. Aristoteles bemerkt, daß die Ephoren gleich bei Uebernahme ihres obrigkeitlichen Amtes gegen die Heloten den Krieg erklärt hätten, damit deren Ermordung nicht unrechtmäßig erscheine.

Die Spartaner zeigten sich auch auf andere Weise hart und unbarmherzig gegen ihre unglücklichen Sclaven. Sie zwangen diese z. B. sich zu betrinken, nahmen sie alsdann mit in's öffentliche Speisehaus und zeigten dadurch den jungen Leuten, wie häßlich die Trunkenheit sei. Sie ließen die Sclaven schändliche Lieder singen,

lächerliche Tänze aufführen und auch hiedurch der Jugend als abschreckendes Beispiel dienen. Doch meint Plutarch, daß die Spartaner erst in spätern Zeiten diese Grausamkeiten angenommen hätten, und daß dem Lykurg dergleichen kaum zuzuschreiben sein dürfte.

Werfen wir einen Rückblick auf die bisherige Schilderung, so geben wir gerne zu, daß der wahre Gesetzgeber auch Erzieher des Volkes sein und deshalb die Jugenderziehung in seine Pläne aufnehmen muß. Wir erkennen die Consequenz, mit welcher Lykurg diese Wahrheit durchführte, aber wir erschrecken zugleich vor der Art und Weise der Ausführung. Unserem Gesetzgeber war die Jugend nur Mittel zum Zwecke, ein willenloses Staatseigenthum, und deshalb brach er alle Bande der Natur und unterdrückte alle zärtlicheren Gefühle. Die Tugenden der Spartaner bestehen oft nur in der Verleugnung der edelsten Triebe, und selbst die Jungfrau mußte der Schamhaftigkeit entsagen. Familie und Persönlichkeit traten zurück, und es blieb nur jener Gemeingeist, der zu Krieg und Sieg verband. Die wichtigste Lehre, welche uns jedoch Lykurg gibt, dürfte die sein, daß alle Gesetzgebung darauf hinwirken muß, das Gesetz zur Sitte zu erheben, und daß jedes Gesetz nur als Sitte lebendig ist und Leben wirkt. Darum zog Lykurg auch die Jugend in den Kreis seiner Einrichtungen und Gesetze und kettete schon den Knaben durch strenge Gewöhnung an die letzteren. Aber er sah die Hauptaufgabe der Erziehung nur in körperlicher Kraft und Gewandtheit und unterdrückte dadurch den Sinn für Kunst und Wissenschaft; er verfolgte sein Ziel ohne Humanität und ohne jene Liebe, welche im Menschen noch ein Höheres kennt und achtet, als physische Stärke und fühllose Tapferkeit. Die Freiheit des Einzelnen in Leben und Entwickelung mußte allzu sehr der Freiheit, der Größe und den Zwecken des Ganzen weichen.

Solon.

Wenden wir jetzt von Lakonien den Blick auf Attika, eine Landschaft Mittelgriechenlands, welche etwa auf 40 Quadratmeilen zur Blüthezeit an 500,000 Bewohner, darunter 135,000 freie Bürger zählte. Unter ewig klarem Himmel, in reinster Luft vereinigten sich auf diesem kleinen Erdstriche aller Reichthum und alle Schönheit des gesammten Griechenlands. Als Mittelpunkt des Ländchens glänzte Athen mit seinen Tempeln und Bildsäulen, als Sitz des Höchsten und Herrlichsten, was Kunst, Bildung und Wissenschaft in vorchristlicher Zeit erzeugt haben. Hier war es, wo uns Solon entgegentrat, dieser merkwürdigste aller Gesetzgeber des Abendlandes, in welchem Verstand und Gemüth sich in wunderbarer Weise vereinigten. Er war ein Sohn des Exekastides, stammte aus königlichem Blut und wurde zwischen 640 und 630 v. Chr. geboren, bildete sich praktisch durch Reisen und Theilnahme an den öffentlichen Geschäften und begründete sein großes Ansehen zunächst durch die Eroberung von Salamis im Kriege gegen die Messener. Drako's strenge Gesetze hatten Athen nicht die gewünschte Ruhe und Festigkeit geben können, sie waren, wie man sagte, mit Blut geschrieben, und vermochten daher nicht, in den Herzen der Bürger Wurzel zu schlagen. Parteiungen und Mißverhältnisse aller Art beunruhigten die Stadt, und es wäre dem Solon in dieser Zeit der Verwirrung leicht gewesen, sich zum Alleinherrscher zu machen. Er zog es jedoch vor, die Rolle eines Gesetzgebers und Vermittlers zu übernehmen. Wenn er auch wegen der Mäßigung, mit welcher er hierbei zu Werke ging und alle Extreme vermied, für den Augenblick nicht den gewünschten Erfolg erzielte, so erkannte man doch vielfach noch nach seinem Tode die Zweckmäßigkeit der von ihm getroffenen Einrichtungen. Was er als Gesetzgeber gethan, gehört nur in so fern hieher, als es die Jugend und deren Erziehung berührt, und es sei daher nur noch erwähnt, daß er im Jahre 553 v. Chr. in Athen starb. Solon ist in allen seinen Bestrebungen das Bild der Humanität, und wie er selbst Dichter war, so griff er auch das Leben im Staate von einer idealeren und edleren Seite auf, als es Lykurg nnd Drako vermochten. Das stark bevölkerte Athen mit seinen regsamen, lebenvollen, geistig geweckten Bürgern mußte aber auch anders erzogen und regiert werden, als Sparta, in welchem

die Sclaven (Heloten) die Mehrzahl bildeten und der Geist der Bürger ein ganz anderer war. Solon achtete den Mittelstand, den man in Sparta nicht kannte, und Geistesbildung behielt bei ihm stets das Uebergewicht, selbst über den Reichthum.

Auch Solon nahm, wie alle älteren Gesetzgeber, den Grundsatz auf, daß das Kind dem Staate gehöre; allein bei der Beweglichkeit der Athener und ihren vielfach auseinandergehenden Beschäftigungen war die Durchführung und Anwendung dieses Satzes lange nicht so streng und consequent, als in Sparta, vielmehr entwickelte sich die Kindererziehung zu bedeutender Freiheit. Zwar behielt der Vater das Recht, sein Neugebornes auszusetzen, hatte er es aber einmal aufgenommen, dann war er auch verpflichtet, für dessen Erziehung zu sorgen und ihm die Bildung zu geben, welche sein späteres Fortkommen im Staate sicherte. Nur unter dieser Bedingung war der Sohn gesetzlich verpflichtet, späterhin auch für den Unterhalt des greisen Vaters zu sorgen. So knüpfte der Gesetzgeber die wichtigsten Pflichten an's Familienleben und heiligte dieses noch dadurch, daß er unehelich erzeugte Kinder von der Fürsorge für's Alter der Erzeuger lossprach. Nur die Kinder der im Kriege gefallenen Väter wurden in einem öffentlichen Gebäude vom Staate erzogen und von letzterm gleichsam an Kindesstatt angenommen.

Die Eltern waren die Herren der Kinder, doch durfte Niemand seine Söhne oder Töchter verkaufen. Jeder Sohn mußte seinen Vater ehren, und wer die Eltern nicht verpflegte oder sie gar mißhandelte, wurde für ehrlos erklärt. Doch waren diese heilsamen Anordnungen durch eine bedenkliche Erlaubniß geschwächt, indem es nämlich den Söhnen gestattet war, ihre Väter, wenn sie sich aus Krankheit oder Altersschwäche anstößig betrugen oder Geistesverwirrung zeigten, anzuklagen oder auch selbst zu binden.

Die Erziehung hing übrigens vielfach, wie in unseren Tagen, von den Vermögensumständen ab. Vor allen Dingen sollten die Knaben schwimmen und lesen lernen, die ärmeren sollten sodann zum Ackerbau oder einem Handwerk angehalten, die wohlhabenden hingegen in der Musik, Reitkunst, Jagd und Philosophie unterwiesen werden. Wenn es auch den ärmeren ganz unbenommen blieb, sich eine höhere Bildung anzueignen, so war dies doch mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, und es kam vor, daß Knaben Nachts bei einem Müller arbeiteten, um des Tages die Schule besuchen zu können. Was gesetzlich von Jedem gefordert wurde, nämlich das Lesen und Gymnastik, namentlich das Schwimmen, wurde auch allein durch öffentliche Anstalten erleichtert. Neugeborene Kinder wurden mit lauwarmem Wasser gewaschen, mit Oelen bestrichen, sodann in Windeln gewickelt und in eine Wanne gelegt. Einige Zeit darauf, oft erst nach fünf Tagen, brachte man das Kind vor

die Füße des Vaters, welcher es aufheben oder sich von ihm wegwenden konnte. Letzteres geschah selten, war aber das Zeichen zur Aussetzung. Nahm der Vater das Kind an, so wurde das Haus mit einem Olivenkranze geschmückt, wenn das Neugeborene ein Knabe war; im andern Falle hing man eine wollene Binde an die Thürpfosten. Die Aufnahme des Kindes in die Familie geschah mit Feierlichkeiten. Nachdem sich die Hebamme die Hände gewaschen, nahm sie das nackte Kind auf die Arme und lief damit einigemal um den Heerd, auf welchem ein Feuer brannte, in dessen Asche Kuchen gebacken wurden, die man Abends gemeinschaftlich verzehrte. Auch Anverwandte kamen zu diesem Schmause und schickten Geschenke. Einige Tage nach diesem Kindweihfeste folgte das Fest der Namengebung, an welchem ebenfalls Verwandte und Freunde Theil nahmen, und welches mit Opfern und Gastmählern gefeiert wurde, die bis in die Nacht dauerten.

Das Kind erhielt den Namen vom Vater und dieser wählte gewöhnlich den eines berühmteren, musterbietenden Vorfahren.

Selten stillten in späterer Zeit athenische Mütter höheren Standes ihre Kinder selbst. Sie überließen dieses Geschäft Wärterinnen, die sie am liebsten von Sparta entnahmen, weil diese die Kinder nicht so eng in Windeln und Binden einschnürten. Gestillt wurden die Säuglinge oft bis zu zwei Jahren, und nach der Entwöhnung kaute ihnen die Wärterin nicht selten die Speisen vor. Die Amme mußte das Kind öfters tragen, durfte es aber dem Mondschein nicht aussetzen. Beim Einschläfern sang sie Lieder vor, von denen sich eines noch beim Theokrit vorfindet. Es wurde den Zwillingen Herakles und Iphiklus gesungen und lautet:

„Schlaft, meine Kinderchen, süß,
Schlaft ruhigen Schlaf zum Erwachen!“
„Schlaft, meine Seelchen, du Brüderpaar,
Wohlgedeihende Kinder!
Lieget in seliger Ruh, erwachet selig
Zum Morgen!“ —

Schrie das Kind, so brachte man es nicht mit Gewalt zur Ruhe, sondern sänftigte es dadurch, daß man ihm ein Schwämmchen mit Honig in den Mund steckte, oder es mit einer Kinderklapper zerstreute. Letztere soll der Pythagoräer Archytas erfunden haben. Bisweilen wandten die Wärterinnen auch die Furcht als Mittel an, um die Kinder in Ordnung zu bringen und hielten ihnen geschwärzte Larven vor oder drohten mit Spukgeistern. An fünf bis sechs Jahre blieb das Kind unter der Aufsicht solcher Wärterinnen und in den Zimmern der Mutter. Gesetzlich endete die Spielzeit mit dem siebenten Jahre, und noch während dieser Zeit, gewöhnlich nach dem dritten oder vierten Jahre, wurde es auch in die Bürgerrolle eingeschrieben, was wiederum stets mit einigen Feierlichkeiten geschah.

Vom siebenten Jahre ab wurde der Knabe zwar nicht ganz der mütterlichen Umgebung entzogen, doch aber zumeist dem Knabenführer (Pädagogen) übergeben. Zu solchem wählte man einen treuen, umsichtigen Sclaven. Doch griff man, wie Xenophon und Plutarch berichten, manchmal fehl und ließ sich bei der Wahl mehr von der Wohlfeilheit als von der Tüchtigkeit leiten. So gab Perikles dem Alcibiades den Zopyrus zum Pädagogen, einen Sclaven, der zu jedem andern Geschäfte unbrauchbar erschien. Der Pädagog war nicht eigentlicher Lehrer, sondern höchstens der Sittenrichter des Knaben, und hatte die Aufgabe, seinen Pflegebefohlenen zum Lehrer in's Gymnasium zu führen, von da wieder abzuholen, ihn überall zu begleiten und ihm auch als Diener Hülfeleistungen zu gewähren. Auch Plato sondert die Pädagogen von den Lehrern, und sagt, die Kinder dürften ohne jene nicht in die Schule gehen, wie Schafe nicht ohne Hirten auf die Weide. Daß der Pädagog nur Begleiter und Aufseher über die gute äußere Zucht war, entnehmen wir auch aus der Bemerkung des Kaisers Julian, daß ihn sein Pädagog angehalten habe, auf die Erde zu sehen, wenn er zum Lehrer gegangen sei, und das Theater nicht eher zu besuchen, als bis er das Jünglingsalter erreicht habe.

Der Knabe lernte vom siebenten Jahre ab mit anderen seines Alters Lesen und Schreiben und mußte hierauf einen geraumen Theil des Tages verwenden. Dann kam er zu dem Musiklehrer und hierauf in's Gymnasium, wo er bis nach zurückgelegtem achtzehnten Lebensjahre verblieb. Immerhin bewegte sich auch das Leben des Zöglinges noch öfters im elterlichen Hause, wo er seine Schlafstätte hatte, und die Erziehung war deshalb weit nicht eine in so strengem Sinne öffentliche, wie zu Sparta. Für die Gymnastik hatte Athen mehrere öffentliche, eigens dazu eingerichtete Gebäude und Plätze. Der oberste Aufseher der Gebäude und Uebungen, der Gymnasiarch, bekleidete sein hohes Ehrenamt gewöhnlich auf ein Jahr, und ihm waren alle übrigen Lehrer und dienenden Personen untergeben. Einer der Lehrer schloß und öffnete das Gymnasium, strafte die Verspäteten und führte einen dünnen Stock, den er fleißig handhabte. Das Gymnasium selbst bot Hallen dar, in welchen auch bei ungünstiger Witterung die Uebungen vorgenommen werden konnten, so wie einen großen, mit Mauern eingeschlossenen Platz, der an einzelnen Stellen Schatten gab, und auf welchem bei günstiger Witterung die Uebungen statt fanden. In den Sälen des an die Hallen stoßenden Gebäudes wurden zum öftern auch Vorlesungen, Disputirübungen 2c. abgehalten, einzelne kleine Zimmer hingegen dienten den Jünglingen zum Auskleiden und zur Salbung des Körpers.

Das Gymnasium wurde mit Sonnenaufgang eröffnet und vor Sonnenuntergang geschlossen, und es war keinem Erwachsenen er-

laubt, in dasselbe störend einzutreten, während die Knaben sich darin übten, als nur den nächsten männlichen Verwandten. Alle Uebungen zielten darauf hin, den Körper gewandt und schön zu machen, aber auch zugleich Sittlichkeit und Selbstbeherrschung zu üben. Ringen und Faustkampf waren die leichtesten Uebungen, hienach kamen der Wettlauf, das Springen und das Werfen des Diskus, einer runden oder ovalen Scheibe von Stein oder Eisen, welche sich nach der Mitte hin linsenförmig erhöhte. Uebungen für den Krieg, im Schwimmen und Tanzen verstehen sich von selbst. Von dem Gymnasium war das Schulhaus getrennt; es hatte ein Zimmer für den Unterricht, in welchem die Schüler auf Bänken saßen. Hier lernte die Jugend Buchstaben, Lesen und Schreiben unter eigens dazu bestellten Lehrern, welche den Knaben oft durch ihren Stock furchtbar wurden, aber in ihr mühevolles Geschäft dadurch Poesie brachten, daß sie Gedichte, namentlich auch den Homer lesen und schöne Stellen auswendig lernen ließen. Auch zu einem Musikmeister kam der Knabe, und von diesem lernte er nicht blos singen und die Lyra spielen, sondern auch anständig Sitzen und Gefühl für Wohlklang, Tact und schöne Körperhaltung. Nach dem, was uns über die Methode des Lesenlernens aufbewahrt ist, lernten die Knaben vorerst die Buchstaben in alphabetischer Folge nach ihrem Namen, und syllabirten in ähnlicher Weise, wie vor der Lautirmethode auch bei uns üblich war. Nachdem die mechanische Lesefertigkeit errungen war, wurde auch auf's Schönlesen gehalten und der Sylben-Rhythmus und der Accent sorgfältig beobachtet.

Das Schreiben trat aller Wahrscheinlichkeit nach erst ein, wenn hinreichende Lesefertigkeit erworben war.

Anfangs wurden die Buchstaben in mit Wachs überzogene Täfelchen gegraben, späterhin gebrauchte man auch Tinte. Entweder schrieb der Lehrer die einzelnen Buchstaben vor und ließ sie nachbilden, oder die Buchstaben waren schon fest eingegraben nnd der Schüler mußte sie mit seinem spitzen Griffel nachziehen und sich dadurch die Form einprägen.

Es gab in Athen auch Schulferien, nämlich an den öffentlichen Festen, und der siebente Tag war jedesmal ein Erholungstag. Sonst herrschte strenge Zucht, die hauptsächlich mit dem Stocke gegehandhabt und um so nöthiger wurde, da die athenische Jugend gar sehr zum Muthwillen hinneigte

Das weibliche Geschlecht wurde in Athen ganz anders, als in Sparta erzogen. Die Frauen lebten in einem nach hinten gelegenen, besondern Theile des Hauses still und eingezogen, und traten wenig hinaus in die freie Luft. Daher standen sie an physischer Kraft den spartanischen Frauen gar weit nach. Nicht Stärke, sondern Schönheit wünschte man durch die Erziehung des Weibes in Athen

zu erzielen, und die Mütter, welche ihre Töchter meistens um sich hatten, pflegten diese vorzüglich in grader, edler Haltung, in der Bereitung von Parfümerien und in allem dem sorgfältig zu unterrichten, was zu einer guten Toilette gehört, und was als Verschönerungsmittel dienen konnte. Doch wurde auch in der Haushaltungskunde, im Nähen, Weben und Spinnen unterwiesen und manche mögen auch Lesen, Schreiben und Singen erlernt haben. Die Jungfrauen nahmen Theil an den Volksfesten. In langen Reihen, malerisch mit weißen Gewändern geschmückt, zogen sie dann einher, die schlanken Gestalten durch einen Gürtel gehoben. — Mit all' dieser nur auf's Aeußere, auf die Schönheit der Formen gerichteten Erziehung des Weibes konnte nicht viel genützt werden; es ist vielmehr nicht zu verkennen, daß der Sinnenreiz das wesentlichste Motiv war, und daß hiermit der Verfall der Sitten eintrat und jenes weichliche Genußleben, welches Athens Sturz vorbereitete.

Blicken wir noch einmal zurück, so sehen wir zunächst, daß in Athen auch die Privaterziehung zur Geltung kam, während in Sparta von einer solchen nicht die Rede war. In Athen war der Erziehung ein freierer und weiterer Spielraum gestattet; deshalb konnten sich hier auch alle Kräfte des Geistes zu edleren Blüthen entfalten. Während man das Privatrecht ehrte, hielt man doch die Jugend zur Mäßigkeit (Sophrosyne) und zu bescheidenem Anstande (Eukosmie) an und bestimmte genau, was die freien Knaben und Jünglinge lernen und wie sie erzogen werden sollten. In Sparta herrschte die körperliche Erziehung entschieden als Hauptsache vor, in Athen erstrebte man ein schönes Gleichgewicht zwischen Körper und Geist. In Sparta war Stillstand, in Athen auch in der Erziehung eine freie Entwicklung möglich. Darin unterschied sich gerade die solonische Erziehung am wesentlichsten von der lykurgischen, daß sie nicht, wie diese, alles Selbstgefühl unterdrückte und blinde Unterordnung verlangte, sondern dem jugendlichen Geiste und Gefühle auch das Recht des Urtheiles und der Prüfung einräumte. In Sparta entschied das Lebensalter, ob der Knabe mehr oder weniger Freiheit erhielt; in Athen maß man die Freiheit auch nach der Einsicht und den Kenntnissen ab. Athen machte seine Jugend mündig, während Sparta sie stets in Unmündigkeit erhielt. Allerdings hatte diese Freiheit ihre Gefahren. Verschwistert mit Genußsucht und Sinnlichkeit, wurde später die Erziehung zur Freiheit eine Erziehung zur Zügellosigkeit, welche schon früh die Jugend von den Gesetzen des Staates losriß und in egoistische Willkür ausartete. Seit den Perserkriegen und der sokratischen Zeit erhielt das Gefühl

persönlicher Freiheit auch wirklich ein solches Uebergewicht, daß sich der Einzelne nicht mehr genugsam im Ganzen fühlte und mehr sich als das Gemeinwesen zum Ziele seines Denkens und Strebens machte. Solon's Verfassung erstrebte zwar das Gleichgewicht zwischen der Freiheit des Einzelnen und der Freiheit und Gesetzlichkeit des Staates; aber die erste gewann desto mehr an Uebergewicht, je mehr sich die Zeit von Solon's Geiste entfernte. Lykurg und Solon wollten beide die Freiheit. Wie im Leben das Aeußere dem Inneren, als dem Höheren, auch zeitlich vorangeht, so wollte Lykurg nur die äußere Freiheit gegen Tyrannen, mögen solche äußere oder innere sein, sich im Staate oder im Privatleben geltend machen. Solon kannte noch neben dieser kriegerischen und körperlichen Freiheit auch die friedliche und geistige Freiheit und Entwickelung des Einzelnen, aber er vermochte nicht, sie dauernd zu verwirklichen, weil ihm das einzige Princip, die einzige Waffe fremd war, womit die zerstörende Selbstsucht erfolgreich bekämpft wird.

Pythagoras.

Mit Pythagoras betreten wir einen sonnig-heiteren Boden und athmen eine frischere, belebendere Luft ein als uns in China oder in Sparta umwehte. Was uns begegnet, ist Geist und Leben und eine Strebsamkeit, welche durch Freiheit geadelt, nach dem Höchsten trachtete, und es nur deshalb verfehlte, weil der rechte Wegweiser noch nicht gefunden, das rechte Licht noch nicht aufgegangen war. Sagt er doch in seltener Bescheidenheit selbst von sich, er sei kein Weiser, sondern nur ein Freund der Weisheit, indem Niemand als die Gottheit weise sei. Daher auch der Name Philosophie, d. i. Liebe zur Weisheit! — Wie gewöhnlich das Leben großer Männer, namentlich ihre Wiege, mit Dunkel umhüllt und mit mancherlei Sagen ausgeschmückt ist, so auch die Jugend und das Leben des Pythagoras.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Pythagoras um's Jahr 580 v. Chr. zu Samos, einer jonischen Insel geboren. Wer seine Eltern gewesen, ist ungewiß. Er soll deshalb Pythagoras genannt worden sein, weil die Pythia seinen Eltern geweissagt habe, sie würden mit einem Sohne beglückt werden, der alle Zeitgenossen an Weisheit und Schönheit übertreffe. Auch stimmen alle Nachrichten darin überein, daß er zu den Glücklichen gehörte, welchen die gütige Natur hohe Gestalt, Gesundheit, Körperschönheit, eine wohllautende Stimme und gewinnendes Wesen in seltenem Maße verliehen habe. Seine Bildung soll Pythagoras berühmten Lehrern, z. B. dem Bias und Thales, sowie verschiedenen bedeutenden Reisen, namentlich nach Aegypten, zu verdanken haben. Als er in seinem Vaterlande keine ihm zusagende Stellung und Wirksamkeit finden konnte, reiste er zunächst nach Kreta, sodann nach Sparta, wo er Lykurg's Einrichtungen kennen lernte. Hiernach verließ Pythagoras das eigentliche Griechenland und begab sich nach Unteritalien, wo damals griechische Kolonien blühten. Die Strebsamkeit der dortigen Bewohner, ihre Theilnahme an Wissenschaft und Erziehung fesselten den Weisen, und er wählte das äußerst gesund gelegene Kroton zu seinem bleibenden Aufenthalte. Schon der Umstand mußte ihm gerade den Aufenthalt in dieser Stadt angenehm machen, daß deren Einwohner viel auf körperliche Uebungen (Gymnastik) hielten, und sich durch Abhärtung und Gewandtheit in so hohem Maße aus-

zeichneten, daß allein in einer Olympiade sieben Sieger aus Kroton waren. Stammte doch auch jener Milon aus dieser Stadt, der bei den Olympischen Spielen ein vierjähriges Rind über die Rennbahn trug. Das erste Auftreten des Pythagoras gewann ihm Aller Herzen. Die Jünglinge wies er auf die Pflicht hin, das Alter und vornehmlich die Eltern zu ehren, sodann aber auch für die eigene Geistesbildung thätig zu sein. Die Körperbildung und äußere Schönheit verglich er mit gewöhnlichen Freunden, welche uns bald untreu werden, während die Geistesbildung ein Freund sei, der bis zum Tode ausharre und noch über diesen hinaus Nachruhm verschaffe. Die Männer erinnerte er daran, daß weltliche Verträge durch Urkunden und Steintafeln befestiget würden, daß aber der Bund mit der Gattin unlöslich durch die Kinder geknüpft werde, und daß es ihre Pflicht sei, sich deren Liebe durch Liebe zu erwerben. Auch die Frauen versammelte Pythagoras in einem Tempel um sich und ermahnte sie, ihre Männer zu ehren und zu lieben und in Demuth und Sanftmuth den schönsten Schmuck zu erblicken, im Hause selbst aber durch frommen Sinn und treue Pflichterfüllung als Gattin und Mutter das Göttliche zu nähren und zu pflegen. In einem anderen Tempel redete er zu den Kindern und schärfte ihnen Gehorsam und Ehrfurcht vor den Eltern, sowie ein verständiges Betragen ein. Je höher ein Kind Vater und Mutter liebt, sagte er unter Anderem, desto angenehmer ist es der Gottheit nnd desto sicherer werden seine Gebete erhört.

Pythagoras erkannte zuerst mit voller Klarheit die große Macht und Bedeutung, welche in der geistigen Verbindung Vieler nach Gesetz und Ordnung liegt. Die Schule, welche er stiftete, war ein solcher Verein, dessen Grundlage ernste, religiöse Lebensauffassung bildete, dessen Charakter der eines großen Familienverbandes sein sollte. Nicht Jeden nahm er in diesen Bund auf, denn nicht aus Allen könne man Merkure schnitzen, und diejenigen, welche er annahm, mußten sich erst einer genauen Prüfung, sogar der Kopfbildung und des Antlitzes, unterwerfen. Mancherlei Entbehrungen in Betreff des Schlafes, der Kleidung und Nahrung und der freien Rede wurden den Angenommenen auferlegt und namentlich darauf gesehen, ob sie frei von Eitelkeit, Habsucht und Unmäßigkeit seien; denn diese drei Fehler hielt Pythagoras für die größten Hindernisse jeder höheren und edlen Geistesbildung. Die Prüfungszeit dauerte drei Jahre, bestand aber keineswegs in strenger Abgeschlossenheit von Anderen, sondern vielmehr darin, daß eine genauere Beobachtung des Characters stattfand. Diejenigen, welche die Prüfung bestanden und sich insbesondere nach der sittlichen Seite hin bewährt hatten, stiegen in eine höhere Klasse auf, wo ihnen namentlich Schweigsamkeit zur ersten Pflicht gemacht sein soll.

Die Schüler dieser Stufe mußten den Unterricht schweigsam aufnehmen, doch mochte wohl dieses bloße Hören nicht allzu streng gefordert werden, da man sich zugleich durch den Vortrag von der Fassungskraft und dem Gedächtnisse der Zöglinge überzeugen wollte, was nothwendig auch Fragen und Antworten voraussetzt. Es ist anzunehmen, daß die Bildung dieser zweiten Stufe vorzugsweise eine religiöse, namentlich in Betreff gewisser Geheimlehren war, und hiemit konnten sich freilich vorlautes Fragen und eitele Plauderei am wenigsten vertragen. Daher mag sich ohne Zweifel jenes Schweigen auch nur auf das Gebiet der Religion, des Gefühls und Glaubens, nicht aber auf die übrigen Wissenschaften bezogen haben. In ersterer Beziehung wollte und mußte Pythagoras den Jünglingen eine Autorität sein, wenn er tief eingreifend auf's Gemüth und das sittliche Leben wirken wollte, und er war es in dem Maße, daß seine Schüler jeden Zweifel, jede Einrede mit den Worten abschnitten oder zurückwiesen: „Er hat es gesagt!" Daß Schweigen und ernste Ruhe jede tiefere Auffassung und Verarbeitung religiöser Ideen übrigens mehr begünstigen, als Hin- und Herreden und Zwischenplaudern, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung. Wo Sammlung des Geistes und tieferes Gefühl, da ist auch Ruhe und Schweigsamkeit.

Hatten sich die Schüler auf dieser zweiten Stufe bewährt, so traten sie in die dritte über. — Auf dieser standen sie ihrem Meister am nächsten, wurden von ihm der innigsten Vertrautheit und Gemeinschaft gewürdigt und in alle Geheimlehren des Bundes eingeweiht. Zu solchen Lehren gehörte der Glaube, daß das Weltall und die einzelnen Weltkörper beseelt seien, daß der Schöpfer dieses Weltalls Gott, und dessen erste Schöpfung das Feuer, als das feinste Element sei. Ein Ausfluß dieses Feuers oder der Sonne sei die menschliche Seele, daher der göttlichen Natur theilhaft und gleich dieser unsterblich. Nach dem Tode des irdischen Körpers steigt diese Seele wieder in reinere Regionen empor, um in einen neuen Körper überzugehen, wandert dann zu ihrer Läuterung einen gewissen Kreislauf der Gestalten durch, bis sie wieder in den menschlichen Körper zurückkehrt. Mathematik und Physik waren die Wissenschaften, welche auf dieser Stufe besonders gelehrt wurden. Gemeinschaftliche Lebensweise und Sitte, gemeinschaftliche Mahlzeiten und Gemeinsamkeit des irdischen Gutes verbanden Alle zu einem großen Körper, dessen Seele der Meister selbst blieb.

Nach dieser Skizze der äußeren Einrichtungen des pythagoräischen Bundes wollen wir noch Einiges über dessen pädagogische Wirksamkeit hinzufügen. Was wir darüber wissen, ist vielfach in Dunkel gehüllt und durch Ueberlieferung um so mehr verändert, da Pythagoras selbst nichts Schriftliches hinterlassen hat und wir daher

nur auf die Mittheilungen seiner Schüler beschränkt sind. Einen nicht unwichtigen Theil des Unterrichtes bildeten namentlich auf der unteren Stufe kurze Fragen mit sinnreichen Antworten und Denksprüche, welche zu weiteren Erklärungsversuchen anreizten. So z. B. „Was ist das Schönste? (die Harmonie). Was das Mächtigste? (die Intelligenz). — Der Beginn ist die Hälfte des Ganzen. Gib nicht leichtsinnig die Rechte! Du sollst nicht im Vorbeigehen in einen Tempel eintreten, denn das Heilige ist kein Nebengeschäft. Der Weise macht sich auf Alles bereit, was nicht in seiner Macht steht. Auf Nüchternheit beruht die Kraft des Geistes. Nur der ist frei, der sich selbst beherrscht."

Schon hieraus kann man auf den pädagogischen Grundgedanken des Pythagoras schließen. Er wollte eine sittliche, auf religiöse Lebensanschauung gegründete Denkweise, und erstrebte diese durch ein das ganze Verhalten der Schüler regelndes Gesetz.

Vor Allem verlangte Pythagoras die reinste Harmonie zwischen Geist und Körper, zwischen dem sinnlichen und geistigen Leben. Daher wurde der Leib durch Mäßigkeit in jedem Sinnengenusse, sowie durch körperliche Uebungen verschiedener Art gekräftiget, während andererseits in Bezug auf das psychische Leben jede leidenschaftliche Aufregung vermieden, ein angemessener Wechsel in den Beschäftigungen geübt und die Musik besonders gepflegt wurde. Wie der ganze Bund nur eine große Familie darstellen sollte, so wirkte Pythagoras auch ganz besonders darauf hin, daß seine Schüler Geschmack an stiller Zurückgezogenheit und an häuslichem Frieden gewännen, und das eheliche Leben als Grundlage des Glückes der Gesammtheit betrachteten. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß daher Pythagoras die Frauen nicht ganz von seinem Bunde ausschloß und Achtung vor dem weiblichen Geschlechte überall übte und zur Pflicht machte.

Wie die Frauen bei den Orakeln zu Delphi und Dodona gewürdiget worden, Verkünderinnen des göttlichen Willens zu sein, so mußten sie auch vorzugsweise sich der Frömmigkeit weihen, diese aber bestand wesentlich in Liebe, Sanftmuth und Geduld, in ehelicher Treue und weiser Kindererziehung. Daß diese Grundsätze wohlthätig auf das Ganze einwirkten und ihm ein sinniges und feineres Gepräge der Bildung gaben, unterliegt wohl keinem Zweifel. Die Ehe war dem Pythagoras eine Verbindung um der Kinder willen; aber während der spartanische Gesetzgeber Lykurg die Kinder nur in so weit pflegte und schätzte, als sie künftige Staatsbürger sein würden, hielt sie Pythagoras auch deshalb hoch in Ehren, weil sie die Gottheit verehren und ihr auch nach dem Tode der Eltern noch dienen und opfern sollten. Mäßigkeit auch in der Ehe war eine heilige Pflicht der Pythagoräer, und Pythagoras sprach es offen aus, daß die

große Anzahl böser Menschen der thierischen Sinnenlust, gleichwie der schlechten Erziehung, ihr Dasein verdanke. — Wenn Lykurg der Erziehung für den Staat das häusliche Leben zum Opfer brachte, und früh den Knaben von der Mutter riß, so hielt es Pythagoras für das größte Unrecht, Eltern und Kinder früh von einander zu trennen und somit das Familienleben in seiner höheren Einheit und Innigkeit zu stören. Die Kleidung der Pythagoräer war einfach. Sie trugen meistens weiße Gewänder. Die Kost war kräftigend, aber einfach, Wein und starkblähende Speisen waren untersagt; denn übermäßige Nahrung schade dem Körper ebenso, wie die Fülle irdischer Güter einem Menschen von schlechter Bildung.

Auch der Genuß des Fleisches und damit zugleich die Tödtung der Thiere waren beschränkt, nicht minder war die Jagd untersagt, weil Pythagoras meinte, daß Schonung der Thiere auch milde und barmherzig gegen die Mitmenschen mache und den Krieg als Störer der allgemeinen Harmonie verabscheuen lehre.

Regelmäßigkeit in der Beschäftigung blieb für die Pythagoräer unerläßlich. Der früheste Morgen rief sie vom Lager zum Gebete und dann zur Arbeit, auf welche sie sich noch durch Saitenspiel und Einsamkeit vorbereiteten.

Der Pythagoräische Morgenspruch hieß:

Bist Du morgens erwacht vom erquickenden Schlaf, so bedenke,
„Alsobald und mit Ernst, was Du zu thun hast des Tages!“

Der Vormittag war sodann geistigen und hiernach körperlichen Uebungen gewidmet, während der Nachmittag Privat- und öffentlichen Geschäften bestimmt gewesen zu sein scheint. Der Abend gehörte dem freundschaftlichen, innigeren Seelenverkehr. Spaziergänge, Baden, Gespräche über Erlebtes und Erlerntes, endlich Gesang, Gebet und wechselseitige Ermunterung schlossen den Tag.

Der Abendspruch war:

„Eher schließe Dir nicht der Schlaf die sinkenden Augen,
„Bis Du dreimal durchdacht hast all' Deine Werke des Tages;
„Eher nicht, bis Du dich gefragt, wohin Du gekommen,
„Was Du gethan und was Du Göttliches noch unterlassen.“

Wie die Musik täglich die Gefühle läuterte, so trat auch jährlich bei der Wiederkehr des Frühlings ein Liederfest ein. Um den Meister schlossen die Geweihten der Tonkunst einen Kreis, neben ihm stand ein Schüler, welcher die Leyer spielte, während der Chor Lob- und Danklieder sang.

Diese Lieder galten der Gottheit, wie denn überhaupt das ganze Leben der Pythagoräer religiös geweiht und auf Religion gegründet war. Kam doch nach ihrem Glauben alles Gute von den Göttern, sollte diesen doch der Mensch durch Wahrheit und Liebe ähnlich werden und alles Studium nur dahin trachten, den Geist zum Urquell aller Weisheit zu erheben und mit der Gottheit zu vereinigen. Die Gemeinsamkeit dieses Strebens gründete auch die innigsten, bis zum

letzten Lebenshauche dauernden Freundschaften, von denen uns ältere Schriftsteller manches Schöne zu erzählen wissen. Ueberhaupt suchte Pythagoras um die Herzen seiner Schüler das zarte Band innigster Freundschaft zu legen, damit sie auch hiedurch die Eingebungen der Selbstsucht und Eigenliebe unterdrücken und sich zur Einheit und Harmonie erheben sollten. Und diese Freundschaft sollte sich auch auf das Universum, selbst auf Thiere und Pflanzen erstrecken, auf daß der Geist nicht durch Rohheit befleckt und empfänglicher werde für alles Edle und Schöne. Pythagoras lebte der Ansicht, daß der Mensch von Geburt aus unvollkommen und zum Uebermuthe geneigt sei*) und daß ihn daher die Erziehung immer mehr läutern und für's Gute und Schöne empfänglicher und williger machen müsse. Dies könne aber nur geschehen durch Gewöhnung, Freundschaft und Umgang (Beispiel) und durch wissenschaftliche Ausbildung (Lehrer und Lehre). Der Gewöhnung legte Pythagoras eine besonders große Kraft bei, indem sie jedes Verhältniß des Lebens angenehm zu machen verstehe und die wahre Beständigkeit gebe. Bei der Jugend wollte er die Gewöhnung besonders angewendet wissen und dehnte sie namentlich auch auf Enthaltsamkeit im Essen, Sprechen und Schlafen aus.

Zwar geht mit der Gewöhnung der Ernst Hand in Hand; aber dieser Ernst artet bei Pythagoras nie in Härte und tyrannische Herrschaft aus. Er wollte und strebte vielmehr, daß alle Unterweisung sanft und mit Liebe geschehe, und vermied sogar die Triebfedern des Ehrgeizes, weil er glaubte, daß dieser die Harmonie des Ganzen störe. Welchen Einfluß die Persönlichkeit dieses großen Mannes, sein Wort und sein Beispiel übten, zeigt sich auch in der Sage, welche einer seiner späteren Biographen (Jamblichus) als vollste Wahrheit erzählt, daß er nämlich durch seine Redegewalt selbst Thiere gebändigt habe. Was soll hiedurch anders angedeutet werden, als daß sein aus der höchsten Begeisterung und innigsten Ueberzeugung hervorgehendes Wort selbst thierische Leidenschaften zähmte und rohe Gemüther unwiderstehlich fortriß. Wenn wir es mit einer Sache wahrhaft redlich meinen, mit innerster Aufrichtigkeit und Wärme sie erfassen und dann unsere Ueberzeugung frei und fest aussprechen, so wird auch unsere Beredsamkeit Andere fortreißen und bestimmen. Ohne Wahrheit gibt es keinen wahren Redner und Lehrer.

Dreierlei Forderungen waren es, welche Pythagoras an diejenigen stellte, deren Unterricht erfolgreich sein sollte. Er wollte von seinen Schülern schnelles Auffassungsvermögen, ein gutes Gedächtniß und Combinationsgabe. Ueberhaupt wurde von den

*) Das Gerechteste, sagt er, ist: zu opfern, das Weiseste die Zahl, das Schönste die Harmonie, das Stärkste die Einsicht, das Beste die Glückseligkeit, das Wahrste, daß die Menschen von Natur schlecht sind.

Alten das Gedächtniß hoch geschätzt und mit besonderer Ausdauer geübt, wie denn auch die Mnemonik oder Gedächtnißkunst erst dann mehr und mehr zurücktrat, als die Buchstabenschrift in allgemeineren Gebrauch kam. Pythagoras trieb das Geschäft des Unterrichtes und der Erziehung nicht zum Gelderwerb, wie auch im Alterthum zumeist der Unterricht um Geld außergewöhnlich war. Er meinte, daß Lehrer um's Geld niedriger stünden, als die Bildhauer, welche nur körperliche rohe Stoffe verarbeiteten, daß der Erzieher auch den Geist in's Auge fasse und darum in manchen Beziehungen noch höher stehe als die Eltern, welche uns nur das leibliche Leben schenkten.

Wenn wir schon früher bemerkten, daß Harmonie des Pythagoras Ziel und Streben war, so läßt sich daraus schließen, daß die Musik auch als ein Hauptbildungsmittel benutzt wurde. Gesang ertönte gar oft, aber alle Lieder athmeten einen sanften, mildernden Character; denn damit sollten sie die Leidenschaften beschwichtigen und die betrachtende Thätigkeit fördern. Darum zog Pythagoras auch die Lyra der Flöte vor, welche letztere etwas Wilderes und Schreiendes hatte, auch das Gesicht aus seiner Regelmäßigkeit brachte. Mäßiger Tanz nach dem Takte einer ruhig fortschreitenden Musik war gestattet, wie sich denn auch die Gymnastik gerne mit Musik verband. Niemals stand jedoch die körperliche Bildung und Uebung in so hohem Ansehen, wie bei den Spartanern. Nach der Ansicht des Pythagoras war ja der Geist eigentlich nur zur Strafe in den Körper gebannt, letzterer nur ein Werkzeug der Seele, diese daher das Wesentliche des Menschen und ihre Ausbildung die edelste und höchste Pflicht.

Musik und Gymnastik sind die allgemeinsten Bildungsmittel der Pythagoräer, denen sich Jeder auf jeder Stufe widmen mußte; dagegen scheint das Studium der einzelnen Wissenschaften mehr eine Pflicht der dritten oder höchsten Stufe gewesen zu sein. Diese Wissenschaften waren Mathematik, Astronomie, Philosophie und Arzneikunde, nicht aber auch Rhetorik oder Beredsamkeit. In der Politik wurden die Pythagoräer nicht besonders unterrichtet, was wohl mit darauf beruhet, daß man es im Alterthum überhaupt für unzweckmäßig hielt, junge unerfahrene Leute schon in die Staatswissenschaften einzuführen. Pythagoras soll über die Kunst, Staaten zu regieren, erst dann mit seinen Zuhörern gesprochen haben, wenn sie im Character erprobt und gefestiget und der inneren Harmonie theilhaft geworden waren.

Wie Pythagoras das weibliche Geschlecht hochstellte und nicht von seinem Bunde ausschloß, so haben dessen Lehren auch bei den Frauen herrliche Früchte getragen. Als seine Gattin wird Theano genannt, und dieser ein Buch über die Frömmigkeit, sowie eine Sammlung von Briefen zugeschrieben, in welchen sie Freundinnen über Kindererziehung, Regierung des Gesindes, Eifersucht ꝛc. weise Rathschläge gibt. In einem Briefe an ihre Freundin Eubula sagt sie unter Anderem Folgendes:

„In der That, es ist wahre Verdrehung der Natur, wenn man Kindern nach Seele und Leib nur die Richtung zum sinnlichen Vergnügen gibt, so daß der Leib arbeitsscheu, die Seele zu weich und empfindsam wird. Lieber die Kinder gleich früh hart gewöhnt, sollte es auch nicht ohne unangenehme Empfindung und Schmerz abgehen, damit sie nur nicht Sclaven der Leidenschaft werden, erpicht auf Vergnügen, träge zur Arbeit, sondern damit sie das, was wahrhaftig schön und gut ist, über Alles schätzen und selbst mit Aufopferung ihrer Freuden erringen lernen. Aber eben darum muß man sie weder zur Unmäßigkeit in Speise und Trank, noch zu kostbaren Ergötzlichkeiten und ausgelassenen Spielen gewöhnen; auch ihnen nicht gestatten, Alles, was ihnen in den Sinn kommt, zu reden und zu thun."

Die Pythagoräerin Phintys schrieb vortrefflich über die Selbstbeherrschung, und eine andere, Periktione, über die Weisheit und über die Harmonie des Weibes.

Der Rückblick auf unsere Skizze zeigt uns in Pythagoras den geborenen Erzieher. Von edler Gestalt, mit wohllautender Sprache und würdevollem Benehmen, übte er einen mächtigen Einfluß schon durch seine ganze Persönlichkeit. Er war es, der den Unterricht sogar der Erziehung unterordnete und deshalb auch die Frauen in den Kreis seiner Bestrebungen zog; er war es, der die Macht des Beispiels und der Liebe im Erziehungsgeschäfte zu würdigen wußte und in deren Vereinigung die wahre Weihe des Lehrers erblickte. Aber was ihn besonders zum Erzieher machte, das war die richtige Auffassung der Menschennatur, der ruhige Gleichmuth seiner Seele und die tiefe religiöse Anschauung des Berufes und der Welt, in welcher er wie ein höheres Wesen einherschritt. — Eigenes Schaffen und Erfassen, freie Entwickelung von innen heraus, eine höhere, sitttliche Idee des Lebens waren die Zielpunkte der Schule des Pythagoras. Darum hielten und halten noch jetzt Viele Kroton für eine Musterschule Griechenlands und der Welt, und ihren Meister für den größten Erzieher. Aber, wie wir hinter unsern heimathlichen Bergen schönere Fluren wähnen, und wie das Licht der Vergangenheit Alles rosiger erscheinen läßt; so ist es auch mit der pythagoräischen Schule, deren Ringen und Streben wir übrigens gerne anerkennen. An die Erscheinung des Meisters knüpften sich mancherlei Sagen, und die Ideale späterer Jahrhunderte schlossen sich gerne an seine großartige Persönlichkeit. Immerhin bleibt ihm das hohe Verdienst, einer der Ersten gewesen zu sein, welche den Geist von der Materie zu befreien und ihm den Weg in höhere Regionen zu zeigen suchten, so weit dies ohne den einzig unfehlbaren Kompaß möglich war.

Sokrates.

Von dem Leben des Sokrates, dieses für die Cultur- und Sittengeschichte so wichtigen Mannes, ist uns nur wenig bekannt. Was mit einiger Sicherheit als wahr angenommen werden darf, wollen wir vorerst kurz zusammenstellen und hienach zu seiner geistigen Wirksamkeit übergehen.

Als Eltern des Sokrates werden der Bildhauer Sophroniskus und die Hebamme Phänarete genannt; er selbst wurde 469 v. Chr. zu Athen geboren. Anfangs übte Sokrates die Kunst seines Vaters nicht ohne Talent, und ließ dabei keine Gelegenheit vorübergehen, durch persönlichen Verkehr mit Gebildeten und Gelehrten sich selbst weiter auszubilden. Ein gutes Werk seiner Hand, die drei Grazien, war der Aufstellung im Parthenon würdig befunden, und es ist nicht ohne Bedeutung für seinen Geschmack und sein sittliches Gefühl, daß er die Grazien nicht nackend, sondern, abweichend von allen anderen, in leichtem Gewande darstellte. Von der Natur keineswegs mit der schönen Leibesgestalt begabt, welche die Griechen so hoch schätzten, wußte er sich durch Kenntnisse, Selbstbeherrschung, Gemeinnützigkeit, Vaterlandsliebe und alle Tugenden eines guten Bürgers Achtung und Vertrauen zu erwerben. Arm, aber bedürfnißlos, ertrug er die oft übertriebene Heftigkeit seiner Frau Xantippe mit Gleichmuth und entsagte jeder politischen Wirksamkeit oder Stellung, um mit der edelsten Uneigennützigkeit ganz der Menschenbildung zu leben. Sokrates selbst hat nichts Schriftliches hinterlassen; was wir über ihn und seine Lehrweise wissen, verdanken wir seinen berühmten Schülern Plato und Xenophon, welcher letztere ihn wohl am getreuesten geschildert haben mag. Seine Uneigennützigkeit, sein Eifer für's Recht, seine Art des Unterrichts und dessen Inhalt zogen ihm Feinde und Neider zu, besonders unter der demokratischen Partei und den Sophisten, denen er endlich, noch im Greisenalter, unterlag. Die Sophisten mußten ihn nicht blos seiner Uneigennützigkeit und seines tugendhaften, reinen Wandels halber hassen, sondern auch wegen des Inhalts seiner Lehre. Sie zweifelten an der Möglichkeit der Wahrheit für den Menschen, verzichteten selbst auf diese und glaubten, daß alles Erkennen subjektiv, mithin bei jedem ein anderes sei. Hieraus folgte, daß der Unter-

schied zwischen Gut und Böse in Frage gestellt und Wahrheit und Tugend zweifelhaft wurden. Von Meletos, Anytos und Lykon wurde Sokrates des Abfalls von den Göttern und der Verführung der Jugend angeklagt und 399 vor Chr. zum Tode durch Gift verurtheilt. Obgleich ihm im Gefängnisse Gelegenheit zur Flucht geboten wurde, verschmähete er diese und trank, seiner Obrigkeit gehorsam, den Giftbecher mit einer Seelenruhe und Standhaftigkeit, welche in seinem festen Glauben an Unsterblichkeit der Seele ihre Erklärung findet. Die Reue über den Mord des Edlen blieb nicht aus. Von allen Bessern, insbesondere aber von seinen zahlreichen Schülern, welche ungeachtet der Verschiedenheit der Charactere in der Liebe zu ihrem Lehrer übereinstimmten, wurde Sokrates Verlust tief beklagt und lange blieb das Andenken des Mannes heilig, den selbst das Orakel zu Delphi für den Weisesten unter den Sterblichen erklärt hatte, obgleich der bescheidene Philosoph öfters sagte, er wisse nur das, daß er nichts wisse. Wenn er übrigens mehrfach und noch in der neuesten Zeit mit einem unendlich Höheren in rationalistischer Begeisterung verglichen worden ist, so sagen wir mit Döllinger, daß dies schon darum niemals hätte unternommen werden sollen, weil die Verschiedenheiten und Gegensätze zwischen beiden Erscheinungen viel stärker und tiefer greifend sind, als die blos an der Oberfläche liegenden Aehnlichkeiten.

Sokrates Philosophie unterschied sich zunächst durch ihre allgemeine Natur von anderen. Während früher jeder erzogen und unterrichtet wurde, um nur seiner Zeit, seiner Stadt, seinem Staate und dessen Eigenthümlichkeiten zu entsprechen, wollte Sokrates eine allgemeine menschliche Bildung, unbeschränkt durch Standesvorurtheile oder staatliche Einrichtungen. Ebenso sollte auch der Mensch die Tugend nicht aus Rücksicht auf äußere Vortheile üben, sondern um ihrer selbst und der innern Glückseligkeit willen. Wenn man sagte: Sokrates habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgerufen, so kann man auch mit gleichem Rechte behaupten, er habe sie zum Himmel erhoben, denn er riß sie von der Beschränktheit durch irdische Verhältnisse los, und machte sie zu einem allgemein menschlichen Berufe.

Die Abstammung von einem Bildhauer und einer Hebamme spiegelt sich im Leben und Lehren des Sokrates ab. Vom Vater hatte er das Streben nach Klarheit und plastischer Anschaulichkeit; und wie der Bildhauer vom rohen Marmor Stück um Stück abmeißelt, bis die Statue vollendet ist, so ruhete auch Sokrates im Lehren und Lernen nicht eher, bis ein Irrthum und ein Vorurtheil nach dem andern abgethan und der Begriff in seiner Schärfe und Bestimmtheit errungen war. Seine Unterrichtsweise nennt er selbst eine Entbindung und äußert sich darüber folgendermaßen: Meine

Hebammenkunst unterscheidet sich dadurch von der meiner Mutter, daß sie Männern Geburtshülfe leistet, nicht aber Frauen, und daß sie für die Seelen, welche gebären, Sorge trägt und nicht für die Leiber. Das größte unserer Kunst ist, daß sie prüfe, ob die Seele des Jünglings etwas Mißgestaltetes und Falsches zu gebären im Begriffe ist oder etwas Wohlgebildetes und Echtes. Auch darin geht es mir wie den Hebammen, daß ich selbst nichts an Weisheit gebäre, wie mir auch bereits Viele mit Recht vorgeworfen haben, daß ich Andere zwar fragte, selbst aber nichts beantwortete, weil ich nichts Kluges zu antworten wüßte. Die Ursache hievon ist, daß mich ein Gott nöthiget, Geburtshülfe zu leisten, selbst zu erzeugen mir aber verwehrt hat. Ich selbst bin daher keineswegs weise und habe auch keine Produkte meines Geistes aufzuzeigen. Alle aber, denen die Gottheit meinen Umgang vergönnt, zeigen sich anfangs in hohem Maße ungelehrig, machen aber bei fortwährendem Umgange unglaubliche Fortschritte, wie es ihnen selbst und Andern scheint. Und so viel ist sicher, daß sie von mir niemals Etwas gelernt haben, wohl aber aus sich selbst viel Schönes entdecken und festhalten. Ich selber vermag nichts von eigenen Gedanken zu erzeugen; aber das vermag ich zu beurtheilen, ob Jemand mit einem gesunden oder mißgestalteten Gedanken schwanger geht, und wie die Hebamme Geburtswehen erregt oder stillt, so weiß ich auch die Entwickelung der Gedanken, mit denen Jemand schwanger geht, anzuregen und zu befördern. — Der Gott und ich leisten dabei Geburtshülfe. —

Wie sich Sokrates mit diesen Aeußerungen von den Sophisten schied, welche sich im Besitze aller irdischen Weisheit meinten, so unterschied er sich zugleich von seinem Volke und den meisten Zeitgenossen durch die Tiefe und den Ernst seiner Lebensauffassung, womit er sich nicht sorglos dem Eindrucke der Dinge und Erscheinungen hingab, sondern der aufmerksamen Forschung und der Reflexion huldigte. Er suchte und forschte mit bewundernswerther Innigkeit und Ausdauer, Alles strebte er durch Nachdenken wahrhaft zu seinem geistigen Eigenthume zu machen. Darum ging seine Aufmerksamkeit besonders auf richtige scharfe Eintheilung und auf Zusammenfassung in die Einheit des Begriffes. Tradition und Autorität verschmähte Sokrates zwar nicht ganz, immer aber drang er auf selbstständige Forschung und eigenes Nachdenken. Diese Richtung auf Freiheit und Selbstständigkeit des Denkens war es, welche ihn seinen Feinden in die Hände lieferte, weil sich daran die Anklage knüpfte, daß er die Jugend verderbe, indem er sie klüger machte als die Väter und anleite, das bisher Unzweifelhafte zu bezweifeln. Wenn er von Manchen getadelt wird, weil er gegen Bestehendes und Hergebrachtes kämpfte und zur Kritik aufforderte,

so ist dabei übersehen, daß Athen am Abgrunde stand, und daß Verfassung und Religion nicht mehr halten wollten. Letztere war längst der Spott der Gebildeten, und der Muthwille des Alcibiades durfte es daher wagen, an jenem Volksglauben zu freveln, den die Verfassungsmänner festhalten wollten, weil er zu ihrem Gebäude unentbehrlich schien. Sokrates wollte den morschen Staat auf ein besseres Fundament stützen und in die leeren Formen einen edleren sittlicheren Geist hauchen. Daher deckte er Blößen auf und schonte die Lüge ebenso wenig, als den blendenden Schein. Freilich ist immer nicht zu verkennen, daß er sich dabei durch seine subjektive Ansicht bestimmen ließ, daß sich Unberufene auf ihn stützen konnten, und daß die Möglichkeit des Irrthums und des falschen Urtheils über die Lage der Dinge denkbar war. Seine Feinde griffen es gerade auf, daß er so oft zur Prüfung ermunterte, und sie sahen darin nicht ohne Grund um so größere Gefahr für den Staat, weil dieser wegen seiner demokratischen, ewig beweglichen Gestaltung nur im Hergebrachten und in der Achtung vor dem Ueberlieferten ein Bollwerk gegen den verderblichen Umsturz erblicken konnte. Den von ihm geschulten jungen Männern, sagt Döllinger, deckten sich in den bestehenden Einrichtungen und hergebrachten Vorstellungen von Staat, Religion, Gerechtigkeit und Tugend immer mehr Widersprüche und Irrthümer auf, und daß sie durch die von ihrem Meister überhaupt angerathene Ehrfurcht vor bestehenden Gesetzen sich als souveraine Glieder eines demokratischen Staatswesens abhalten lassen würden, von der gewonnenen Einsicht bei ihrer Theilnahme an der gesetzgebenden Gewalt Gebrauch zu machen, war doch nicht zu erwarten. Alcibiades und Kritias, die eigenen Schüler des Sokrates, boten Beweise für die Gefährlichkeit seiner Lehre und Methode. Dem Vaterlande glaubte Sokrates nicht besser nützen zu können, als durch die Bildung der Jugend. Wenn er selbst sagt, er habe den Sophisten ihren theuren Unterricht nicht bezahlen können, so war sein Leben und Wirken desto uneigennütziger. Auf die Frage, warum er nicht auch ein Staatsamt übernehme, antwortete er, daß die größte Theilnahme an den Staatsgeschäften darin bestehe, die Jugend zu tüchtigen Leitern des Staats heran zu bilden, wie ja auch der Landmann seine beste Hoffnung und Pflege auf die jungen Pflanzen richte. Der Unterricht war ihm ein göttlicher Beruf, Unterhaltung über Erziehung die heiligste von allen, und nach seiner Meinung sollte ein vernünftiger Mann kaum etwas ernstlicher betreiben, als die Erziehung seines Sohnes.

Wie Sokrates kein Theoretiker war, sondern mit aller Kraft praktisch wirkte, so war auch seine ganze Philosophie praktischer Natur. Sein Streben ging dahin, daß alles Wissen auch ein Können, alle Einsicht zur Handlung werde, und daß jede geistige

Erkenntniß auch das Herz befruchte. Weisheit und Sittlichkeit wollte Sokrates nie von einander trennen; ja er behauptete, wer das Gute und Schöne wahrhaft *kenne*, übe es auch, und wer *wisse*, was unedel sei, der fliehe es und vereine in seiner Person Weisheit und Sittlichkeit. Ihm stand es fest, daß der Mensch nicht dazu berufen sei, die Geheimnisse der Gottheit und die Gesetze der Natur und des Weltalls zu erforschen, sondern das sei seine Bestimmung, vor Allem für seine *Seele* zu sorgen: denn viel unseliger sei es, eine ungesunde, angefaulte, ungerechte und unheilige Seele zu haben, als einen ungesunden Leib; ja nie habe es Etwas gegeben, und nie werde es Etwas geben, weder bei Menschen, noch bei Göttern, was höher zu schätzen sei, als wahre Seelenbildung (Platon's Gorgias und Phädrus). Das Wissen hatte daher in Sokrates Augen wesentlich den Zweck, die Handlungen des Menschen zu bestimmen. Wenn er hier in gefährlichem Maße irrte, so muß man ihm doch zugestehen, daß er diese Theorie wenigstens an sich und durch sein eigenes Leben zur Wahrheit machte. Wenn unser Philosoph das Ziel des menschlichen Lebens endlich in der *Glückseligkeit* erblickte, so meinte er damit kein von äußern Gütern abhängiges, sinnliches Behagen, sondern eine Zufriedenheit und ein Glück, welche man sich durch Entsagung und freie That verdiente. Die irdischen Güter erhielten nach Sokrates Ansicht ihren Werth nur durch weisen Gebrauch. Mit seiner Entsagung und der Liebe zur Freiheit hängt es auch zusammen, daß er keine Bezahlung von seinen Schülern annahm und von den ihm angebotenen Lebensmitteln nur so viel behielt, als unumgänglich nothwendig zur Erhaltung seines einfachen Lebens war. Diese Einfachheit gründete sich auf Selbstbeherrschung, welche Sokrates so hoch stellte, daß er sie zuerst von seinen Schülern verlangte und denjenigen, der sie nicht besaß, für einen Sklaven niederer Lust und für unfähig zur Tugend erklärte. Die bereits hervorgehobene praktische Richtung des Sokrates erklärt es auch, daß er bei Unterredungen mit seinen Schülern vorzugsweise die sittlichen Verhältnisse, Begriffe und Pflichten hervorhob. Da wir später die Methode des Sokrates genauer kennen lernen werden, so sei hier nur erwähnt, daß er aus dem Innern seiner Schüler *entwickelte* und das Selbstfinden der Wahrheit durch hinleitende und entwickelnde Gespräche als ein *Erinnern* betrachtete, indem er glaubte, daß jede Menschenseele schon vor der Geburt existirt habe, und daß der Mensch die richtigen Begriffe aus diesem früheren Dasein mitbringe. Sokrates unterrichtete nur Jünglinge und Männer, niemals Frauen, und wenn er diese nichts desto weniger schätzte, so mag die Ursache des ausschließlichen Unterrichts der Männer darin zu finden sein, daß er wesentlich die Bildung des Verstandes, die Uebung besonnener Reflexion erstrebte, und daß ihm

das vorherrschende Gefühlsleben der Frauen hiezu nicht geeignet erschien. Er unterrichtete nicht bloß ohne Bezahlung, sondern auch ohne jeden andern Zwang, wie und wo es ihm gefiel, und wen er wollte. Gern ließ er jeden Lernbegierigen an seinen Unterredungen, die nichts weniger als eine Schule im heutigen Sinne waren, Theil nehmen. Er sagte darüber selbst: „Eigentlich bin ich nie irgend Jemandes ausdrücklicher Lehrer gewesen, wenn aber Jemand, sobald ich redete oder meinen Geschäften oblag, Lust hatte zu hören, so habe ich es ihm nie mißgönnt, mochte er nun jung oder alt sein. Auch nicht etwa wenn ich Geld bekomme, unterrichte ich, sondern auf gleiche Weise bin ich den Armen und Reichen zum Fragen bereit, und wer da will, kann antworten und hören, was ich selbst sage.“

Was Sokrates recht eigentlich zum Lehrer stempelte, war seine geistige Jugendfrische und seine Gabe der Anregung. Diese und der ihm stets inne wohnende sittliche Ernst wirkten mit Zauberkraft auf seine Schüler und ließen den Mangel an körperlicher Anmuth ganz vergessen. Wollte er doch durch alles Wissen nur zur Tugend hinleiten und zu der damit zusammenhängenden richtigen Würdigung des Lebens. In Sokrates Augen war, wie schon gesagt, Wissenschaft eine Quelle der Tugend, und er sah die Ursache so vieler Laster nur in der Unwissenheit. Freilich war ihm das Wissen zunächst ein Wissen von göttlichen Dingen und von der Bestimmung des Menschen, und er durfte sich um so eher dem Glauben hingeben, daß die Tugend lehrbar sei, da er sie selbst durch sein eigenes Beispiel lehrte. Sokrates ganzes Leben war von tiefer Religiosität durchdrungen und mit dieser zugleich der Glaube an einen Dämon, an eine göttliche, warnende Stimme im Innern verbunden, welche nach unserm Sprachgebrauche sich als personifizirter, sittlicher Takt, als Gewissen zeigt, und dann geltend macht, wenn wir das Sittengesetz kennen. Mir ist, sagt er darüber (bei Platon) von meiner Kindheit an etwas begegnet (ob auch Anderen vor mir, weiß ich nicht), eine Stimme nämlich, welche, wenn sie sich einstellt, mich abhält von dem, was ich zu thun im Begriffe bin; angetrieben hat sie mich niemals. — Sokrates spricht von einem geheimen Zauber, den der Lehrer auf seine Schüler ausüben müsse, und dieser Zauber ist nichts anderes, als die Macht der Liebe, die er durch seinen Umgang und sein von tieferer Lebensanschauung gehobenes Wesen und Wirken einflößte. Am auffallendsten zeigt sich die Macht dieser Liebe an einem so leichtsinnigen, der Sinnlichkeit und dem maßlosen Ehrgeize verfallenen Schüler wie Alcibiades, und es ist der Mühe werth, des letzteren eigene Aeußerungen darüber zu hören. Er sagt: „Wenn wir von einem andern noch so trefflichen Redner Vorträge hören, so macht sich keiner sonderlich viel daraus, von ihm aber werden alle

ganz hingerissen. Mir wenigstens pocht das Herz heftiger, als den vom wildesten Tanze Ergriffenen, wenn ich ihn höre, und seine Reden entpressen mir Thränen. Ich sehe, daß es auch vielen Anderen so geht, ja ich bin von diesem Marsyas*) oft so bewegt worden, daß ich glaubte, es lohne sich nicht zu leben, wenn ich so bliebe, wie ich wäre; denn er nöthigte mich einzugestehen, daß mir selbst noch gar Vieles mangelt und ich der Athener Angelegenheiten besorge, während ich meine eigenen vernachlässige. — Während ich mich vor Niemand schäme, begegnet es mir, daß ich vor ihm allein Scham empfinde."

Wir müssen es noch insbesondere hervorheben, daß Sokrates die Bildung nicht blos praktisch zu machen, sondern auch vorzüglich den Geist, die Vernunft auszubilden beabsichtigte. Wie er selbst kein Vielwisser war, so wollte er auch seine Schüler nicht zu Vielwissern machen, sondern zu praktischen, vernünftigen Denkern. Ihm schwebte die Idee einer formalen, allgemeinen Bildung vor. Nach Xenophon mißbilligte er, wenn man die Meßkunst weiter treiben wollte, als zu der Fertigkeit im Ausmessen eines Landstückes, ebenso empfahl er Beschränkung in der Arithmetik und Sternkunde. Auch in der Naturkunde und Naturphilosophie wollte er nur ein bescheidenes Maß, weil er glaubte, daß sie den Menschen mehr zur Erde als zum Himmel zögen. Diese Ansichten finden ihre Erklärung weniger in dem Umstande, daß die Griechen überhaupt mehr nach einer gewissen angenehmen Vielseitigkeit und allgemeinen Bildung strebten, als vornehmlich darin, daß Sokrates Alles auf die praktische Sittenlehre bezog und die Erkenntniß der religiösen Wahrheiten allen übrigen voranstellte. Der Glaube an ein allweises, allwissendes und gerechtes höchstes Wesen, an die Fortdauer der Seele nach dem irdischen Leben, Selbsterkenntniß und sittliche Vollkommenheit gingen ihm über alles andere Wissen und waren der Inhalt seines Unterrichts. Damit hängt es auch zusammen, daß Sokrates die Gymnastik oder körperliche Ausbildung zwar nicht ganz, namentlich nicht für seine Person, vernachlässigte, aber doch mehr in den Hintergrund stellte.

Die Methode, welche Sokrates einschlug, ist es, welche ihn ebenso berühmt, als verhaßt gemacht hat. Du möchtest, sagt Hip-

*) Marsyas nahm der Sage nach die von der Athene erfundene, aber wieder weggeworfene Flöte auf und brachte es auf diesem Instrumente zu solcher Fertigkeit, daß er es wagte, den Apollo herauszufordern. Letzterer siegte im musikalischen Wettkampfe und zog dem Ueberwundenen zur Strafe die Haut ab. Da das Flötenspiel die Backen aufblies und das Gesicht verzerrte, weshalb auch Athene das Instrument wegwarf, so soll die Bezeichnung des Sokrates als eines Marsyas wohl nur auf dessen körperliche Häßlichkeit hindeuten.

pias von Elis zu ihm, immer nur Andere ausfragen und sie in die Enge treiben, selbst aber Niemandem Rede stehen und deine Meinung sagen! Dieser Vorwurf ist aber in seinem letzten Theile ungerecht, denn Sokrates antwortete wohl und enthüllte allerdings seine Ansichten, aber mehr indirekt und negativ, so daß er den Schein und die Irrthümer vernichtete und Andere anleitete, die Wahrheit, welche er meinte, selbst zu finden und auszusprechen. Besonders faßte Sokrates die sittlichen Verhältnisse bei seinen belehrenden Gesprächen in's Auge, wußte dabei die Stimmung seiner Schüler und jede sich darbietende Gelegenheit trefflich zu benutzen, sich in den Standpunkt und die Anschauungsweise seiner Zuhörer hinein zu denken und dadurch, daß er sich selbst den Schein des Nichtwissens, des Strebens nach besserer Erkenntniß gab, den Unterhaltungen einen hohen Reiz zu verleihen. Dadurch, daß er in allen streitigen Punkten von gewissen, allgemein als wahr anerkannten Sätzen ausging, gewannen seine Schlußfolgerungen zugleich eine feste Stütze und eine mathematische Ausführung, welche ebenso überzeugte als fortriß. Es muß vor jeder weiteren Beurtheilung der Sokratischen Methode ein Gegensatz gegen das, was man heutigen Tages Methode nennt, festgehalten werden. Sie ist nämlich dem Sokrates nicht in der Abstraktion von jedem concreten Inhalte zum Bewußtsein gekommen, sondern mit der Art und Weise seines Philosophirens, das nicht auf Mittheilung eines Systems, sondern auf Bildung des Subjekts zu philosophischem Denken und Leben abzweckte, unmittelbar aufgewachsen und verwachsen. Seine Methode ist nur die subjektive Technik seines pädagogischen Verfahrens und die eigenthümliche Manier seines philosophischen Umgangslebens.

Die Sokratische Methode hat daneben eine doppelte Seite, eine negative und eine positive. Die erstere ist die bekannte Sokratische Ironie. — Indem sich der Philosoph unwissend stellt und sich scheinbar von denen, mit denen er sich unterredet, belehren lassen will, verwirrt er vielmehr das vermeintliche Wissen der Andern durch fortgesetztes Ausfragen, durch die unerwarteten Consequenzen, die sich herausstellen, und durch die Widersprüche, in die sich die Unterredenden verwickeln.

In der Verlegenheit, in welche der zu Belehrende versetzt wird, indem er einsieht, daß er dasjenige nicht weiß, was er zu wissen vermeinte, vollzieht das vermeintliche Wissen seinen eigenen Vernichtungsprozeß. Das vorgeblich wissende Subjekt wird mißtrauisch gegen seine Voraussetzungen und seine festgewordenen Vorstellungen. Was wir wußten, hat sich widerlegt, lautet das Ergebniß der meisten solcher Unterredungen. So wäre jedoch das Resultat der Sokratischen Methode nur die Erkenntniß des Subjektes, daß es Nichts wisse, wie denn auch ein großer Theil der Dialogen offenbar bei

diesem Ergebnisse stehen bleibt. Aber es tritt noch ein anderes Moment hinzu, wodurch die Ironie den Schein der Verneinung verliert.

Die positive Seite der Sokratischen Methode ist die Mäeutik (Hebammenkunst). Sokrates verglich sich gern mit seiner Mutter Phänarete, weil er selbst zwar nicht mehr im Stande sei, Gedanken zu gebären, wohl aber Andern zum Gebären zu verhelfen und die hohlen Gedankengeburten von den gehaltreichen zu unterscheiden. Näher bethätigte sich diese Hebammenkunst dadurch, daß der Philosoph aus Demjenigen, mit welchem er sich unterredete, durch unablässiges Ausfragen, durch fragende Zergliederung seiner Vorstellungen einen neuen ihm vorher selbst unbewußten Gedanken hervorzulocken, ihm zu einer neuen Gedankengeburt zu verhelfen wußte. Ein Hauptmittel hiezu war die Methode der Induction, oder die Hinüberleitung der Vorstellungen zum Begriff. Indem nämlich der Philosoph vom einzelnen concreten Fall ausging, dabei an die gewöhnlichsten Vorstellungen anknüpfte, die alltäglichsten und trivialsten Erscheinungen zu Hülfe nahm, wußte er, das Einzelne unter sich vergleichend und so das Zufällige vom Wesentlichen absondernd, eine allgemeine Wahrheit, eine allgemeine Bestimmung zum Bewußtsein zu bringen, Begriffe zu bilden. Um z. B. den Begriff der Gerechtigkeit, der Tapferkeit zu finden, wurde von verschiedenen einzelnen Beispielen der Gerechtigkeit, der Tapferkeit ausgegangen, und aus ihnen das allgemeine Wesen, der Begriff dieser Tugenden, abgezogen. Wer ist der tüchtigste Steuermann? fragt er den Schüler. — Der sachverständigste. Und wer der tüchtigste Arzt? Auch der sachverständige. Wer aber der tüchtigste Baumeister? Wiederum der sachverständige. Und vielleicht noch einige andere Fragen, die auf Besonderes gehen, ließ Sokrates in seinem inductiven Beweisgange folgen, um dann auf die allgemeine Frage? Wer also überhaupt der Tüchtigste? unweigerlich die entsprechende Antwort zu erhalten: Der Sachverständige, der, welcher das Wissen hat. Und dann wurde etwa noch die gewonnene Definition zur Entscheidung über solche Fälle verwandt, die anfänglich als zweifelhaft erschienen und streitig waren, wie z. B.: Wer also ist der tüchtigste Archont oder Feldherr? Der sachverständige, nicht also der, den etwa das Loos oder die Wahl durch eine blinde und leidenschaftlich erregte Volksmasse dazu bestimmt. Man sieht hieraus, auf was die Sokratische Deduction hinsteuerte, nämlich auf die begriffsmäßige Definition. Nur wer den richtigen Begriff einer Sache hat, ist nach Sokrates Meinung (Xenophon, Mem. IV. 6. 1.) auch im Stande, Andern dieselbe klar zu machen; wer aber selbst nicht klar sieht, bei dem ist es nicht zu verwundern, wenn er sich und Andere täuscht. Ich definire einen Begriff, wenn ich sein Was, sein Wesen, seinen In-

halt entwickele. Ich definire den Begriff der Gerechtigkeit, wenn ich das Gemeinsame, die logische Einheit seiner verschiedenen Erscheinungsweisen aufstelle. Eben hierauf nun ging Sokrates. „Das Wesen der Tugend zu erforschen, — sagt eine Aristotelische Schrift, — hielt Sokrates für die Aufgabe der Philosophie, und deswegen untersuchte er, was die Gerechtigkeit sei, und was die Tapferkeit (d. h. er untersuchte das Wesen, den Begriff der Tapferkeit), denn alle Tugend hielt er auch für ein Wissen."

In welchem Zusammenhange diese seine Methode der Begriffsbildungen mit seinen praktischen Bestrebungen stand, ist hieraus leicht zu erkennen. Nur deßhalb ging er auf den Begriff jeder einzelnen Tugend zurück, weil er überzeugt war, daß das Wissen um diesen Begriff, daß eine klare Erkenntniß desselben auch für den einzelnen Fall, für jedes einzelne sittliche Verhältniß der sicherste Wegweiser sei. Alles sittliche Handeln, so glaubte er, müsse als ein bewußtes, vom Begriffe ausgehen. Man kann hiernach die Sokratische Methode bezeichnen als die Kunstfertigkeit, aus einer gewissen Summe gegebener gleichartiger Einzelerscheinungen auf dem Wege der Induction (des Beispiels und der Thatsachen) das ihnen zu Grunde liegende Allgemeine, ihre logische Einheit zu finden. Zur Voraussetzung hat diese Methode die Anerkenntniß, daß das Wesen der Gegenstände im Denken erfaßt werde, daß der Begriff das Sein der Dinge sei.

Es ist eine alte Ueberlieferung und es gehört fast zu den Glaubensartikeln der Lehrer, daß die Sokratische Methode das Höchste in der Schulmeisterkunst sei, und Einer spricht es dem Andern getrost nach, ohne sich so recht der Gründe bewußt zu sein. Für uns ist dies Ursache genug, wiederholt dabei zu verweilen und diese Methode theils noch heller zu beleuchten, als in der vorhergehenden Lebensskizze geschehen konnte, theils durch einige Beispiele zu veranschaulichen.

In der neueren Zeit war es vor allen die philantropische Schule, welche mit aller Kraft auf die sokratische Methode hinwies und in deren Anwendung das sicherste Mittel zur Vollkommenheit erblickte. Namentlich blieb es dem als Freigeist berüchtigten Dr. K. Friedr. Bahrdt (vergleiche den Abschnitt über Basedow) vorbehalten, seine Begriffe von Sokratischer Methode in einer Weise auszuposaunen, welche an die Marktschreier unter den Aerzten erinnert, die für jede Krankheit unfehlbare Mittel besitzen. Im Jahre 1776, wo er die Leitung des bald wieder zerfallenden, von Salis gegründeten Philantropins zu Marschlin in der Schweiz übernahm, sprach er sich in seinem Erziehungsplane des Institutes auf's lebhafteste für

diese Methode aus, welche bei allem Unterrichte Anwendung finden sollte, und von der er die glänzendsten Erfolge versprach. Er liefert in dem genannten Plane bogenlange Proben seiner Kunst, zu sokratisiren, beweist aber damit doch nur, daß er nicht sehr tief in das Wesen der Methode eingedrungen ist und mehr die Schale als den Kern erfaßt hat. Darum bleibt er auch gerne bei Aeußerlichkeiten stehen. „Der Sokratiker", sagt er z. B., „muß sich überall die Miene des Mitlernenden geben, wenn er recht nützlich und für die Kinder unterhaltend werden will. Er muß sich unter sie hinsetzen, wie einer ihrer älteren Gespielen, dem man es zwar ansieht, daß er mehr weiß, wie die Anderen, aber doch auch nicht allwissend ist. Er muß in das Lehrzimmer gleich so hineintreten, als ob er wieder über etwas nachgedacht hätte, das er seinen Freunden mittheilen und mit ihnen gemeinschaftlich überlegen wolle; besonders in mathematischen Lehrstunden muß er immer mit einer merklichen Neugier sich erkundigen und seine Schüler bitten, sie möchten doch sehen, ob sie das mit ihm herausbringen könnten; — er muß sich stellen, als habe er schon etwas davon ergründet, aber es fehlte ihm noch das und das. Wenn ein Schüler einmal einen glücklichen Einfall hat, so muß er sich stellen, als wenn er ganz entzückt wäre und sich wundern, daß er das herausgebracht habe. Bei schweren Fragen muß er zuweilen selbst stille stehen, den Zeigefinger an die Nase legen, sinnen und warten, ob ihm ein Schüler zuvorkomme, und wenn keiner etwas weiß, endlich mit vergnügter Stimme rufen: Halt, jetzt fällt mir Etwas ein!"

Wer erinnert sich hiebei nicht an das Wallenstein'sche: Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das haben sie glücklich ihm abgeguckt! Daß ein solches Komödienspiel in unsere Schulen nicht paßt, daß die Kinder dessen Schein und Hohlheit bald merken und sich jedenfalls leicht daran gewöhnen, mithin es gleichgültig aufnehmen würden, leuchtet ein. Ebenso klar ist es aber auch, daß mit solchen Aeußerlichkeiten der Sokratiker nicht fertig gemacht ist. Wenn wir jetzt über dergleichen pädagogische Manoeuvres lächeln, so gab es doch in der damaligen Zeit schon einzelne besonnene und tüchtige Männer, die sich nicht auf diesen heiteren Standpunkt stellen konnten, eben weil sie zu unmittelbar berührt wurden. Zu diesen gehörte besonders Hofrath Schlosser*), welcher in der von Iselin herausgegebenen Zeitschrift „Die Ephemeriden", Bahrdt's Meinungen

*) J. G. Schlosser, geb. 1739 zu Frankfurt a. M., Jugendfreund Göthe's, dessen Schwester er später ehelichte, war Oberbeamter des Markgrafen v. Baden, nachher Frankfurter Stadtsyndikus. Ein praktischer Geist und Feind aller luftigen Spekulation. Seine kleineren Schriften (6 Bände) erstrecken sich auf Kritik, Sittenlehre, Gesetzgebung und Verwandtes. Er starb 1799.

gewaltig bekämpfte. Viele seiner Ansichten von der Sache bedürfen zwar selbst der Beschränkung; doch aber ist Manches so treffend und wahr, daß es noch heute gilt und von Interesse ist.

Wenn man sich, sagt er, einen wahren Begriff von der Sokratischen Methode machen will, so muß man voraus wissen, daß Sokrates keine Gelehrte ziehen, seinen Schülern kein System in den Kopf bringen wollte, daß er keine bestimmten Lehrstunden hielt, keine Prüfungen oder Examina anstellte. Seine Absicht war nur, das, was ihm wahr und gut schien, wo es die Gelegenheit erlaubte, so anschaulich, so fühlbar zu machen, daß seine Freunde das Gute weniger wissen, als thun sollten. Das erste, was ich daher von einem Sokratiker verlange, ist, daß er nie lehre, als wo sich die Gelegenheit selbst zum Lehren zeigt, das ist nie, als wo die Herzen der Schüler schon durch die Umstände geöffnet worden sind, ihm gerne zuzuhören und willig aufzufangen, was er hinwirft. Wie lange müßte man aber oft müßig stehen, wenn man auf solche Gelegenheit warten wollte! Habt ihr einen Lehrer, der Kopfs genug hat, die Gelegenheit selbst zu schaffen, und zwar alle Morgen um acht Uhr, wenn seine Stunde schlägt? So müßt ihr sie aber nicht schaffen, wie Bahrdt, wenn er vom Gebete reden will. Wenn dieser aufsteht, sich in die Mitte stellt, gen Himmel mit ernster, nachdenkender, dabei heiterer Miene sieht, nach einer kleinen Pause die Hände aufhebt und nun, nachdem er sein Gebet gesprochen, fragt: Was habe ich jetzt gemacht? so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß ein gesunder Junge sagt: Sie haben Komödie gespielt! — Es ist überhaupt mißlich, Gelegenheiten herbeizuziehen und vorbereiten zu wollen.

Aber wenn auch der Lehrer wirklich Gelegenheit hat, wie will er den Schüler fixiren? Sokrates beginnt fast immer seine Unterredungen mit einer Art von Theilnahme an eben dem Gefühle, was er in seinem zu bessernden oder zu belehrenden Freunde wahrnimmt. Hiezu stehen aber unsere heutigen Lehrer ihren Schülern viel zu fern. Die Wohlanständigkeit, der Respect erlauben dem Lehrer nicht, sich unter die Spiele der Jugend zu mischen, die steife Haltung der Erzieher, die kurze Zeit des Zusammenseins während gewisser Stunden, alles das trennt Lehrer und Schüler und befestiget zwischen beiden eine Kluft, die das Vertrauen nicht aufkommen läßt, welches zwischen Sokrates und dessen Schülern herrschte.

Aber wenn auch die Kinder fixirt wären? Was denn? Alles, nur keine echt Sokratische Methode. Gute Leute glauben, mit Fragen spielen und Sokratisch unterrichten sei eben Eins. Man bedenke aber wohl, daß die Sokratische Methode eigentlich alles theoretische und materielle Wissen größtentheils ausschließt, daß sie Denken

und Thun, nicht aber Wissen lehrt, also die eigentlichen Schulgegenstände geradezu abweist. Alle Wissenschaften, durch die der Geist nur empfängt, sind ausgeschlossen, denn die Methode des Sokrates taugt, wie er selbst sagt, nur zum Gebären. Und was soll geboren werden? Sokrates läßt seine Freunde ihre Geburten nicht eher wegwerfen, bis sie selbst diese für Mißgeburten erkennen. Ist das bei Kindern möglich? Und wäre es, dürfte ihr Urtheil über die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft oder über das Dogma der Religion herrschen? Ist nicht Unterwerfung unter diese Gesetze das erste Gesetz der Erziehung und die eigentliche Absicht des Unterrichtes? Ist endlich sokratischer Witz, sokratische Gewandtheit so etwas leichtes, etwas was sich anbefehlen oder auch nur einüben läßt? Wenn sich der neue Sokratiker immer in seiner Stube vorbereiten könnte? Aber wie will er die queren Antworten der Schüler pariren, wie sich Einfälle sammeln und immer ihrer Dummheit schlagend begegnen oder Mißverständnissen gerecht werden? Welche Mühe kosteten selbst dem Sokrates oft seine Inductionen! Liest man doch im Plato oft viele Seiten, ohne zu wissen, wo das hinaus will. In welche Künsteleien würden in unserm gekünstelten Zeitalter unsere kunstmäßigen Lehrer verfallen!" — Wir fügen diesem noch die Frage hinzu, wie es mit dem Grundzuge des sokratischen Verfahrens, mit der Ironie zu machen sei? Ist diese bei Kindern anwendbar? Wird sie von diesen verstanden? Und wenn Beides wäre, läßt sich die Gewandtheit und Feinheit in der Anwendung, läßt sich der dabei so nothwendige maßvolle Tact erlernen? — Ist die Mehrzahl der Lehrer überhaupt dazu fähig und geschickt? — Würde sie nicht in manchem Munde zum Spotte werden, der die Jugend verletzt und dahin bringt, sich mit allen geistigen Fühlfäden zurückzuziehen, wie die Schnecke in ihr Haus! —

Geben wir nun einige Beispiele, um auch aus diesen weiter auf die Methode des Sokrates zu schließen und das bisher von derselben Gesagte in besseres Licht zu setzen.

Nehmen wir zunächst aus Xenophon's Denkwürdigkeiten (B. 2, Kap. 3) die Unterredung mit Chärekrates, welche den Zweck hatte, diesen wieder mit seinem feindlichen Bruder Chärephon auszusöhnen.

Als Sokrates ersteren zufällig sah, redete er ihn folgendermaßen an: Höre Chärekrates, du bist doch nicht etwa einer von denen, welchen Vermögen mehr gilt als ein Bruder? Jenes ist ja doch vernunftlos, dieser vernünftig; jenes bedarf unserer Hülfe, dieser kann Hülfe gewähren; jenes ist überdies in Menge vorhanden, diesen hast du nur einmal. Auch ist es sonderbar, wenn einer durch seine Brüder zu kurz zu kommen glaubt, weil er nicht auch das Ihrige bekommt; meint er doch nicht auch durch seine Mitbürger zu

kurz zu kommen, weil er nicht auch das Ihrige besitzt. Hier kann man doch leicht begreifen, daß es besser ist, mit Vielen zusammen zu wohnen und ein mäßiges Vermögen in Sicherheit zu besitzen, als allein zu leben, und unter beständigen Gefahren das gesammte Vermögen seiner Mitbürger zu besitzen. Bei den Brüdern will dies Niemand einsehen. Sclaven kauft sich, wer kann, um Gehülfen bei der Arbeit zu haben, und Freunde sucht man sich zu erwerben, weil man eines Beistandes zu bedürfen glaubt; die Brüder achtet man nicht, wie wenn aus ihnen nicht eben so gut Freunde werden könnten, als aus den Mitbürgern. Und doch trägt es zur Freundschaft schon sehr viel bei, von denselben Eltern entsprossen und mit einander erzogen zu sein; selbst die Thiere haben ein Verlangen nach denen, welche mit ihnen aufgezogen worden. Endlich ehren auch die übrigen Menschen diejenigen, welche Brüder haben, mehr als die, welche keine haben, und treten ihnen weniger zu nahe.

Chärekr. Allerdings, wenn die Ursache des Streites von keiner Bedeutung ist, muß man den Bruder mit Geduld tragen, und nicht wegen Kleinigkeiten ihn meiden, denn wie du sagst, es ist eine wahre Wohlthat um einen Bruder, wenn er ist, wie er sein soll; wenn dem aber gar nicht so ist, und wenn statt dessen das gerade Gegentheil sich finden sollte, wer möchte da das Unmögliche versuchen?

Sokr. Vermag denn Chärephon sich Niemanden gefällig zu machen, so wenig wie dir, oder gibt es vielleicht Leute, denen er gar sehr gefällt? —

Chärekr. Eben das ist es, Sokrates, warum ich ihn hassen muß, daß er Andern zu gefallen weiß, mir aber, wo er hinkommt, überall durch Wort und That nur zum Schaden, statt zum Nutzen ist.

Sokr. Ist es nicht vielleicht mit einem Bruder, wie mit einem Pferde, daß nämlich nur der übel wegkommt, der sich mit ihm einläßt, ohne mit ihm umgehen zu können?

Chärekr. Wie könnte es mir an der Kunst fehlen, mit einem Bruder umzugehen? Wer freundlich ist, gegen den bin ich wieder freundlich; wer gefällig ist, gegen den bin ich wieder gefällig; das verstehe ich ganz gut. Allein wer es mit Wort und That darauf anlegt, mich zu kränken, gegen den kann ich freilich weder freundlich, noch gefällig sein; ich werde es auch nicht einmal versuchen.

Sokr. Sonderbar! Gesetzt, du hättest einen guten Schäferhund, der den Hirten schmeichelte, wenn du aber kämest, belferte, da würdest du, statt böse zu werden, ihn zu begütigen suchen. Von deinem Bruder sagst du selbst, daß er dir eine große Wohlthat sei, wenn er gegen dich wäre, wie er sollte; du willst auch

verstehen, gegen ihn gefällig und freundlich zu sein; und du machst bei ihm keinen Versuch, ihn für dich so gut als möglich zu machen? —

Chärekr. Ich fürchte, Sokrates, alle meine Kunst werde nicht hinreichen, es bei Chärephon so weit zu bringen.

Sokr. Ich denke doch, dazu bedarf es nicht viel Kunst und Scharfsinn; mit dem, was du selbst schon weißt, solltest du ihn so gewinnen können, daß er dich hochschätzen lernte.

Chärekr. Sage es mir doch je eher, je lieber! Hast du bei mir etwas von einem Liebesmittel bemerkt, auf das ich mich verstände, ohne es zu wissen?

Sokr. Nun ja, wenn du einen Freund dahin bringen wolltest, so oft er opferte, dich zum Mahle zu laden, was würdest du thun?

Chärekr. Ich würde natürlich den Anfang machen, und ihn selbst einladen, wenn ich opferte.

Sokr. Wenn du aber einen Freund bewegen wolltest, die Besorgung deiner Angelegenheiten zu übernehmen, so oft du verreisest? Was würdest du thun?

Chärekr. Ich würde natürlich vorher die Besorgung der seinigen übernehmen, wenn er verreiste.

Sokr. Und wenn du einen Fremden dazu bringen wolltest, dich zu beherbergen, wenn du in sein Land kämest?

Chärekr. Natürlich würde ich ebenfalls ihn zuerst beherbergen, wenn er nach Athen käme: und wollte ich, daß er mir meine Angelegenheiten betreiben hülfe, wenn ich käme, so müßte ich begreiflich denselben Dienst ihm zuerst erweisen.

Sokr. So waren dir also alle Liebesmittel, die sich unter Menschen finden, längst bekannt, und du thatest damit nur geheim. Oder scheust du dich nur, damit den Anfang zu machen, um deiner Würde nichts zu vergeben, wenn du zuerst gegen deinen Bruder gefällig wärest? — Ist ja doch kein Mann achtungswerther, als wer den Feinden des Staates im Schaden, seinen Freunden im Wohlthun zuvor kommt. Hätte ich nur gedacht, Chärephon tauge besser dazu, hierin den Ton anzugeben, so hätte ich ihn zu bewegen gesucht, dir zuerst die Hand zur Aussöhnung zu bieten. So aber scheint es mir, du müssest den Anfang machen, wenn die Sache gelingen soll.

Chärekr. Eine ganz eigene Forderung von dir, daß ich, der Jüngere, vorangehen soll: ist es doch in der ganzen Welt gerade umgekehrt, daß der Aeltere vorangeht in Allem, wo etwas zu thun oder zu sagen ist.

Sokr. Wie? ist es nicht überall Sitte, daß beim Begegnen der Jüngere dem Aelteren aus dem Wege geht, daß er vor diesem von seinem Sitz aufsteht und ihm das Wort läßt? O mein Guter,

besinne dich nicht länger; versuche es, den Mann zu besänftigen; er wird dir gewiß bald entgegen kommen. Siehst du nicht, wie ehrliebend und edel er ist? Gemeine Seelen gewinnt man nur, wenn man ihnen etwas gibt; tüchtige und ehrenwerthe Menschen sind am leichtesten durch freundliche Behandlung zu gewinnen.

Chärekr. Wenn ich dies nun so mache und er doch nicht anders wird?

Sokr. Was kannst du denn dabei verlieren, als daß dann Jedermann sieht, es fehle bei dir nicht an gutem Willen und an Liebe zu deinem Bruder, sondern er habe ein schlechtes Herz und sei einer guten Behandlung nicht werth? Aber ich bin überzeugt, dieser Fall tritt gar nicht ein. Ich denke, sobald er bemerkt, daß du ihn zu diesem Kampfe herausforderst, werde er sich alle Mühe geben, in Freundlichkeit und Gefälligkeit dich zu überwinden. Jetzt ist es mit euch gerade, wie wenn die Hände, welche die Gottheit zu gegenseitiger Unterstützung geschaffen hat, statt dessen darauf ausgingen, einander zu hindern; oder wie wenn die Füße, durch göttliche Ordnung zum Zusammenwirken bestimmt, statt dessen einander verstricken wollten. Könnte es eine größere Ungeschicklichkeit und eine unglückseligere Verirrung geben, als das, was zum Nutzen bestimmt ist, zum Schaden zu gebrauchen? Aber eben die Brüder, scheint es mir, sollen nach den Absichten der Gottheit einander noch weit nützlicher werden, als Hände, Füße und Augen und was sie sonst den Menschen in geschwisterlichen Paaren anerschaffen hat. Die Hände, wenn sie auf Entfernungen von mehr als Klafterweite zusammen wirken sollen, vermögen es nicht; die Füße können nicht einmal auf Klafterweite zusammen gehen; die Augen, die ja noch am weitesten zu reichen scheinen, können nicht einmal Gegenstände in noch größerer Nähe vorn und hinten zugleich sehen. Brüder dagegen, wenn sie mit einander gut stehen, kann keine Entfernung hindern, auch für einen gemeinschaftlichen Zweck zusammen zu wirken. —

Wir sehen aus dieser Unterredung, daß sie eben ein Gespräch ist, wie es auch im gewöhnlichen Umgange und Leben vorkommen kann, daß Sokrates dabei mit einfachen, unverfänglichen Fragen frisch in die Sache einging und an die bekanntesten Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens anzuknüpfen wußte. Früher schon gedachten wir aber auch der Ironie des Sokrates, welche er besonders da anzuwenden pflegte, wo er mit Leuten zu thun hatte, welche sich hochweise dünkten und durch die Unterredung zur Erkenntniß ihrer Unweisheit gelangen sollten. Ein hübsches Beispiel solcher Ironie bietet uns die Unterredung mit einem jungen Manne Namens Glaukon, der ohne gehörige Einsichten und Kenntnisse vor Begierde brennt, ein großer Staatsmann zu werden und sich durch keine Vorstellungen

seiner Freunde davon abbringen läßt. Natürlich beginnt Sokrates auch hier damit, daß er das Ziel rühmt, welches sich der junge Politiker vorgesteckt hat. Womit, fährt er dann fort, wirst du deine Staatsverbesserungen anfangen? Nun, vielleicht mit der Verbesserung der Finanzen? So sage mir denn, woher bezieht der Staat jetzt seine Einkünfte und wie viel betragen sie? Du hast natürlich schon darüber nachgedacht, um, falls eine oder die andere Quelle spärsamer flösse, den Ausfall zu decken oder auch, wenn sie ganz versiegen sollte, eine neue zu eröffnen. Glaukon muß gestehen, daß er daran noch gar nicht gedacht habe. Aber die Ausgaben des Staates kennst du, denn natürlich gehst du damit um, die unnöthigen Ausgaben zu beschränken. Auch daran hat der angehende Staatsmann noch nicht gedacht, und dasselbe Bekenntniß muß er ablegen, als Sokrates die anderen Zweige der Staatsverwaltung, als Landesvertheidigung, Benutzung der Bergwerke, Beschaffung des fehlenden Getreides durchgeht, und Sokrates schließt zuletzt mit der Ermahnung: Nimm dich in Acht, Glaukon, daß du nicht über deinem Streben nach Ruhm dir gerade das Gegentheil zuziehest. Siehst du nicht, wie gefährlich es ist, wenn man etwas nicht versteht und doch davon reden oder sich damit befassen will? Ist es dir daher um Ruhm und Bewunderung im Fache der Politik zu thun, so laß es dir vor allem angelegen sein, dir die nöthige Einsicht in den erwählten Beruf zu verschaffen! —

Schon früher wurde angedeutet, daß Sokrates auch die Meinung aufstellte, der Mensch lerne eigentlich nicht, sondern was man Lernen zu nennen pflege, sei nur Wiedererinnerung von Vorstellungen, welche wir in einem früheren Leben gehabt hätten. Wir theilen hier unsern Lesern noch die berühmt gewordene Unterredung des Sokrates mit dem Menon und einem Sclaven in treuer Uebersetzung mit, weil sie den Zweck hat, jene Meinung zu rechtfertigen. Ob sie hiezu ausreichte, kann mit Recht unerörtert bleiben und das bedenkliche: „Es scheint so", womit sich Menon schließlich zurückzieht, wird auch das treffendste Urtheil enthalten.

Menon. Behauptest du also ohne alle Einschränkung, daß der Mensch nicht lerne, sondern alles sogenannte Lernen nur Wiedererinnerung sei? Kannst du mich belehren, daß es sich so verhält?

Sokrates. Habe ich doch nun eben gesagt, o Menon, daß Du ein Schalk seist; und jetzt fragst Du mich, ob ich Dich belehren könne, ich, der ich eben behaupte, daß es kein Lernen, sondern nur eine Wiedererinnerung gebe; da soll es sich wohl sogleich zeigen, daß ich mir selbst widerspreche?

Menon. Nein, wahrlich Sokrates, nicht in der Absicht sagte ich es, sondern aus bloßer Gewohnheit. Aber kannst Du mir etwa zeigen, daß es sich so verhält, wie Du sagst, so zeige es.

Sokr. Das ist freilich nicht leicht; gleichwohl will ich Dir zu Liebe mir Mühe geben. Aber rufe mir von deinen vielen Begleitern da irgend einen herein, welchen Du willst, damit ich an dem es Dir zeige.

Menon. Recht gern; (zu einem Sclaven) Du, komm hierher!

Sokr. Er ist doch ein Grieche und spricht griechisch?

Menon. Ja wohl, er ist in meinem Hause geboren.

Sokr. Gib aber Acht, wie er Dir vorkommen wird, ob als einer, der sich erinnert, oder als einer, der von mir lernt?

Menon. Ich werde darauf achten.

Sokr. Sage mir doch, Knabe, weißt Du wohl, daß so eine Figur (er zeichnet ein Quadrat) ein Quadrat ist?

Skl. O ja!

Sokr. Ein Quadrat ist also eine Figur, in der alle diese Seiten, es sind deren vier, einander gleich sind.

Skl. Ja.

Sokr. Sind darin nicht auch die Linien gleich, die man durch die Mitte zieht?

Skl. Ja.

Sokr. Kann nun eine solche Figur nicht größer oder auch kleiner sein?

Skl. Allerdings.

Sokr. Wenn nun diese Seite (AB) zwei Fuß und diese hier (AD) auch zwei Fuß hätte, wie groß würde da das Ganze sein? Ueberlege es Dir nun so: wenn die Figur hier zwei Fuß, dort aber nur einen Fuß enthielte, würde da nicht die ganze Figur einmal zwei Fuß enthalten.

Skl. Ja.

Sokr. Da sie aber auch hier zwei Fuß hat, wird sie da nicht zweimal zwei Fuß enthalten?

Skl. Ja wohl.

Sokr. Sie enthält also zweimal zwei Fuß.

Skl. Ja.

Sokr. Wie viel sind aber zweimal zwei Fuß? Rechne es aus und sag's.

Skl. Vier Fuß, o Sokrates.

Sokr. Könnte man nun nicht ein anderes, doppelt so großes Quadrat machen, aber ein solches, in dem alle vier Seiten gleich sind, wie in diesem?

Skl. Ja.

Sokr. Wie viel Fuß wird dieses enthalten?

Skl. Acht.

Sokr. Nun wohlan, versuche mir zu sagen, wie groß jede Seite eines solchen Quadrats sein wird; die Seite dieses Quadrats hier (AB) hat zwei Fuß, wie viele aber die des doppelt so großen?

Skl. Es ist klar, Sokrates, daß sie doppelt so groß ist.

Sokr. Du siehst, Menon, daß ich ihn nicht belehre, sondern ihm alles abfrage. Und nun glaubt er ja auch zu wissen, wie groß die Seite des doppelt so großen Quadrats sei, oder scheint es Dir nicht so?

Menon. Allerdings.

Sokr. Weiß er's aber?

Menon. Keineswegs.

Sokr. Er meint nämlich, das doppelt so große Quadrat entstehe aus der doppelten Seite.

Menon. Ja.

Sokr. Sieh nur zu, wie er sich weiter erinnern wird, wie es sich gehört. (Zum Sklaven) Nun aber, sage mir, Du behauptest, aus der doppelten Seite entstehe das doppelte Quadrat? Ich meine aber ein solches, nicht etwa das an dieser Seite lang, an jener aber kurz ist, sondern es soll nach allen Seiten hin gleich sein, wie dieses, und das Doppelte von diesem, also acht Fuß groß. Nun sieh, ob Du noch meinst, es werde aus der doppelten Seite entstehen.

Skl. Mir scheint es so.

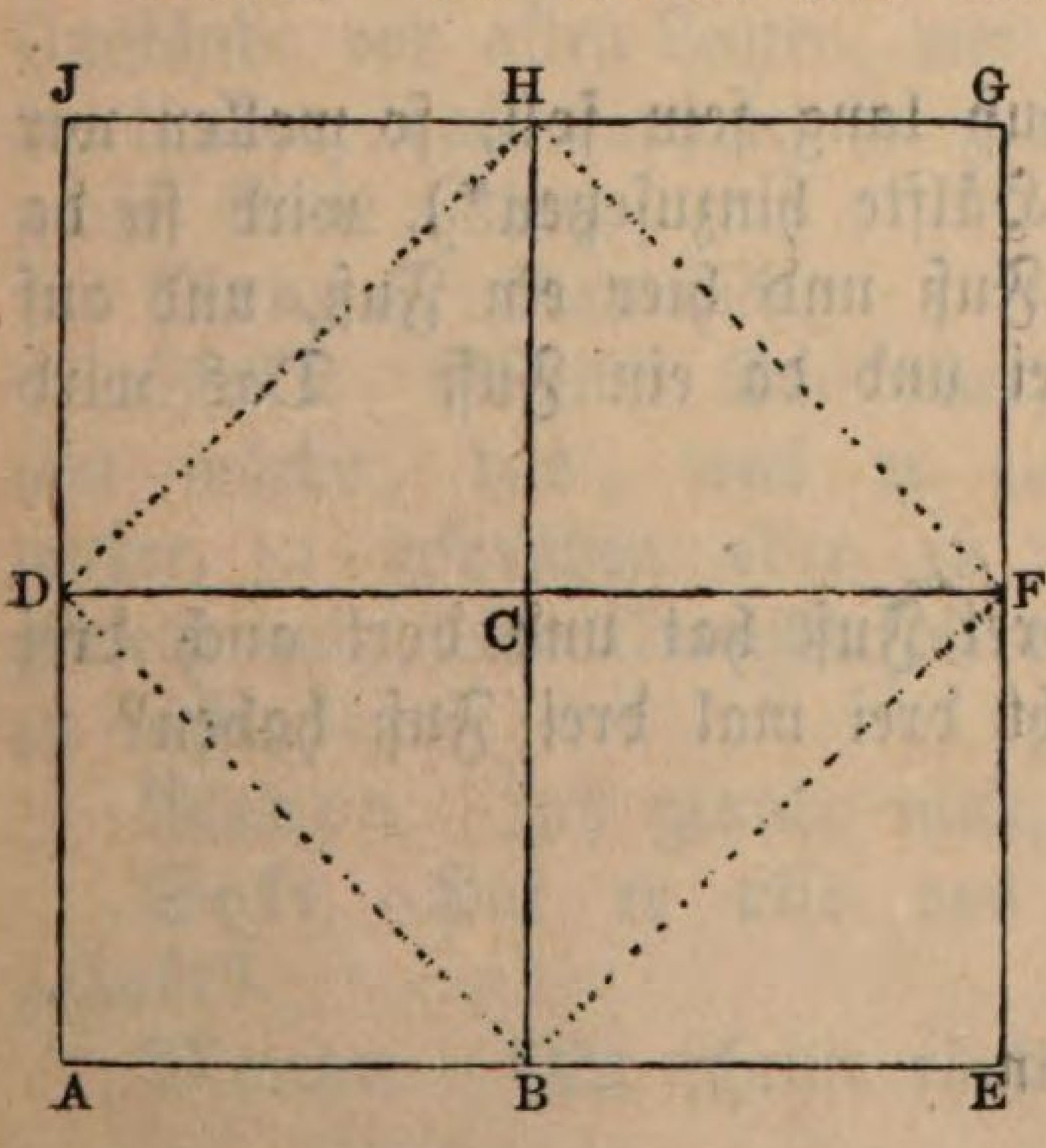
Sokr. Erhalten wir nicht die doppelte Seite, wenn wir hier noch eine eben so große Seite ansetzen?

Skl. Allerdings.

Sokr. Von dieser also behauptest Du, entstehe das achtfüßige Quadrat, wenn man nämlich acht solcher Seiten nimmt.

Skl. Allerdings.

Sokr. So wollen wir denn auf dieser doppelten Seite AE vier gleiche beschreiben. (Er zeichnet die Figur AEGJ.) Nicht wahr, das meinst Du nun sei das achtfüßige Quadrat?



Skl. Allerdings.

Sokr. Aber sind darin nicht vier Quadrate, deren jedes diesem hier (dem vierfüßigen ABCD) gleich ist?

Skl. Ja.

Sokr. Wie groß wird es also werden? Nicht wahr? viermal so groß.

Skl. Ganz gewiß.

Sokr. Ist nun das viermal so große das Doppelte?

Skl. Nein, gewiß nicht.

Sokr. Sondern das Wievielfache?

Skl. Das Vierfache.

Sokr. Von der doppelten Seite also entsteht nicht das doppelte, sondern das vierfache Quadrat.

Skl. Da hast Du Recht.

Sokr. Denn vier mal vier ist sechzehn, nicht wahr?

Skl. Ja.

Sokr. Das achtfüßige Quadrat aber, von welcher Linie entstand es? Entstand nicht von dieser (der Seite AE) das Vierfache?

Skl. Ja.

Sokr. Das vierfüßige aber von der Hälfte dieser Seite (AB)?

Skl. Ja.

Sokr. Nun gut. Ist nicht das achtfüßige das doppelte von diesem (dem Quadrat ABCD) und die Hälfte von diesem (dem Quadrat (AEGJ).

Skl. Allerdings.

Sokr. Es wird also entstehen von einer Seite, die größer ist als die da (AB) und kleiner als diese hier (AE). Nicht wahr?

Skl. Mir scheint es so.

Sokr. Schön; immer nur, was Dir richtig scheint, das antworte und sage mir. War diese Linie (AB) nicht zwei Fuß lang und diese hier (AE) vier Fuß?

Skl Ja.

Sokr. Es muß also die Seite des achtfüßigen Quadrats größer sein, als diese Seite von zwei Fuß, und kleiner, als diese von vier Fuß.

Skl. Ja, das muß sie.

Sokr. Versuche daher zu sagen, wie lang sie sein muß.

Skl. Drei Fuß.

Sokr. Nun, wenn sie drei Fuß lang sein soll, so wollen wir zu dieser (der Seite AB) nur die Hälfte hinzusetzen*), wird sie da nicht drei Fuß haben? Hier zwei Fuß und hier ein Fuß, und auf der andern Seite eben so, hier zwei und da ein Fuß. Das wird nun die Figur, die Du meinst?

Skl. Ja.

Sokr. Aber wenn sie hier drei Fuß hat und dort auch drei Fuß, wird da die ganze Figur nicht drei mal drei Fuß haben?

Skl. Das ist klar.

---

*) Wird ohne Figur verständlich sein.

Sokr. Aber dreimal drei Fuß, wie viel macht es?

Skl. Neun Fuß.

Sokr. Es sollte aber das doppelte Quadrat wie viel Fuß haben?

Skl. Acht.

Sokr. So wird also auch von der Linie von drei Fuß nicht das doppelte Quadrat enstehen.

Skl. Freilich nicht.

Sokr. Nun von welcher denn? Versuche es uns genau zu sagen und wenn du es nicht in Zahlen angeben kannst, so zeige nur, von welcher Linie es entsteht.

Skl. Aber wahrhaftig, Sokrates, ich weiß es nicht.

Sokr. Merkst Du wohl, Menon, wie er schon im Erinnern vorschreitet. Zuerst wußte er freilich auch nicht, wie groß die Seite des achtfüßigen Quadrats sei, und er weiß es auch jetzt noch nicht: aber damals glaubte er es zu wissen und antwortete ganz dreist, als wüßte er es und meinte darüber gar in keinen Zweifel zu kommen. Jetzt aber begreift er schon seine Unsicherheit, und so wie er es nicht weiß, so glaubt er auch nicht, es zu wissen.

Menon. Das ist ganz wahr.

Sokr. Steht es nun nicht besser mit ihm in Bezug auf die Sache, die er nicht wußte?

Menon. Auch dies scheint mir so.

Sokr. Indem wir ihn nun so in Verlegenheit und in einen Starrkrampf versetzen, wie der Zitterrochen, haben wir ihm damit Schaden gethan?

Menon. Das scheint mir nicht.

Sokr. Wir haben es ihm sogar leichter gemacht zu erforschen, wie sich die Sache verhält. Denn jetzt wird er der Sache recht gern nachforschen, da er sie nicht weiß, damals aber glaubte er ohne Umstände vor allen Leuten, wer weiß wie oft, ganz richtig behaupten zu können, das doppelt so große Quadrat müsse eine doppelt so große Seite haben.

Menon. Natürlich.

Sokr. Glaubst Du aber, daß er früher daran gegangen sein würde, das, was er zu wissen glaubte und doch nicht wußte, zu erforschen oder zu lernen, ehe er in den Zweifel gerieth und, seine Unwissenheit erkennend, ein Verlangen bekam, es zu wissen?

Menon. Ich glaube nicht, Sokrates.

Sokr. Hat er also von dem Starrkrampfe nicht Vortheil gehabt?

Menon. Mir scheint es so.

Sokr. Nun sieh aber, wie er von dieser Ungewißheit aus mit mir forschend die Wahrheit finden wird, indem ich ihn bloß erfrage, ihn aber keineswegs belehre. Gib aber Acht, ob Du finden wirst, daß ich ihn belehre oder ihm die Sache erkläre und ihm nicht bloß seine eigene Meinung abfrage. (Zum Sklaven.) Du, sage mir, ist nicht dies (ABCD) unser vierfüßiges Viereck? Verstehst Du?

Skl. Ja wohl.

Sokr. Können wir zu diesem nicht ein zweites ihm gleiches (BEFC) hinzusetzen?

Skl. Ja.

Sokr. Und auch noch ein drittes (DCHJ), das jedem der beiden gleich ist?

Skl. Ja.

Sokr. Können wir nicht auch noch das hier in der Ecke (CFGH) ausfüllen?

Skl. Allerdings.

Sokr. Entstehen da nicht vier gleiche Vierecke?

Skl. Ja.

Sokr. Nun also? Dies Ganze (AEGJ), das Wievielfache ist es von dem da? (Von ABCD).

Skl. Das Vierfache.

Sokr. Wir wollten aber das Doppelte haben, oder erinnerst Du Dich nicht?

Skl. Allerdings.

Sokr. Schneidet nun nicht die Linie, die aus einem Winkel zum andern gezogen wird, jedes von diesen Vierecken in zwei gleiche Theile?

Skl. Ja.

Sokr. Haben wir hier nicht vier gleiche Linien (BD, BF, FH, HD), die hier das Viereck (BDHF) einschließen?

Skl. Ja.

Sokr. Nun sieh zu, wie groß wohl dies Viereck ist.

Skl. Ich sehe es nicht ein.

Sokr. Hat nicht jede von diesen vier Linien von jedem der Vierecke die Hälfte nach innen zu abgeschnitten? oder ist's nicht so?

Skl. Ja.

Sokr. Wie viel solcher Vierecke (wie ABCD) sind nun in diesem Viereck (in AEGJ)?

Skl. Vier.

Sokr. Wie viele aber in dem da (in dem Viereck BDHF)?

Skl. Zwei.

Sokr. Vier aber ist von zwei das Wievielfache?

Skl. Das Doppelte.

Sokr. Wie viel Fuß hat also das Viereck (BDHF)?

Skl. Acht Fuß.

Sokr. Von welcher Linie aber entsteht es?

Skl. (Auf eine Diagonale hinweisend.) Von der da.

Sokr. Du meinst von der, die in dem vierfüßigen Viereck aus einem Winkel in den andern geht?

Skl. Ja.

Sokr. Eine solche Linie nennen aber die Mathematiker den Durchmesser oder die Diagonale. Wenn wir also diese Linie eine Diagonale nennen, so entsteht nach Deiner Meinung das doppelte Viereck aus der Diagonale des einfachen?

Skl. Allerdings, o Sokrates.

Sokr. Was meinst Du, Menon? Hat dieser irgend etwas anders, als seine eigenen Meinungen zur Antwort gegeben?

Menon. Nein! Nichts als die eigenen Meinungen.

Sokr. Und doch wußte er es vor Kurzem noch nicht, wie wir behaupteten.

Menon. Darin hast Du Recht.

Sokr. Es waren aber doch diese Vorstellungen in ihm. Oder meinst Du nicht?

Menon. Ja.

Sokr. In einem Nichtwissenden liegen also doch richtige Vorstellungen von Dingen, die er nicht weiß?

Menon. Das ist klar.

Sokr. Und jetzt sind bei dem da diese Vorstellungen nun wie ein Traum aufgeregt. Wenn Jemand aber ihn oft und auf mancherlei Weise über dieselben Dinge befragte, meinst Du nicht, daß er am Ende so gut wie irgend Jemand eine Kenntniß von diesen Dingen haben werde?

Menon. Es scheint so.

Sokr. Also, ohne daß Jemand ihn belehrt, sondern bloß indem er ihn ausfragt, wird er diese Kenntniß haben, indem er das Wissen aus sich selbst herausholt.

Menon. Ja.

Sokr. Wenn aber Jemand aus sich selbst ein Wissen hervorholt, ist das nicht Erinnerung?

Menon. Allerdings.

Zunächst wird uns in dieser Unterredung auffallen, daß der Sklave eigentlich nichts selbst findet, sondern fast immer nur mit Ja oder Nein antwortet, ja daß Sokrates zumeist Alles vorsagt. Obgleich gerade dieser Dialog vielfach als ein Meisterstück der Sokratischen Methode und der Entwicklung gerühmt worden,

so liegt doch auf der Hand, daß man ein solches Verfahren kaum Entwicklung oder Heuristik nennen kann. Die Unvollständigkeit der Definitionen fällt zunächst auf; daß in einem Quadrate auch gleiche Winkel sein müssen, ist ganz übergangen worden. Der Ausdruck Fuß wird ohne Unterschied als Längen- und Flächenmaß gebraucht.

Möge denn das Gesagte hinreichen, uns künftig in den Urtheilen über die Sokratische Methode und deren Anwendung auf die Schule vorsichtiger und nachdenklicher zu machen, und hüten wir uns in der Praxis besonders, daß wir nicht den kleinen Knaben gleichen, die mit hölzernen Flinten und Kindertrommeln zu Felde ziehen und — sich Helden träumen!

Plato.

Als Plato der Sage nach an der Hand seines Vaters vor den weisen Sokrates trat, erzählte dieser eben seinen Schülern einen Traum, wonach vom Altare des Eros in der Akademie ein junger Schwan in seinen Schoß geflogen sei und sich bald darnach in die Lüfte erhoben habe. Seht da, rief Sokrates beim Anblicke Plato's aus, seht da den akademischen Schwan! —

In dieser merkwürdigen Sage liegt allerdings die Hinweisung auf das, was Plato geworden ist und wodurch er es wurde. Die Liebe zur Wahrheit und Wissenschaft trieb ihn zu den Füßen des besten Lehrers seiner Zeit, rein wie des Schwanes Gefieder waren Herz und Streben, und unter des treuesten Lehrers Pflege wuchsen ihm bald die Geistesschwingen, mit welchen er sich zu einer Höhe reiner und edler Lebensanschauung emporhob, wie sie bisher fast keinem Sterblichen aus und durch sich selbst geworden war.

Dieser große und liebenswürdige Mensch, Sohn des Ariston und der Periktione, wurde 429 v. Chr. zu Athen, nach Andern auf der Insel Aegina geboren und stammte aus edlem, mit Kodrus verwandtem Geschlechte. Nach einer anderen sinnigen Sage sollen Bienen Honig in den Mund des Neugeborenen getragen haben, während die Eltern den Göttern für das Geschenk eines Knaben dankten. Ursprünglich nach seinem Großvater Aristokles heißend, wurde er später von Sokrates wegen seiner breiten Brust oder Stirn, vielleicht auch wegen des breiten Redeflusses Plato genannt. Erst mit dem zwanzigsten Lebensjahre kam der hochbegabte Jüngling, gesund an Leib und Seele, mit Sokrates in eine Verbindung, welche zehn Jahre dauerte und nur durch des Lehrers Tod getrennt wurde.

Die praktische Richtung des Sokrates, dessen Tugend und selbsteigenes Vorbild waren es gerade, welche ihn unauflöslich fesselten und später jene Schriften in's Leben riefen, aus welchen wir des Meisters und Schülers Grundsätze in kaum unterscheidbarer Mischung kennen lernen.

Als Plato seinen theuren Lehrer selbst nicht durch eine dargebotene Geldbuße retten konnte, schüttelte er voll tiefer Betrübniß den athenischen Staub von seinen Füßen und begab sich zum Euklides nach Megara, zu jenem berühmten Mathematiker, mit

welchem seine Ideen jedoch nicht ganz übereinstimmten, und den er bald wieder verließ, um größere Reisen zu unternehmen, die ihn bis in das Wunderland Aegypten führten. Längeren Aufenthalt nahm er in Italien (Tarent) und Sicilien. Das Mißtrauen des Tyrannen Dionysios des ältern brachte ihn hier in Lebensgefahr und Sclaverei, aus der er jedoch bald wieder erlöset wurde und nach Athen zurückkehrte, wo er mit außerordentlichem Beifall vor dem Thore der Stadt in der sogenannten Akademie lehrte. Nach der Thronbesteigung des jüngeren Dionysios ging Plato noch einmal nach Sicilien, bald aber wurde sein Verhältniß wieder gelockert und er mußte abermals auf Flucht denken. Falsche Vorspiegelungen zogen ihn zum dritten Male nach der verhängnißvollen Insel, aber wieder droheten ihm Gefahren und nur die mächtigste Fürsprache (Archytas) konnte ihn retten. Von nun ab, ein Greis von siebzig Jahren, widmete er sich nur dem Vaterlande, dem Lehramte und der Abfassung politischer Schriften. Er starb zu Athen im ein und achtzigsten Lebensjahre, 348 v. Chr., wie man sagt, an seinem Geburtstage.

Plato's große Thätigkeit, die am besten aus den Worten erkannt wird, mit denen er häufig seine Vorlesungen schloß: „Sehet wohl zu, daß ihr eure Mußestunden gut verwendet", — war insbesondere auf die Staatswissenschaften gerichtet. Er stützte das Ideal seines Staates auf die Erziehung und den Unterricht, und deshalb finden wir auch in seinen Büchern über den Staat und über die Gesetze die meisten der von uns zu beachtenden Erziehungstheorien. Seine „Republik", in welcher er für die oberen Stände (Herrscher und Krieger) Gemeinschaft der Güter, der Weiber und Kinder und der letzteren gemeinschaftliche Erziehung verlangte, um jedes Privatinteresse zu ersticken, ist eine unausführbare Idee und bedauerlich, daß der edelste Denker des Alterthums die Bestimmung und den Charakter des Weibes so sehr verkannte; dagegen aber begegnen wir in allen seinen Schriften auch wieder den erhabensten Ideen, den nützlichsten Wahrheiten und den weisesten, auf wahre Vervollkommnung zielenden Lehren, wie denn auch in seiner praktischen Schrift von den „Gesetzen" jene Gemeinschaft, namentlich die der Weiber, wieder zurücktritt.

Tugend ist es, welche Plato für den Staat und durch den Staat zu verwirklichen gedachte, und er verkannte nicht, daß hiezu die Erziehung das Wesentlichste thun müsse. Seine Pädagogik nimmt daher stets Rücksicht auf den Staat, ist eine Staatspädagogik, denn Staat und Erziehung stehen ihm in so inniger Wechselwirkung, daß der ungesunde Zustand des einen auch den andern verdirbt. Das Individuum tritt als solches zurück und gilt nur im Staate und für diesen. Letzterer ist, gleich dem einzelnen

Menschen, ein sittliches Institut und Individuum, in welchem besonders drei Handlungsweisen hervortreten. Der Vernunft soll der Stand der Herrscher, dem Muthe der Stand der Krieger, dem sinnlichen Begehren der Stand der Handwerker entsprechen. Nur aus der richtigen Verbindung dieser drei Stände, aus der Weisheit, der Tapferkeit und Mäßigkeit erblüht das gesammte Staatswohl. Die Erziehung faßt Plato daher auch als die frühe Anleitung zur Tugend auf, zu einer Tugend, die den Bürger befähigt, eben so gerecht zu regieren, als zu gehorchen, und alle sinnlichen Neigungen der Vernunft und dem allgemeinen Wohle unterzuordnen. Im Hinblicke auf den Staat will Plato auch keine einseitige, sondern eine möglichst allgemeine Ausbildung der Geistes- und Körperkräfte, weshalb Bewegung empfohlen und geübt wird, jedoch mit der Erweiterung des Begriffes, daß er auch jedes Streben des Geistes als eine Bewegung betrachtet. Plato unterrichtete daher auch meistens im Auf- und Abgehen und sprach entweder frei oder las Stellen aus seinen Werken vor. Grammatik und Musik waren die Mittel, durch welche er selbst in Stunden der Muße auf Körper und Geist der Jugend harmonisch eingewirkt wissen wollte. Wie hoch er die Pädagogik in Beziehung auf den Staat schätzte und pries, möge er uns mit seinen eigenen Worten sagen: „Weißt du nicht, spricht er, daß der Anfang, und ein solcher ist auch die Erziehung, in jeder Sache das Wichtigste ist? Der Anfang, sagt das Sprüchwort, ist die Hälfte des Ganzen, mir aber scheint er mehr und nicht hinlänglich gepriesen zu sein. Nichts Göttlicheres gibt es daher, als die Erziehung, denn wenn die Jugend recht und gut erzogen wird, so ist die Fahrt durch's Leben glücklich. Alle anderen Vorschriften sind gering zu achten gegen die eine große, die sich auf die Pflege, Wartung und Entwickelung der Kinder bezieht, denn wer in dieser einen hochwichtigen Angelegenheit nicht vernachlässiget ist, der wird auch als Mann mäßig sein und alle seine Pflichten sicher erfüllen. Nur durch die Erziehung gewinnt die Staatsverfassung den rechten Anfangspunkt und wächst gleich einem Kreise, denn von tüchtigen Naturen werden wieder noch tüchtigere erzeugt und erzogen.“ —

Von Wichtigkeit ist es, zu erfahren, wie Plato bei dieser Ansicht von der Erziehung die menschliche Natur auffaßt. Ihm gleicht der Mensch einem beflügelten Gespann mit einem Führer. Das eine der Rosse ist weiß von Farbe und von schöner Gestalt, das andere schwarz und häßlich. Das erstere stellt die Fähigkeit und Neigung zur Tugend dar, das andere ist Sinnbild des Lasters. Nun kömmt es darauf an, welchem von beiden Rossen der Führer (d. i. der menschliche Wille) den Vorzug gibt, und hienach zeigt und bildet sich die Seele gut oder schlecht, je nachdem sie der Vernunft oder der Sinn-

lichkeit dient. Als dem Leibe verbunden ist die Seele dem Sinnlichen und Vergänglichen zugewandt; aber ihrem göttlichen Ursprunge gemäß ist sie auch der Erkenntniß des Ewigen oder der Vernunft theilhaftig. Nur die Tugend ist der gesunde Zustand der Seele; aber die Tugend ist auch Wissenschaft und darum lehrbar. Plato sagt daher, daß der Mensch durch die Erziehung das göttlichste und mildeste Geschöpf werden könne; daß er aber ohne gute Leitung auch das wildeste werde, was je die Erde hervorbringe. Eine schwache Natur hält er weder großer Tugenden, noch großer Laster fähig, spricht es aber entschieden aus, daß ein tüchtiges Talent um so gefährlicher werde, je weniger es unter einer guten Leitung stehe. Eine vernachlässigte Erziehung begleitet den Menschen bis zur Unterwelt, wo nur sittliche Reinheit und Vernunft gelten.

Die Tugend, welche Plato im Allgemeinen durch die Erziehung zu fördern strebt, zerfällt in vier Haupttugenden: Weisheit, Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit, und wenn er auch stets einer allgemeinen Bildung aller Kräfte das Wort redet, so spricht er sich doch dahin aus, daß nach Verschiedenheit der Anlagen und bürgerlichen Stellung der Eine diese, der Andere jene Tugend vorzugsweise pflegen möge.

In dem Staate, wie ihn Plato wünscht, theilt er die Bewohner in drei Klassen, nämlich in erwerbende, vertheidigende und berathende oder ordnende. Ersteren empfiehlt er Mäßigkeit, den Vertheidigern Tapferkeit, letzteren Weisheit, allen aber die Gerechtigkeit, weil ohne diese kein Gemeinwesen bestehen könne. Diese Eintheilung geht aus der Ansicht Plato's hervor, daß die Menschen von Geburt ab nicht gleich seien, und daß eine ursprüngliche Verschiedenheit auch in Betreff der geistigen Begabung herrscht. Doch war seine Eintheilung kein strenger Kastenunterschied, indem er zugab, daß bisweilen Einzelne sich über ihren Stand erheben und zum Segen des Ganzen in eine höhere Stellung übergehen könnten. Wohl aber schloß Plato die Sclaven von aller Bildung aus, und wenn er auch einer mildern Behandlung dieser Unglücklichen das Wort redete, so wollte er doch die Vermischung eines Freien mit einer Sclavin durch Verbannung bestraft wissen. Auch die Handwerker beachtete Plato bei seinen Erziehungstheorien wenig und wollte letztere hauptsächlich auf die ordnenden und vertheidigenden Stände, also auf Herrscher und Krieger angewandt wissen. Seine Pädagogik beschränkt sich aber nicht auf das Kind oder das Jugendalter allein, sondern soll sich auf das ganze menschliche Leben erstrecken, weil nach seiner Meinung der Mensch so lange erzogen werden müsse, als er lebe. Wir können daher bei der näheren Erwägung Platonischer Erziehungsideen drei Stufen festhalten, nämlich: 1) die Erziehung vor der Geburt,

die Ehe, Verhältniß der Kinder zu den Eltern und zu Erwachsenen. 2) Die eigentliche Erziehung und den eigentlichen Unterricht bis zum Schlusse des Jugendalters. 3) Die Bildung des männlichen Alters (Berufsbildung). Wesentlich werden wir uns nur mit der zweiten Stufe zu beschäftigen haben und aus den beiden anderen nur Einiges hervorheben, was zur richtigen Einsicht in's Ganze nothwendig erscheint.

Keuschheit vor dem Eintritte in die Ehe war von Plato besonders empfohlen, und nach seiner Ansicht sollten überhaupt nur körperlich und geistig gesunde und schöne Menschen in den Ehestand treten. Junge Leute stellte er unter die Aufsicht besonders erfahrener, älterer Frauen; um aber der aus Bequemlichkeit und Eigennutz hervorgehenden Ehelosigkeit zu begegnen, belegte er die Hagestolzen mit Geldstrafen und schloß sie von den Ehrenbezeigungen aus, welche jüngere Bürger den älteren erweisen mußten. Den Kindern war die Ehrfurcht gegen die Eltern als heiligste Pflicht anempfohlen und diese Ehrfurcht fast der gegen die Gottheit gleichgestellt. Nur ein gehorsamer, den Eltern mit Pietät ergebener Jüngling konnte nach Plato auch ein guter Staatsbürger werden, und über Fehler gegen diese Pietät urtheilte eine Versammlung sechzigjähriger Greise, welche selbst Väter gewesen waren. Leider nahm Plato die in Griechenland herrschende Sitte der Kinderaussetzung auch in seinen Musterstaat auf, denn mit Kindern schlechter, mißgestalteter oder allzu bejahrter Eltern dürfe das Gemeinwesen nicht belästiget werden.

Auf Gesundheit und ebenmäßige Bildung des Körpers sollte schon vom Augenblicke der Geburt geachtet werden. Mäßige Bewegung, besonders durch Tragen und Schaukeln der kleinen Kinder wird empfohlen, nicht minder solle man suchen, sie stets froh und heiter zu erhalten, darum vor allzu heftigen Eindrücken bewahren. Plato hält es auch für gut, beide Seiten des Körpers, namentlich aber die rechte und linke Hand gleichmäßig zu üben. Er empfiehlt vom dritten bis sechsten Lebensjahre Spiele, nicht aber deren häufigen Wechsel, weil sich mit letzterem die Neuerungssucht und Verachtung des Hergebrachten einstelle. In den Spielen, meint Plato, könne man oft am sichersten den Charakter und Beruf des Knaben erkennen.

Nach zurückgelegtem sechsten Lebensjahre wollte Plato den Unterricht und die Erziehung der Knaben und Mädchen getrennt wissen, besonders auch, damit das Schamgefühl und die Ehrbarkeit gesichert blieben. Im Uebrigen hielt er den geistigen Unterschied zwischen Mann und Weib nicht für so erheblich und durchgreifend, daß er wesentlichen Einfluß auf den Unterricht übe, und wollte vielmehr, daß das Mädchen in denselben Gegenständen unterwiesen

werde, wie der Jüngling, selbst im Gebrauche der Kriegswaffen und in den gymnastischen Spielen. Er verlangte sogar, daß Frauen, welche das vierzigste Lebensjahr überschritten hätten, an den Feldzügen der Männer Theil nehmen sollten.

Die Knaben wollte Plato Pädagogen und Lehrern übergeben wissen. — Erstere führten die Aufsicht, begleiteten die Zöglinge zu Spielen und Festen, wehrten schlechte Beispiele und böse Gesellschaft ab, während letztere lediglich den Unterricht zu besorgen hatten.

Für die Hauptzweige griechischer Erziehung, nämlich für Musik im weiteren Sinne und für Gymnastik bestimmte Plato besondere Lehrer, Schulen und Uebungsplätze (Gymnasien), von denen die letztern auch außer der Stadt gelegen sein dürften. Das Recht, die Jugend beliebig nach diesen Erziehungsorten zu schicken oder die Zeit des Unterrichtes zu bestimmen, räumte Plato den Eltern keineswegs ein, er hielt vielmehr den Schulzwang dadurch für gerechtfertigt, daß die Jugend mehr dem Staate als den Eltern angehöre. Eine besondere Unterrichtsbehörde wachte über den Unterricht und die gymnastischen Uebungen, deren oberster Aufseher nicht unter fünfzig Jahren sein durfte und selbst Vater gesetzlich erzeugter Kinder sein mußte.

Die Gymnastik, d. i. die körperlichen Uebungen, zu denen auch der Tanz und die Jagd gerechnet wurden, sollte nicht bloß der körperlichen Kraft und Gewandtheit wegen, sondern vornehmlich um der Seele, um geistiger Zwecke willen getrieben werden und die Mäßigkeit und Keuschheit, überhaupt die Tugend unterstützen und Seelenadel fördern.

Mit dem zehnten Lebensjahre will Plato auch den wissenschaftlichen Unterricht beginnen, weil er glaubt, daß sich alsdann der Sinn für die Außenwelt entschiedener erschließe; um aber die Zöglinge vor allem störenden Einflusse zu sichern, möchte er sie auf's Land schicken und dort unterweisen. Er beginnt mit dem Buchstaben- oder Lesen-Lernen und spricht sich darüber folgendermaßen aus:

„Die Buchstaben, welche der Knabe zuerst lernt, müssen als einfachste Grundlage für allen grammatischen Unterricht, sowohl durch das Gesicht als durch das Gehör (Laute) genau unterschieden werden, damit ihre (spätere) Zusammenfügung nicht verwirre.

Schon beim Lesen müssen denkübende Vergleichungen angestellt werden, indem man, von kürzeren zu längeren Sylben fortschreitend, bei den letzteren immer auf die ersteren zurückgeht und das Gleiche in beiden zeigt, Unbekanntes an Bekanntes hält, so daß durch die Vergleichung die Gleichheit der einen und die Verschiedenheit der andern Buchstaben erkannt werde. Wenn es nun auch etwas sehr Schönes ist, die Buchstaben leicht nachbilden und schnell Lesen

zu lernen, so soll man doch in diesen Jahren nicht so ängstlich darauf halten, namentlich da nicht, wo mittelmäßige Anlagen vorhanden sind." — Man sieht, daß Plato nicht blos auf's Lernen, sondern auch darauf sah, daß durch die Art der Lehre und Uebung der Geist entwickelt und gebildet werde. Am höchsten, viel höher als Lesen und Schreiben, stellte er immer die mündliche Rede, meinend, daß durch erstere Künste nur die Gedächtnißkraft geschwächt worden sei. Der Dichtkunst räumte Plato nicht den Einfluß ein, welchen ihr seine Zeitgenossen und Vorgänger gestatteten, er meinte vielmehr, sie verweichliche den Character, errege Sinnenlust und reize zu unpassenden Nachahmungen an. Selbst den Homer billigte er nur mit Einschränkung und wollte in seinem Staate nur Hymnen auf die Götter und Loblieder auf gute Menschen dulden. Es verdient hieneben noch besonders hervorgehoben zu werden, daß Plato bei aller Pflege geistiger Bildung doch die Vielwisserei tadelte, ja in dieser namentlich dann ein Unglück erblickte, wenn sie mit schlechter Erziehung gepaart sei. Anschaulichkeit, weise Ordnung und Klarheit des Vortrages und des Unterrichtes überhaupt waren ihm wesentlich die Eigenschaften, nach welchen ein jeder Lehrer zu streben hatte.

In der Musik wollte Plato alle weichlichen Tonarten vermieden wissen; die Melodien sollten Ernst, Strenge und leidenschaftslose Ruhe athmen, wie solche dem Manne geziemten. Der Gesang sollte von einfachen Instrumenten (der Lyra und Kithara) begleitet werden, diese Begleitung aber gleichfalls einfach und dem Gesange entsprechend fortschreiten. Den Einfluß der Musik wollte Plato dadurch erhöhen, daß er den Gesang mit dem Tanze verband und letztern besonders zur Bildung des Schönheitsgefühls und Anstandes benutzte, nicht aber vom Geschmacke der Menge abhängig werden ließ.

Die Bildung des Geistes durch Mathematik (Arithmetik, Geometrie und Astronomie) trat später ein. Plato schätzte sie wegen ihres praktischen Nutzens und als Vorschule zur Philosophie, wollte sie doch aber hauptsächlich nur den künftigen Lenkern des Staates zugewandt wissen. Als höchste Spitze und Blüthe der Bildung galt ihm die Philosophie, sie war ihm die höchste Reinigung, die schönste Musik, die beste, uns der Gottheit ähnlich machende Erziehung; seine Philosophie war auch zugleich seine Religion und die Bedingung zur Tugend. Nach Plato's Ansicht sollten nur die Weisen (die Philosophen) Herrscher und Regenten sein, denn je tiefer bei ihm die Ueberzeugung war, daß die Staatsreligion der Griechen die Geister nicht vom Wahne und der Sünde befreien, nicht dem edlen tieferen Gemüthe Befriedigung gewähren könne, desto mehr wollte er durch seine Philosophie das Heidenthum umgestalten und zur Erkenntniß des Weltschöpfers hinführen. Daß diese Aufgabe nicht leicht sei, wußte er wohl. „Den Bildner und Vater des Weltalls

zu finden, sagt er, ist schwer, und wenn man ihn gefunden hat, ist's unmöglich, ihn Allen verständlich auszusprechen." Plato ist nicht Pantheist, seine Lehre ist wesentlich Monotheismus; denn die Materie ist bei ihm von Gott geschieden, wenn er auch darin einen pantheistischen Zug zeigt, daß er Alles, was von Intelligenz in der Welt ist, bis herab zum Menschen, als zur göttlichen Substanz (Wesenheit) gehörig betrachtet und annimmt, daß es die vom höchsten Wesen ausgestrahlte geistige Kraft sei, die in allen Seelen wirke und sich nur gradweise verschieden offenbare*). Plato glaubte und lehrte eine Unsterblichkeit der Seele gleich seinem Lehrer Sokrates, und nahm auch an, daß die Seele schon vor der leiblichen Verbindung existirt habe. Die Seele, die Gebieterin, ist früher, als der Leib, sagt er; wir sind kein irdisches Geschöpf, sondern ein himmlisches. Hiemit behauptet er aber zugleich, daß die Seele vor der zeitlichen Existenz ihren Fall in's irdische Lebensloos selbst und zwar als freies Wesen verschuldet habe, entweder durch Mangel an Kraft im Streben zum Göttlichen, oder durch verkehrte Wahl.

Jeder Mensch, meint Plato ferner, bringt sein Urbild mit auf die Welt, das er im Vorleben geschaut hat, und dieses gehört zum Wesen seiner Seele. Jeder sollte sich mit aller Anstrengung diesem seinem Urbilde nachbilden, das ihn begeistern müßte, und daß er es finde und erreiche, ist der Zweck der Erziehung. In der Seele ist das Bessere und Schlechtere neben einander. Gewinnt nun das Letztere, weil es an Erziehung oder gutem Umgang fehlt, die Oberhand, so sinkt der Mensch unter sich selbst; die Erziehung dagegen hebt ihn über sich selbst. Durch sie wird der Mensch erst recht Mensch.

Wie übrigens Plato über seine Zeit und Zeitgenossen dachte, und daß er auf seine Erziehungstheorien nicht zu viel baute, das möge schließlich noch eine prophetische, höchst merkwürdige Stelle aus seinen Werken (Apologie und Phaedon) sagen. Plato läßt seinen Sokrates wiederholt den Gedanken aussprechen: Wenn bei dem jetzigen Weltzustande etwas solle gebessert werden, so könne das nur durch die Vermittelung eines Gottes geschehen, der uns den Anfang und gleichsam die Grundgestalt (Typus) der wahren Gerechtigkeit zeige. Er bezeichnet dann dieses höhere Wesen als einen göttlichen Logos, auf dem als einem festen Schiffe man sicher und gefahrlos sich durch die Fluthen des Lebens wagen könne. Und als Ideal dieses wahrhaft Gerechten, der den Menschen durch sein Vorbild den rechten Weg weise, stellt er dann einen solchen auf, der, ohne selbst irgend ein Unrecht zu thun, den größten Schein der Ungerechtigkeit habe, damit er ganz in der Gerechtig-

*) Döllinger, Heidenthum und Judenthum, Seite 284.

keit sich bewähre, und der dann gefesselt, gegeißelt, gefoltert, geblendet, und nachdem er alle Leiden erduldet, zuletzt noch gekreuziget werde. Wahrlich ein geheimnißvoller tiefer Blick in das Bedürfniß der Zeit und in die Zukunft! —

Viel ist über Plato's Verhältniß zum Christenthume geredet worden, und man ist darin sogar so weit gegangen, die alttestamentliche Vorbereitung auf das Heil der Welt bei Seite zu setzen oder zu vergessen. Gewiß ist der Mensch auch ohne göttliche Offenbarung religiöser Erkenntniß fähig, denn auch ohne erstere hat die Vernunft ihren letzten Grund in Gott. Natürlich religiöse und sittliche Begriffe sind daher jedem Menschen und Volke möglich, werden aber vielfach durch Erziehung, Anlagen, Staatseinrichtung, und geschichtliche Entwickelung bestimmt. Wahrhaft christlich können aber solche Begriffe nur in so fern sein, als sie auf der Offenbarung ruhen. Das Höchste, was man von den heidnischen Philosophen erwarten kann, ist eben nur, daß sie jene allgemein religiösen und sittlichen Ansichten und Begriffe in größerem Umfange oder geläuterter entwickelt haben, als bei Anderen, namentlich bei der Masse des Volkes, der Fall war. Dies ist von Plato allerdings in hohem Grade geschehen, weil dieser sich nicht der Natur unbedingt hingab und sich zu ihr passiv verhielt, sondern weil er vielmehr den Geist über die Natur stellte und diesen und mit ihm den ganzen Menschen zum Gegenstand des Denkens und Wissens machte. Auch Plato will eine Erlösung des Geistes von den Banden des Körpers und der Natur, von den Fesseln des Unreinen und der Sünde; aber er will diese Erlösung von dem Erkennen und Wissen abhängig machen, während das Christenthum den Grund der Erlösung in die geschichtliche Thatsache der Menschwerdung Gottes und seines Opfertodes setzt. Die Erlösung Plato's ist eine ausschließliche, nur gewissen Ständen und hervorragenden Persönlichkeiten zu Gute kommende, eine aristokratische; während das Christenthum Alle ohne Ausnahme umfaßt und erlöst. Hiezu kommt, daß Plato mit Sokrates überhaupt das Wissen zu hoch anschlug und dessen offenen Widerspruch mit der That nicht aufheben konnte. So hoch der Flug seiner Gedanken ging, so wenig konnte er sich zu jener Freiheit des Subjektes erheben, welche das Christenthum dem Menschen überall gestattet und schon im Kinde ehrt. Die platonische Republik hemmt die Freiheit des Einzelnen, legt seiner Entwickelung drückende Fesseln an und ist in ihrem Grundgedanken auf Vernichtung des Einzelnen zu Gunsten des Staatsganzen gerichtet. Mit diesen Bemerkungen ist auch Plato's Stellung zur Pädagogik bezeichnet.

Aristoteles.

Zu Stagira auf der Halbinsel Chalcidice erblickte Aristoteles im Jahre 384 v. Chr. das Licht der Welt. Sein Vater Nicomachus war Leibarzt am Hofe des macedonischen Königs Amyntas II. und leitete den Knaben früh zu naturwissenschaftlichen Studien. Schon im siebzehnten Jahre verlor der Jüngling seine Eltern und begab sich nun nach Athen, um sich dort weiter auszubilden. Als auch Plato hieher aus Sicilien zurückkehrte, genoß er dessen Unterricht und wurde bald sein ausgezeichnetster Schüler. Zwanzig Jahre blieb Aristoteles in Athen und übernahm auch eine Gesandtschaft an den König Philipp von Macedonien, welcher Athen bedrohte und Stagira zerstört hatte. Im Sterbejahre Plato's verließ Aristoteles Athen und begab sich zu seinem Freunde Hermias, dem Tyrannen von Atarneus, einer Stadt in Mysien. Nachdem Hermias durch Verrath um's Leben gekommen war, ehelichte Aristoteles dessen Schwester und begab sich nach Mitylene auf Lesbos, wo er einige Jahre blieb. Er verließ die Insel, um einem Rufe des Königs Philipp von Macedonien zu folgen, der ihm die Erziehung seines dreizehnjährigen Sohnes Alexander anvertrauen wollte. „Vernimm", soll ihm der König schon früher (356 v. Chr.) geschrieben haben, „vernimm, daß mir ein Sohn geboren ist! Nicht so sehr, daß er geboren, als daß er in deinen Tagen geboren ist, erfüllt mich mit Dank gegen die Götter. — Von dir erzogen und gebildet, wird er, so hoffe ich, meiner würdig und der Bestimmung gewachsen sein, welche einst sein Erbtheil ist". Aristoteles löste seine hohe Aufgabe so, daß er in dem Herzen des Zöglings bleibende Stelle gewann. — Vier Jahre lang unterrichtete er den Prinzen, und dieser sagte selbst: Meinem Vater verdanke ich das Leben, meinem Lehrer aber, daß ich würdig lebe. Gewiß sind auch seine edlen Züge, die Beweise von Großmuth, von Geistesgewandtheit und Liebe zu den Wissenschaften zum großen Theile aus der Erziehung durch Aristoteles entsprungen. Wie wahr und innig Aristoteles auch seinen hohen Beruf ergriffen hatte, sehen wir aus dem Schreiben, welches er seinem Zöglinge bei dessen Thronbesteigung zuschickte. „Indem ich mich, schreibt er, an dich wende, weiß ich nicht, wo oder wie ich zunächst anfangen soll; denn wohin ich sehe, erscheint mir Alles groß und ausgezeichnet und nichts der Vergessenheit werth,

sondern vielmehr werth solcher Ermahnungen und Erinnerungen von meiner Seite, die den Wechsel aller Zeiten aushalten können. Denn auf wirklich gute Belehrungen und Ermahnungen derer, welche unterrichten, achtet die ganze folgende Zeit. So bemühe dich denn also, deine Regierung mit Wohlthun und nicht mit Stolz anzufangen, denn Wohlthun ist das Schönste im Leben. Dies ist es auch, was unserer sterblichen Natur, selbst wenn sie dem Laufe des Schicksals nach sich aufgelöst hat, dennoch ein durch seine innere Größe unsterbliches Andenken verschafft. Des erinnere dich stets, du bist ja auch nicht ohne vernünftige Bildung aufgewachsen, wie Andere deines Gleichen, die deswegen in verkehrten Ansichten befangen sind. Ehrenvolle Abstammung, ererbte Herrschaft, Erziehung nach festen Grundsätzen, ausgezeichneten Ruhm, das Alles hast du erhalten. So hoch du nun durch das Glück gestellt bist, so sehr mußt du auch durch Tugend unter den Guten hervorragen. Schließlich wünsche ich dir, daß du nur Ersprießliches unternehmen mögest, und dann das Vollbringen deiner Entschließungen." —

Nach achtjährigem Aufenthalte in Macedonien, den der Philosoph auch benutzte, um seine Vaterstadt wieder herzustellen, begab er sich abermals nach Athen, wo er dreizehn Jahre als Lehrer weilte. Er lehrte hier im Lyceum, indem er in den Hallen des Gebäudes auf und abwandelte, und wie man die Schüler des Plato von dem Gebäude, in welchem sie den Unterricht empfingen, Akademiker nannte, so erhielten die Schüler und Freunde des Aristoteles vom Umherwandeln beim Unterrichte den Namen Peripatetiker. In Athen verlor der Philosoph auch seine Gattin Pythias. Nach dem Tode Alexanders, seines mächtigen Gönners, wurde Aristoteles gleich dem Sokrates von seinen Feinden der Irreligiosität angeklagt und flüchtete deshalb nach Chalkis auf der Insel Euböa, der Heimath seiner Mutter. Hier starb er an einem erblichen Magenleiden im 63. Jahre seines Lebens, 322 v. Chr. Auch Aristoteles setzt die Vollkommenheit des Menschen in die des Bürgers, ihm stehen daher Politik und Pädagogik in der engsten Beziehung, und die Jugendbildung soll eine Angelegenheit des Staates sein, der hiezu öffentliche Einrichtungen treffen muß. Der Vorzug des Menschen besteht darin, daß er etwas Höheres und Besseres, als er selbst ist, zu erkennen vermag, und hiezu muß ihn die Erziehung hinleiten durch Gewöhnung und Lehre. Durch diese beiden Factoren und durch die Natur wird der Mensch das, was er wird. Daß Aristoteles unter den Erziehungsfactoren übrigens das Beispiel nicht vergessen hat, beweist sein Verbot des Umganges der Kinder mit Sclaven und der Theilnahme an Gastmählern. Die Kindesnatur scheint er sorgfältig beobachtet zu haben. Wenn auch, sagt er, das Kind im Mutterleibe ein Pflanzenleben führt, so zeigen sich doch schon kurz

nach der Geburt Spuren der künftigen hohen Anlagen. Kinder streben nach sinnlichem Genusse, und hiemit gepaarte Begierden und Leidenschaften treten alsbald hervor, nicht aber vollendeter Verstand oder Vernunft. Letztere regieren seine Handlungen nicht, und was es freiwillig thut, geschieht ohne moralischen Vorsatz. Darum kann das Kind nicht tugendhaft genannt werden. — In der Jugend lernen wir leicht, weil das Gedächtniß vorwaltet, im spätern Alter herrscht der Verstand vor, und dieser ist das für die Seele, was die Hand für den Körper. Kinder leben immer in der Zukunft und in Hoffnungen; Jugend macht wie der Wein hoffnungsreich. Mit diesem Leben in der Zukunft und in Hoffnung hängt die Beweglichkeit, die Ruhelosigkeit des Kindes zusammen, und daher wollen Knaben immer beschäftigt sein. Die Liebe der Eltern ist groß, wie die des Dichters zu seinem Werke; sie wird durch Erinnerung und Hoffnung genährt und übertrifft die der Kinder zu ihren Erzeugern. Die Neigung der Mütter zu den Kindern ist noch größer, als die der Väter; Uebertreibung in der Liebe ist aber der Erziehung schädlich.

Der Vater verhält sich zu seinen Kindern, wie ein König zu seinen Unterthanen; das Verhältniß des Mannes zur Frau ist aristokratisch, das der Kinder unter einander demokratisch. Die Kinder sind gemeinsames Band und Gut der Eheleute, und Mann und Frau und etwa ein hülfreicher Sclave das einfachste Bild und Element der Familie. Des Vaters Pflicht besteht wesentlich im Unterrichte und in der Bildung, die der Mutter in der leiblichen Pflege; der Mann soll abwehren, das Weib mehr hüten, jener erwerben, dieses erhalten. Von früh auf sollen die Kinder vor Verweichlichung bewahrt werden und den klimatischen Einflüssen widerstehen lernen, bis zum fünften Jahre aber weder zum Unterrichte, noch zu körperlichen Arbeiten angehalten werden. Spiele müssen den kleinen Kindern die nöthige Bewegung verschaffen, ja selbst das heftige Schreien ist eine das Wachsthum und die Entwickelung fördernde Bewegung. Durch Naturfehler entstellte Kinder dürfen nicht auferzogen werden, denn solche sind nur sich selbst und dem Staate zur Last.

Die Aufgabe aller Erziehung ist nach Aristoteles die Heranbildung zum vollendeten Bürger, und der Staat, welcher die Erziehung vernachlässiget, untergräbt sich selbst. Die besten Gesetze nützen nichts, wo die Bürger eine tüchtige moralische und intellectuelle Erziehung entbehren, hingegen wird die beste Gesinnung auch immer die beste Verfassung erzeugen. Durch den gesammten Character der Erziehung erhalten der Staat und dessen Verfassung ihr Wesen und ihre Fortdauer und jede bessere Erziehung ist auch die Quelle einer besseren Verfassung. Darum kann auch nur ein despotischer Herrscher der Bildung feindlich sein.

Ohne Gesetze, welche die Vernunft darstellen, kann kein Staat, aber auch keine Erziehung bestehen. Bei der letzteren müssen sie als feste, leitende Grundsätze auftreten, welche durch Liebe getragen werden.

Aristoteles unterscheidet die moralische Erziehung, zu welcher durch Angewöhnung der Grund gelegt werden soll, wesentlich vom Unterrichte. Die gesammte Erziehung vertheilt er auf drei Hauptperioden. Vom fünften bis siebenten Jahre verlangt er Zusehen und Zuhören, bis zum vierzehnten eigentliches Lernen und Leibesübungen, bis zum einundzwanzigsten Musik, Wissenschaft und strengere, die Sinnlichkeit unterdrückende Uebungen.

In Betreff der moralischen Bildung stützt sich Aristoteles weniger auf das Gefühl als Plato, und hofft das Meiste vom Verstande. Daher achtet er auch wenig auf die an's Herz sprechende Symbolik des alten Götterglaubens, sondern tritt diesem entschieden entgegen, es unverhohlen aussprechend, daß Vieles hinzugefügt sei, um das Ansehen der Gesetze und den allgemeinen Nutzen zu fördern oder das Volk zu leiten. Sitte und Gewohnheit, erstere durch letztere begründet, sind Plato und Aristoteles das Wichtigste im Staate, aber jedes Gesetz erhalte erst dann seine wahre Kraft, wenn es durch Gewohnheit (Sitte) geheiligt und gestützt werde. Deshalb sagt der letztere in seiner Ethik: „Wenn die Götter, wie es scheint, sich um die Menschen bekümmern, so wird ihnen das Edelste in denselben, nämlich die Ausbildung des Geistes und sittlichen Gefühles, besonders am Herzen liegen. Einige werden gut durch ihre natürliche Anlage, andere durch Gewöhnung, noch andere durch den Unterricht. Aber die Ausbildung der Vernunft und der Unterricht richten nicht bei Allen viel aus, und es ist daher namentlich dahin zu wirken, daß das jugendliche Gemüth früh gewöhnt und dahin gebracht werde, sich auf angemessene Weise zu freuen und zu hassen, wie ja auch ein Acker schon zubereitet sein muß, um Früchte zu bringen." — Aristoteles ist mit Plato gleichfalls der Ansicht, daß die wissenschaftliche Ausbildung ohne gleichmäßige sittliche Bildung höchst gefährlich sei; ohne letztere ist ihm der Mensch das wildeste und verruchteste aller Geschöpfe, weil er bei seiner Unsittlichkeit noch von den Waffen des Geistes und der Klugheit unterstützt wird. Darum aber will er Gewöhnung, weil diese zur andern Natur werde. Namentlich sollen die sogenannten sittlichen Tugenden, wie Freigebigkeit, Mäßigkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeit 2c. durch Gewöhnung erlangt und gefördert werden. Uebrigens scheint unser Philosoph der Meinung zu sein, daß es Menschen gebe, die besonders schlechte Anlagen von der Natur erhalten hätten und unverbesserlich blieben, wie er denn auch Taubstumme ihrem Schicksale überlassen, höchstens durch Gewöhnung sittigen will.

Ganz besonders möchte Aristoteles die Kinder vor schlechten Gesprächen und schmutzigen Reden bewahrt wissen und wehrt ihrer Theilnahme an sittenlosen Schauspielen oder des Anblickes schamloser Gemälde. Je größer der Hang der Jugend schon an sich zu Vergnügungen und sinnlichem Genusse sei, desto mehr sollte man sie zur Mäßigung, namentlich in Speise und Trank gewöhnen. Auch das Schamgefühl soll früh geweckt und gepflegt werden, weil es vor vielen Verirrungen schützt, und weil ein instinktartiger Affekt bei der Jugend nothwendig an die Stelle der noch fehlenden sittlichen Gesinnung treten müsse.

Den Gehorsam rechnet Aristoteles zu jenen Haupttugenden, zu welchen die Jugend früh angehalten werden müsse, namentlich je mehr sie in Reichthum und in höheren Kreisen aufgezogen werde. Ohne Gehorsam könne kein Staat bestehen, und wer regieren wolle, müsse vorerst gehorchen lernen, daher sei es nöthig, Kinder zur Folgsamkeit zu gewöhnen, auch ohne Angabe der Gründe. Edle Freundschaft hält Aristoteles für ein wesentliches Erziehungsmittel, obgleich er nicht verkennt, daß die Jugend eben so schnell Freundschaften schließt, als lös't. Die von Plato nicht ganz verworfene Knabenliebe wollte Aristoteles nicht dulden. Er hielt sie mit Recht für eine unnatürliche Entartung und will an ihre Stelle sittenreine Freundschaft gesetzt wissen, welche sich auch dadurch erprobt, daß jeder des Andern wegen, nicht aus Eigennutz Freund ist.

Interessant ist es, daß Aristoteles dem Nachahmungstriebe einen so großen Einfluß auf die Erziehung einräumt, ihm ist alles Lernen vorerst Sache der Nachahmung, mit welcher sich die Freude am Lernen paaren soll. Ihm ist das Lernen auch keine mechanische oder willkürliche Reihenfolge verschiedener Elemente, sondern das Eine soll immer der Grund des Andern und das Ganze eine organische Folge sein. Er will das Nützliche dem Nothwendigen nachgestellt wissen und verlangt zugleich, daß beim Unterrichte die Standesverhältnisse berücksichtiget und zwischen Freien und Unfreien unterschieden werden solle. Politik schloß er unter allen Umständen vom Unterrichte der Jugend aus.

Wie alle Griechen, so hielt auch Aristoteles auf Leibesübungen (Gymnastik) sehr viel. Sie fördern nach seiner Ansicht die Harmonie, d. h. die Gesundheit und die entsprechende Entwickelung der Körperkräfte; Gesundheit aber sei zum Glücke nothwendig. Dennoch will Aristoteles alle Extreme vermieden wissen. Die körperliche Uebung soll nicht darauf ausgehen, Athleten oder Herkulesse zu bilden, nicht zur Wildheit heranziehen, sondern zur besonnenen Tapferkeit führen und dem Schönen keinen Abbruch thun. Darum sollen auch die Leibesübungen bis zur Mannbarkeit nicht zu schwer sein und

keine gewaltsame Anstrengung fordern, nicht zugleich mit geistigen Anstrengungen verbunden werden.

Die Musik wurde von Aristoteles in hohem Grade geschätzt und ihre Anwendung als Erziehungsmittel nachdrücklich empfohlen. Sie wirkt auf das Gehör, und unter allen Künsten schreibt Aristoteles denen, welche auf und durch diesen Sinn wirken, eine besondere sittliche Kraft zu, weil sie am meisten der Ausdruck des inneren Gemüthslebens sind. Auch hat nach der Ansicht des Philosophen das Hörbare den Vorzug der Bewegung, es kann sich daher mit dem Rhythmus vereinigen; rhythmische Bewegung aber ergötze Jeden, weil das Vergnügen daran ein natürliches sei. Doch will er die Musik nicht zum Lebensberufe gemacht, sondern nur in so weit gelehrt und geübt wissen, als erforderlich ist, um wahrhaft schöne Melodien und Rhythmen beurtheilen und sich ihrer freuen zu können. Unter den Musik-Instrumenten verwirft er die Flöte, weil sie den Gesang verhindere und nicht sittlich veredle, eher zur Leidenschaft hinreiße.

Auch in der Zeichnenkunst (Graphik) will Aristoteles die Jugend unterrichtet wissen, nicht bloß des praktischen Nutzens halber, sondern damit man auch die Werke der Künstler richtig beurtheilen und wahrhaft genießen könne. — Wie Aristoteles selbst die Sprache tiefer beobachtet, erforscht und zergliedert hat, so empfiehlt er auch das Studium der Grammatik, an welches sich die Redekunst anschließen soll.

Aristoteles war übrigens mehr Verstandesmensch, als der ideale Plato. Ihm ist nur das im Geiste, was durch die Sinne aufgenommen worden, weshalb er bei allem auch auf die sinnliche Erkenntniß fußt. Die heutige Methode in den Naturwissenschaften und die realistische Richtung der Studien, welche später die klassische zu verdrängen drohete, läßt sich in ihren Anfangspunkten auf ihn zurückführen. Die Art der Beweisführung, so spricht er, ist in verschiedenen Wissenschaften eine verschiedene; in den Naturwissenschaften muß man vor allem die Naturerscheinungen klar auffassen, dann erst die Entstehung und die Ursachen derselben zu erforschen suchen; bis jetzt sind die vorkommenden Erscheinungen nicht hinreichend erforscht; wenn sie es dereinst sein werden, dann ist der Sinneswahrnehmung mehr Glauben zu schenken, als der logischen Spekulation, und letzterer nur in so weit, als sie mit den Erscheinungen übereinstimmt. Aristoteles findet in dem Einzelnen das Wesen der Dinge und will die Erkenntniß des Allgemeinen nur durch das Einzelne vermitteln. Wenn später Leonardo da Vinci, Tycho de Brahe und Francis Bacon es wiederholt aussprechen, die Natur sei unsere wahre Lehrerin, von ihrer Beobachtung müsse man ausgehen, und darnach erst die Ursachen zu erreichen bestrebt

sein, nur diese Methode leite auf sicherem Wege durch die Wälder der Erfahrung zum Lichte der Gesetze: so hat Aristoteles dies alles bereits vorausgesagt und auf die sogenannte inductive Methode hingewiesen.

Ueber die Sclaverei war er vollkommen beruhigt, sie verstand sich von selbst, und nach seiner Ansicht war ein Staat und Hauswesen ohne Sclaven nicht denkbar. Der Sclave ist nach Aristoteles Ansicht von Natur nicht seiner selbst, sondern eines Andern; er hat an der Vernunft nur so viel Antheil, um sie vernehmen zu können, nicht aber um sie eigentlich voll zu besitzen. Der Sclave blieb also unserem Philosophen nur ein lebendiges Werkzeug, wie das Werkzeug ein unbeseelter Sclave. Und da sich der Herr zu seinen Sclaven verhält, wie der Künstler zum Werkzeuge, wie die Seele zum Körper, kann er ebenso wenig Liebe zu ihm haben, als zu seinem Pferde oder Ochsen, denn es besteht kein Gemeinsames und kein Recht zwischen Beiden. Doch besinnt sich Aristoteles, daß der Sclave auch Mensch sei, und meint, insofern könne der Herr doch Freundschaft für ihn hegen. Nicht viel höher als der Sclave stand unserm Philosophen der Mensch von gemeinem Handwerkssinne (banausos), denn dieser unterscheidet sich vom ersteren nur dadurch, daß er in einer selbstgewählten, durch sein Gewerbe bestimmten Sclaverei lebt. Seine Lebensweise hindert die freie Entwickelung der Kräfte und macht ihn sogar zum Krieger untauglich. Ein guter (aristokratischer) Staat wird den Handwerker nicht zum Bürger und Theilnehmer an der Staatsregierung erheben. — Daher wollte unser Philosoph die Jugend in dem zum Leben Nothwendigen und Nützlichen nur in so weit unterrichtet wissen, als die Beschäftigung hiemit dem freien Manne und Bürger gezieme; alles Handwerk, alle Lohnarbeit und jede Beschäftigung, die etwa den Körper irgend in seiner Entwickelung beeinträchtigen könnten, sollten durchaus vermieden werden. Aristoteles wünschte auch nicht, daß die eigentlichen Künste bis zu einer gewissen Virtuosität oder Fertigkeit erlernt und betrieben würden, weil ein solcher Betrieb des freien Bürgers unwürdig erscheine.

Gott ist unserm Philosophen eine unkörperliche, ewige Intelligenz, eine Einheit, die nicht theilbar ist, weshalb es auch nicht mehrere Götter geben kann. Er, dieser Gott, hat zwar die Welt, welche von Ewigkeit ist, nicht erschaffen, und bedarf ihrer nicht, aber er steht doch in Wechselwirkung mit ihr, da er das Endziel, das Objekt ihres Trachtens und Strebens ist. Gott ist ein thätiges, ein denkendes Wesen, aber er denkt nur das ewig Vollkommene, Gute und Schöne, mithin nur sich selbst. Er wirkt zwar auf die Welt, aber ohne sie zu kennen, gleich dem Magnet auf's Eisen. Kennte er sie, so kennte er ja auch das Böse in ihr und hätte damit eine

verunreinigende, seinem Wesen nicht entsprechende Kenntniß. Die vielbesprochene Frage, ob Aristoteles auch die Unsterblichkeit der Seele geglaubt habe, erledigt sich dadurch, daß er in der Seele die höhere Denkthätigkeit (Vernunft) als besonderen Bestandtheil unterschied und dieser die Unvergänglichkeit zuschrieb. Da aber das Gedächtniß zur empfindenden Seele gehöre, so sei dieses mit dem Körper vergänglich und die Unsterblichkeit ohne Rückerinnerung. Was ist und wäre aber eine Unsterblichkeit ohne Erinnerung? Wenn auch des Aristoteles Lehren einen Fortschritt der Menschheit nach vielen Seiten hin begründeten, so fehlte es ihnen doch nicht an vielen Verirrungen. Auch er konnte noch durch Gesetze die Tödtung oder Aussetzung schwächlicher Kinder bestätigen, und die verzeihende und versöhnende Liebe des Christenthums stand ihm zu hoch. Er hält es vielmehr für einen dem hochherzigen Manne geziemenden Zug, sowohl im Hasse, als in der Liebe rückhaltlos zu sein. Nach den verschiedenen Religionsstiftern hat kein Weiser der alten und neueren Zeit mehr Einfluß auf die Menschheit ausgeübt, als Aristoteles. Die Theologen des Mittelalters wendeten sich ihm zu und ließen sich bei ihren Untersuchungen vielfach von seinen Denkgesetzen und Ansichten leiten. Das vorige Jahrhundert vergötterte ihn als den Vertreter der sinnlichen Erkenntniß und des auf diese gestützten Unglaubens. Aber er konnte sich noch weniger als Plato zur wahren Freiheit des Menschen erheben; auch ihm blieb die Sittenlehre nur ein Theil der Politik, auch ihm hatte nur das Leben im Staate Werth, und diesem opferte auch er die Entwickelung und Freiheit des Einzelnen. Nur der gesellschaftliche Vortheil, nicht aber die menschliche Würde, gab den Maßstab für die Sittlichkeit, und wenn es der erstere forderte, so waren Kindermord, Eroberung und Sclaverei nicht bloß erlaubt, sondern ein öffentliches Recht.

Plutarch.

Plutarch, aus Chäronea in Böotien, lebte zu Ende des ersten und zu Anfange des zweiten christlichen Jahrhunderts (50 bis 120), bildete sich in Athen aus und wurde später Lehrer der Philosophie in Rom. Er erwarb die Gunst des Kaisers Trajan (reg. von 98 bis 117) in einem so hohen Grade, daß er zu den wichtigsten Staatsämtern emporstieg. Wegen seiner vergleichenden Lebensbeschreibungen berühmter Männer des Alterthums ist er für die Geschichtsforschung von hoher Wichtigkeit, aber auch seine moralischen (philosophischen) Abhandlungen geben Zeugniß von umfassenden Kenntnissen, Fruchtbarkeit des Geistes und tiefer Weisheit des Lebens. Er steht an der Grenzscheide zwischen christlicher und heidnischer Zeit und Bildung und verdient daher besondere Aufmerksamkeit. Religiosität und häuslicher Sinn zeichnen ihn aus. In letzterer Hinsicht übertrifft er die meisten seiner Zeitgenossen, bei denen, wie er selbst sagt, Habsucht und Eigennutz die engsten Bande des Blutes zerstört und vergiftet haben, so daß man sogar die Erziehung der Kinder den schlechtesten und unbrauchbarsten Sclaven anvertraue. Ein Anhänger Plato's, hoffte und glaubte er Unsterblichkeit der Seele und tröstete seine Gattin über den Verlust einer geliebten, hoffnungsvollen Tochter mit der Hinweisung auf ein dereinstiges Wiedersehen. Die göttliche Vorsehung und das Fortleben der Seele, sagt er, sind Wahrheiten, die mit einander stehen und fallen. Abgeschmackt ist es, sich einzubilden, daß die Seelen nur geschaffen seien, um einen Tag lang in einem zarten Fleischeskörper zu blühen, dann aber sofort bei irgend einer geringen Veranlassung auf ewig ausgelöscht zu werden. Die Macht des Wissens und der Erkenntniß schlug er aber nicht so hoch an, als Sokrates und Plato. Ihm ist der Mensch von Geburt ab mit Sündhaftigkeit behaftet, welche bei Versuchungen hervortritt, indem die Vernunft sich entweder der Leidenschaft nicht widersetzt oder doch von ihr überwältiget wird. Nicht ohne Bedeutung für das religiöse Bedürfniß der Zeit ist auch die Ansicht Plutarch's, daß der Mensch zur Erkenntniß nicht allein mittelbar durch Wissenschaft und Erfahrung gelange, sondern auch durch unmittelbaren göttlichen Einfluß, der die Seele durchdringe und sie mit der Anschauung des Geistigen, Heiligen und Wahren erfülle. Die Götter selbst seien es, sagt er, welche dem Menschen

eine gewisse Erkenntniß göttlicher Dinge zukommen ließen; aber die Mittel zu solchen Offenbarungen sind ihm doch nur theils die Dämonen, theils die Orakel der damaligen und früheren Zeit.

Seine von Einigen*) für unecht gehaltene Abhandlung über die Erziehung der Kinder ist ohne besondere Tiefe, doch aber in so fern interessant, als daraus vielfach auf den Verfall der Sitten zu schließen ist, welcher damals die menschliche Gesellschaft im Großen und Kleinen untergrub und bald auf jene gefährliche Höhe stieg, von welcher nur der Einfluß des Christenthums wieder hinabführen konnte. Es ist daher gerechtfertiget, wenn im Folgenden ein Auszug aus dieser Abhandlung in freier Uebersetzung gegeben wird. —

„Man muß für seine Kinder, sagt er, nur solche Lehrmeister wählen, deren Leben und Sitten ganz tadellos sind, und welche sich schon große Erfahrungen erworben haben; denn eine gute Erziehung ist die Quelle und der Grund aller Rechtschaffenheit. Wie ein Winzer neben die Weinstöcke seine Pfähle setzt, ebenso müssen treue Lehrer den jungen Leuten gute Lehren und Ermahnungen einbinden, damit an diesen gute Sitten emporwachsen. Verabscheuungswürdig sind daher die Väter, welche ohne weitere Prüfung, sei es aus Unwissenheit oder aus Mangel an Erfahrung, ihre Kinder schlechten und übelberüchtigten Leuten übergeben. Geschieht es aus Unwissenheit, so ist es noch nicht so schlimm; aber das ist höchst tadelnswerth, daß Einzelne, ungeachtet der Warnung verständiger Männer, dennoch ungebildeten Lehrern von schlechtem Charakter ihre Kinder übergeben, sei es aus Rücksichten auf Freunde, oder weil sie sich von Schmeicheleien einnehmen lassen. Solch' ein Vater kommt mir wie ein Kranker vor, der einen geschickten Arzt hintansetzt, und seinen Freunden zu Gefallen einen andern vorzieht, welcher ihm das Leben raubt, oder wie ein Reisender, der den geschicktesten Schiffer abdankt und auf Bitten seiner Freunde den schlechtesten annimmt. O Zeus und all' ihr Götter, ein Mann, der den Vaternamen führt, sieht mehr auf die Bitten Anderer, als auf die gute Erziehung seiner Kinder! Ist also ohne Grund, was der Weise Krates (ein Schüler des Diogenes) oft zu sagen pflegte, daß er vom höchsten Punkte der Stadt mit allen Kräften rufen möchte: Wo denkt ihr hin, ihr Eltern, wenn ihr allen Fleiß auf den Erwerb von Reichthümern verwendet, euch aber nicht um die Kinder bekümmert, denen ihr sie hinterlassen wollt? Ich möchte noch hinzusetzen, daß solche Väter denen gleichen, welche alle Sorgfalt auf den Schuh wenden und darüber den Fuß ganz vernachlässigen.

---

*) Murat und später Wyttenbach; Cramer behauptet in seiner Erziehungsgeschichte die Echtheit. — Uebersetzung von Kaltwasser.

Viele Väter gehen im Geize und im Hasse gegen ihre Kinder so weit, daß sie die wohlfeile Unwissenheit aufsuchen und die nichtswürdigsten Leute zu Lehrern ihrer Kinder wählen. Daher gab auch Aristipp (Schüler des Sokrates) einem solchen unvernünftigen Vater einen feinen, aber scharf treffenden Verweis. Es fragte ihn einer, wie viel er für die Unterweisung seines Sohnes verlange. Tausend Drachmen (etwa 214 Thlr.) lautete die Antwort. Himmel, rief jener, welche Forderung! Dafür kann ich mir ja einen Sclaven kaufen. „Immerhin," versetzte Aristippus, „dann wirst Du zwei Sclaven haben, Deinen Sohn und den gekauften!" Ist es nicht ungereimt, daß man die Kinder gewöhnt, mit der rechten Hand zu essen und die linkhändigen bestraft, darauf aber ganz und gar nicht denkt, daß sie die rechten Lehrer erhalten?

Und was für Folgen haben solche Väter zu erwarten, die ihre Söhne schlecht erziehen und unterrichten lassen? Wohl will ich es sagen! Wenn solche Söhne das männliche Alter erreichen, dann aller guten und vernünftigen Lebensweise entsagen und sich den schändlichsten Lüsten ergeben, so kommt die Reue des Vaters zu spät und die Schandthaten des Sohnes greifen ihm selbst in's Herz.

Darum behaupte ich, indem ich Alles zusammenfasse, daß eine gute Erziehung und Unterweisung das einzige, das erste und letzte Hauptstück sei, und daß eine solche nur zur Tugend und Glückseligkeit führe. Die anderen irdischen Güter sind des Strebens nicht werth. Vornehme Geburt ist etwas Vorzügliches, aber ein Erbe von den Vorfahren. Der Reichthum ist schätzbar, aber ein Werk des Glückes, welches unverhofft dem Einen gibt, dem Andern nimmt. Großer Reichthum ist das Ziel der Diebe und Sclaven und kann auch dem ärgsten Bösewichte zufallen. Ruhm ist des Strebens werth, aber unbeständig; Schönheit ist herrlich, aber von kurzer Dauer. Gesundheit ist schätzbar, aber veränderlich; Stärke bleibt beneidenswerth, ist aber gleichfalls hinfällig. Wissenschaft bleibt das einzige, was göttlich und unsterblich an uns ist, und die allergrößten Vorzüge der menschlichen Natur sind immer die Vernunft und die Rede. Erstere herrscht über letztere, und die Rede soll der Vernunft folgen. Die Vernunft wird nicht vom Unglücke zerstört, nicht durch Verleumdung geraubt; sie trotzt der Krankheit und dem Alter. Ja, gerade im Alter verjüngt sie sich, und die Alles tilgende Zeit bereichert die Vernunft stets mit neuen Einsichten. Was wir an Wissenschaften erworben haben, kann uns auch der wildeste Strom des Krieges nicht entreißen.

Deshalb scheint mir auch jene Antwort des Stilpo, eines megarischen Weltweisen sehr beachtenswerth. Als Demetrius Megara zerstört hatte, fragte er den Stilpo, ob er Etwas dabei verloren habe? Gar nichts, hieß die Antwort, denn die Tugend wird keines

Krieges Beute. Und damit stimmt eine Aeußerung des Sokrates überein. Als dieser vom Gorgias gefragt wurde, was er vom persischen Könige halte und ob er glaube, daß derselbe glücklich sei, erwiederte er: Ich weiß nicht, wie es bei ihm um die Tugend und Weisheit steht! Was anders gab er dadurch zu erkennen, als daß die Gerechtigkeit nur auf diesen beiden Stützen, nicht aber auf Reichthum beruhe.

Wie ich erinnerte, daß man die Unterweisung der Kinder zu seinem Hauptgeschäfte machen solle, so verlange ich aber auch, daß man die beste und vernünftigste wählen müsse.

Ein Knabe von guter Herkunft darf in keiner wichtigen Wissenschaft ganz unbewandert sein, sondern er muß eine nach der andern, gleichsam um einen Vorgeschmack davon zu bekommen, erlernen, wenn er es auch nicht zur Vollkommenheit darin bringt; — der Philosophie aber soll er sich ganz vorzüglich widmen. Diese ist der Hauptzweck der ganzen Erziehung.

Zwei Wissenschaften dienen dem Leibe des Menschen, die Heilkunde und die Gymnastik, von denen jene die Gesundheit, diese die Stärke und Festigkeit fördert. Für die Schwachheiten und Leidenschaften der Seele ist aber die Philosophie die einzige Arzenei. Durch sie und mit ihr lernt man einsehen, was schön und was häßlich, was recht und was unrecht, überhaupt, was zu erwählen und was zu meiden ist, wie man sich gegen die Götter, gegen Eltern und Greise, gegen die Gesetze, gegen Freunde und die Obrigkeit, gegen Kinder und Sclaven zu betragen hat. Durch sie lernt man die Götter fürchten, die Eltern ehren, den Greisen Ehrerbietung erweisen, den Gesetzen und der Obrigkeit gehorchen, Freunde lieben, als Ehegatte Mäßigung brauchen, gegen die Kinder zärtlich und gegen die Sclaven menschlich sein. Das wichtigste, was uns aber die Philosophie lehrt, ist, daß man im Glücke nicht zu sehr jubelt, im Unglücke nicht verzagt, in sinnlichen Vergnügungen nicht ausschweift, und sich im Zorne mäßiget. Im Glücke edelmüthig sein, ist männlich, keinen Neid erwecken, zeugt von Bescheidenheit; durch Vernunft die sinnliche Lust besiegen, ist weise, und des Zornes Herr werden können, verkündet den außerordentlichen Mann.

Den halte ich für einen vollkommenen Menschen, der die Kunst, im Staate zu regieren, mit der Philosophie in Verbindung bringen kann. Ein solcher erlangt zwei große Güter; sein Leben wird nämlich gemeinnützig und friedlich. Auf dreierlei Weise kann der Mensch leben: thätig, nachdenklich (betrachten) und genießend. Die letztere Art ist zügellos, der Sinnlichkeit unterthan, gemein und thierisch. Die betrachtende Lebensweise bleibt ohne die thätige unnütz, die thätige aber ohne Philosophie roh und zu Fehlern geneigt. Darum muß man möglichst besorgt sein, neben den Staats-

geschäften noch der Philosophie zu huldigen. So thaten Perikles und Archytas von Tarent, so Dion von Syrakus und Epaminondas von Theben, beide des Plato innige Freunde. Ich wüßte nicht, was sonst noch von der Unterweisung zu sagen wäre. Außer dem obigen möchte es nützlich sein, daß man ältere Schriften nicht hintansetze, sondern brauche, wie der Landmann sein Ackergeräth. Nicht der Besitz, sondern der Gebrauch der Bücher bedingt die Unterweisung, mit welcher man die Weisheit gleich aus erster Quelle erhält.

Bei diesem allem dürfen die Leibesübungen nicht unbeachtet bleiben. Man muß die Knaben vielmehr zu einem Exerzitienmeister schicken und sie von diesem gehörig unterweisen lassen. Ist doch die durch solche Uebungen gewonnene gute Leibesbeschaffenheit der Grund eines gesunden Alters. Wie ein kluger Schiffer bei schönem Wetter alles für den Sturm bereit legt, so muß man in der Jugend durch Ordnung und Mäßigkeit für's Alter sparen. Mit den Leibesübungen muß man jedoch so haushalten, daß die Knaben nicht dadurch erschöpft und zum Studiren untauglich werden. Schon Plato sagt, daß Schlaf und schwere Arbeit dem Lernen feindlich sind.

Ich kenne Eltern, deren übermäßige Liebe zu ihren Kindern Ursache ist, daß sie dieselben eigentlich doch nicht lieben. Wie ist das zu deuten? Ich will mich durch ein Beispiel erklären. Solche Eltern legen den Kindern, um ihnen möglichst bald in allen Dingen den Vorzug zu verschaffen, so übermäßige Arbeiten auf, daß sie dadurch alle Lust verlieren, und wegen der ohnehin mit jedem Lernen verknüpften Schwierigkeiten nur ungern daran gehen. Zum Fleiße in nützlichen Wissenschaften halte man die Kinder durch Vorstellungen und Ermahnungen, nicht aber durch Schläge und schimpfliche Behandlung an. Denn dadurch macht man sie träge und schreckt sie nur von der Arbeit ab. Tadel und Lob soll man wechselweise ertheilen und stets dahin sehen, daß sie durch jenen nicht entmuthiget, durch dieses nicht übermüthig und fahrlässig werden. Eine Pflanze wird durch mäßiges Begießen genährt, durch Unmaß ersäuft; ebenso werden auch die Geisteskräfte durch mäßige Arbeit vermehrt, durch Uebertreibung aber erstickt. Man muß also auch den Kindern angemessene Erholung gönnen und erwägen, daß unser ganzes Leben im Wechsel zwischen Arbeit und Ruhe besteht. Aus dieser Ursache finden wir Wachen und Schlaf, Krieg und Frieden, Sturm und Sonnenschein, Geschäfte und Feiertage. Kurz, Erholung ist die Würze der Arbeit. Nicht bloß die Thiere, sondern auch leblose Dinge liefern den Beweis. Leyer und Bogen spannt man ab, um sie seiner Zeit wieder anspannen zu können. Ueberhaupt wird der Leib durch Ausleerung und Füllung, der Geist aber durch Erholung und Arbeit erhalten.

Tadel verdienen solche Väter, die ihre Pflicht so sehr vergessen, daß sie ihre Söhne lediglich dem Lehrmeister überlassen, ohne auch nur ein einziges Mal dem Unterrichte beizuwohnen. Sie sollten vielmehr von Zeit zu Zeit selbst mit ihren Kindern eine Prüfung anstellen, nicht aber sich bloß auf die Anordnungen eines Miethlinges verlassen. Dieser würde auch gewiß mehr Sorgfalt auf die Kinder wenden, wenn er öfters Rechenschaft ablegen müßte. Hieher paßt jene artige Rede eines Pferdewärters: „Des Herrn Auge macht die Pferde fett". —

Vor allen Dingen muß das Gedächtniß der Kinder geübt werden, denn dieses ist gleichsam die Schatzkammer aller Wissenschaft. Deswegen hat man in der Mythologie die Mnemosyne (das Gedächtniß) zur Mutter der Musen gemacht, und man will dadurch andeuten, daß nur das Gedächtniß die Gelehrsamkeit gebären und ernähren könne. Das Gedächtniß muß geübt werden, möge es nun von Natur gut oder schwach sein. Die Fülle der Natur muß man zu befestigen, die Kargheit aber zu ergänzen suchen. Hesiod sagt ganz richtig: „Wenn du wenig zu Wenigem legst und dies öfters wiederholst, so wird auch bald das Wenige wachsen." Väter mögen übrigens beherzigen, daß die Uebung des Gedächtnisses nicht bloß auf die Gelehrsamkeit, sondern auch auf die Geschäfte des Lebens den größten Einfluß übt, weil die Erinnerung an das Vergangene uns auch für die Zukunft mit Klugheit rüstet. Nicht minder muß man die Söhne vor schändlichen Gesprächen bewahren, denn die Rede ist, wie Demokritus sagt, der Handlung Schatten. Man muß die Knaben gewöhnen, gesprächig und leutselig zu sein; denn nichts stößt mehr ab, als ein befangenes Wesen. Auch dadurch können sich die Kinder im Umgange empfehlen, wenn sie bei Streitigkeiten nicht rechthaberisch sind. Es ist nicht allein gut zu wissen, wie man siegt, sondern auch wie man besiegt werden dürfe, namentlich in den Fällen, wo der Sieg schädlich wäre. Allerdings gibt es Siege, von welchen beide Theile keinen Nutzen haben, weßhalb auch der weise Euripides sagt: „Wenn Zwei sich streiten und der Eine sich erzürnt, so handelt der am klügsten, der nicht widerspricht." —

Ich habe noch von einigen Dingen zu reden, deren sich junge Leute eben so sehr, wo nicht noch eifriger, als der früher erwähnten, befleißigen sollten. Sie sollen kein weichliches Leben führen, die Zunge im Zaume halten, den Zorn besiegen und Herren ihrer Hände sein!

Möge das letztere den Anfang machen. Manche haben sich dadurch, daß sie sich an fremdem Gute vergriffen, um ihre ganze frühere Ehre gebracht. So wurde Gylippus, der lacedämonische Sieger über Athen (bei Syrakus) aus Sparta verwiesen, weil er öffentliche Gelder veruntreut hatte.

Die Herrschaft über den Zorn ist das Werk eines Weisen. Sokrates wurde einst von einem frechen und ausschweifenden Jünglinge getreten. Als er sah, daß die Anwesenden deßhalb vor Unwillen auf die Erde stampften und den Thäter verfolgen wollten, sprach er: Wenn euch ein Esel getreten hätte, würdet ihr von mir verlangen, daß ich ihn wieder treten solle? Jenem ging seine Unverschämtheit deshalb doch nicht unbestraft hin. Man benannte ihn mit dem Spottnamen: „der Treter", so daß er sich endlich selbst erhing, um nur dem Schimpfe zu entgehen. Als Aristophanes die Wolken aufführte und in diesem Lustspiele alle möglichen Schmähungen gegen den Sokrates vorbrachte, auch einer der Anwesenden seiner spottete und ihn fragte, ob er nicht darüber zürne, antwortete er: Nein, wahrlich nicht, ich werde hier auf dem Theater, wie bei einem großen Gastmahle lächerlich gemacht. Hiermit stimmt das Verhalten des Archytas von Tarent und des Plato genau überein. Ersterer fand bei seiner Zurückkunft aus dem Kriege sein Landgut ganz vernachlässiget. Wäre ich nicht so sehr aufgebracht, rief er dem lässigen Verwalter zu, so solltest du übel wegkommen! Plato gerieth über einen näschhaften und liederlichen Sclaven in Zorn, rief seinen Neffen herbei und sagte diesem: Prügele du ihn aus, denn ich bin zu sehr erzürnt!

Das ist schwer und fast unnachahmlich, möchte hier Jemand sagen. Wenn ich dies auch zugebe, so muß man sich doch wenigstens bestreben, nach solchen Beispielen die Heftigkeit seines wüthenden Zornes zu dämpfen. Wir kommen ja sonst auch weder an Erfahrung noch an Tugend diesen Männern gleich, und dennoch suchen wir diese Priester und Diener der Wahrheit nachzuahmen*).

Wer die Herrschaft über seine Zunge für etwas Geringes und Unbedeutendes halten wollte, der würde in großem Irrthume sein. Stillschweigen zur rechten Zeit ist besser, als alles Reden. Noch nie hat Stillschweigen gereut, Viele aber haben bereut, daß sie redeten. Immer bleibt noch Zeit übrig, Verschwiegenes an den Mann zu bringen; unmöglich aber ist es, einmal Gesagtes wieder zurückzunehmen.

Außer diesem sind junge Leute noch an die Wahrheit zu gewöhnen, und dies ist das Ehrwürdigste von Allem. Lügen ist niederträchtig, verdient den Haß Aller, und kann selbst einem mittelmäßigen Sclaven nicht zu gute gehalten werden.

Wenn ich bisher hauptsächlich die Erziehung der Kinder im Auge

---

*) Das Hauptreizmittel beim Unterrichte soll nach Plutarch das Wort, nicht aber der im Zorne gebrauchte Stock sein, der eher Sclaven, als dem Freien zukommt, bei welchem Lob und Tadel in rechter Abwägung mehr als Schimpf und Schmach vermögen sollen.

gehabt habe, so möchte ich jetzt noch Einiges über das **Jünglingsalter** sagen.

Schon bei vielen Gelegenheiten habe ich mein Mißfallen über solche Väter ausgesprochen, die an den Ausschweifungen ihrer Söhne um deshalb schuld sind, weil sie ihnen zwar in ihrer Jugend Lehrer und Hofmeister geben, nichts desto weniger aber ihren jugendlichen Begierden den Zügel schießen lassen. Das Jünglingsalter fordert weit mehr Behutsamkeit und Vorsicht, als die Kindheit. Wer weiß nicht, daß Vergehungen der Kinder, als etwa Geringschätzung der Lehrer oder Ungehorsam gegen deren Ermahnungen, mehrentheils klein und leicht zu bessern sind. Die Fehler der Jünglinge aber, als Entwendung väterlicher Güter, Spielen, Unmäßigkeit und Unzucht haben oft weit ärgere Folgen. Darum muß man den Begierden engere Schranken setzen und sie zügeln. Denn die sinnliche Leidenschaft ist unersättlich, schrankenlos und der Schranken höchst bedürftig. Wer sich dieses Alters nicht nachdrücklich annimmt, der öffnet, ehe er es merkt, dem Laster Thor und Riegel. Daher ist es die Pflicht vernünftiger Väter, vorzugsweise um diese Zeit über ihre Söhne zu wachen, sie zu bewahren und zurecht zu weisen, sei es durch Lehren und Versprechungen oder durch Bitten, Drohungen und Beispiele von durch's Laster unglücklich gewordenen Jünglingen, oder durch das Muster solcher, die sich mit ihrer Enthaltsamkeit Lob und Ruhm erworben haben. Hoffnung auf Ehre und Furcht vor Strafe sind zwei Grundstützen der Tugend, jene feuert zu den edelsten Handlungen an, diese schreckt vom Laster zurück.

Ueberhaupt muß man Jünglinge vor dem Umgange mit verderbten Menschen hüten, weil von deren Lastern allemal etwas hangen bleibt. Dies hat Pythagoras in kurze Räthselsprüche eingekleidet, von denen ich einige mittheilen und zugleich erklären will. Er sagt: „Iß keine Melanuren (d. h. eine Art Fische mit schwarzen Schwänzen)!" Er will damit vor Leuten mit schwarzen Lastern warnen. „Gib nicht Jedem die rechte Hand"! Das heißt: schließe nicht schnell und unvorsichtig Freundschaften. „Trag keinen engen Ring!" spricht er weiter, und meint damit, daß wir das Leben genießen und uns nicht selbst unnütze Fesseln anlegen sollen. „Schlag nicht mit dem Degen in's Feuer"! warnt er und sagt damit, daß man Zornige nicht noch mehr reizen solle.

Ich kehre aber nun zur Hauptsache zurück. Man muß seine Söhne, wie ich schon oben sagte, überhaupt vor dem Umgange mit allen bösen Menschen, vorzüglich aber vor Schmeichlern hüten, denn es gibt keine verderblichere Klasse von Menschen. Sie richten Väter und Söhne zugleich zu Grunde; jenen verbittern sie das Alter, diesen die Jugend, indem sie allen ihren Rathschlägen die Wollust als Lockspeise beifügen. Erfahrungsreiche Väter ermahnen ihre Söhne

zur Nüchternheit, Keuschheit, Sparsamkeit und Arbeitsamkeit; Schmeichler empfehlen dagegen die Trunksucht, Unzucht, Verschwendung und Trägheit. Das Leben ist flüchtig, nur ein Augenblick, man muß es froh genießen, so heißt ihre Lehre. Was kümmern uns die Drohungen des Vaters! Er ist ein alter Geck, mit einem Fuße schon im Grabe, bald wird man ihn zum Hause hinaustragen! Kurz, sie sind eine abscheuliche Gattung von Menschen, Affen der Freundschaft, die von Freimüthigkeit keinen Begriff haben, Maulschwätzer der Reichen, Verächter der Armen, von Geburt wohl frei, aber Sclaven aus freier Wahl, die beschimpft zu werden wünschen, weil sie sich doch nicht vergeblich füttern lassen wollen.

Dies sind nun lauter gute und nützliche Vorschriften; aber was ich noch zu sagen habe, entspricht ganz der menschlichen Natur. Ich behaupte nämlich, daß auch andererseits die Väter nicht allzu hart und zu scharf gegen ihre Söhne sein dürfen, sondern bei vielen Versehen derselben durch die Finger sehen und sich erinnern müssen, daß sie auch einmal jung gewesen sind.

Wie die Aerzte bittere Arzeneien mit süßen Säften mischen, und das Angenehme als Mittel wählen, um das Nützliche einzuflößen, so müssen auch Väter die Strenge mit Sanftmuth verbinden, zuweilen den Zügel lockern, dann wieder straffer ziehen, gegen Fehler nachsichtig sein und den überwallenden Zorn verrauchen lassen. Jähzorn schickt sich übrigens für einen Vater noch weit eher, als der Groll. Feindseliges und unversöhnliches Betragen gegen Kinder ist allemal ein sicherer Bürge des Hasses gegen sie.

Oefters ist's sogar gut, sich zu stellen, als ob man dieses oder jenes Vergehen gar nicht sähe und manche Vorfälle, wie aus Altersschwäche zu ignoriren, obgleich man doch wirkliche Kenntniß davon hat. Wir übersehen ja die Fehler unserer Freunde, sollte man es uns verargen, wenn wir gegen die Fehler unserer Kinder nachsichtig sind? Bestrafen wir doch auch die Trunkenheit eines Sclaven nicht immer. Bist du als Vater einmal sparsam gewesen, nun, so sei auch wieder freigebig; warst du erzürnt, so verzeihe auch wieder. Hat dein Sohn dich einmal mit Hülfe eines Sclaven betrogen, so unterdrücke deinen Zorn. Auf solche Weise wird die muthwillige Jugend gebändigt.

Schließlich will ich dieser Anweisung noch Eines zufügen. Vor allen Dingen müssen die Väter selbst durch Vermeidung aller Fehler und durch Pflichterfüllung ihren Söhnen das beste Beispiel geben, damit diese auf den Lebenswandel ihrer Erzeuger wie in einen Spiegel sehen und sich vor allem Bösen hüten lernen. Diejenigen, welche sich derselben Fehler schuldig machen, die sie doch an ihren Söhnen tadeln, werden unbewußt ihre eigenen Ankläger; Väter aber, welche völlig lasterhaft leben, dürfen nicht einmal ihre

Sclaven, geschweige denn die Söhne freimüthig bestrafen; sie führen gerade die letzteren selbst zum Laster hin. Denn wenn die Eltern schamlos sind, so müssen die Kinder nothwendig noch unverschämter werden.

So muß man denn Alles, was auf eine vernünftige Erziehung hinarbeitet, in's Werk zu setzen suchen, und jener Euridice nachahmen, die, obgleich sie aus Illyrien, einem barbarischen Lande stammte, doch noch im späteren Alter sich der Wissenschaften befleißigte, um ihre Kinder unterweisen zu können. Von der Liebe zu ihren Kindern gibt jene Inschrift einen Beweis, welche sie den Musen widmete. Sie lautet:

„Euridice von Hierapolis weihete dieses den Musen, angetrieben von großer Wißbegierde. Denn noch als Mutter erwachsener Kinder beflißsie sich, die Wissenschaften und die Weisheit zu erlernen."

Daß alle und jede dieser meiner Vorschriften ausgeführt werden, bleibt vielleicht nur ein bloßer Wunsch: aber die Befolgung der meisten übersteigt nicht die menschlichen Kräfte, wenn auch glückliche Umstände und Sorgfalt dazu erforderlich sein mögen.

Wenn auch, wie schon bemerkt, eine besondere Tiefe diesen Vorschriften und Lebensmaximen Plutarchs nicht zugestanden werden kann, so tritt uns doch darin Manches entgegen, was beherzigenswerth ist und Ahnung des wahren Zieles der Menschenbildung bekundet. Er will und erstrebt Wahrheit in der Erziehung und kann darum das eigene Beispiel des Erziehers nicht dringend genug empfehlen. Zu dem Allen tritt aber der Geist der Liebe und einer auf Vernunft gegründeten Mäßigung in allen Forderungen und Strafen. Und wie hoch schätzt Plutarch nicht bloß eine gute Erziehung und die Wissenschaft, sondern auch das Amt des Erziehers selbst! Er will dieses nicht erkauften Miethlingen überlassen, sondern in redlichen, reinen Händen wissen, und er weis't zugleich ernstlich darauf hin, daß auch der Vater die Pflichten des Erziehers theilen muß. Beachtenswerth ist endlich noch, was er über die Gewalt des bösen Umganges, über die Kultur des Gedächtnisses und über die Leibesübungen sagt. In Allem tritt uns eine gesunde praktische Richtung entgegen, welche als Ergebniß genauer Beobachtung der socialen Zustände und reifer Erfahrung erscheint und daran festhält, daß nur eine tugendhafte Mitwelt eine tüchtige Nachwelt zur Folge haben könne.

Die Römer.

Plinius, Cicero, Quinctilian &c.

Aus allen uns zugänglichen Quellen entnehmen wir, daß die Erziehung bei den Römern anfänglich keine „öffentliche“, nicht einmal in dem milderen Sinne Athens, war, und daß sie den Character der Privaterziehung erst nach den Zeiten des Kaisers Augustus zu verlieren begann. Der häusliche Heerd blieb der Mittelpunkt des ganzen kindlichen Lebens, und diese Art der Erziehung wurde durch den Umstand begünstigt, daß Vielweiberei nicht Sitte war, und daß die Frau größeren Einfluß und größere Würde behauptete, als in Griechenland. Die Matrone stand in so hohem Ansehen, daß der Mann ihr ausweichen mußte, und daß jede freche Beleidigung derselben schwer bestraft wurde. Auch waren die Römer das erste Volk, welches weibliche Keuschheit hoch schätzte und diese mit dem religiösen Cultus (Vestalinnen) in Verbindung brachte. Die Gewalt des Hausvaters war allerdings sehr groß, doch nicht unbedingt; denn die Sitte verlangte, daß er besonders schwere Strafen des Sohnes nur unter Zuziehung von Verwandten und Freunden, also in Folge eines Familienrathes vollziehen durfte. Das Aussetzen der Kinder war nicht geradezu verboten, doch nur unter manchen heilsamen Einschränkungen statthaft und überhaupt ziemlich selten, so daß es vor der Kaiserzeit fast nur als Ausnahme von der Regel gelten konnte. Die Kaiser suchten der Kindertödtung durch auf die Kinderlosigkeit gesetzte Strafen, so wie durch Vorrechte für den Besitz dreier Kinder zu begegnen; Constantin versprach armen Eltern Unterstützungen, und die Kaiser Valens und Gratian verboten die Aussetzung ganz bei Strafe des Mordes.

Nur bei den Römern konnte es geschehen, daß wegen Verletzung weiblicher Keuschheit (Lucretia) ein Königsthron gestürzt wurde, und die Ehe galt so heilig, daß erst im Jahre 231 v. Chr. unter allgemeiner Mißbilligung des Volkes die erste Ehescheidung vorkam. Die Frau erhielt nach der Vermählung die Schlüssel des Hauses und hiemit das innere Regiment, welches sie mit Freiheit führte. — Hatten sich Eheleute entzweit, so besuchten sie das Heiligthum einer eigenen Göttin (dea viriplaca), um sich vor deren Angesicht

auszusprechen und versöhnt nach Hause zurückzukehren. — Während man in Sparta und Athen für die geistige Ausbildung des Weibes fast nichts that, bestanden in Rom schon frühzeitig Mädchenschulen, in denen auch für die Bildung des Gemüthes und der edleren Weiblichkeit gesorgt wurde. Dürfen wir uns daher wundern, wenn die römischen Frauen der Erziehung und Bildung einen ganz anderen Character geben, als die griechischen Frauen, und sich durch größere Eigenschaften auszeichneten? —

Die Geschichte hat uns die Namen mancher edlen römischen Frauen bewahrt und damit zugleich bewiesen, daß der Einfluß des weiblichen Geschlechtes auf Leben und Sitte nicht unbedeutend war. Erinnern wir uns beispielsweise nur an Veturia, die Mutter des Coriolan und vor allem an Cornelia, die Mutter der Grachen, welche ihre Kinder mit edlem Stolze als den schönsten Schmuck vorwies *). Wie der Vater der natürliche Lehrer des Sohnes war, so blieb auch die Mutter dessen natürliche Erzieherin. Der junge Mensch stand bis zum sechszehnten Jahre unter dem Einflusse dieser Leitung, wurde dann erst als Jüngling angesehen und bekam die Auszeichnung der toga virilis, welches Kleid ihm unter Feierlichkeiten angelegt wurde.

In den älteren Zeiten stillte die römische Mutter ihr Kind selbst, späterhin riß die griechische Unsitte ein, Säugammen zu nehmen, und nur die ganz arme Mutter erfüllte noch die erste ihrer Mutterpflichten.

Dem Knaben wurde bald ein Führer beigesellt, welcher ihn leitete, begleitete, überwachte und manchmal auch in Leibesübungen unterrichtete; selbst den Mädchen gab man oft statt der Wärterin oder Amme einen solchen Führer. Wenn der eigentliche Unterricht auch zumeist Sache des Vaters war **), so gab es doch schon früh Lehrer, welche ein Geschäft daraus machten, im Lesen und Schreiben, auch wohl im Rechnen zu unterweisen. Das erste Beispiel einer

---

*) Eine Freundin aus Campanien besuchte sie und zeigte ihr den Schmuck, den sie nach damaliger Sitte an sich trug, und wünschte nun auch den ihrigen zu sehen. Cornelia hielt die Freundin so lange hin, bis ihre beiden blühenden Knaben Tiberius und Sempronius aus der Schule kamen; diese stellte sie ihr dann vor und sagte: Siehe, das ist mein Schmuck!

**) Der strenge Cato, derselbe, welcher Karthago durchaus zerstört wissen wollte, unterrichtete den Sohn selbst in allen Gegenständen der Wissenschaft und des Staatslebens und führte früh die Großthaten der Vorfahren vor den jugendlichen Geist, damit er daran erwarme und erstarke. Niemals badete er sich gemeinschaftlich mit diesem Sohne, und Plutarch bemerkt, daß dies überhaupt gegen römische Sitte gewesen sei. Auch darin unterscheiden sich die Römer von den Griechen, daß sie weit mehr auf Schamhaftigkeit und ehrbare Verhüllung hielten und die jugendliche Scheu der Geschlechter vor einander förderten.

öffentlichen Schule finden wir 449 vor Chr. in der bekannten Geschichte der vom Decemvir Appius Claudius verfolgten Virginia, die also als erwachsenes Mädchen die Schule besuchte. Diese Schulen wurden auf dem Markte in Buden gehalten, die Kinder aber auch auf offener Straße (in triviis) unterrichtet, woher die gewöhnlichen Schulkenntnisse schon bei dem später zu erwähnenden Quinctilian Trivialkenntnisse heißen und unsere Elementarschulen noch heute auch Trivialschulen genannt werden. Angehende Jünglinge wurden auf dem Marsfelde in den Waffen, in der Tiber im Schwimmen unterrichtet; die Musik galt hingegen nicht in dem Maße als Bildungsmittel, wie bei den Griechen; die Flöte hielt man sogar für unschicklich. Nach und nach drang jedoch griechische Bildung und Sitte mehr und mehr in Italien ein, besonders nach der Eroberung von Tarent und Korinth, und diese wirkten auch wesentlich auf die Erziehung. Ausländische Bildung wurde eine Modesache, besonders der vornehmen Welt, und bald fanden sich eine Menge griechischer Lehrer ein, welche sich dem Geschäfte widmeten, die jungen Römer zu unterrichten. Griechische Schriftsteller wurden nunmehr von den römischen Jünglingen gelesen und studirt, und die römische Erziehung der in Athen gleichförmiger. Daß damit die Sittlichkeit nicht stieg, beweist eine Schilderung aus den Satyren des Juvenal (38 n. Chr. bis 119), welche wir hier folgen lassen. Er klagt: Auch die schändlichsten Dinge zeigen und lehren die Eltern ihren Kindern. Schon im Kinderkleide spielt der Knabe mit Würfeln, wie sein Vater, den er beerbt; er lernt von diesem Trüffeln suchen, Schnepfen in Pilzbrühen kochen 2c. und wenn er noch nicht das siebente Jahr zurückgelegt, noch nicht umgezahnt hat, so wird er, gebe man ihm auch Lehrer mit noch so großem Barte, nach dem Schmause und der Küche gelüsten. Aber die Lehrer sind auch danach. Und die Töchter können ja die Liebhaber ihrer Mütter der Reihe nach hersagen und schreiben ihre Liebesbriefe nach dem Dictiren der Mutter. Wie sollte einer besser werden, als der Vater; ahmt man doch immer lieber das Schlimmere nach. Billig sollte nichts Schlechtes die Schwelle, wo der Knabe ist, berühren, keine unzüchtigen Mädchen, keine Stimme eines Schmarotzers. Der Jugend gebührt die höchste Achtung. Gerade die Jugend und Unschuld des Kindes muß an Vorsicht erinnern. Die Kinder ahmen Aeußeres und Inneres nach. Gib dem Vaterlande nicht bloß einen Sohn, sondern einen guten Sohn. Aber dort lehrt der Vater dem Sohn niederträchtigen Geiz üben, hier gerichtliche Verleumdungen schmieden oder durch Kriegsdienste reich werden, oder wie er sonst zu Geld und Gut gelange, und wäre es auch nicht durch Wohlgeruch; der Gewinn riecht immer gut. Zeige nur einmal einen Schüler auf, der besser

wäre, als sein Lehrer. Würden nur nicht schon die zarten Kinder verdorben! Sie lernen ja frühe schon genug das Böse. Den Sohn quält das lange Alter des Vaters. Die Ursache der Verdorbenheit aber, worüber die Eltern klagen, liegt nur in ihnen selbst." —

In ähnlicher Weise klagt derselbe Schriftsteller am anderen Orte:

„Es ist nicht mehr wie bei den Vorfahren. Die Eltern und Lehrer sind schlechter. Ernsthaft war bei den alten Römern die Zucht. Von keuschen Eltern war das Kind geboren, und seine Pflege die Freude der häuslichen Mutter. Es wurde keiner Amme übergeben, sondern eine Verwandte, schon bejahrt und gutgesittet, half bei der Pflege. Man wollte die gute Natur des Sohnes auch gut ausbilden, und ließ ihn daher auch irgend einem Fache sich ganz widmen, je nach seiner Neigung, sei es dem Kriegswesen, der Rechtskunde oder der Beredsamkeit. Jetzt aber übergibt man das Kind einer griechischen Sclavin, oder einem Sclaven, welchen man sonst zu nichts gebrauchen kann. Da werden nun der zarten Kindesseele sogleich Mährchen und allerlei Irrthümer eingeprägt. Auch erlauben sich solche Sclaven in Gegenwart des Kindes Alles, was schlimmen Eindruck macht. Die Eltern selbst halten oft die Kinder zur Schlechtigkeit und Frechheit an; ja es ist, als ob den Kindern jetzt die Laster der Stadt angeboren würden und so auch die Lust an den Gladiatorspielen rc. Wie bleibt da Raum im Gemüthe für edle Kunst und Wissenschaft? Wo sollen die Kinder Etwas von diesem Besseren hören? Sie wissen von nichts Anderem, als von jenen Belustigungen zu sprechen, wenn sie in die Auditorien kommen, und selbst von ihren Lehrern hören sie fast nichts anders. Denn diese machen den Schülern nur ihre Besuche, reden, wie sie es gerne hören und suchen ihnen nur immer zu gefallen." Daß es übrigens nicht überall so stand, daß manche Eltern selbst noch in der Kaiserzeit ihre Pflicht anerkannten und eine gute Erziehung übten und hochschätzten, möge uns wieder ein Brief beweisen, welchen Plinius der jüngere (geb. 62 n. Chr.) an die Hispulla, die Vaters-Schwester und Erzieherin seiner Frau, schrieb. Er preist in diesem Briefe die Gattin und läßt uns damit zugleich einen Blick in sein edles, häusliches Leben thun.

„Du hast eine musterhafte Liebe zu den Deinigen, zu Deinem Bruder und zu dessen Tochter bewiesen, der Du die Liebe des Vaters ersetzt hast; ich muß Dir also die Freude machen, Dir zu sagen, wie würdig sie ihres Vaters, Deiner und des Großvaters ist. Sie ist sehr verständig und häuslich; sie liebt mich, und das ist ein Beweis ihrer Keuschheit. Hiezu kommt nun ihr wissenschaftliches Studium, das sie aus Liebe zu mir betreibt. Sie hat meine Schriften, liest und lernt sie. Wie ängstlich sorgsam ist sie, wenn sie sieht, daß ich mich auf eine Rede vorbereite, wie froh, wenn sie

gehalten ist! Da schickt sie Leute aus, die ihr sagen müssen, welcher Beifall, welche Zurufe, welcher Erfolg mir geworden ist. Halte ich manchmal eine Vorlesung, so sitzt sie in der Nähe hinter einem Vorhange und lauscht begierig nach meinem Lobe. Meine Verse singt und spielt sie, und hiezu hat sie den besten Lehrer, die Liebe. Das gibt mir die sicherste Hoffnung, daß unsere Eintracht beständig sei, ja noch zunehmen werde. Denn sie liebt nicht, was altert, meinen Leib, sondern meinen Ruhm. Aber wie könnte das Weib auch anders sein, das von Deinen Händen erzogen, durch Deine Lehren gebildet ist. Meine Gattin sah in dem Zusammenleben mit Dir nichts als das Edelste und Reinste, und sie lernte mich durch Dein Lob lieben. Du liebtest ja meine Mutter wie die eigene, und auch an meiner Bildung nahmst Du von Kindheit auf Antheil; Du warest mir gut und verkündigtest in mir gerade den Mann, den nun mein Weib in mir findet. Wir wetteifern also im Danke gegen Dich, denn Du hast uns gleichsam einander geschenkt, sie mir und mich ihr. — Lebe wohl!" —

Wir entnehmen aus diesem Briefe, wie sehr noch immer einzelne gebildete Römer eheliches und häusliches Glück zu schätzen wußten, und daß sie es in einer würdigen Stellung des Weibes suchten. Sind doch manche Aeußerungen so tief und innig, daß sie noch heute ein deutscher Familienvater zum Ausdrucke seines eigenen Glückes gebrauchen könnte. In Griechenland war ein solcher Brief nicht möglich. Ebenso interessant und in manchen Beziehungen noch merkwürdiger ist folgendes Schreiben desselben Verfassers an den berühmten Historiker Tacitus.

„Kurz nach meiner Ankunft in der Vaterstadt (Como am See) kam der Sohn eines meiner Mitbürger in seiner Toga prätexta zu mir, um mich zu bewillkommnen. Ich fragte ihn: studirst du? Er antwortete: ja, zu Mailand. Warum nicht hier? Hierauf sagte sein mitanwesender Vater: weil wir hier keine Lehrer haben. Warum keine? Es müßte ja euch Vätern (es waren gerade mehrere zugegen) doch viel daran gelegen sein, daß eure Kinder hier am Orte studirten. Denn wo würden sie lieber sein, als in der Vaterstadt, und wo in besserer Aufsicht, als unter den Augen der Eltern, wo auch mit wenigeren Kosten, als zu Hause? Es würde einem nur wenig ausmachen, wenn ihr zusammenlegtet, um Lehrer zu miethen. Den Betrag für Wohnung, Reisekosten und für die Dinge, welche die Lehrer von fremden Orten kaufen müssen (und alle ihre Bedürfnisse müssen sie so kaufen), legt ihr ihnen zu dem Gehalte (Lohne) zu. Unerachtet ich noch keine Kinder habe, erbiete ich mich doch, für euer gemeines Wesen, das ich als Tochter oder Mutter ansehen will, den dritten Theil von der Summe, die ihr etwa zusammenbringen wollt, auf mich zu nehmen. Ich würde das Ganze tragen,

wenn ich nicht das Uebel besorgen müßte, welches ich an vielen Orten finde, wo Lehrer öffentlich besoldet werden, daß nämlich die öffentliche Anstalt zur Erschleichung mißbraucht wird. Diesem kann nur dadurch begegnet werden, daß man einzig den Eltern das Recht, die Lehrer anzunehmen, überläßt, weil sich da die Gewissenhaftigkeit in der Auswahl der Lehrer mit der Nothwendigkeit, sie zu haben, vereinigt. Denn wäre Jemand auch in fremder Sache sorglos, so ist er doch in der seinigen sorgsam, und wird schon darauf achten, daß auch mein Geld ein Würdiger empfange, so wie er das seinige empfängt. Also — williget ein, vereiniget euch mit mir und lasset euch durch mein Beispiel mehr Muth machen; ich wünschte, euch recht große Beiträge geben zu müssen. Nichts Besseres könnt ihr für eure Kinder thun, nichts Erwünschteres für eure Vaterstadt. Da, wo die Kinder geboren werden, mögen sie auch ihre Erziehung erhalten und mögen von ihrer Kindheit an den Ort ihrer Geburt auch als den Ort ihrer Studien lieben lernen. Möchtet ihr nur so berühmte Lehrer hierher ziehen, daß man bald ebenso aus benachbarten Städten die Kinder des Studiums halber hieher schickte, wie ihr die eurigen jetzt auswärts schickt, und daß recht bald hier viele Fremde zusammenströmten.

Ich mußte Dir dieses Alles in seinen ersten Gründen und gleichsam aus der Quelle angeben, damit Du sehest, welche große Freundschaft Du mir durch Besorgung meines Auftrages erweisest. Mein Auftrag und meine wegen Wichtigkeit der Sache angelegentliche Bitte ist nämlich, daß Du aus den vielen Studirenden, welche die Verehrung Deines Geistes um Dich (in Rom) versammelt, Männer ausersehest, die wir etwa darum angehen können, solch' eine Lehrerstelle bei uns anzunehmen. Doch nur unter der Bedingung, daß ich bei keinem durch mein Wort gebunden bin, denn ich lasse Alles den Eltern frei. Diese mögen urtheilen und wählen; ich eigne mir nur Sorge und Unkosten für die Sache zu. Findet sich nun einer oder der andere, der auf seinen Geist vertraut, der gehe unter jener Bedingung dorthin, ohne eine andere Versicherung mitzunehmen, als eben dieses Zutrauen zu sich selbst. Lebe wohl!"

Aus diesem Gemeinnützigkeit athmenden Briefe sehen wir, daß es bei den Römern damals nicht ungewöhnlich war, öffentliche Lehrer zu besolden, daß in wichtigeren Städten sich öffentliche Lehrer fanden und durch ihren Ruf auch aus anderen Orten Studirende herbeilockten, und daß es für solche junge Leute auch eine Art von Pensionen geben mußte, in denen sie während der Lernzeit ihr Unterkommen und ihren Unterhalt fanden. Endlich zeigt dieser Brief, daß berühmte Männer, wie Tacitus, von jungen Leuten besucht wurden, welche sich wahrscheinlich durch deren Umgang ausbilden wollten.

Die ganze Erziehung der Römer hatte praktischen Sinn und Zweck; nicht um schön, sondern um nützlich zu leben wurde der Knabe herangebildet, und es lag in dieser ganzen Richtung, daß man dabei viel auf den unmittelbaren Unterricht durch's Leben selbst hielt und rechnete. Selbst die Gymnastik hatte nicht, wie in Griechenland, den Zweck, den Körper zu stärken und zugleich zu verschönern, sondern war nur auf den Krieg und auf die Abhärtung gegen alle damit verknüpften Mühseligkeiten berechnet. Denselben ernsten Charakter hatten auch die Spiele der Jugend. Die Jungfrauen waren hievon ausgenommen, und wurden so häuslich und streng erzogen, daß selbst Kaiser Augustus seine Tochter und Enkelin noch an's Spinnen gewöhnte, vom Umgange außer dem Hause ganz zurückhielt und ihnen untersagte, etwas zu sprechen, was nicht in die Tagebücher aufgenommen werden dürfe. Der strenge, feste Sinn des Römers, die Einheit des Staatslebens, welche in Hellas vermißt wurde, der ernstere, religiöse Cultus wirkten um so vortheilhafter auf die Jugend, da sich hiemit, wie schon bemerkt, häuslicher Sinn und innigeres Familienleben vereinigten. Da jeder ausgezeichnete Mann auch zugleich am Staatsleben theilnahm und dem praktischen Wirken sich widmete, so beschäftigte man sich meistens nur in Mußestunden mit den Wissenschaften, und suchte diesen auch dann eine praktische Richtung zu geben, wie dies namentlich aus der besonderen Pflege der Beredsamkeit hervorgeht, welche bei dem öffentlichen Leben und Gerichtsverfahren von großer praktischer Bedeutung war. Die Römer haben daher auch weniger als die Griechen philosophirt, und was uns über ihre Erziehungsweise aufbehalten blieb, sind weniger philosophische Systeme und Theorien, als vielmehr praktische aus der Erfahrung geschöpfte Ansichten und Grundsätze. Solche finden wir insbesondere in Cicero's*), jenes berühmten Redners und Staatmannes Schriften, und es ist für unsere Zwecke nothwendig, einige seiner Aussprüche genauer kennen zu lernen.

Ihm ist Erziehung die möglichste Ausbildung der natürlichen Anlagen, welche zur Tugend, als zur Vollendung der Vernunft, hinführen soll. Thätigkeit des Geistes ist ihm das Höchste und Edelste. Sie entwickelt sich freilich langsam, richtet sich zuerst nur auf unser Wohlbefinden, späterhin auf Erkenntniß unseres Selbst. Erst wenn sich die Gegenstände vor unserm Blicke mehr sondern, wir selbst uns aber von den übrigen Wesen unterscheiden, beginnen wir auch jene Thätigkeit des Geistes, zu der wir von Natur be-

*) Marcus Tullius Cicero wurde am 3. Januar des Jahres 648 nach der Erbauung Roms auf einem Stammgute bei Arpinum im Gebiete von Samnium geboren.

stimmt sind. Die kleinen Kinder, sagt Cicero, liegen bei ihrer Geburt so da, als wären sie ganz und gar ohne Geist. Sobald einige Kraft hinzukommt, treten die Sinne und der Geist hervor, die Kleinen suchen sich aufzurichten, ihre Hände zu gebrauchen, und erkennen die, von denen sie erzogen werden. Dann erfreuen sie sich ihrer Altersgenossen, gesellen sich gerne zu denselben, und ergeben sich dem Spiele, woran sie sich selbst dann ergötzen, wenn es mit Mühe verbunden ist, so daß sie oft nicht mit Schlägen davon abgehalten werden können. Sie werden gefesselt durch Fabeln, suchen mit dem, was ihnen zu Gebote steht, Andern gefällig zu sein, merken genau auf das, was zu Hause vorfällt, fangen an, nachzudenken und zu lernen, wollen die Namen derer, die sie sehen, erfahren, werden freudig erregt, wenn sie in Streitigkeiten mit ihren Altersgenossen den Sieg davon tragen, und niedergeschlagen, wenn das Gegentheil stattfindet; denn wie das geistige Leben, so treten auch die Funken, Bilder und Samenkörner der Tugenden mit dem Alter immer mehr hervor. Uebrigens ist den Kindern nicht unbedingt Freiheit in der Wahl der Spiele zu lassen, sondern nur solche sind ihnen zu gestatten, die einem guten Benehmen nicht hinderlich sind. Auch der Trieb nach Thätigkeit wächst mit den Jahren, und die beständige Thätigkeit des Geistes und die dauernde Abneigung gegen die Ruhe kann man schon im ersten Knabenalter sehen, daher alle alten Philosophen sich der Wiege nähern, weil sie glauben, sie könnten schon im Kindesalter die natürliche Neigung am besten erkennen." —

An einer andern Stelle spricht Cicero über die Gewalt der ersten Eindrücke, und wir theilen seine Aussprüche mit, weil sie in Betreff der sprachlichen Ausbildung von Interesse sind.

„Bei der regen Empfänglichkeit und großen Lebendigkeit des kindlichen Gemüthes müssen die Umgebungen von um so größerer Wichtigkeit und von um so bleibenderen Folgen, namentlich auch für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Sprache und des Ausdruckes sein. Es ist daher von großem Einflusse, wen das Kind täglich zu Hause hört, mit wem es von Jugend auf redet, und wie Väter, Mütter und Erzieher sprechen. Die wohlthätigen Folgen einer reinen Ausdrucksweise von Seiten der Mutter sehen wir namentlich an der berühmten Cornelia und der Lälia, der Tochter des Carus. Ueberhaupt war bei allen Rednern ihre Darstellung nicht Folge gewisser Grundsätze und Theorien, sondern nur die Sache einer guten Gewohnheit." — Wie sehr endlich Cicero den Werth guter Lehrer zu schätzen wußte, beweist er mit folgenden schönen Worten: „Wer ist unter uns, der eine edele Erziehung genossen hat, dem nicht die Erzieher, dem nicht seine Lehrer und Führer, dem nicht der stumme Ort selbst, wo er geistig genährt und unter-

wiesen wurde, mit dankbarer Erinnerung im Geiste bleibt?" — Tief beklagte Cicero den Verfall der Sitten und des Staates und fand dagegen kein anderes Mittel, als eine gute Erziehung und das edle Beispiel der Führer des Staates und der Erzieher. Gibt der Erzieher ein vollkommenes Muster der Nachahmung, sagt er, so brauchen wir Nichts weiter. Von dem Pädagogen verlangte er aber auch, daß er seinen Unterricht den verschiedenen Individualitäten anbequeme und den so großen Unterschied der Erkenntnißkräfte und ihres oft höchst ungleichen Verhältnisses unter einander beachte. Diese wichtige Ansicht spricht Cicero z. B. unter anderen im 9. Kapitel des 3. Buches vom Redner aus, wo er sagt: „Wir sehen, daß aus derselben Schule solcher Künstler und Lehrmeister, die alle in ihrer Art groß waren, Lehrlinge hervorgegangen sind, die zwar einander sehr unähnlich, doch aber des Lobes nicht unwürdig sind, weil der Lehrer bei der Unterweisung jeden nach seiner Natur behandelte. Ein ausgezeichnetes Beispiel dieser Art ist Isokrates, ein vorzüglicher Kunstlehrer, der zu sagen pflegte, bei dem Theopompus sei er gewohnt, die Zügel, bei dem Ephorus dagegen die Sporen zu gebrauchen. Denn den einen, der zu feurig und kühn in seinem Ausdrucke war, hielt er zurück, den anderen, der träge und schüchtern, munterte er auf. Er machte freilich nicht, daß sie einander ähnlich wurden, aber dadurch, daß er dem einen etwas zusetzte, dem anderen etwas abfeilte, gab er Beiden die Bildung, welche ihre Natur gestattete." Ebenso deutlich erklärt er in dem 31. Kapitel des 1. Buches von den Pflichten, jeder Mensch habe seine eigene Natur und müsse dieser entsprechend behandelt werden. „Die vornehmste Pflicht, sagt er, ist, nichts zu thun, was der allgemeinen Natur des Menschen widerspricht, die zweite, unserer besonderen Natur zu folgen. Denn es hilft zu nichts, seiner Natur Gewalt anzuthun und nach Etwas zu streben, was man doch nicht erlangen kann. Es ist eine allgemeine Pflicht, die natürlichen Anlagen seines Geistes zu prüfen und sich zu einem genauen Richter seiner Stärke und Schwächen, seiner guten und schlechten Seite zu machen. Also: Wozu wir von Natur das meiste Geschick haben, daraus müssen wir unsere Hauptbeschäftigung machen!" —

Wenden wir uns nun zu Quinctilian, diesem echten und rechten Schulmeister, aus dessen Schriften wir für unsern Zweck das Meiste entnehmen können. Er war ein Zeitgenosse des schon erwähnten jüngeren Plinius, von Geburt (42 n. Chr.) ein Spanier, aber schon in seiner Kindheit nach Rom gebracht. Er widmete sich zuerst der richterlichen Laufbahn, dann aber nach dem Tode seiner trefflichen neunzehnjährigen Gattin ganz der Unterweisung der Jugend, welcher er an zwanzig Jahre Lehrer und Führer blieb. Unter Kaiser Domitian erhielt er die konsularische Würde und war über-

haupt so sehr geachtet und gefeiert, daß die berühmtesten Römer, selbst Flavia Domicilla, die Tochter des Kaisers, seine Vorträge besuchten. Er war der erste, der in Rom gegen Besoldung aus der Staatskasse ein öffentliches Lehramt bekleidete, trat aber von diesem Amte in einer Lebenszeit zurück, wo der Geist noch kräftig und regsam war, weil er glaubte, man müsse in einem Alter von der Oeffentlichkeit scheiden, wo man noch mit Beifall wirken könne und vermißt werde. Die ihm bleibende Muße widmete er der Aufzeichnung seiner Erfahrungen und Grundsätze, wie sie uns besonders in seinem größeren Werke, nämlich den zwölf Büchern zur Unterweisung in der Beredsamkeit aufbehalten worden sind*).

In dieser Schrift beginnt er nicht, gleich anderen Vorgängern, sofort mit der Beredsamkeit als Kunst, sondern betrachtet und erwägt Alles, was zur Bildung des Redners beitragen kann; er verfolgt die Bildung von der Jugendzeit bis zum Mannesalter. Indem er von dem Grundsatze ausgeht, daß die Beredsamkeit eine Tugend und daß nur ein edler Mensch auch ein wahrhaft guter Redner sein werde, konnten ihm auch die gesammte Erziehung und der ganze Unterricht nicht gleichgültig sein. Quinctilian erklärt sich mit großer Energie für den öffentlichen Unterricht. Er beginnt mit der Antwort auf zwei Einwürfe, welche man gewöhnlich gegen die öffentlichen Schulen noch heute erhebt.

Der erste, sagt er, betrifft die Reinheit der Sitten, welche dort, wie man behauptet, den größten Gefahren ausgesetzt ist. Wenn das wäre, meint er, so dürfe man keinen Augenblick im Zweifel sein, da die Sorge für ein glückliches Leben der Sorge für Wohlredenheit unendlich mehr vorzuziehen ist. — Aber er behauptet, daß die Gefahr von beiden Seiten gleich groß ist; daß Alles von dem Naturell der Kinder, und von der Sorge, welche man für ihre Erziehung trägt, abhängt; daß für gewöhnlich das Uebel von den Eltern selbst durch das böse Beispiel, welches sie ihren Kindern geben, kommt. Diese, sagt er, sehen und hören täglich Dinge, welche sie ihr ganzes Leben hindurch nicht kennen lernen sollten. Alles dies wird zur Gewohnheit, und bald nachher zur Natur. Die armen Kinder sind lasterhaft, ehe sie wissen, was Laster ist. Da sie also nur Luxus und Ueppigkeit einsaugen, so nehmen sie die Sittenlosigkeit nicht in unsern Schulen an, sondern sie bringen sie mit hinein.

*) Diese Unterweisung schrieb er zunächst für einen jüngeren, hoffnungsvollen Sohn, der ihm aber durch den Tod entrissen wurde, als kaum die ersten fünf Bücher vollendet waren. Quinctilians Klagen über diesen bitteren Verlust athmen ein so tiefes Gemüth, ein so inniges Vatergefühl, wie man es im Alterthume selten findet.

Der zweite Einwurf ist gegen die Fortschritte in den Studien gerichtet, welche zu Hause, wo der Lehrer nur einen Schüler zu unterrichten hat, größer sein sollen. Quinctilian stimmt aus mehreren, von ihm dargelegten Gründen nicht damit überein; aber er setzt noch hinzu, daß dieser Uebelstand, selbst wenn er wirklich vorhanden wäre, hinreichend durch die großen Vorzüge des öffentlichen Unterrichtes wieder vergütet würde. Der öffentliche Unterricht macht den jungen Leuten Muth, was dem künftigen Redner sehr nützlich ist, und gibt Gelegenheit zu Bekanntschaften. Der Hauptvortheil desselben besteht aber darin, daß er den Wetteifer anregt und in einzelnen Mitschülern gute Vorbilder aufstellt. Auch der Unterricht des Lehrers gewinnt, indem dieser durch die Gegenwart vieler Schüler ganz anders ermuntert und angeregt wird, als durch einen einzigen Zögling.

Quinctilian möchte mit Rücksicht auf die Wichtigkeit und das Ansehen der griechischen Bildung auch den Unterricht mit der griechischen Sprache beginnen und die Muttersprache mehr der Uebung und dem Einflusse des täglichen Gebrauches überlassen. Doch will er, daß das Lateinische bald mit der fremden Sprache verbunden werde und daß später beide gleichen Schritt halten. Wenn Einige vorgeschlagen hatten, die Kinder erst mit dem siebenten Jahre zum Unterrichte heranzuziehen, so widerspricht Quinctilian dieser Ansicht, indem er meint, daß in dem Alter, wo die Sitten gebildet würden, auch der Geist geschult werden könne, und daß jede frühe Bethätigung der geistigen Kräfte ein Gewinn für spätere Zeiten sei. Freilich müsse man so verfahren, daß das Kindesalter, welches die Wissenschaften noch nicht ihrer selbst willen lieben könne, keine Abneigung dagegen bekomme. Mehr im Spiele solle das Kind lernen, durch Lob, Bitten und Wetteifer aufgemuntert, durch Belohnungen angefeuert werden. Auch die Wissenschaft habe kindliche Anfänge, aber diese würden am sichersten und besten von den geschicktesten Lehrern beigebracht, und deshalb sei es auch eine ganz falsche Ansicht, wenn man meine, für den ersten Unterricht sei schon ein mittelmäßiger Lehrer gut genug.

Was den Leseunterricht anlangt, so ist Quinctilian der Meinung, daß es nicht gut sei, erst die Namen und Reihenfolge (contextum) der Buchstaben lernen zu lassen, er will vielmehr, daß die Kinder Namen und Gestalt der Buchstaben gleichzeitig erlernen, indem der erstere in Ermangelung äußerer Anschauung nur verwirre. Es empfehle sich auch, den Kindern elfenbeinerne Buchstaben als Spielzeug zu geben und niemals beim Lesenlernen zu eilen, ingleichem fördere es die Geläufigkeit der Zunge, schwere und holperige Namen und Verse öfters hersagen zu lassen. Damit die Kinder leichter das Schreiben erlernen, empfiehlt er, die Buchstaben in

Tafeln eingraben zu lassen und den Schüler anzuhalten, mit seinem Griffel die Furchen nachzuziehen. Indem das Kind den vorgezeichneten Spuren folgt, prägt es sich die Form der Schriftzüge ein, ohne daß ihm deshalb die Hand geführt zu werden braucht. Quinctilian hält auf schönes und schnelles Schreiben, denn er meint, daß eine langsame und undeutliche Hand den Geist im Denken hindere. Er hält es für unzweckmäßig, ganz gewöhnliche, bekannte oder unwichtige Wörter schreiben zu lassen, will hingegen solche Zeilen ausgewählt wissen, an die sich bildende Erklärungen anknüpfen und welche dem Gedächtnisse eingeprägt, noch für ein späteres Alter Werth behalten.

Daß Quinctilian selbst ein guter Lehrer gewesen ist, beweisen nicht bloß diese Winke über die Methode, sondern auch der Umstand, daß er auf genaue Kenntniß der Individualitäten dringt und vom Erzieher verlangt, daß er die Fähigkeiten und den Charakter seiner Zöglinge prüfe. Er macht darauf aufmerksam, daß bei kleinen Kindern Gedächtniß und Nachahmungstrieb am meisten vorwalten und berücksichtigt werden sollen. Ein Schüler, wie ihn Quinctilian wünscht, wird das Vorgetragene schnell fassen, manches fragen, mehr aber folgen als vorgreifen, denn frühreife Talente bringen es nicht leicht zur Frucht. Ihre Leistungen sind nicht groß, aber schnell, es liegt keine wahre, tiefwurzelnde Kraft zum Grunde, und sie gleichen auf der Oberfläche wurzelnden Samenkörnern, deren leere Halme vor der Ernte verdorren. Mir, sagt er weiter, werde ein Knabe gegeben, den Lob anregt, den der Beifall anspornt, der als Besiegter traurig ist; bei einem solchen ist Trägheit nie zu befürchten.

Quinctilian empfiehlt auch, die Erholung nicht zu vergessen und das Spiel als Zeichen geistiger Munterkeit zu betrachten. Manche Spiele schärfen auch den Verstand und geben zugleich dem Lehrer eine vortreffliche Gelegenheit, den Charakter des Zöglings kennen zu lernen. Er erklärt sich aber gegen körperliche Züchtigungen, weil sie als ein sclavisches und widerliches oder wenigstens als ein beleidigendes Verfahren erschienen. Wer sich übrigens nicht durch Verweise bessern lasse, der verhärte sich auch, gleich dem schlechtesten Sclaven, gegen Prügel. Gute Aufsicht müsse eine solche äußerste Strafe überflüssig machen; wenn man ein Kind mit Schlägen gezwungen habe, was wolle man dem Jünglinge thun, bei dem dieses Mittel nicht mehr anwendbar sei? Bei Schlägen zerknickt Scham die Seele, drückt sie nieder und macht scheu; Prügelstrafe ist nur durch die Nachlässigkeit der Lehrer eingeführt und wird durch beständige Aufsicht durchaus überflüssig. Das gewöhnlichste Strafinstrument in niederen Schulen war übrigens eine Ruthe (ferula), mit welcher die Kinder auf die Hände geschlagen wurden; die Geißel wurde nur bei Sclaven angewendet.

Gehen wir nach dieser durch Quinctilian's eigene Schriften verursachten Abschweifung wieder auf den Unterricht ein, so erscheint unserem Pädagogen die Aufgabe des sprachlehrlichen Unterrichtes eine zweifache, nämlich richtiges Sprechen, womit das Schreiben verbunden ist, und Verständniß der Dichter mit richtigem Lesen. Ueber letzteres gibt er vortreffliche Winke. In der Grammatik geht er von den Buchstaben und deren Eintheilung zu den Sylben, Worten und Redetheilen und hält besonders auf Fertigkeit im Dekliniren und Conjugiren. Als Hülfsmittel beim Schreiben wurden Wachstafeln gebraucht, in welche man mit dem untern spitzen Ende eines Griffels (stylus) die Buchstaben eingrub. Oben war dieser Griffel platt, um das Wachs wieder ebenen und die Schrift auslöschen zu können. Was bleibend sein sollte, schrieb man auf Pergament. Als Gegenstände des übrigen auf die Beredsamkeit vorbereitenden Unterrichtes empfahl Quinctilian noch die Musik, jedoch nur die ernste, und die Geometrie, weil sie das logische Denken fördere. Leibesübungen wünscht Quinctilian ebenfalls in den Kreis der erziehlichen Wirksamkeit gezogen zu sehen, da sie der dem Redner später unentbehrlichen Gebärdensprache (der Gestikulation) Anstand und Würde verliehen.

Wenn uns das, was wir bisher von der römischen Erziehungs- und Unterrichtsweise erfahren haben, eine nicht ungünstige Meinung von der Tüchtigkeit des Volkes zurückgelassen und uns mehr angesprochen hat, als die fast alle Individualität verwischende griechische Erziehung; so können wir doch nicht verkennen, daß auch die römische Pädagogik ihre Schattenseiten hatte, daß der Ernst, die Keuschheit, die Mannhaftigkeit (virtus) mehr und mehr mit dem Eindringen griechischer Sitte und Lebensweise abnahmen, und daß hiermit auch die Sache der Erziehung litt. Schon Plutarch's früher mitgetheilte Abhandlung liefert den Beweis. Viele junge Römer gingen zu ihrer weiteren Ausbildung — und aus Vergnügungssucht — nach dem bereits gesunkenen Athen und brachten von dort weichliche Sitten und andere Sinnesweise zurück. Als ein schlimmes Zeichen beklagt und rügt schon Scipio Aemilianus, der Eroberer Karthago's, daß man Knaben und Mädchen in die Schulen der Histrionen (Schauspieler) schicke, und daß sie hier in Gesellschaft leichtfertiger Dirnen Tanzen und Singen lernten, namentlich die weichlichen, verführerischen jonischen Tänze übten. Die vornehmste Quelle des Jugendverderbens und einer immer schlechter werdenden Erziehung ist aber in der Sclaverei zu erblicken. Diese mußte bei den Römern um so nachtheiliger einwirken, weil die Erziehung keine öffentliche war und weil nicht, wie in Sparta, gemeinsames Zusammenleben der Jugend diese mehr von den Sclaven abschloß. Das Kind war schon früh einen großen Theil des Tages feilen

Sclaven übergeben und vielfach unter deren Aufsicht. Der Knabe und der Jüngling verkehrten täglich mit solchen und sahen deren Leben und Treiben. Was Wunder, wenn die Laster dieser moralisch verkrüppelten Menschenklasse auf die Jugend Einfluß übten. Tödtete doch Fannius Saturninus seine eigene Tochter und den Pädagogen, welcher sie verführt hatte. Umgeben von speichelleckerischen Sclaven, lebte der junge vornehme Römer, von ihnen begleitet zeigte er sich öffentlich; er wußte ja, daß er einst der Herr jenes Pädagogen sein würde, der ihn jetzt noch überwachte; was konnten solche Umgebungen und Verhältnisse anders wirken, als Stolz und Uebermuth? Und die von Sclaven begonnene Erziehung wurde vom Theater, dem Circus und der Arena vollendet. Hier sah man alle Gräuel, welche die entfesselte Leidenschaft, Wollust und Grausamkeit nur erdenken konnten. Nichts ist, sagt Seneka, Nero's Lehrer, für die Sittlichkeit so schädlich, als das Sitzen in den Schauspielen: da beschleichen uns unter der Ergötzlichkeit die Laster um so leichter. Ich kehre habgieriger zurück, ehrsüchtiger, sinnlicher, ja grausamer und unmenschlicher, weil ich unter Menschen war. Und er erzählt nun, wie er zu Mittag in's Theater gekommen, und da als lückenbüßendes Zwischenspiel einen Kampf von Gladiatoren gesehen, die, ohne alle Rüstung fechtend, ein reines Gemetzel vollbrachten und mit Knüttelschlägen in's Blutbad getrieben wurden, um mit nackter Brust die Hiebe zu empfangen. Das Ende für alle Kämpfenden muß der Tod sein, mit Feuer und Schwert geht man zu Werke, und so treibt man's, bis der Kampfplatz leer ist.

Als das Christenthum auftrat, war der Verfall römischer Sitten bereits auf's Höchste gestiegen. Die geistige Bildung beschränkte sich nur noch auf's Privatvergnügen und war ohne sittliche Kraft. Die Jugend gab sich frühzeitig allen erdenklichen Ausschweifungen und Lastern hin, und der Jüngling verfiel in weibische Schlaffheit. Das weibliche Geschlecht gefiel sich mehr und mehr in eitler Putzsucht und wandte sich von den Altären des Hauses und der Erziehung ab, so daß nunmehr auch die Aussetzung der Kinder immer häufiger wurde. Einzelne Männer, wie z. B. Plutarch und Lucian (122—200 n. Chr.), fühlten diesen Verfall der Sitten tief und suchten durch Hinweisung auf eine bessere Erziehung dem Uebel zu steuern und eine Wiedergeburt herbeizuführen. Letzterer schont in seinem Schmerze über die Halbheit des damaligen Lebens und über den Verfall der Sitten selbst die alten Götter nicht und suchte sie durch Spott und Hohn lächerlich zu machen und den noch schwachen Glauben ganz zu vernichten. Er bedachte dabei nicht, daß diese alten Götter noch die einzige schwache Stütze der alten Kultur und das einzige Bindeglied zwischen den mehr und mehr zerfallenden gesellschaftlichen Verhältnissen waren. Besseres an

deren Stelle zu setzen vermochte er nicht, und wenn er die Rettung in spartanischen Einrichtungen und Sitten suchte, so war sein Geschlecht für solche längst nicht mehr fähig. Das Christenthum, dieses nahe liegende Heilmittel, war ihm und Anderen eine Thorheit, weil es in Demuth auftrat und Demuth verlangte, mithin dem geistigen Hochmuth der Zeit widersprach. Wenn schon Sokrates Wort: „Ich weiß nur das, daß ich Nichts weiß", den Sophisten eine Thorheit und ein Räthsel war, wie viel mehr das Wort des Heilandes: „Selig sind die Armen im Geiste!" Wie konnte die Selbstgenügsamkeit der heidnischen Philosophen und ihr starrer Egoismus es begreifen, daß alles Wissen und alles Können ohne die Liebe nur eine tönende Schelle ist! Was die Juden erwarteten und die Heiden suchten, eine Erlösung im Glauben, konnte der Hochmuth der Weltweisen und der Großen nicht erkennen und finden. Wer sie fand, das waren die Unmündigen und Armen, und von diesen erst sollte der Baum des Lebens in die Regionen der vornehmen und verbildeten Welt hineinwachsen.

Werfen wir schließlich noch einen prüfenden Blick auf die Gesammtheit des Erziehungswesens der Griechen und Römer, so kann es uns nicht entgehen, daß dasselbe sich von dem unsern wesentlich dadurch unterschied, daß es in seinem Ziele und Zwecke eine gewisse Einseitigkeit zeigt, welche dem jetzigen abgeht. Während nämlich die Erziehung der Gegenwart von drei Faktoren abhängt, nämlich von der Kirche, dem Staate und der Familie, und während die Kirche den Anspruch auf die Schule als ein ihrem Schooße entstammtes Kind festhält, der Staat aber wiederum der Schule auch seinen Stempel aufzudrücken sucht, war der Mensch der antiken vorchristlichen Welt von diesem Dualismus frei. Selten nur faßte man damals das gegenwärtige Leben als Vorstufe und Uebergang zu einer vollkommenen Zukunft, und noch ferner lag es, das Endliche dem Unendlichen, das Diesseits dem Jenseits unterzuordnen. Demnach ist auch in der Blüthe der antiken Welt von einem Streite der Kirche und Schule, und des Staates mit der Kirche um den Besitz der Schule nirgend die Rede, keine Abhängigkeit der Erziehung von einer Kirche findet statt, nirgend ein Einfluß religiöser Genossenschaften auf Unterricht und Erziehung*). Es kann nicht entgehen, daß solche einseitige Beschränkung und Richtung des antiken Geistes auf das Diesseits auch in der Pädagogik der Alten eine größere, innerlich stärkere Beschränkung der Ziele, wie der Mittel und Wege der Erziehung möglich machte, als dieses in unserer zerfallenen Zeit geschehen

*) Vergl. Dr. Becker's Programm von 1865 über antike und moderne Erziehung; Frankfurt a. M.

kann, wo die Schule unter dem noch ungelösten Streite von Kirche und Staat um deren Besitz schmerzlich leiden muß. Wem wäre es unbekannt, welch' tiefe Wunden dieser Zwiespalt bei der schrankenlosen Freiheit der Einzelnen, bei dem Auf- und Abwogen wandelbarer Regierungssysteme, bei dem Fanatismus des Unglaubens unserer Schule schlägt, deren Vertreter, von all' diesen Einwirkungen bestimmt, oft in sich irre werden, bald hier bald dort durch das Maß ihres christlichen Glaubens sich mißliebig machen und nicht selten aus politischen Rücksichten der inneren Ueberzeugung mehr oder weniger untreu werden. Wenn daher jene Einseitigkeit in der antiken Erziehung zeitweilig zu so großartigen, den Staatszwecken förderlichen Zielen führte, so kann in der Gegenwart der vorherrschende Zwiespalt (Dualismus) nur lähmend und hemmend auf die Schule wirken, und diese erst dann wieder ihre volle Kraft entfalten, wenn der Dualismus seine Schärfe verliert, und wenn somit überall die ewige Bestimmung des Menschen, wenn das Jenseits wieder zum herrschenden Schwerpunkte auch der Erziehung für's Irdische gemacht und erhoben wird. Letzteres kann hierdurch nur gewinnen!

Die Juden.

Rougemont macht darauf aufmerksam, daß Palästina Mittelpunkt der bewohnten alten Welt ist, sowohl in Bezug auf die räumliche Ausdehnung, als auch in Bezug auf die natürlichen großen Völkerstraßen. Es war außerdem ein reich gesegnetes Stufenland, das nicht zur Verweichlichung führte, vielmehr zum Ackerbau einlud und in Wüste und Meer, in Gebirg und Thal mächtig die Wunder Gottes verkündete. Palästina war abgeschlossen und offen zugleich, ein Land, in welchem sich jener eigenthümliche Volksgeist entwickelte, der mit sprödem Festhalten an der Individualität, den höchsten Bedürfnissen des Geistes Rechnung trug und das Morgenland mit Hellas und Rom zu verbinden geeignet war, ohne deshalb sich selbst aufzugeben. Daß ein solcher Volksgeist auch in der Jugenderziehung seine eigenen und bedeutungsvollen Wege ging, ist um so natürlicher, wenn wir erwägen, daß er erfüllt war vom Glauben an Einen über der Weltordnung stehenden und sie beherrschenden Gott, dessen Verherrlichung durch Cultus und Leben die Hauptaufgabe des Einzelnen und der Gesammtheit blieb. Wenn auch dieser Glaube an Einen Gott noch eingeengt war zum Glauben an einen Nationalgott, so hat das Volk Israel doch ein höchst wichtiges Moment in das gesammte Leben, mithin auch in die Erziehung hineingetragen, nämlich die Beziehung des ganzen irdischen Daseins auf Gott! Eine solche, das gesammte Denken und Handeln befruchtende Idee fehlte, wie schon früher gesagt, den gepriesenen antiken Völkern, was sie aber Edles und Schönes an der Familie und an der Jugend wirkte, das möge aus Folgendem in seinen Hauptzügen ersichtlich werden.

Wenn sich auch bereits bei den Römern ein innigeres Band zwischen dem Vaterhause, den Eltern und den Kindern knüpfte, so doch weit mehr bei dem Offenbarungsvolke, den Juden. Kam doch gleich nach den Geboten, welche sich auf Gott bezogen, das Gebot der Verheißung: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Dir's wohl gehe und Du lange lebst auf Erden!" Wie die Israeliten sich selbst als das Volk Gottes ansahen, so erhielt auch das Kind in ihren Augen einen höheren Werth; war es doch zugleich ein Kind Gottes und die Eltern nur Jehovah's Stellvertreter. Die häusliche Erziehung würde daher bei den

Juden eine noch viel edlere gewesen sein, wenn nicht die morgenländische Herabsetzung des Weibes hindernd eingewirkt hätte. Moses, der weise Diener des Herrn, der gottbegeisterte Gesetzgeber, beschränkte deshalb die Ehescheidung, verpönte den Ehebruch, förderte die Monogamie, indem er sie zunächst den Priestern und Leviten empfahl und bewirkte dadurch eine mehr und mehr steigende Hochschätzung der tugendsamen, züchtigen Hausfrau, deren Kinderreichthum als eine besondere Ehre und als ein Segen des Himmels betrachtet wurde. Immerhin aber kam es vor, daß der Mann das Weib entließ, und nicht auf obrigkeitliche Entscheidung und gerichtliches Urtheil, sondern nach eigenem Gutdünken und Gefallen, ohne anderen Grund, als persönliche Abneigung, und nur mit der Form Rechtens, daß er vor zwei männlichen Zeugen den Scheidebrief ausstellte. Mochte auch eine solche Entlassung in besseren Zeiten selten vorkommen; immer blieb sie das zweischneidige Schwert über dem Haupte des Weibes.

In dem Maße, in welchem bei den Morgenländern die Frauen tiefer standen, wuchs die Vaterliebe, und diese ist es daher, welche überall ganz besonders hervorleuchtet und als Bild der göttlichen Liebe zu den Menschen galt. Jeder Vater sah in seinen Kindern, besonders in den Söhnen, eine Fortpflanzung des Volkes Gottes und baute auf sie seine Hoffnungen. Große Freude herrschte bei der Geburt eines Kindes, welches alsbald gebadet, mit Salz gerieben und alsdann in Windeln gehüllt, und am achten Tage beschnitten wurde. Aussetzung der Kinder, Tödtung oder Opferung derselben fanden nicht statt. Nach 40 Tagen brachte man das neugeborene Knäbchen, nach 80 Tagen erst das Mädchen in den Tempel, oder, wo dies nicht anging, in die Synagoge, wo der Segen über dasselbe gesprochen wurde. Der erstgeborene Knabe war eigentlich Gott geweiht, aber da die Leviten schon die Stelle aller Erstgeburt vertraten, und dem Dienste des Heiligthums gewidmet waren; so wurde der Erstgeborene durch eine Abgabe an die Leviten losgekauft. Doch konnte auch ein nicht levitischer Knabe, wie z. B. Samuel, durch ein Gelübde dem Herrn geweiht werden.

Die Mütter stillten ihre Kinder selbst, obgleich es auch vorkam, daß Ammen diesen Dienst leisteten, welche dann in großem Ansehen bei der Familie und den Milchkindern standen. Die Entwöhnung des Kindes wurde mit einem Opfer und Gastmahle gefeiert, und von dieser Zeit ab geschah seine Erziehung im Hause und Kreise der Familie, obgleich auch einzelne Fälle vorkamen, wo Priester oder andere achtbare Personen die Erziehung übernahmen. Physische Abhärtung und dahin zielende Gymnastik, wie bei den Spartanern, kannte man nicht, dagegen war die sittliche Erziehung sehr

strenge und geschah nicht ohne Einwirkung der Ruthe. Wie Ehrfurcht gegen Jehovah und Unterwerfung unter dessen Gebot das ganze Leben des rechtgläubigen Juden erfüllten, so war auch die häusliche Erziehung durchweg eine religiöse und auf göttliches Gesetz gegründete. Der Familienvater war der Stellvertreter Gottes, die feste Säule, um die sich Alles rankte, und wie Jehovah sein ungetreues Volk durch ernste Strafen wieder auf den rechten Pfad führte, so strafte auch er streng und ohne Weichlichkeit, wenn auch mit betrübtem Herzen. Von der tiefen Ehrfurcht, welche damals Kinder vor ihren Eltern, besonders vor dem Vater hegten, haben unsere Zeiten kaum noch einen Begriff, nicht minder aber war diese Ehrfurcht auch auf das Alter ausgedehnt und wieder mit der Ehrfurcht vor Gott in Verbindung, wie es denn im 3. Buche Moses 19, 32 heißt, daß man vor einem grauen Haupte aufstehen und aus Furcht vor Gott die Alten ehren soll.

Gehorsam und Unterricht dauerten so lange, als die Kinder im elterlichen Hause weilten. Ungehorsam und Verletzung der Kindespflicht wurden streng bestraft, letztere sogar, wenn sie gröblicher Weise geschah, mit der Todesstrafe. Dieser verfiel auch der Sohn, welcher seine Eltern schlug.

Der Vater hatte die Verpflichtung, den Kindern die göttlichen Gebote einzuprägen und ihnen Liebe und Ehrfurcht gegen Jehovah einzuflößen. Die speciellen religiösen Vorschriften, soweit sie die Reinlichkeit, das Fasten, die Enthaltsamkeit von verbotenen Speisen betrafen, oder das Verhalten gegen Thiere angingen, wurden mit Strenge beobachtet, und der Jugend schon früh durch Gewohnheit zur anderen Natur. Der Hausvater betete mit den Seinigen, ehe die gemeinsame Mahlzeit begann, und an allen Festen nahm auch die Jugend Antheil, so daß das religiöse Leben früh geweckt und genährt wurde. Mit der Theilnahme an den religiösen Volksfesten verband sich die Erinnerung an das, was Gott für sein auserwähltes Volk gethan hatte, so daß diese Theilnahme zugleich eine geschichtliche Unterweisung war. Einen besondern Werth erhielt die ganze Erziehung überhaupt noch dadurch, daß sie sich an die Sitte anknüpfte und wiederum Sitte erzeugte, mithin zugleich eine Nationalerziehung wurde.

Der Vater ertheilte nicht bloß den ersten religiösen Unterricht, sondern auch den Unterricht im Lesen und zwar in und mit der heiligen Schrift. Das Schreiben tritt hingegen nirgends als Gegenstand des häuslichen Unterrichtes besonders hervor. Auch von Schulen, an denen etwa die Leviten hätten unterrichten können, findet sich keine sichere Spur, und es scheint, daß der ganze Unterricht um so mehr sich auf's Haus und die Geschicklichkeit des Vaters beschränkt habe, als die Söhne in der Regel wieder das Geschäft ihres Vaters er-

griffen. Deshalb mögen denn auch die Söhne der Leviten wohl etwas mehr, wahrscheinlich auch das Schreiben erlernt haben. Da es übrigens jedem Vater frei stand, sein Kind auch von anderen Personen, namentlich von Priestern und Leviten unterrichten zu lassen, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Manche hievon zum Nutzen ihrer Kinder Gebrauch machten, und daß damit Kenntnisse und Bildung allgemeiner wurden.

Daß das Volk für Musik empfänglich war und diese auch als Bildungsmittel für die Jugend benutzte, zeigt nicht bloß der königliche Sänger, sondern auch der gesammte, durch Musik verherrlichte Cultus. David ordnete ausdrücklich an, daß ein Theil der Leviten beim Gottesdienste und bei feierlichen Opferhandlungen Instrumental- und Vokalmusik vortragen solle, zu welcher letzteren auch die Kinder der Leviten hinzugezogen wurden.

Vom zwölften Jahre ab war der Knabe dem Gesetze überall unterworfen und zu dessen Ausübung verpflichtet, weshalb er auch den Namen „Sohn des Gesetzes" führte. Vom dreizehnten Jahre ab wnrde er als Jüngling betrachtet, und vom zwanzigsten begann die Verpflichtung zum Kriegsdienste, welche mit dem fünfzigsten Jahre endete. Die Erziehung der Töchter wurde, wie bei den meisten vorchristlichen Völkern, weniger sorgfältig betrieben, und die meisten lernten nicht Lesen und Schreiben. Dagegen wurden sie zur Reinlichkeit, Bescheidenheit und allen häuslichen Tugenden herangebildet und in weiblichen Arbeiten, als Weben, Spinnen, Wirken, Färben rc. sorgfältig unterrichtet. Selbst Königstöchter schämten sich dieser Künste eben so wenig, als des Kochens und Backens. Da die Jungfrauen öfters an festlichen Aufzügen Theil nahmen, so übten sie sich auch früh in rhythmischer Bewegung und in Chorreigen. Ueberall war die Mutter die erste und eifrigste Lehrerin, und so gestaltete sich ein edles Familienleben, von dem uns Schwarz ein so liebliches Bild entwirft, daß wir uns nicht enthalten können, es unsern Lesern mitzutheilen.

„Dort, sagt er, sitzen sie zusammen, emsig an der Arbeit. Die ältere Schwester steht am Webrahmen, und singend schießt sie den Faden zum Kunstgewirke von unten nach oben, eine andere dreht die Spindel und spinnt den Flachs vom Rocken ab, in den Gesang der Schwester einstimmend, die Kleine wickelt die Wolle in Knäuel und legt sie in zierliche Körbchen; einige Sclavinnen gehen auf und ab, und thun Handreichung, einige arbeiten selbst mit, eine bringt Neuigkeiten aus der Stadt, die Mädchen horchen auf, und alle beweisen pünktliche Folgsamkeit. Ein Knäbchen springt in dem neuen Rocke, den ihm die Mutter gewirkt, herum und stört, bis ihm die Mutter Ruhe gebietet; augenblicklich ist es stille auf ihr Wort. Da erzählt sie etwas aus der heiligen Geschichte der Vorzeit und schließt

mit einer frommen Lehre. Dann fordert sie zu einem Psalme auf, eine der Töchter ergreift die Harfe und stimmt an, und alle erheben einen andächtigen Gesang. Eben werden Freundinnen angemeldet, sie sind herzlich willkommen. Ihre niedlichen Arbeitskörbe tragen ihnen die Sclavinnen nach, aus deren Lächeln man sieht, daß sie auch Vertraute sind. Da werden vorerst die Shawls gezeigt, womit sie eben fertig geworden, dann setzen sich Alle an die Arbeit, es wird erzählt, gefragt, gesprochen, ein Liedchen gesungen, und nun wandelt die fröhliche Gesellschaft plötzlich die Lust an, den Reigen zu üben, denn nächstens ist das Fest. — Genug für jetzt, ruft die Mutter, ihr muntern Töchter, euer Tagewerk ist noch nicht fertig! Und eben so schnell ist Alles zur Arbeit und auf die Polster zurückgekehrt. Aber Eine wirft sich ermüdet hin. Da schilt die Mutter und erinnert, wie lässige Hand arm macht, und wie die gute Tochter gern mit ihren Händen arbeite, und sie nach dem Rocken ausstreckt und ihre Finger die Spindel fassen, wie sie ihrem Hause zwiefache Kleider macht, daß es sich auch nicht vor dem Schnee des Winters zu fürchten brauche! wie sie mit weißer Seide und Purpur sich selbst ihr schönes Gewand wirke, wie sie aber auch ihre Hände reiche dem Armen — und so weiß die Mutter, welche auch an künftige Schwiegersöhne denkt, ihren Mund aufzuthun mit Weisheit und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Da tritt der Hausvater herein, er kommt eben mit Ehren aus dem Rathe der Obern; er lobt die treue Hausmutter und spricht: So bringen unsere Töchter Reichthum, du aber übertriffst sie alle, und auch deine Söhne werden dich selig preisen!"

Wenn auch im Eingange dieser Schilderung hervorgehoben wurde, daß bei den Israeliten das Weib noch nach dem Belieben des Mannes entlassen werden konnte, und noch immer einer gewissen despotischen Willkür anheim fiel, so zeigt doch schon obiges Bild des häuslichen Lebens, daß die gesammte Stellung des hebräischen Weibes eine entschieden edlere und höhere war, als bei den übrigen vorchristlichen Völkern. Noch mehr erkennen wir dies aus dem begeisterten Lobe, welches die Sprüche Salomo's, Kapitel 31, Vers 10 bis 31 enthalten. „Der Werth einer starken (tugendhaften) Hausfrau ist wie Dinge, die weit herkommen von der äußersten Grenze", heißt es, „und ihre Kinder kommen empor und preisen sie überselig, und ihr Mann, er lobet sie." Man möge dieses goldene Alphabet der Frauen*) selbst nachlesen und daraus die Ueberzeugung gewinnen, daß das jüdische Weib unter dem Segen solcher Auffassung seines Werthes und

*) Im hebräischen Texte fängt jeder Vers mit einem andern Buchstaben des Alphabets an, weshalb die obige Bezeichnung.

des Familienlebens kein unbedeutender Erziehungs-Faktor mehr sein konnte.

In dem Glauben, daß die Furcht Gottes der Weisheit Anfang sei, in der Familie und in dem guten Beispiele wurzelte die Erziehung der Israeliten. Durch das Beispiel wurde wesentlich auf die Jugend eingewirkt, und noch des Greises heiligste Pflicht war es, in dieser Hinsicht vorzuleuchten. Darum konnte auch ein Eleazar, als ihn Antiochus zur Sünde aufforderte, mit hoher Begeisterung sprechen: Unserm Alter ist's unwürdig, zu heucheln, so daß viele der Jüngern, in der Meinung, der 90jährige Eleazar sei zum Heidenthume übergegangen, wegen meiner Heuchelei und der kurzen Zeit eines vergänglichen Lebens auch verführt würden, und ich einen so gräulichen Schandfleck auf mein Alter brächte. Deswegen will ich starkmüthig das Leben verlassen. Dann werde ich meines Alters würdig erscheinen und den Jünglingen ein heldenmüthiges Beispiel hinterlassen, wenn ich mit willigem Herzen und muthig für die theuersten und heiligsten Gesetze eines ehrenvollen Todes sterbe.

Als besondere höhere Bildungsanstalten der Hebräer verdienen zunächst die Prophetenschulen Erwähnung. Wir wissen wenig von ihnen und dieses Wenige ist selten mehr als Vermuthung. Sie wurden von Propheten geleitet, so namentlich von Samuel, welcher als ihr Stifter angesehen wird; von Elias und Elisa. Nach jüdischem Sprachgebrauche nannte der Schüler seinen Lehrer Meister oder Vater, und damit hängt es zusammen, daß die Schüler der Propheten in der Schrift Prophetensöhne genannt werden. Wir dürfen mit dem Ausdrucke „Prophetenschulen“ nicht den Begriff von Anstalten verbinden, welche etwa den Zweck gehabt hätten, wieder Propheten zu bilden; denn das wußten die Gründer und Leiter dieser Schulen viel zu gut, daß die prophetische Gabe und Berufung nur von Gott selbst kommen könne. Es handelte sich vielmehr wesentlich nur um theokratische Bildung, also um Bildung für den auf Religion gegründeten Gottesstaat, und um Mittheilung aller jener Kenntnisse, durch welche sich der etwaige Prophet vor seinem Volke auszeichnen mußte, und durch die er auch Andern nützen konnte. Musik, namentlich Gesang, endlich auch Natur- und Arzneikunde, mochten die Hauptunterrichts-Gegenstände sein. Die größte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Prophetensöhne zusammen in Abtheilungen wohnten, denn wir haben die Nachricht, daß ihnen einmal ihr Aufenthalt zu enge geworden ist, und daß sie ihn unter Zustimmung und Mitwirkung Elisa's erweitert haben (2. Könige 2, 15 ff.). — Die Prophetenschulen mögen sich allmählich in großer Zahl über das Land verbreitet haben, die berühmtesten aber waren zu Jericho, Gibea, Rama, Bethel und Gilgal. An einen förmlich methodischen

Unterricht nach heutiger Art darf bei den Prophetenschulen nicht gedacht werden, die Unterweisung geschah vielmehr wahrscheinlich nur gesprächsweise und gelegentlich, sowie durch den gesammten Verkehr der Söhne unter einander und mit ihrem Meister. Nach Elias und Elisa mögen die Prophetenschulen aufgehört haben, auch arteten sie bald aus, so daß einzelne sogar dem Baalsdienste huldigten.

Mit den Zeiten bürgerlicher Zerrüttungen und der Hinneigung zum Abfall vom wahren Gottesdienste verfielen auch Erziehung und Unterricht. Selbst Salomo's Regierung (seit 1008 v. Chr.) wirkte nicht vortheilhaft. Durch Einkleidung seiner Weisheit in ein morgenländisches Gewand, namentlich aber durch Förderung heidnischer Sitte, untergrub er das innere geistige Leben des Volkes, doch finden sich in seiner Sammlung von Sprüchen noch einzelne Perlen für die Erziehung. „Höre, mein Sohn", sagt er, „auf die Lehre deines Vaters und verlaß nicht das Gesetz deiner Mutter. Ein thörichter Sohn ist der Zorn des Vaters und der Kummer der Mutter, die ihn geboren hat. Entziehe einem Knaben die Ruthe nicht; denn wenn du ihn mit der Ruthe schlägst, wird er nicht sterben. Schlägst du ihn mit der Ruthe, so wirst du seine Seele von der Hölle erlösen. Ruthe und Strafe geben Weisheit; der Knabe aber, dem sein Wille gelassen wird, macht seiner Mutter Schande. Unterweise deinen Sohn, so wird er dich ergötzen und Wonne gewähren deiner Seele." — Schon um 900 v. Chr. war der Gottesdienst so sehr hintangesetzt, daß der König Josaphat von Juda Leviten und Priester zu dessen Wiederherstellung im Lande umherschickte. Als nun endlich die Zeit der assyrischen und babylonischen Gefangenschaft kam (722 und 586 v. Chr.), da verloren auch Erziehung und Unterricht ihren Nationalgeist und nahmen fremde Elemente in sich auf; das Sectenwesen griff um sich und an die Stelle der Prophetenschulen und des bedeutungslos gewordenen Leviten- und Priesterthums traten die Rabbinen mit ihren Schulen, welche sich zwar bemüheten, alle geistigen Schätze der Nation noch zusammenzuhalten und zu bewahren, sie aber in ein Gehäuse von Nebenbestimmungen, Deutungen und Zusätzen einhüllten und mit phantastischer Afterweisheit verbrämten, welche das frühere Leben und die frühere Innigkeit nicht mehr hervorrufen und wieder ersetzen konnten. Solche Rabbinenschulen waren vornehmlich zu Jerusalem, Babylon und Alexandrien, und jede derselben hatte ihre von der anderen verschiedene Richtung. Die Zahl der Schüler an diesen Anstalten war sehr bedeutend, sie hielt sich gruppenweise zu selbst gewählten Lehrern, zwischen welche Eifersucht und Disputirgeist ein oft sehr gehässiges Leben brachte. Theologische und juristische Gesetzesfragen waren meistens die Gegenstände des Unterrichtes und der Disputationen, welche in geschlossenen Räumen,

einer Art von Hörsälen, mit einem Katheder für den Lehrer, abgehalten wurden, wie sich denn im Laufe der Zeit diese Anstalten nicht bloß vermehrten, sondern auch zu einer Art von Akademieen erweiterten, die noch bis ins 16. Jahrhundert nach Christus reichten. Auf's eigentliche Volksleben, auf die Familie und die Sittlichkeit konnten diese Anstalten nicht einwirken; sie brachten vielmehr nur neue Keime des Zerwürfnisses in die durch Fremdherrschaft verdorbenen und unter sich uneinigen Massen des Volkes. Mit der Geburt des Messias, welchen sie nicht anerkannten, und mit der bald darauf erfolgten Zerstörung ihrer Hauptstadt durch die Römer wurden die Juden bedeutungslos in der Weltgeschichte; ihre Aufgabe war erfüllt, und der Stein, welchen sie verworfen, zum Ecksteine für die Tempel und Schulen anderer Völker geworden.

einer Art von Gefäßen, mit einem Behälter für den Erbarn, abgehalten wurden, wie sich denn im Laufe der Zeit diese Anstalten nicht bloß vermehrten, sondern auch zu einer Art von Akademieen erweiterten, die noch bis ins 10. Jahrhundert nach Christus reichten. Auf's eigentliche Volksleben, auf die Humanität und die Sittlichkeit konnten diese Anstalten nicht einwirken; sie brachten vielmehr nur neue Keime des [illegible] in die durch Fremdherrschaft verdorbenen und unter sich uneinigen Massen des Volkes. Mit der Geburt des Messias, welchen sie nicht anerkannten, und mit der bald darauf erfolgten Zerstörung ihrer Hauptstadt durch die Römer wurden die Juden bedeutungslos in der Weltgeschichte; ihre Aufgabe war erfüllt, und der Stein, welchen sie verwarfen, zum Eckstein für die Tempel und Schulen anderer Völker geworden.

Zweite Abtheilung.

Aus der Zeit des Christenthums bis zur Kirchentrennung.

Die Erziehung in den ersten christlichen Jahrhunderten und die ersten christlichen Katecheten und Schulen.

Mit Christus kamen Licht, Leben und Erlösung in die Welt und Nacht des Heidenthums. Wie der Gottmensch als wahrer und einziger Hoherpriester durch seinen Opfertod uns vom Tode befreit, wie er durch seine königliche Wirksamkeit die Menschen aus der Zersplitterung und Entzweiung zur natürlichen und heiligen Einheit zurückgeführt; so hat er auch durch seine Lehre uns Alles offenbart, was zu Gott dem Vater hinführt und Quelle des ewigen Lebens ist, weil es selbst aus Gott kommt. Darum sagt der Heiland auch von seiner Lehre (Joh. 12; 49, 50): „Ich habe nicht von mir selber (als Mensch) geredet, sondern der Vater, welcher mich gesandt hat, hat mir das Gebot gegeben, was ich reden und was ich lehren soll. Und ich weiß, daß sein Gebot das ewige Leben ist. Darum, was ich rede, rede ich so, wie es mir der Vater gesagt hat.“ —

Der Gottmensch wandte sich mit seiner Lehre an die Erwachsenen, an das ganze Volk; er belehrte es durch zusammenhängenden Vortrag (Bergpredigt), durch Gespräche und Gleichnisse, er lehrte seine Apostel, diese einfachen schlichten Menschen, welche er zu seinen Werkzeugen auserkoren; aber er zeigte auch Allen, daß er die Kinder als Erben des Reiches Gottes ansehe, und ließ sie zu sich kommen, schloß sie in seine Arme, legte ihnen die Hände auf und segnete sie (Mark. 10; 14). Hiemit sind alle Schulen geheiliget und auf den rechten Weg gewiesen.

Nach der Himmelfahrt des Herrn empfingen seine Apostel den heil. Geist und gaben als treue Lehrer wieder, was sie empfangen, nicht bloß in den Synagogen und öffentlichen Versammlungen, sondern auch in den Häusern (Apostelg. 20; 20). Der heil. Apostel Paulus bezeichnet selbst (Hebr. 6; 1, 1) den Stoff und Weg des Unterrichtes, und wie seine und der übrigen Apostel Nachfolger und Jünger ihre hohe Aufgabe mit allem Feuer des gläubigen

8*

Herzens erfaßten, zeigt Apollo aus Alexandrien (Apostelg. 18; 24, 25), der da glühenden Geistes emsig lehrte, was Jesum betraf, sich selbst aber immer tiefer wieder von Andern im Glauben unterweisen ließ. Wenn wir die Glaubensfreudigkeit, den Todesmuth der ersten Christen erwägen, dann kann kein Zweifel darüber aufkommen, daß sie die Lehre des Heilandes als ihr höchstes Kleinod betrachteten, aber eben so wenig darf daran gezweifelt werden, daß jede christliche Mutter, jeder christliche Vater eben deshalb eifrig bemüht waren, das in ihnen lebende und wirkende Heil auch wieder durch Lehre und Beispiel auf Kinder und Freunde zu übertragen. Die Eltern bleiben die natürlichen und ersten Lehrer ihrer Kinder, und es ist unzweifelhaft, daß schon die ersten Nachfolger der Apostel diese Pflicht nachdrücklich eingeschärft haben. Mit welchem Eifer ihr nachgekommen wurde, davon erzählt der Kirchenhistoriker Eusebius ein schönes Beispiel. Der Rhetor Leonidas unterrichtete seinen Sohn, den späterhin so berühmten Origenes († 254 n. Chr. zu Tyrus) selbst, und Eusebius schreibt darüber also: „Origenes hatte schon früh einen guten Grund in den Glaubenslehren gelegt und war schon als Knabe in der heil. Schrift bewandert. Zur Erkenntniß der letztern war ihm sein Vater sehr behülflich gewesen, indem er ihn nicht nur zum Studium der freien Künste, sondern auch der heil. Schrift mit großer Sorgfalt anhielt. Er hatte ihn eher in der letzteren unterrichtet, als in den heidnischen Wissenschaften, täglich mußte er ihm etwas Gewisses daraus lernen und hersagen. Und Origenes fand hieran so viel Vergnügen, daß er sich nicht bloß beim Lesen der heiligen Worte beruhigte, sondern auch nach deren Sinne forschte und ihr tieferes Verständniß zu ergründen bemüht war und deshalb oft mit seinen Fragen den Vater in Verlegenheit brachte. Und wenn dieser ihn auch oft zum Scheine wegen seines Eifers schalt, ihn ermahnte, nicht mit Fragen über sein jugendliches Alter hinauszugehen, und den Buchstaben der Schrift festzuhalten; so freute er sich doch innerlich und dankte Gott für einen solchen Sohn. Man erzählt auch, daß der beglückte Vater oft dem im Schlafe liegenden Sohne die Brust als ein Heiligthum geküßt habe, in welchem der Geist Gottes wohne.“ —

Wenn uns auch derselbe Eusebius erzählt, daß Origenes schon als Knabe in Alexandrien die Schule des Clemens besucht habe, und wenn es auch wahrscheinlich ist, daß ein solches Beispiel nicht vereinzelt gewesen, so finden wir doch nicht hinlängliche Beweise dafür, daß in den ersten christlichen Jahrhunderten schon öffentliche Anstalten für den Unterricht der Jugend vorhanden gewesen seien. Dagegen fehlt es nicht an unwidersprechlichen Beweisen, daß Erwachsene, welche das Christenthum anzunehmen geneigt waren, in der Glaubens- und Sittenlehre unterrichtet wurden, und daß dieser

Unterricht allezeit der Taufe vorausging. Diese Belehrungen in der Religion wurden Katechesen, die Zuhörer selbst Katechumenen genannt.

Aber außer diesem der Natur der Sache nach populären Unterrichte entstanden auch noch sogenannte Katechetenschulen für den höheren Unterricht und zwar zunächst in Alexandrien in Egypten. Daß gerade in dieser Stadt solch eine Anstalt erstand und blühte, lag darin, daß sie längst eine Metropole der Wissenschaften war, und daß sich hier Alles zusammendrängte, was unter heidnischen Gelehrten für berühmt und glänzend gehalten wurde. Heiden und Christen aus allen Weltgegenden trafen hier zusammen und versuchten aneinander ihre Kräfte, weshalb es um so nöthiger wurde, daß letztere hier eine Schule gründeten, welche das Christenthum lehrte und festigte und Männer für dasselbe warb, die seiner ferneren Ausbildung förderlich sein konnten. Als eigentlicher Stifter dieser Katechetenschule zu Alexandrien, in welcher neben der Religion auch weltliche Wissenschaften, namentlich Mathematik und Astronomie gelehrt wurden, nennt man den Pantänus.

Früher heidnischer Philosoph, war er zum Christenthume übergetreten und erreichte als christlicher Lehrer um 186 seinen höchsten Ruf. Er gab der Schule zugleich die Bestimmung, künftige Lehrer und Priester zu bilden, somit aber auch dem Unterrichte höheren Zweck und tieferen Gehalt. Auf Pantänus folgte Clemens (203 bis etwa 211) und des letztern großer Schüler Origenes. Im Jahre 185 zu Alexandrien geboren, wurde er, wie wir schon gehört haben, anfänglich von seinem Vater, dem späteren Martyrer Leonidas erzogen, und ernährte als siebzehnjähriger Jüngling die Wittwe, seine Mutter, mit sechs Geschwistern. Kaum zwanzig Jahre alt, wurde er schon mit dem Lehramte betraut und vereinigte mit gründlichem Wissen den anziehendsten Vortrag. Auch Heiden drängten sich zu seinem Lehrstuhle und manche derselben, so sein Nachfolger Heraklas, wurden von ihm zum Christenthume bekehrt. Er lehrte theils in zusammenhängender Rede, theils dialogisch und im Umgange, und seine hinreißenden Vorträge erstreckten sich auch auf weltliche Wissenschaften. Die großen Erfolge seines Unterrichtes erregten den Neid und Haß der Ungläubigen, welche ihn so heftig verfolgten, daß man das Haus, in dem er wohnte, zu seinem Schutze mit Soldaten besetzte. Oft mußte er, um die Feinde zu täuschen, seine Wohnung ändern, und doch ging, wie Eusebius erzählt, sein unermüdeter Eifer so weit, daß er noch den größten Theil der Nacht mit Erforschung der heiligen Schriften zubrachte. Außerdem übte er sich in der Entsagung, fastete, schlief zu bestimmten Zeiten auf der Erde, litt Frost und Hitze und verschmähete die Gaben seiner Freunde und Schüler. Man sagt von ihm, er sei

viele Jahre baarfuß gegangen und habe sich des Weines enthalten. Der Bischof Demetrius, der ihm nicht hold war, schickte ihn zu einem arabischen Fürsten, welcher den berühmten Lehrer zu besitzen wünschte; Origenes kehrte jedoch bald zurück, mußte aber kurz danach in der Zeit der Unruhen unter dem Kaiser Caracalla nach Cäsarea flüchten. Wieder nach Alexandrien zurückberufen, bekleidete er sein Amt nicht mehr lange. Die Mutter des Kaisers Alexander Severus, Mammäa, rief ihn nach Antiochien, um seine Bekanntschaft zu machen, und als er von da nach Griechenland reis'te, wurde er in Cäsarea zum Presbyter geweiht. Als solcher setzte er sein Katechetenamt in Alexandrien fort, bis ihn die Verfolgung des Episcopen Demetrius nöthigte, Stadt und Stelle zu verlassen. Origenes ging wieder nach Cäsarea, und nachdem er in den Christenverfolgungen des Decius seine Standhaftigkeit selbst im Kerker zu Tyrus bewiesen, starb er im Jahre 254. Ungeachtet seines kleinen Körpers und so vieler Entsagungen und Mühseligkeiten erreichte er ein Alter von 69 Jahren und rechtfertigte auch hiedurch den Beinamen Adamantios (Mann von Stahl), den er wegen seines eisernen Fleißes erhalten hatte. Ihm wurden an 2000 Bücher und Abhandlungen zugeschrieben.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit wieder auf den katechetischen Unterricht, welchen die zum Christenthume übertretenden Katechumenen empfingen, so leuchtet der Eifer, mit welchem derselbe betrieben wurde, schon dadurch ein, daß die vornehmsten Kirchenlehrer und Heiligen es nicht unter ihrer Würde hielten, in besonderen Schriften über diesen Unterricht Unterweisungen und Winke zu geben. Die allerältesten Schriften über die Katechetik sind unstreitig folgende:

1) Die Katechesen des hl. Cyrillus,
2) Gregors von Nyssa katechetische Unterweisung,
3) Des hl. Augustinus Unterweisung der Unwissenden.

Cyrillus, Bischof von Jerusalem, gestorben im Jahre 386, hat im erstgenannten Werke eigentlich Reden hinterlassen, welche er in seiner Jugend verfaßte, um sich ihrer später beim Unterrichte zu bedienen. Es sind deren im Ganzen 23, von denen 18 für die Katechumenen und 5 für bereits getaufte Christen bestimmt waren. Die ersten enthalten daher alles, was zum würdigen Empfang der hl. Taufe nothwendig ist, die anderen gehen mehr auf die Geheimnisse der Religion, namentlich auf das hl. Sakrament des Altars und die hl. Messe ein.

Der hl. Gregor von Nyssa, geb. 331, gest. etwa 395, gibt in seiner Schrift eine vortreffliche Anleitung, Juden und Heiden von der Wahrheit der christlichen Glaubenslehren zu überzeugen. Er lieferte eine Art Philosophie der Religionslehre, in welcher er

vom Dasein Gottes ausgeht, an das ja auch Juden und Heiden nach ihrer Art glauben. Aus dem Wesen Gottes sucht er die Dreieinigkeit abzuleiten und geht sodann zur Erschaffung des Menschen, dem Fall der Engel, dem Sündenfall und dessen Folgen über. Er erwähnt, wie die Liebe Gottes über den Menschen gewaltet und nur gewartet habe, bis die Zeit der Erfüllung gekommen. Ausführlich wird gezeigt, warum nur der Sohn Gottes selbst die Menschen erlösen konnte, und zwar durch freiwillige Erniedrigung, und daß dessen Knechtsgestalt keine Herabwürdigung gewesen sei. Auch wird erörtert, warum der Erlöser nicht unmittelbar nach dem Sündenfalle erschienen ist, und weshalb nach seiner Erscheinung im Fleische die Sünde nicht von der Erde verschwunden sei, was zur Lehre vom freien Willen des Menschen hinleitet. Von den heil. Sakramenten werden besonders die Taufe und das heil. Abendmahl eingehend behandelt.

Augustinus, welcher sein Jugendleben mit unübertroffener Treue und Reue selbst beschrieben hat, wurde am 13. Nov. 354 zu Tagastä in Numidien geboren. Sein Vater war ein gutmüthiger, aber jähzorniger und ausschweifender Mann, zudem Heide, und kümmerte sich wenig um das Seelenheil seiner drei Kinder, unseres Augustinus, eines zweiten Sohnes Navigius und einer Tochter. Dagegen ersetzte die Mutter, Monika, was der Vater vernachlässigte. Sie war eine fromme Christin, und Augustinus sagt von ihr, daß sie ihre Kinder mit mehr Schmerzen geistig als leiblich geboren habe. Auch hier wollte Gott, wie einst bei Samuel und Johannes, zeigen, was eine gottesfürchtige Mutter ihren Kindern ist. Monika ließ nicht ab, ihren Sohn bei allen seinen Irrthümern und Jugendfehlern zu ermahnen und für ihn zu beten; sein Widerstreben stärkte nur ihre Liebe. Sie gewann auch mit Gottes wunderbarer Hülfe den reichbegabten Sohn für den Weg des Heiles und starb dann froh wie Hanna und Simeon, denn sie hatte ja den Heiland in seinem Herzen gesehen. Dreiunddreißig Jahre dauerten ihre Kümmernisse um den Sohn, denn sie hatte ihn im 23. Lebensjahre geboren und verschied 56 Jahre alt. Auch den Gatten hatte sie gewonnen; er starb als gläubiger Christ. Augustinus sollte nach dem Wunsche des Vaters ein berühmter Gelehrter werden, und es wurden deshalb keine Kosten gescheut; leider aber waren die Lehrer des Knaben nicht die rechten. Sie behandelten ihn zu strenge und leiteten ihn zur Eitelkeit hin; auch hielt die Spielsucht den Knaben häufig von ernsteren Anstrengungen zurück. Am Ende der Knabenjahre schickten die Eltern den Sohn nach Madaura, von wo er verwildert im sechszehnten Lebensjahre nach Hause zurückkehrte und hier ein Jahr mit allerlei Muthwillen hinbrachte. Im letzten Lebensjahre des Vaters wurde Augustinus auf die hohe Schule zu Karthago

geschickt, aber hier versank er in ein noch wilderes, zügelloseres Leben. Zwar machte er in der Beredsamkeit große Fortschritte, aber Cicero stand ihm auch höher als die hl. Schrift, für deren Einfachheit und Tiefe er noch keinen Sinn hatte. In seinem Durst und Streben nach Wahrheit und nach einer Befriedigung des Herzens, welche er im Genusse sinnlicher Freuden niemals fand, fiel er in die Fallstricke der Manichäer, einer vom Perser Mani († 277) gestifteten, höchst gefährlichen Sekte, welche das Christenthum mit den Lehren des persischen Heidenthums vermischte und unter dem Scheine strenger Entsagung nur desto frecher sündigte. Nach fünfjährigem Aufenthalte in Karthago, im 21. Lebensjahre, kehrte Augustinus mit Kenntnissen und Eitelkeit reich ausgerüstet, aber mit friedelosem Herzen nach Tagastä zurück, um hier Unterricht in den schönen Wissenschaften zu ertheilen. Die treue Mutter hatte die bisherigen Verirrungen des Sohnes mit thränenden Blicken verfolgt und ihn oft, aber vergebens, ermahnt. Aber während der Sohn unempfindlich für ihre Mutterschmerzen schien, wurde sie durch einen Traum getröstet und bewogen, ihn wieder in ihr Haus und an ihren Tisch zu nehmen. Der Mutter war, als stünde sie auf einem Richtscheite und es trete zu ihr ein leuchtender Jüngling, der die vom Gram Erdrückte heiter anlächelte und um die Ursache ihrer Thränen und ihres täglichen Kummers fragte. Und als sie ihm antwortete, daß sie das Verderben ihres Sohnes beweine, gebot er ihr, darüber ruhig zu sein und aufzublicken, denn wo sie stehe, da stehe auch ihr Sohn. Und als sie aufblickte, sah sie ihn neben sich auf dem Richtscheite stehen.

Immer war jedoch Augustinus noch auf Irrwegen. Achtzehn Jahre alt, hatte der Jüngling eine sinnliche Verbindung eingegangen, die uns zeigt, daß er dem Heidenthum noch näher stand, als der Religion Jesu. Sein Streben nach Wahrheit führte ihn auch zur Sterndeuterei. Da klopfte aber die erziehende Hand Gottes zum ersten Mal fester an sein Herz, indem dieses durch den Tod eines geliebten Freundes zerrissen wurde. Um sich zu zerstreuen, begab sich Augustinus nach Karthago zurück und eröffnete hier eine Schule für gerichtliche Beredsamkeit. Hier wurde seine Verbindung mit den Manichäern gelockert, seine Achtung vor ihren Lehrern und Lehren schwand mehr und mehr, besonders da er auch in einem Auserwählten dieser Sekte, dem berühmten Faustus, nur einen seichten Schwätzer erkannte, und durch anderweite philosophische Studien auf die baare Unvernunft der manichäischen Lehre hingeleitet wurde. Die Zügellosigkeit der in Karthago studierenden Jugend, womit sie jeder für das Gedeihen des Unterrichtes nothwendigen Ordnung trotzte, bewog ihn, nach Rom zu übersiedeln. Er ließ die Mutter, welche ihn so gerne begleitet hätte, in Trauer und

Thränen zurück, aber nicht lange darauf suchte ihn eine gefährliche Krankheit heim, welche sein Herz mit allen Schrecken der Hoffnungslosigkeit erfüllte. Augustinus genas, aber die Unredlichkeit seiner Schüler veranlaßte ihn bald, eine Stelle als Lehrer der Beredsamkeit in Mailand anzunehmen. Hier hielt er sich als Katechumene wieder zur Kirche, aber er blieb ungewiß, ob er die Taufe begehren solle, und schwankte immer noch im Gemische von mancherlei Irrthümern, welche seine beiden Freunde Alypius und Nebridius theilten. Die Mutter folgte dem Sohne aus Afrika nach. Jetzt begegnete Augustinus endlich auch dem Manne, welcher seine Lebensrichtung zum Heile lenken sollte. Ambrosius, Bischof von Mailand, dieses hell glänzende Kirchenlicht, nahm den Ankömmling freundlich auf, freute sich seiner frommen Mutter und gewann bald durch seine Predigten Augustin's Aufmerksamkeit und Achtung. Dieser trennte sich jetzt auch von der früheren Genossin seiner Sünden und war, zur Freude der Mutter, welche ihn durch den Ehestand der christlichen Tugend zu gewinnen hoffte, geneigt, sich ehelich zu verbinden. Doch war die gewünschte Braut noch allzu jung, weshalb die Verbindung unterblieb. Wenn auch die Predigten des hl. Ambrosius viele seiner Zweifel nach und nach beseitigten, wenn er jetzt auch an der hl. Schrift, namentlich an den Briefen des Paulus Geschmack fand, so gerieth er doch noch immer in mancherlei Irrthümer, und immer noch verfiel er wieder in die alten Fesseln des Zweifels und der Sinnenlust. Der vielbeanspruchte Ambrosius konnte sich nicht so oft mit Augustinus beschäftigen, als dieser es wünschte, daher wandte sich der nach Wahrheit und Ueberzeugung ringende Kämpfer an den greisen Priester Simplicianus, der seit 374 in Mailand lebte und von Ambrosius selbst wie ein Vater verehrt wurde. Simplicianus wirkte besonders auf das Herz Augustins durch die Erzählung von der Bekehrung des berühmten römischen Redners Victorinus, der im hohen Greisenalter noch das Christenthum annahm und sich nicht schämte, öffentlich vor der ganzen Gemeinde das Bekenntniß des wahren Glaubens abzulegen. Ein anderer Freund, Pontitian, führte den zweifelnden und bangenden Augustinus seinem Heile noch näher, indem er ihm das Beispiel zweier Freunde erzählte, welche auf einem Spaziergange in der Nähe Triers auf Einsiedler gestoßen, und bei diesen die Lebensbeschreibung des hl. Antonius gefunden, davon aber so wunderbar ergriffen worden wären, daß sie alsbald den Entschluß faßten und ausführten, ihren amtlichen Stellungen und ihren Bräuten zu entsagen und sich allein dem Dienste Gottes in der Einsamkeit zu widmen. Augustinus bewunderte solche Entsagung und solche heldenmüthige Entschlüsse; aber sie erfüllten ihn auch mit Unwillen gegen sich selbst und mit Zerknirschung und Scham über so manche

seiner Fehltritte, und über eine Wissenschaft, die ihn nur von der Wahrheit entfernt hatte. „Wie geschieht uns, was ist das," ruft er im schmerzlichen Seelenkampfe aus, „was hast du gehört? Die Ungelehrten erheben sich und reißen das Himmelreich an sich, und wir mit unserer herzlosen Gelehrsamkeit, siehe, wie wir uns wälzen in Fleisch und Blut! Schämen wir uns, ihnen zu folgen, weil sie es uns zuvorthaten, und schämen uns nicht, ihnen nicht zu folgen?" Mit solchen Gefühlen riß sich Augustinus von seinem Freunde los, warf sich im Freien unter einem Feigenbaume nieder und flehete mit heißen Thränen um Gottes Barmherzigkeit und Gnade. Da hörte er auf einmal eine feine Stimme, wie die eines singenden Kindes rufen: Nimm und lies (tolle, lege!), und er erfaßte sie als ein Geheiß von Gott, die hl. Schrift zu nehmen und zu lesen, was er beim ersten Aufrollen finden würde. Er ging zu Alypius zurück, ergriff die Briefe des hl. Paulus, schlug auf und fand (Röm. 13, 13): „Nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Schlafkammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid; sondern ziehet an den Herrn Jesus Christus, und wartet des Leibes nicht zur Stillung fleischlicher Lüste." — Daß diese Winke von Gott gesendet waren, zeigte ihre Wirkung; Augustin war gerettet, herrlicher, als er und seine Mutter es je gehofft hatten. Er entsagte Allem, was die Welt selbst an Erlaubtem bietet und, befreit von allen irdischen Banden, fühlte er sich als wahres Eigenthum des Herrn. Er wurde, 33 Jahre alt, zu Ostern 387 in Mailand getauft, mit ihm sein Freund Alypius. Jetzt sehnte sich die kleine heilige Gesellschaft nach der Heimath, um dort im Stillen Gott zu dienen, aber als sich Augustin zu Ostia einschiffte, starb seine Mutter. „Begrabet diesen Leib, sprach sie sterbend zu den bekümmerten Söhnen, wo immer ihr möget; die Sorge um ihn darf euch nicht beunruhigen; aber um Eines bitte ich euch, daß ihr, wo immer ihr sein möget, am Altare des Herrn meiner gedenket!" — Während das bisherige Leben des hl. Augustinus für uns auch ein pädagogisches Interesse hatte, gehört die folgende Periode desselben mehr der Kirchengeschichte an, und wir fassen uns daher kürzer.

Nach dem Tode der geliebten Mutter lebte Augustinus noch einige Zeit in Rom und reiste erst im Herbst 388 nach Karthago und auf sein Landgütchen bei Tagastä. Mit seinen Freunden Alypius und Evodius lebte er hier still und zurückgezogen, im Gebete und in wissenschaftlichen Arbeiten. Nach drei Jahren besuchte er den Bischof Valerius zu Hippo, wo er in der Stadt selbst und auf dem Lande mehrere Männer- und Frauenklöster errichtete. Der Bischof Valerius, schon hoch betagt, wünschte einen Amtsgehülfen, und Augustinus wurde, trotz seines demüthigen Widerstrebens einstimmig von der Gemeinde zum Presbyter verlangt. Nach

vier Jahren, 42 Jahre alt, wurde er zum Mitbischofe erwählt und geweiht und übernahm nach des Valerius bald darauf erfolgtem Tode das Hirtenamt allein, welches er noch 35 Jahre mit beispielloser Liebe und Umsicht und dem gesegnetsten Erfolge verwaltete. Augustinus kämpfte durch Schrift und Wort und mit dem besten Erfolge gegen die ketzerischen Sekten der Manichäer, Arianer und Donatisten, so wie endlich noch gegen die Pelagianer, und mußte es noch erleben, daß die Vandalen unter Genserich Afrika verwüsteten und Hippo belagerten. Er starb im dritten Monate dieser Belagerung, am 28. August 430 im siebenundsiebenzigsten Lebensjahre. — Wenden wir uns nun wieder zu der von Augustinus verfaßten Schrift über die Unterweisung der Unwissenden in der Religion (de catechizandis rudibus), welche er zwischen 397 und 400 geschrieben hat.

Ein Diakon aus Karthago, Deogratias mit Namen, hatte das Amt, Katechumenen den ersten Religionsunterricht zu ertheilen, und indem er dem hl. Augustinus gestand, daß er diese Aufgabe niemals zu eigener Zufriedenheit löse, bat er zugleich um Belehrung. Augustinus war hiezu sogleich bereit und so entstand das Werkchen, welches in 27 Kapitel getheilt ist und dessen Inhalt noch jetzt Beherzigung verdient. Aus diesem Schriftchen, so wie aus den Unterweisungen der Heiligen Cyrillus und Gregor stellt sich zunächst heraus, daß sich der Katechet nach den Verhältnissen und Umständen bequemen und hienach sein Unterrichtsverfahren einrichten soll. Darum weist der hl. Augustinus seinen Diakon darauf hin, daß er anders mit einem, anders mit mehreren Schülern verfahren und zugleich beachten müsse, ob seine Katechumenen einfältige oder gelehrte Personen seien, und ob sie etwa mit unlautern Absichten Glieder der Kirche zu werden verlangten. Ist die Rücksicht auf das Seelenheil der Beweggrund, so soll sich der Lehrer mit seinem Schüler darüber freuen und Gelegenheit nehmen, ihm die Eitelkeit aller irdischen Güter zu beweisen, diejenigen aber tadeln, welche aus zeitlichen Rücksichten die Aufnahme in die Kirche erstreben und somit das Heiligste mißbrauchen. Unter allen Umständen wird aber verlangt, daß der Katechumen Alles lerne und erfahre, was zur Seligkeit zu wissen nothwendig ist, und daß daher eine diesem entsprechende Vollständigkeit Ziel des Unterrichtes sein müsse. Dabei wird darauf aufmerksam gemacht, daß das Wesentlichste und Hauptsächlichste in kurzem Auszuge zuerst zu lehren, dieser Auszug aber nach Umständen späterhin zu erweitern sei. Die Religionswahrheiten sollen nach dem Willen der hl. Väter aus der hl. Schrift und Tradition erwiesen, der Unterricht aber wesentlich geschichtlich sein, so daß der Katechumen die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden und damit die heiligen Schriften kennen lernt. Hierauf hält insbesondere

der hl. Augustinus. — Der Unterricht soll auch den Zeiten und Umständen angepaßt werden, in denen die Kirche sich gerade befindet, weshalb Cyrillus z. B. die irrigen Meinungen des Marcellus von Ancyra, Augustinus die Ketzereien der Manichäer erwähnt. Mit dem bloßen Auswendiglernen, mit der Bethätigung des Gedächtnisses begnügt sich keiner; sie wollen, daß fleißig erklärt, der Begriff erfaßt und hienach auch die Wiederholung nicht verabsäumt werde. Namentlich soll der Katechet auch die Frage benutzen, um sich vom Verständnisse zu überzeugen, und um Gelegenheit zu gewinnen, das falsch Erfaßte zu berichtigen. Endlich dringt der hl. Augustinus noch besonders darauf, daß man alle zweckmäßige Mittel gebrauche, um den Katechumenen den Unterricht angenehm und nützlich zu machen, und sie zu dessen fleißigem Besuche aufzumuntern.

Wenn insbesondere der hl. Augustinus den Unterricht der Katechumenen „geschichtlich" zu betreiben empfiehlt, so schlägt er seinem Diacon zu diesem Zwecke folgenden Gang vor:

Die Schöpfungsgeschichte und die Erschaffung des ersten Menschenpaares, dessen Fall und Strafe. Der Mensch ließ sich überwinden vom Satan und zu dessen Sclaven erniedrigen, aber er kann mit Gottes Gnade auch wieder Ueberwinder des Teufels, und der ewigen Belohnung würdig werden. Daß so Viele dem Bösen anhängen, darf uns nicht irren, denn sie entgehen der Strafe nicht, wie dies schon die Sündfluth zeigt. Noe in der Arche stellt mit den Seinen jene vor, welche durch das Geheimniß des Kreuzes vom Untergange dieser Welt errettet wurden. Nach der Sündfluth nahm die Bosheit der Menschen wieder überhand, also daß sie selbst die Werke ihrer Hände anbeteten. Aber auch damals gab es noch Gerechte, wie den Abraham, den Vater der Gläubigen und des jüdischen Volkes, welchem auch das Geheimniß der Erlösung des Sohnes Gottes offenbaret wurde. Die Juden, welche die Kirche Christi vorbildeten, kamen nach Abrahams Tode nach Aegypten, wurden anfangs gelinde, späterhin hart behandelt und endlich durch viele und große Wunder befreit. Der Durchgang des Volkes durch's rothe Meer sinnbildete die Taufe, und das Osterlamm war das Vorbild Jesu Christi. Durch die Wüste, wo sie das Gesetz erhielten, wurden die Juden in's verheißene Land geführt. Sie baueten das irdische Jerusalem, als Vorbild des himmlischen, dessen Bürger die Heiligen sind, und der König dieses himmlischen Jerusalems ist Christus, welchen David vorbildete. Die Juden haben verschiedene Könige gehabt, fielen aber zuletzt unter fremde Botmäßigkeit und in Gefangenschaft. Durch letztere ist die Verfolgung der Kirche unter den heidnischen Kaisern vorgebildet worden, welchen nichts desto weniger die Christen nach der Lehre und dem Beispiele ihres Meisters Gehorsam leisten sollen.

Und die Kirche wurde nicht nur bisweilen von diesen Verfolgungen befreit, sondern ihre Feinde sind sogar zu ihren Freunden geworden. Seit die Juden unter Königen lebten, war ihnen die Ankunft eines Messias deutlicher prophezeit, und selbst in der Gefangenschaft hatten sie ihre Propheten, welche aber verfolgt wurden, damit das Volk einsehe, daß der Erlöser noch nicht gekommen sei. Endlich kam der Verheißene und dessen Leben und Thaten werden in Kürze erzählt, ebenso gezeigt, wie nachher die Apostel, vom hl. Geiste gestärkt und erfüllet, Jesum mit vollem Vertrauen predigten und den Glauben an ihn durch Wunder, welche sie in seinem Namen thaten, selbst unter Verfolgungen weiter verbreiteten. Endlich weist der hl. Augustinus darauf hin, daß, wenn Alles erfüllet sein wird, Christus zum zweiten Male als Richter kommen werde, und daß die Gottlosen alsdann das ewige Feuer erwartet.

Diejenigen, welche einen Unterricht in der vorbezeichneten Weise empfingen, die Katechumenen, wurden zum Unterrichte durch Händeauflegung und das hl. Kreuzzeichen geweiht. Seit dem vierten Jahrhunderte unterschied man unter den Katechumenen mehrere Stufen, so zunächst die Zuhörenden (audientes), welche außer dem besonderen Unterrichte noch der Predigt bei den gottesdienstlichen Versammlungen beiwohnen durften; hienach solche, die nach der Predigt auch noch zum Gebete bleiben durften und den kirchlichen Segen gebeugten Kniees empfingen (genu flectentes). Vor der Spendung des hl. Abendmahles an die Mitglieder der Kirche wurden alle Katechumenen von einem Diacon mit den Worten entlassen: Ite, Catechumeni, missa est, d. i. gehet, ihr Katechumenen, die Versammlung ist geendiget. Die letzte Klasse derselben bildeten endlich diejenigen, welche nach überstandener Prüfungszeit die Taufe begehrten und deshalb Verlangende (competentes) genannt wurden. Auf dieser Stufe gingen der Taufe selbst noch Prüfungen (scrutinia) voraus, und der Unterricht berücksichtigte besonders die hl. Mysterien, als die Trinitätslehre, die Menschwerdung, die Bedeutung der hl. Sacramente. Auf allen diesen Stufen fand die fleißigste und eifrigste Unterweisung statt, sowohl in der Form zusammenhängender Reden, als auch in Fragen und Antworten. So sagt z. B. der hl. Hieronymus, daß bei ihm die Gewohnheit sei, denen, welche getauft werden sollten (den Competenten), durch 40 Tage hindurch Unterricht über die heiligste Dreifaltigkeit zu ertheilen.

Dieser Katechumenen-Unterricht und die Katechetenschulen sind lebenvolle Aeußerungen des christlichen, in der Kirche begründeten Lehramtes. Als der Heiland sprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker ꝛc.,

gründete er zugleich die wahre Volksschule. Der Katechumenen-Unterricht galt dem Volke, und wenn er zumeist Erwachseneren ertheilt wurde, so lag dies in der Natur der Verhältnisse, und diese Erwachsenen waren eben auch nichts Anderes, als Kinder in der Erkenntniß des Heiles. Alsbald aber wirkte das Christenthum auch entschieden veredelnd, ja umgestaltend auf das Familienleben, mithin auch auf die Erziehung ein, und förderte diese letztere nicht bloß durch die richtige Würdigung des Weibes, sondern auch durch das Gebot der Nächstenliebe, womit alle Sclaverei aufgehoben wurde. Nunmehr war jedes Kind, auch das krüppelhafteste und siecheste, ein Kind Gottes, der himmlischen Seligkeit durch die Taufe gewonnen, und keines war mehr wegen des hinfälligen, elenden Leibes dem grausamen Tode und dem Mißbrauche habsüchtiger Bettler verfallen. Die despotische Strenge jüdischer Zucht und die Gewalt des römischen Vaters wurden durch die Liebe gemildert, ohne jenen Ernst einzubüßen, der auf dem Glauben an die höhere Bestimmung des Menschen beruht. Maria und Joseph mit dem Kinde, die heilige Familie wurde das hohe Vorbild des christlichen Familienlebens, vor allem Maria selbst das Ideal der Jungfrauen und der Mütter, und wie ein solches Ideal erheben, stärken und trösten konnte, haben wir an Monika, der Mutter des hl. Augustinus, wahrgenommen. Jetzt erst, mit dem Christenthume, wurde die Erziehung eine wahrhaft religiöse, das ganze Leben durchdringende, und der Einfluß frommen weiblichen Sinnes konnte sich erst jetzt zu Gunsten der Männer und Kinder geltend machen. „Welche Weiber haben doch die Christen!“ rief ein heidnischer Lehrer mit Bewunderung aus, und der hl. Chrysostomus (Patriarch von Constantinopel, geb. 347) sagt in seinen Homilien, daß sich die Männer von den Weibern im inneren Kampfe und in der Geisteserhebung übertreffen ließen. „Sonst standen sie den Männern nach,“ spricht er; „jetzt ist es das Gegentheil; seht, was Christi Ankunft auf Erden gewirkt hat. Die Frauen übertreffen uns an edlen Sitten, an christlicher Wärme und Frömmigkeit, an Liebe zum Erlöser, der den Fluch vom weiblichen Geschlechte hinweggenommen hat.“ — Und an einer anderen Stelle sagt er: „Der Mann, der sich auf dem Markte und in den Gerichten herumtreibt, wird von den Wellen des äußeren, unruhigen Lebens stets hin und her geworfen. Die Frau aber, welche zu Hause wie in einer Schule der Weisheit sitzt, kann sich immer in ihrem Gemüthe sammeln, mit Gebet und Lesen der hl. Schrift sich beschäftigen. Sie kann den so vielfach beunruhigten Mann bei sich aufnehmen, um ihn zu bilden, die wilden Auswüchse seiner Seele beschneiden, und ihn so wieder in die Welt hinaussenden, gereinigt von dem Schlechten, das er von dem Forum mitgebracht, und mit sich nehmend

das Gute, was er im Schoße der Familie gelernt; denn nichts vermag den Mann mehr zu bilden, als eine fromme und verständige Frau."

Das Christenthum war es, wodurch zugleich die häusliche Erziehung zu einer heiligen Pflicht erhoben wurde, und wie schon damals, als die Fahne des Kreuzes kaum hoch zu flattern begann, die wichtigsten Kirchenlehrer über diese Pflicht dachten, möge uns wieder der hl. Chrysostomus sagen. Wir werden aus seinen Worten zugleich entnehmen, daß das Christenthum des spätern oströmischen Reiches noch gegen griechische Unsitte, auch in der Erziehung zu kämpfen hatte. „Gott trägt große Sorge," sagt er, „für die Erziehung der Kinder; deshalb hat er auch der menschlichen Natur eine so große Liebe zu den Kindern eingepflanzt, um durch deren unwiderstehliche Gewalt die Eltern zur Sorge für ihre Kinder anzutreiben. Deshalb hat Gott Feste verordnet und gebietet, den Kindern die Bedeutung derselben bekannt zu machen (2. Mos. 13, 14). Deshalb straft er Eltern für die Sünden der Kinder, wie den Heli (1. Samuel 3, 4). Die Eltern, die immer von ihren Kindern umgeben sind, die alle Gewalt über sie besitzen, haben die Sorge für die Erziehung leicht. Nur die rasende Leidenschaft für das Irdische ist die Ursache des Verderbnisses der Kinder. Weil den Eltern die irdischen Dinge das Höchste sind, müssen sie wohl ihre Kinder ebenso, wie ihre eigene Seele vernachlässigen. Solche Väter halte ich für ärger, als Kindermörder, denn diese können doch nur den Körper von der Seele trennen, jene aber stürzen die Seele in die Hölle. Jetzt hören wir nichts von den Vätern, als daß sie, ihre Söhne zu eifrigem Studium der Redekünste ermahnend, zu ihnen sagen: Da ist Einer von so niedriger Herkunft durch die Redekunst zu den glänzendsten Staatsämtern gelangt, hat sich große Reichthümer erworben, hat eine reiche Frau erhalten, sich ein schönes Haus gebaut und ist bei Allen angesehen und gefürchtet. Dort ist Einer durch die Kenntniß der lateinischen Sprache so weit gekommen, daß er am kaiserlichen Hofe eine glänzende Rolle spielt und Alles nach seinem Willen regiert. Alle reden nur von solchen, welche etwas Großes für die Welt geworden sind; von den himmlischen Dingen redet Niemand, und wenn ein Anderer etwas davon zu erwähnen wagt, wird er als Zerstörer aller Verhältnisse fortgewiesen. Wenn ihr also solche Dinge euren Kindern von Anfange an vorsagt, so lehrt ihr sie nichts anderes, als was die Quelle alles Bösen ist; denn ihr flößt ihnen die beiden entgegengesetzten Begierden ein, die Habsucht und die noch verderblichere Begierde nach eitler, leerer Ehre. Wenn aber beide zugleich die zarte Seele des Knaben einnehmen, so wird jeder Keim des Guten zerstört. Und nicht allein das ist das Schreckliche, daß

ihr sie antreibt zu dem, was der Lehre Christi zuwider, sondern daß ihr auch das Schlechte mit schönen Namen verdeckt. Immer auf der Rennbahn und im Theater leben, nennt ihr guten Weltton, das Trachten nach Reichthum, ein unabhängiges Leben suchen, Ehrgeiz nennt ihr hohen Sinn, Uebermuth aber Freimüthigkeit. Und als wäre es der Täuschung noch nicht genug, belegt ihr die Tugenden mit den entgegengesetzten Namen. Ihr nennt Ordnung der Sitten bäurisches Wesen, Bescheidenheit Feigheit, das Prunklose knechtisch, die Geduld eine Schwachheit. Ihr bietet Alles auf, damit prächtige Bildsäulen auf euren Häusern stehen und deren Dächer mit Gold besetzt seien: aber daran, daß die Seele golden werde, daran möget ihr nicht einmal denken!" — „Halte es nicht für überflüssig," ruft er einem Vater zu, „daß dein Sohn früh die hl. Schrift kennen lerne. Aus dieser wird er zuerst hören: Ehre deinen Vater und deine Mutter. Es geschieht also zu deinem eigenen Vortheile. Sage nicht, daß dieses für Mönche gehöre. Nicht zu einem Mönche, aber zu einem Christen sollst du ihn machen. Besonders müssen die Weltlichen, namentlich die Kinder, mit den Lehren der hl. Schrift recht bekannt gemacht werden, denn groß ist die Gewalt der vernunftwidrigen Neigungen in diesem Alter, und diese Gewalt wird noch durch die heidnischen Schriften verstärkt." — An einer anderen Stelle sagt derselbe Kirchenschriftsteller: „Das zarte Alter nimmt das, was es hört, leicht in sich auf, und es prägt sich den Gemüthern ein, wie das Siegel dem Wachse. Das Leben fängt auch in diesem Zeitpunkte zuerst an, zum Guten oder zum Schlechten sich hinzuwenden. Wenn man die Jugend nun von der Schwelle des Lebens an vom Schlechten entfernt und auf den rechten Weg führt, so wird das Gute ihr zur innewohnenden Eigenschaft und zur Natur, und sie wird nicht leicht freiwillig zum Schlechten übergehen, vielmehr durch die Gewohnheit selbst zum Guten hingezogen. —

Wie den christlichen Familien somit auf's eindringlichste die Erziehung der Kinder eingeschärft war, so wurde andrerseits diese Pflicht durch den kirchlichen Religionsunterricht wesentlich erleichtert. Es geschah dabei nicht selten, daß die Kinder aus christlichen Familien in den ersten Jahrhunderten auch noch die Schulen der Heiden besuchten und hier sich die Kenntnisse für das gewöhnliche bürgerliche Leben aneigneten; doch hatte dies für sie so viel Gefährliches, daß nach dem Urtheile Tertullians es nur die Noth entschuldigen konnte. — Geboren und auferzogen im Schoße des Heidenthumes, waren Viele gezwungen, auch bei diesem einen Theil ihrer geistigen Bildung zu holen. Genöthigt, ihren Glauben stets gegen die Heiden zu vertheidigen, mußten sie von und in heidnischen Schriftstellern die Irrthümer kennen lernen, um sie in ihren Schwächen und Blößen aufzudecken. — Je mehr indessen die Zahl der Christen-

gemeinden wuchs, und je mehr die Einzelnen in sich selbst erstarkten, desto näher lag auch der Wunsch nach der Einrichtung ordentlicher Schulen für die Jugend. So hat schon gegen Ende des zweiten Jahrhunderts der Presbyter Protogenes zu Edessa in Syrien die Knaben um sich versammelt und sie auch im Lesen, Schreiben und Singen (der Psalmen) unterwiesen. Der schon oft genannte hl. Chrysostomus weist in den Unterhaltungen mit seinem Freunde Basilius darauf hin, daß auch die Einsiedler (Mönche) freiwillig die Erziehung von Waisenkindern und anderer Knaben übernehmen sollten, wenn es von den Eltern gewünscht würde, und daß diese Knaben nicht gerade wieder zum Mönchsleben, sondern auch zu weltlichen Berufszweigen gebildet werden dürften. Wie die Religion die Hauptangelegenheit der ersten Christen war, so hatten auch Unterricht und Schüler diesen Gegenstand vorzüglich im Auge, und es liegt daher in der Natur der Sache, daß die Geistlichen auch die Lehrer des Volkes und der Schulen waren. Zunächst bezweckte der Unterricht die Heranbildung von Priestern, weil diese dem Volke am nöthigsten waren und die Ausbreitung der Kirche förderten; aber mit diesem Hauptzwecke wurde auch zum öftern, ja fast nothwendig, der Unterricht in anderen weltlichen Wissenschaften verbunden. Man begriff es bald, daß eine von der Kindheit beginnende Bildung am sichersten lohne, und daher wurde überall auf die Jugend Rücksicht genommen. An den Sitzen der Bischöfe wurden Schulen für die Heranbildung von Geistlichen gegründet, den Klöstern und Einsiedlern der Unterricht zur Pflicht gemacht und späterhin diese Verpflichtung auch den Priestern der einzelnen christlichen Gemeinden auferlegt. Schon im Jahre 443 verordnete ein Concil (von Vasio), daß jeder Presbyter nach einer in ganz Italien verbreiteten Sitte jüngere Knaben in sein Haus aufnehme, ihnen ein guter geistlicher Vater sei, sie im Lesen der Psalmen und hl. Schriften und im Gesetze Gottes unterrichte. Das Constantinopolitanum III. verordnet, daß die Priester in den Ortschaften (per villas et vicos) Schulen halten sollen (c. 5. de anno 681). Die Synoden zu Orange und Valence a. d. Rhone verlangen schon im Jahre 529 Parochialschulen. So entstanden Episcopal-, Kloster- und Parochial-Schulen. Unter den Mönchsorden erwarb sich ein unsterbliches Verdienst um Erziehung und Unterricht der Benedictiner-Orden, gestiftet von Benedict von Nursia (in Mittelitalien). Der hl. Benedict wurde 480 geboren, schrieb im Jahre 520 seine Ordensregel und starb 543 am 21. März. Dieser Mann, der größten einer, die je gelebt, suchte schon im 16. Lebensjahre dem Sittenverderben der Welt, insbesondere Roms, zu entfliehen, und schenkte von der Einsamkeit des Berges Subiako aus, wo sich Gleichgesinnte um ihn geschaart hatten, der Menschheit seinen ewig berühmten

Orden, dessen ganze Einrichtung dahin zielte, eine Erziehungsanstalt der Welt und daher nothwendig auch eine Schule der Jugend zu werden. Mit bewundernswerther Schnelligkeit breitete der Orden sich aus, kurze Zeit nach des Meisters Tode zählte er schon an 250 Klöster, und jedes derselben war eine Mutterpfarrei, aus welcher die frommen Priester von Ort zu Ort pilgerten, um allwärts das Brot des Geistes zu bieten, ja selbst im Ackerbau und Gewerbe zu unterrichten. Bald fanden sich in den Klöstern Doppelschulen, die einen für solche Kinder, welche dem Orden geweiht waren, die anderen für auswärtige Schüler. Während die ersteren im Kloster selbst waren, befanden sich die letzteren zumeist in einem entfernteren Theile oder Flügel des Gebäudes*). Hier unterrichtete man Knaben bis zum fünfzehnten oder sechszehnten Jahre und bildete sie zu guten Erd- und Himmelsbürgern. Groß war der Zudrang zu diesen Schulen, so daß der ehrwürdige Beda († 699) sie den Bienenstöcken vergleicht. Nicht minder wirkte Gregor der Große († 604) für die Bildung und Gesittung des Volkes durch Verschönerung des Gottesdienstes und durch den Eifer, womit er namentlich die christliche Musik pflegte. Um Sänger heranzubilden und in das Verständniß der heiligen Tonkunst einzuführen, gründete Gregor zunächst eine Sängerschule in Rom selbst. Es scheint, daß verwais'te Knaben in dieselbe aufgenommen wurden, weil sein ältester Biograph sie Orphanotrophäum, d. i. Waisenhaus, nennt. Demnach wäre der heilige Papst auch Gründer der Waisenanstalten. Diese Sängerschulen fanden bald vielfache Nachahmung, und wie jeder Knabe, der sie mit Nutzen besuchen wollte, auch des Lesens kundig sein mußte, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie auch Schulen für den übrigen Unterricht, also Volksschulen waren. Daß der Gesang und die Sängerschulen überhaupt in hohem Grade die Bildung des Volkes förderten, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

*) Später folgt das Bild einer solchen Schulanstalt, wie es Walafried Strabo entworfen.

Karl der Große, Alkuin, Rhabanus Maurus.

Karl der Große, 742 am 2. April, vermuthlich zu Aachen geboren, der Sohn Pipins des Kurzen und der Enkel Karl Martells, bestieg im 26. Lebensjahre den fränkischen Thron. Seine lange Regierung war eine Kette kriegerischer Großthaten, unter denen die Unterwerfung und Bekehrung der heidnischen Sachsen die erste Stelle einnimmt. In der Jugend nur für den Krieg abgehärtet und in wissenschaftlicher Ausbildung sehr vernachlässiget, suchte Karl in späteren Jahren, selbst im Geräusche der Waffen, das Versäumte nachzuholen. Sogar auf seinen Heereszügen las und dachte er über wissenschaftliche Gegenstände nach, lernte noch in vorgerückten Jahren Buchstaben nachbilden, beschäftigte sich mit den alten Sprachen und Mathematik, und kniete in all' seiner Größe und Herrlichkeit mit einer Andacht und Demuth im Heiligthume, welche zeigten, daß er im Christenthume allein sein eigenes und der Völker Glück erkannte. Karl der Große wollte seine Unterthanen zur Einheit des Lebens durch Einheit im Glauben führen, darum richtete er seine Thätigkeit nicht bloß auf Verfassung und äußerlich regelnde Gesetze, sondern wesentlich auch auf den Unterricht und die Erziehung, und was er hiefür gethan hat, würde ihm allein schon Unsterblichkeit und den Dank der Nachwelt sichern. Vor ihm hatte eigentlich noch kein weltlicher Fürst der Bildung des niederen Volkes Aufmerksamkeit, geschweige denn Thätigkeit gewidmet, und wenn dieses deshalb nicht ganz in Unwissenheit aufwuchs, so war es einzig und allein das Verdienst der Kirche. Die Gesetze für den großen Staatskörper wurden in jener Zeit auf Reichstagen berathen und festgestellt, und an diesen Berathungen nahmen außer den übrigen Großen des Reiches auch die Bischöfe und Aebte der Klöster Theil. Die Geistlichkeit benutzte diese Gelegenheit zugleich zu abgeschlossenen, rein kirchlichen Berathungen, und so wurden manche dieser Reichstage zugleich Provinzial-Concilien. Sie sah es nicht ungern, ja sie mochte es auch wohl wünschen, daß ihre Synodalbeschlüsse auch in die allgemein verbindlichen Beschlüsse der Reichsversammlungen aufgenommen und somit unter den Schutz Karls d. Gr. gestellt wurden. Aus solchen Berathungen gingen die

Capitularien hervor, eine Sammlung von Gesetzen, welche wegen der Eintheilung in Capitel ihren Namen erhielt. Sie zeigen in ihrem Entstehen, daß die weltliche Macht sich mit der geistlichen vereinigte, um namentlich auf dem Gebiete der Volksbildung nachhaltig zu wirken, und daß an Karl's deshalb ungeschmälertem großem Verdienste auch die Kirche wesentlichen Antheil hatte. Sie beweisen aber auch die Kraft und Weisheit, mit welcher Karl die verschiedenartigsten Gegenstände bis ins Einzelne behandelte, vor allem aber seinen religiösen Sinn, indem er bei jeder Gelegenheit des Herrn aller Herren gedenkt und seine Unterthanen nicht sowohl im streng gebietenden Tone des Monarchen, sondern wie ein väterlicher Sittenlehrer ermahnt, bei Allem der Pflicht eingedenk zu sein und auf dem Wege der göttlichen Gebote zu beharren. Je lockerer durch frühere Ereignisse und Umstände die Disciplin unter den Dienern der Kirche geworden war, desto mehr beeiferte sich Karl, die Kloster- und Weltgeistlichkeit auf rechten Wegen zu erhalten. Er verbot ihnen das Tragen der Waffen, die Jagd, Schauspiele und Gastmähler, und drang dagegen überall auf Sittenreinheit und Arbeitsamkeit. In solchem Streben kam ihm der ruhmwürdige Benediktiner-Orden mit hülfreicher Hand entgegen, und viele Bischöfe, mit denen er oft sogar in brieflichem Verkehre stand, unterstützten ihn lebhaft. Letztere mußten alljährlich ihre Sprengel revidiren und die Priester zu strenger, jährlich wiederkehrender Rechenschaft anhalten. Als Karl der Große um Ostern 787 zum vierten Male bei seinem Freunde, dem Papste Hadrian I. verweilte, mag dieser ihn zu noch größerem Eifer für Wissenschaft, Bildung und Unterricht begeistert haben. Hievon gibt ein Cirkular Kunde, welches er kurz nach seiner Rückkehr in die Heimath an alle Welt- und Ordensgeistliche seines Reiches erließ. Wir besitzen noch den Wortlaut des Exemplares, welches dem Abte Baugulf von Fulda übersandt worden, und es ist interessant genug, um hier seine Stelle zu finden:

„Ew. Hochwürden sei kund und zu wissen, daß wir sammt unseren Getreuen es für nützlich erachtet haben, daß in den Bisthümern und Klöstern unseres von Gott uns anvertrauten Reiches neben den Uebungen der Frömmigkeit und neben der Beobachtung der Regel auch der wissenschaftlichen Beschäftigung ein Platz eingeräumt werde, und daß diejenigen, denen Gott die Gabe dazu verliehen, sich je nach ihrer Befähigung mit allem Eifer auf die Ertheilung des Unterrichtes verlegen. Es wird dann, wie einerseits die Beobachtung der Regel Ordnung in das sittliche Leben bringt, so andrerseits der Eifer der Lehrer und der Schüler Ordnung und Schmuck in die Satzbildung bringen, also daß diejenigen, welche Gott durch ein exemplarisches Leben zu

gefallen suchen, es auch nicht vernachlässigen, ihm durch eine richtige Ausdrucksweise Freude zu machen. Steht ja doch geschrieben: Aus Deinen Worten wirst Du gerechtfertiget und aus Deinen Worten wirst Du verurtheilt werden (Matth. 12, 37). Obwohl Rechtthun dem Wissen vorzuziehen ist, so geht doch das Wissen dem Rechtthun voraus. Jeder muß also lernen, was er auszuüben gedenkt; die Seele wird um so besser und tiefer einsehen, was sie zu thun hat, je weniger die Zunge, wenn sie zur Ehre des allmächtigen Gottes redet, der Gefahr des Irrthumes ausgesetzt ist. Wenn schon alle Menschen im Umgange und in der Unterhaltung mit einander alles Lügenhafte meiden sollen, um wie viel mehr müssen sich diejenigen von allem Lügenhaften nach Möglichkeit lossagen, welche lediglich dazu auserwählt sind, sich vorzugsweise dem Dienste der Wahrheit zu weihen! In den letzten Jahren haben wir wiederholt aus Klöstern Schreiben erhalten, woraus wir ersehen, daß die Brüder, welche dort leben, aufs angelegentlichste für uns beten; fast immer enthielten diese Briefe gute Gedanken, aber deren Ausdruck war ungeschliffen; was fromme Andacht innerlich getreu eingab, das vermochte die ungebildete Zunge wegen Mangels an Unterricht und Uebung nicht unfehlerhaft wieder zu geben.

Aus dieser Erfahrung kommt uns die Besorgniß, es möchte etwa, wenn die Unbeholfenheit beim Schreiben schon so groß ist, noch viel ungebührlich größer die Unkenntniß und der Mangel an Verständniß der heiligen Schriften sein. Und wir wissen doch wohl Alle, daß falsche Auffassungen des Sinnes noch viel gefährlicher sind, als Fehler in den Worten. Deshalb ermahnen wir Euch, nicht bloß das Studium nicht zu vernachlässigen, sondern auch mit Wetteifer Euch darauf zu verlegen, damit Ihr die Geheimnisse der hl. Schriften um so leichter und richtiger auffasset und versteht. Da sich in denselben Bilder, Tropen und ähnliche Redefiguren vorfinden, so ist es augenfällig, daß der Leser um so schneller in deren Sinn eindringen wird, je wissenschaftlicher er gebildet ist. Man wähle aber zu Lehrern der Wissenschaften Männer, welche den Willen und die Fähigkeit zu lehren, aber auch Freude am Lehramte besitzen. Möchten sie ihre Pflicht mit derselben Hingebung erfüllen, als wir sie mit Ernst ihnen empfehlen.

Wir sind in der That von dem Wunsche beseelt, Ihr möchtet, wie es Soldaten der Kirche geziemt, von wahrer Frömmigkeit innerlich durchdrungen in äußerer Hinsicht gelehrt, keusch im Leben, beredt in Worten sein, damit jeglicher, der aus Liebe zu Gott und aus Verlangen nach frommer Unterhaltung und heiligem Umgange Euch aufsucht, durch Euren Anblick erbaut und durch Eure Kenntnisse, sei es in der Wissenschaft, sei es im Singen belehrt werde und mit frohem Danke gegen Gott von Euch weggehe." —

Vielfach hatte auch schon Bonifacius, geb. etwa 680 zu Kirton in England, allen Bestrebungen für Bildung vorgearbeitet, da er im mittleren Deutschland, insbesondere in Hessen, Thüringen, Baiern und Franken das Christenthum verkündigte, Kirchen und Klöster und neben diesen Schulen gründete, wie zu Ohrdruf in Thüringen, zu Fritzlar und Fulda in Hessen, und bis zu seinem Märtyrer- und Heldentode (5. Juni 755) nicht aufhörte, für's Christenthum und die Gesittung der Völker zu arbeiten. Die Epoche der deutschen Geschichte, welche gewöhnlich von Karl d. Gr. an gerechnet wird, war durch Bonifacius vorbereitet und begründet. Er hat die deutschen Völker zum Christenthume und die schon vor ihm bekehrten Provinzen des fränkischen Reiches zur Einheit des Glaubens gebracht. Nur auf dieser Grundlage konnte das Reich Karls des Großen errichtet werden und Bestand gewinnen. Die Bekehrung der Sachsen geschah zwar erst unter Karl; allein daß sie unter ihm geschah, dazu ward von Bonifacius der Grund gelegt. Durch letztern war Wissenschaft nach Deutschland gebracht und Sinn für Bildung geweckt, und daß Karl ein so eifriger Beförderer derselben wurde, selbst dazu hat der Apostel der Deutschen wenigstens mittelbar durch den Vater Karls, durch seine aus England herbeigerufenen Mitarbeiter, und durch die im fränkischen Reiche gestifteten Anstalten gar Vieles beigetragen. Seine Gefährten, gleich ihm schon durch die Regel ihres Ordens an Fleiß, Entbehrung und Sparsamkeit gewöhnt, führten in Deutschland Verbesserungen des Garten- und Feldbaues, der Viehzucht und der verschiedenen Gewerbe ein, und mit allem diesem war nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Nothwendigkeit eines gesitteten Lebens gegeben. Nicht minder wurde Karls d. Gr. edlen Bestrebungen durch ein Reforminstitut vorgearbeitet, welches die Kirche kurz vor seinem Regierungsantritte aus sich selbst geboren hatte. Es waren die Collegien der Canoniker an den Cathedralen oder die Domkapitel. Der fromme Chrodegang — von 742 bis 766 Bischof zu Metz — hatte der Regel des hl. Benedict eine Regel für jene Weltgeistlichen nachgebildet, welche in der nächsten Umgebung ihrer Bischöfe lebten. In seinem Hause, fortan Monasterium, Münster, d. i. Kloster genannt — hatte er sie unter seiner Leitung zum gemeinsamen Leben im Sinne des Wahlspruches: „Bete und arbeite!" versammelt und zahlreiche Bischöfe, nahe und ferne, waren alsbald diesem Beispiele gefolgt. Eine besonders wichtige Beschäftigung dieser Domkapitel wurde die Erziehung und der Unterricht der Jugend, und wenn damit auch zunächst das Hauptbedürfniß, die Bildung junger Priester, befriedigt werden sollte, so geschah doch mittelbar dadurch auch Großes für die gesammte Volksbildung. „Darum sollen," schreibt Chrodegang ausdrücklich, „die Vorsteher

der Kirche sorgfältig darüber wachen, daß die Knaben und Jünglinge, welche in ihrer Genossenschaft gebildet und unterhalten werden, durch kräftige kirchliche Erziehungsmittel so zusammengehalten werden, daß ihr muthiges und zur Uebertretung sehr geneigtes Alter keinen Raum finde, sich in wirkliche Sünden zu stürzen. Zur Behütung derselben muß deshalb von den Vorgesetzten ein Bruder von bewährtem Lebenswandel bestellt werden, welcher die Obsorge über sie mit der größten Sorgfalt zu führen und sie enge im Zaume zu halten hat, daß sie demnächst, mit den kirchlichen Wissenschaften vertraut und mit den Waffen des Geistes ausgerüstet, der Wohlfahrt der Kirche dienen." — So sollte allerdings die Lehre, aber mehr noch das Leben, allerdings der Unterricht, aber mehr noch die Erziehung, allerdings das Lernen, aber mehr noch die Zucht, die Aufgabe der neuen Schule sein, die hiemit in's Leben trat, und Cathedralschule genannt wurde. Der geistliche Bruder, dem der Unterricht und die Leitung derselben hauptsächlich anvertraut wurde, hieß Scholastikus oder Scholaster.

Solche Schulen fand Karl der Große bei seinem Regierungsantritte in der ersten Entwickelung und er begrüßte und unterstützte sie angelegentlich als ein vortreffliches Mittel zur Bildung seiner Völker. Ausdrücklich befiehlt ein Capitulare von 787, an allen Bisthümern und Klöstern Schulen zu errichten, also solchem Beispiele zu folgen, und ein anderes Capitulare von 789 wiederholt diese Aufforderung mit dem Zusatze, daß in den neuen Schulen Lesen, Schreiben, Rechnen, Grammatik und Singen gelehrt werde, und daß man dort auf verbesserte katholische Bücher halten solle, die nur von Erwachsenen geschrieben und vor aller Beschädigung bewahrt werden möchten. Den einzelnen Seelsorgern wurde wiederholt die Pflicht eingeschärft, die Knaben ihres Kirchsprengels im Lesen und Singen zu unterrichten, und er fordert, daß sie jedes Jahr einmal zur Cathedrale kommen, um dort selbst über ihre Amtsführung und neue Anordnungen belehrt zu werden. Die letzten Worte des 45. Canon des Mainzer Concils, welches 813 auf Karls Befehl abgehalten wurde, lauten: „Darum ist es billig, daß Eltern ihre Kinder in die Schule geben, es sei in die Klöster oder hinaus zu den Priestern, damit sie den katholischen Glauben recht lernen und das Gebet des Herrn, auf daß sie zu Hause wieder Andere lehren können, und wer es anders nicht lernen kann, möge es in seiner Sprache lernen." — Die kaiserlichen Sendgrafen wurden ausdrücklich beaufragt, auf Befolgung dieser Vorschriften sorgfältig zu halten. Diejenigen, welche sich ungehorsam zeigten, sollten einer passenden Buße unterworfen werden, bestehe diese nun in Fasten oder einer anderen Züchtigung; Karl d. Gr. wollte also bereits Schulzwang und Versäumnißstrafen angewandt wissen.

Unter solchen Umständen machte sich bald ein reges Leben geltend und selbst die Päpste unterstützten es lebhaft. Eugen II. verfügte beispielsweise auf dem römischen Concil im Jahre 826: „Wir vernehmen, daß an einigen Orten keine Lehrmeister vorhanden seien und der Unterricht vernachlässiget werde. Darum befehlen wir allen Bischöfen und den ihnen untergebenen Pfarrgemeinden, Lehrer zu bestellen, welche im Lesen, in den freien Künsten und in den Heilslehren fleißig Unterricht ertheilen." Bischof Theodulph von Orleans verordnete um 800, daß die Priester in Städten und auf dem Lande Schule halten, und daß sie die ihnen zur Erlernung der Wissenschaften übergebenen Kleinen aufnehmen und unterweisen sollten mit aller Liebe, eingedenk des Schriftwortes, daß die, welche Andere unterweisen, leuchten werden wie die Sterne. Sie sollten aber keine Bezahlung dafür fordern, sondern nur freiwillige Gaben annehmen. — Karl hatte an seinem Hoflager selbst eine eigene Schule (Hofschule), in welcher neben den Kindern des großen Herrschers auch noch andere, selbst ältere Personen, Unterricht empfingen. Es war eine Lieblingsbeschäftigung des Kaisers, diese Schule selbst zu beaufsichtigen, auch wohl manchmal mitzulernen und Prüfungen zu veranstalten. Oft examinirte er selbst, wie es ja überall bekannt ist, daß er bei einem solchen Examen die Fleißigen zu seiner Rechten, die Faulen zur Linken stellte. Es fand sich, daß gerade die letzteren adliger Geburt waren. „Euch, meine lieben Söhne," sprach Karl mit erhobener Rechten zu den Fleißigen, „euch danke ich, ihr habt meinen Willen befolgt; fahret so fort, und ihr sollt die besten Bisthümer und Abteien erhalten." Darauf wandte er sich zorndrohenden Antlitzes zu denen, welche auf der linken Seite standen, und sprach: „Ihr Söhne der Edlen, — Weichlinge seid ihr — ihr ziehet Spiel und Müssiggang vor und verlaßt euch auf Geburt und Reichthum, aber bei Gott im Himmel, es wird euch nichts helfen!"

Unter den Männern, welche Karl den Großen bei seinen Bestrebungen im Allgemeinen, besonders aber auch bei Leitung der Hofschule unterstützten, ist Alkuin (Alwin, Albinus) besonders merkenswerth. Vermuthlich zu York geboren (735), soll er aus königlichem Blute stammen. In der Klosterschule gebildet, späterhin selbst Benedictiner, wurde er Lehrer in York und erwarb sich bald durch Gelehrsamkeit und Berufseifer ausgezeichneten Ruhm. Auf einer Sendung nach Rom (772) wurde er dem jungen Könige Karl persönlich bekannt, und da dieser den in Frankreich sehr verwahrlos'ten Unterricht zu neuem Leben erwecken wollte, so wurde Alkuin bei einer zweiten Unterhaltung zu Parma (781) von ihm aufgefordert, die Leitung aller Schulen des Reiches zu übernehmen. Alkuin sagte nach bescheidenem Bedenken unter der Bedingung zu,

daß er von seinem Bischofe und Könige entlassen werde, und da dies geschah, kam er 794 mit einigen Schülern nach Frankreich und wurde von Karl empfangen, wie ein Vater vom Sohne. Alkuin war nun die Seele aller die geistige Bildung der Völker bezweckenden Anstalten, und Karl selbst schämte sich nicht, noch von ihm Rhetorik, Dialektik und Astronomie zu erlernen. Karls Schwester und Tochter, so wie dessen Söhne und viele Vornehme wurden Schülerinnen und Schüler des vortrefflichen Lehrers. — Nachdem Alkuin acht Jahre in solcher Weise gewirkt hatte, ging er auf dringendes Verlangen des Königs Ethelred wieder nach England, und leistete auch hier seinem früheren Gönner und Freunde noch wichtige diplomatische Dienste, kehrte aber später auf Karls Ruf wieder nach Frankreich zurück. Hier verlebte er seine letzten Jahre im Kloster St. Martin zu Tours, noch immer thätig für Volksbildung und Schulen. Er starb 804 am 17. Mai. Aus seiner Schule ging auch Rhabanus Maurus hervor, den man wohl den ersten Pädagogen Deutschlands genannt hat, und der als Abt zu Fulda und später als Erzbischof von Mainz die Ehre seines Meisters wurde. Geboren zu Mainz etwa um 766, im 8. Jahre der Regierung Karls d. Gr., stammte er von angesehenen Eltern. Der Vater, Rudhard, soll früher Kriegsmann gewesen sein. Die Mutter, Adelgunde, war eine überaus fromme Frau, welche die Erziehung des vielversprechenden Knaben hauptsächlich leitete. Sie unterrichtete ihn in den Wahrheiten der Religion und in den Gegenständen, welche die Kinder jetzt in jeder Dorfschule lernen, deren Kenntniß aber damals noch zu den Seltenheiten gehörte. Die Mutter wünschte sehr, die guten Anlagen des auch körperlich kräftigen Knaben auszubilden, fürchtete aber, diese Anlagen würden ihm im Umgange mit der Welt mehr zum Verderben, als zum Heile gereichen. Darum beschloß sie, ihn einer Klosterschule zu übergeben. Der anfangs damit nicht einverstandene Vater gab endlich seine Zustimmung, und so soll der Knabe bereits im neunten Lebensjahre dem Kloster Fulda übergeben worden sein, und zwar als „puer oblatus“, d. h. als ein dem Dienste des Herrn Geweihter. Bei der Uebergabe eines solchen Kindes legte man diesem ein Weihegeschenk in die Hand, wickelte dann diese Hand in das Altartuch und versicherte eidlich vor Gott und seinen Engeln, vor den Heiligen, deren Reliquien im Altare aufbewahrt wurden, so wie vor mehreren Zeugen, man wolle niemals, weder selbst, noch durch Andere, noch durch Geld, oder auf irgend eine Weise dem Kinde Gelegenheit geben, sich diesem Stande zu entziehen und das Kloster zu verlassen. Für diejenigen, welche durch ihre Welt- und Lebensanschauungen verleitet werden möchten, den armen Knaben zu bedauern, daß er so früh schon in finstere Klostermauern eingesperrt wurde, und welche

meinen, nur in der Welt könne man Kinder erziehen und glücklich sein, scheint Rhabanus die Verse seiner Grabschrift verfaßt zu haben, welche lauten:

„Zwar aus menschlicher Schwäche nicht stets den Gesetzen gehorchend,
Liebt' ich mein Zellchen doch stets, freundlicher Raum war es mir!" —

Die Schule des Klosters Fulda fand schon unter dem Abte Sturm, einem Schüler des heil. Bonifacius, vielen Beifall und erhielt durch den Fleiß der Mönche und durch Geschenke Karls d. Gr. bald eine für die damaligen Zeiten sehr ansehnliche Bibliothek. Die wissenschaftlichen Bestrebungen unseres Rhabanus fanden daher auch mancherlei Unterstützung, und als er, vermuthlich im Jahre 802, also im 26. Lebensjahre, Alkuin's Schüler zu Tours wurde, brachte er schon eine sehr gediegene Ausbildung mit. Er verweilte bei dem großen Meister nur ein Jahr, aber dies genügte, um zwischen beiden das innigste Verhältniß anzubahnen, so daß Alkuin dem jüngeren Freunde den Beinamen Maurus gab, um damit anzudeuten, daß ihm Rhabanus das sei, was einst dem heil. Benedictus sein Lieblingsschüler, der heil. Maurus, gewesen. Nach der Rückkehr aus Tours übernahm Rhabanus die Leitung der Fuldaer Klosterschule. Nach glaubhaften Berichten hatte damals der Abt von Fulda einen Rath von zwölf der angesehensten und gelehrtesten Mönche zu seiner Seite, den er in allen wichtigen Angelegenheiten befragen konnte, ohne jedesmal den ganzen Convent zu versammeln. Sie hießen Senioren und hatten zugleich den Unterricht in der Schule zu ertheilen. Ueber ihnen stand der Magister, der seinerseits nur vom Abte abhing, und den Senioren die zu ertheilenden Unterrichtsgegenstände und die Schüler zuwies. Rhabanus scheint im Anfange dieses Amt mit einem andern Schüler Alkuin's, Namens Samuel, getheilt zu haben. Er meldete seine neue Stellung dem Freunde in Tours, und dieser schrieb ihm freundlich zurück: „Ermahne die Kleinen, welche um Dich sind, zur Keuschheit des Körpers, zum reuigen Bekenntniß ihrer Sünden, zur Ausdauer im Lernen und zu verständigem Umgange. Lehre sie die Unmäßigkeit und Eitelkeit der Welt fliehen. In ihrer Jugend sollen sie lernen, damit sie im Alter lehren können; gegen die Senioren sollen sie sich ehrerbietig benehmen und die kirchlichen Verrichtungen lieben. Trage Sorge, daß sie an Dir ein Muster haben und ermahne sie mit heiligen Worten!"

Rhabanus nahm sich auch in Allem seines Freundes Schule zum Muster. Er lehrte Grammatik, Rhetorik und Dialectik, Arithmetik und Geometrie, Dichtkunst und Musik, Astronomie, Physik, Philosophie und Theologie. Der Ruf der Schule zog nicht nur solche herbei, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten, sondern auch Weltliche, selbst aus den höchsten Ständen. Abt Eigil erhob den thätigen und gelehrten Rhabanus zum Magister der

Schulen, und bald wurde die Zahl der Schüler aus allen Gegenden so groß, daß man eine Trennung durchführen mußte, welche bereits Alkuin empfohlen hatte. Um nämlich die Ruhe und die Einsamkeit des Klosters nicht zu stören, fand man es für nöthig, nur diejenigen Zöglinge innerhalb des Klosters zu unterrichten, welche zum geistlichen Stande bestimmt waren. Die übrigen Zöglinge, welche sich für die Welt bestimmt hatten, erhielten ein Gebäude außerhalb der Clausur. Rhabanus war glücklich bei diesem Umschwunge der Dinge und widmete sich bald nur noch dem Unterrichte derjenigen Schüler, welche sich für den geistlichen Stand bestimmten. Viele, die schon die heil. Weihen erhalten hatten, und nicht mehr selbst zu seinen Füßen sitzen konnten, suchten sich wenigstens durch mündliche und schriftliche Anfragen Rath zu holen, und Rhabanus war Allen unermüdet und mit Herzensfreude dienstbar. Seine Mußestunden widmete er der Ausarbeitung verschiedener Schriften, unter denen wir nur das Lob des heil. Kreuzes, die Unterweisung der Cleriker und die Schrift über die Zeitrechnung und den Commentar zum Evangelium des heil. Matthäus nennen wollen. Im Jahre 822 wurde Rhabanus zum Abte des Klosters erwählt, im Jahre 847 auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz befördert. Auch hier entwickelte er nach allen Seiten hin die größte Thätigkeit, bekämpfte Irrlehren und wirkte durch Wort und Schrift. Rhabanus starb 856 auf seiner Villa zu Winkel im Rheingau, wo bis auf den heutigen Tag sein Andenken fortlebt und seine Wohnung gezeigt wird.

Unter den vielen Schülern des Rhabanus Maurus erwähnen wir nur Walafried Strabo (der Schielende), geboren 806 in Allemanien. Er wurde im Knabenalter in die Klosterschule zu Reichenau im Bodensee aufgenommen, und nachdem er sich dort durch Fleiß, Sittsamkeit und Talent ausgezeichnet hatte, nach Fulda geschickt, wo er sich unter dem heil. Rhabanus zum Lehramte vorbereitete. Später wurde er Lehrer an der Klosterschule zu Reichenau und 842 Abt des Klosters. Leider bekleidete er diese Würde nur sieben Jahre, denn er starb schon 849.

Walafried Strabo hat über seine Studien in Reichenau ein Tagebuch geführt, welches in der neueren Zeit aufgefunden und veröffentlicht worden ist. Es liefert ein so lebendiges und frisches Bild des damaligen Unterrichts- und Erziehungswesens in den Klosterschulen, daß wir es unseren Lesern nicht vorenthalten können und in einem besonderen Abschnitte folgen lassen.

Walafried Strabo's Studien und die Studieneinrichtung im Kloster Reichenau*).

Ich war, erzählt Walafried, völlig unwissend und staunte sehr, als ich die großen Klostergebäude sah, in denen ich von nun an wohnen durfte; ich war erfreut, die Menge von Kameraden und Spielgenossen zu sehen, die mich freundlich bewillkommten. Uebrigens habe auch ich denselben manche Freude gemacht, indem mir Alles neu und ungewohnt vorkam, weswegen ich oft linkisch und ungeschickt oder zur Unzeit nachahmte, was ich Andere thun sah.

Allein schon nach wenigen Tagen fand ich mich besser zurecht, und kaum hatte ich in die gemeinsame Ordnung mich fügen gelernt, so überwies mich der Scholastikus Grimald einem der Meister, bei welchem ich lesen lernen sollte. Ich war da nicht allein, sondern es waren noch mehrere Knaben meines Alters bei ihm, vornehmen wie geringen Standes, welche aber alle schon weiter vorgerückt waren, als ich. Die gütige Nachhülfe meines Lehrers und der Ehrgeiz trieben mich wechselweise an, dieser Beschäftigung mit Eifer obzuliegen, und nach einigen Wochen hatte ich es so weit gebracht, daß ich nicht nur dasjenige, was man mir auf meine Wachstafel schrieb, sondern auch das lateinische Buch, welches mir gegeben wurde, mit einiger Geläufigkeit lesen konnte. Darauf bekam ich ein deutsches Büchlein, das mir zwar beim Lesen mehr Mühe kostete, aber dafür eine herzliche Freude machte. Denn wenn ich etwas gelesen hatte, verstand ich es auch, was beim Lateinischen nicht der Fall gewesen war, so daß ich mich anfänglich sehr verwunderte, wie man lesen und das Gelesene zugleich verstehen könne.

Im Herbste, zur Zeit der Obstlese, war mehrere Tage keine Schule; wir fuhren mit unserem Lehrer nach Herzenslust auf dem See oder lasen Aepfel unter den reichbeladenen Bäumen auf, welche das Kloster umgaben. Als diese Freudentage vorüber waren, mußte

---

*) Entnommen aus dem Jahresberichte über die Erziehungsanstalt des Benedictiner-Stiftes Maria Einsiedeln von 1856—57.

ich anfangen, die Buchstaben, welche ich nun kennen und verbinden gelernt hatte, auf meiner Wachstafel nachzuzeichnen, ein Geschäft, das mir nicht recht zusagen wollte. In meiner Langenweile verfiel ich auf manche andere Dinge, und neckte meine Kameraden, was mir Verweise und manchmal auch Schläge zuzog. Indessen lernte ich die Schreibkunst den Winter hindurch und kam im Frühjahr 816, in meinem zehnten Lebensjahre, zum Lehrer der Grammatik, zu Magister Gerard.

Jahr 816. — Das erste, was ich da thun mußte, war, daß ich einige lateinische Redensarten auswendig lernte, um mich auf Latein mit meinen Kameraden verständigen zu können. Die meisten von meinen Mitschülern waren schon weit vorgerückt, die einen im zweiten, die andern im dritten und vierten Jahre der Grammatik. Sie mußten deshalb, die Erholungszeit ausgenommen, immer lateinisch mit einander reden, uns Anfängern dagegen war es verstattet, uns, so weit es nöthig war, deutsch mit einander zu verständigen. Nach einiger Zeit wurde mir die Grammatik des Donatus in die Hand gegeben und ein älterer Schüler beauftragt, mich darüber so lange abzufragen, bis ich alle acht Wortarten und die Regeln über deren Abwandlung im Gedächtniß hätte. Die ersten paar Stunden gab sich der Lehrer selbst die Mühe, mir zu zeigen, wie ich beim Lernen dieser Wörter und Redeformen verfahren müsse; später jedoch kam er nur am Ende der Lehrstunden, um meinen Meister zu fragen, wie ich meine Sache gemacht hätte. Dieser konnte nun freilich nur zufrieden sein mit den Fortschritten, die ich im Donat machte; ich wußte alle die Fragen und Antworten jederzeit genau, allein ich fand nebenbei noch Zeit, allerlei Possen zu treiben, und meine Kameraden dadurch zu stören. Ich wußte nämlich, daß mich der Schüler, der uns lehrte, nicht schlagen durfte und mich zu sehr liebte, um am Ende der Schulstunde dem Lehrer Anzeige zu machen. Zuweilen aber geschah es, daß ich die Sache so weit trieb, daß auch diejenigen, welche in einer anderen Abtheilung des Saales die zweite und dritte Grammatik studirten, es bemerkten und durch ihr Lachen den Lehrer, der sich mit ihnen beschäftigte, aufmerksam machten. Das erste Mal kam ich mit einem scharfen, ernsten Blicke davon, das zweite Mal trat er zu mir und fragte, ob ich denn so gar vergeßlich sei, oder drohete mir mit erhobenem Zeigefinger; wenn aber das Alles nicht half, so ließ er mir eine Portion meines Mittagsmahles zurückbehalten oder nahm die Ruthe von der Wand herunter*).

---

*) Die Ruthe war in jener Zeit das allgemeinste Strafinstrument, und auch der Reichste und Vornehmste mußte sie fühlen. Auch der berühmte Robert von Sorbonne zu Paris, der Stifter des berühmten theologischen Collegiums der Sorbonne (1250) schreibt noch den Gebrauch

Jeden Nachmittag mußten wir die Regeln anwenden lernen, die wir des Morgens dem Gedächtnisse eingeprägt hatten. Der Schüler, oder auch manchmal der Lehrer, sagte uns deutsch größere und kleinere Sätze vor, die wir sogleich lateinisch auf unsere Wachstafel schreiben mußten; die Wörter waren uns theils aus dem Donat oder aus den täglichen Gesprächen bekannt, auch durften wir die Lehrer darum fragen. Da wir aber nach dem Gehör schrieben, ohne die Wörter zu sehen, so wurden sie von mir oft wunderlich genug geschrieben. Abends wurde uns ein Abschnitt der biblischen Geschichte erzählt, den wir jedesmal am andern Morgen wieder erzählten.

Während wir den Donat zum zweiten und dritten Male zusammen wiederholten, wurde der Kirchenbau in unserer Nähe vollendet. Zwischen unserem Schulgebäude und der Clausur erhob sich das herrliche Münster. Als ich auf die Reichenau kam, war es schon ausgebaut, nur an der vollständigen Ausschmückung des Innern arbeiteten die Brüder noch unablässig. Endlich kam der ersehnte Tag der Einweihung der prachtvollen Kirche. Unzählige Volksmassen waren herbeigeströmt zu dem Feste; schon zwei Tage zuvor war der See mit Schiffen bedeckt, auf denen mit dem Volke Herren und Ritter aus der Nähe und Ferne herbeieilten. Auch mehrere Bischöfe und Abgeordnete vom Hofe Ludwigs waren gekommen, denn der Abt war ein guter Freund Karls, seines großen Vaters gewesen. Zur Ehre Mariens, unserer lieben Frau, ward das Münster eingeweiht vom Abt und Bischof Hatto im Beisein aller Bischöfe, die in ihrem vollen Ornate an der Feier Theil nahmen. Es war ein wunderschöner Anblick: siebenhundert Brüder, hundert Zöglinge der inneren, vierhundert der äußeren Schule bildeten einen Chor, wie ich ihn noch nie gesehen und gehört hatte; und bei dem Hochamte antwortete das ganze Volk auf die Gebete des Bischofs. Da zum ersten Male in meinem Leben regte sich etwas Unnennbares in meinem Herzen, eine unendliche Wehmuth kam über mich, Gottes Größe und Güte erfüllten meine Seele, und ich faßte den Entschluß, mich ganz und ungetheilt seinem Dienste zu widmen.

Von diesem Zeitpunkte ab war ich ernster und stiller in meinem ganzen Wesen, worüber meine Lehrer, besonders Dominus Grimald, sich freuten und alle meine Mitschüler sich verwunderten. Abt Hatto

---

des Stockes in den Schulen ausdrücklich vor, sowohl gegen die Schüler selbst, als auch gegen die unteren Lehrer (parvi magistri) an den niederen Schulen, wenn der Vorsteher (magnus magister) an jedem Sonnabend die Schüler prüfe und finde, daß sie von den Unterlehrern schlecht unterrichtet seien. Selbst die Studenten an der Universität in Paris wurden noch mit Stockprügeln bestraft. — Vergleiche Cramer's Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes in den Niederlanden, Seite 118.

wollte, bevor er auf seinen bischöflichen Sitz nach Basel zurückkehrte, unseren Schulprüfungen beiwohnen. Er war mit meinen Antworten besonders zufrieden, ich redete mit kindlichem Zutrauen zu dem hohen und freundlichen Manne, den ich vor einigen Tagen so groß und herrlich in Mitte der Bischöfe, Grafen und Ritter gesehen hatte, und der nun als gütiger Vater in unserer Mitte saß. Er empfahl mich dem Dominus Grimald zur besonderen Obsorge.

Jahr 817. — Den folgenden Winter hindurch beschäftigte uns der zweite Theil der Grammatik, die Rechtschreibekunst, und von jetzt an mußten auch wir immer Latein sprechen, wobei freilich Manches zum Vorschein kam, das zu großer Erheiterung unserer Lehrer und Mitschüler diente. Jeden Tag wurde uns ein Abschnitt des Psalters gelesen, wir schrieben ihn auf unsere Wachstafeln, dann mußte Jeder die Schreibfehler seines Nachbars verbessern, einer von denjenigen, welche das vierte Jahr Grammatik studirten, mußte dann die Arbeiten durchsehen. Hierauf wurde Wort für Wort durchgegangen und Alles erklärt, und am andern Morgen mußten wir den Abschnitt auswendig lernen. Auf diese Weise prägten wir im Laufe des Winters und nachfolgenden Sommers den ganzen Psalter unserem Gedächtnisse ein. Von nun an durften wir gleich den anderen Zöglingen am Chorgesange der Brüder Theil nehmen. Jedoch war dies für uns, die Zöglinge der äußeren Schule, nur an Sonn- und Festtagen der Fall, während diejenigen der inneren Schule, gleich den Brüdern selbst und mit ihnen, in 24 Abtheilungen wechselweise den ganzen Tag das Lob Gottes sangen. Sie durften im Chore selbst stehen, wir dagegen hatten demselben zunächst unseren Platz, weil wir das Ordenskleid nicht trugen und Niemand ohne dasselbe weder das Chor noch die Clausur betreten darf.

Jahr 818. — In diesem Jahre ward auch der erste Weinstock auf der Insel gepflanzt, und als wir unsere Prüfungen in Gegenwart des Dominus Erlebald, der die innere Schule leitete, wohl bestanden hatten, durften wir die ersten Trauben verkosten. Mit neuer Lust gingen wir an die Lesung Alkuins und der Distichen Catos, die es nothwendig machten, daß wir nun die Metrik erlernten; ich bekam ein Exemplar, in welchem die Grammatik Alkuins und die Metrik Bedas bei einander waren. Andere bekamen die Metrik Victorins, wobei wir uns selbst in Gegenwart der Lehrer über die Regeln der Prosodie und später auch der Verskunst mit einander zu besprechen hatten. An den Gedichten Prospers und Juvencus, so wie an denjenigen des Sedulius, die wir je zwei und zwei zusammen lasen, prüften und erprobten wir unsere Regeln und unser Gedächtniß, und legten der Reihe nach in den Abendstunden dem Lehrer darüber Rechenschaft ab. Zur Uebung

des Gedächtnisses mußten wir die Hymnen der kirchlichen Tag- und Festzeiten auswendig lernen, die uns übrigens durch die öftere Wiederholung theilweise schon geläufig waren. Auch wurden wir vom Sommer an gleich den übrigen der Reihe nach beauftragt, am Tische zu lesen, wozu wir uns, anfänglich unter der Leitung eines älteren Schülers, vorbereiteten. Hiebei überkam mich zum ersten Male das Gefühl der Bangigkeit, weshalb ich viele Fehler machte und vom Corrector, der auch nicht das Geringste ungerügt durchgehen ließ, so oft zurechtgewiesen wurde, daß ich beinahe den Muth verlor. Gerade in dieser Zeit verloren wir den Vorstand unserer Schule, Dominus Grimald, welcher zugleich mit Dominus Tatto, der ebenfalls zur Zahl unserer Lehrer gehörte, vom Abt Hatto in das Kloster Aniane gesendet wurde; bei seiner Abreise verfaßte ich meinen ersten lateinischen Brief, in welchem ich ihm meine kindliche Liebe und Dankbarkeit aussprach, und den ich mit einem mühsam zusammengestoppelten Distichon beschloß. Er schenkte mir eine Abschrift der Eklogen Virgils, die ich in meinen Mußestunden immer und immer wieder durchlas und studirte. Vorstand der Schule wurde nun W a t i n, der Bruder Grimalds, und blieb es bis zu seinem Tode, dessen merkwürdige Umstände ich, wie ich später sagen werde, in Hexametern beschrieben habe.

Jahr 819. — Um unsere grammatischen Studien zu vervollständigen, wurden wir beauftragt, den Winter hindurch in der nämlichen Weise die neueingetretenen Schüler in der Sprach- und Schreiblehre zu unterrichten, wie Andere früher an uns gethan hatten. Diesem Geschäfte unterzog ich mich mit ebenso viel Liebe als Erfolg und erwarb mir dadurch die Zuneigung Watins in hohem Maße. Gleichzeitig machte uns Meister Gerard, der Lehrer der Grammatik, mit den Figuren und Tropen der Rede bekannt, wobei er uns dieselben zuerst in der heiligen Schrift nachwies und nachher verlangte, daß wir ihm aus den Dichtern, die wir bereits gelesen, sowie aus Statius und Lukan, die wir jetzt lasen, Seitenstücke und Beispiele dazu vorzeigten. Diejenigen aus uns, welche zur Unterweisung Anderer weder Beruf noch Anlage fühlten, beschäftigten sich nach Anleitung des Lehrers mit Abschreiben von Grammatiken Priszians, Marius Victorinus und Cassiodors, oder übten sich in Anfertigung lateinischer und deutscher Sätze, die dem täglichen Leben, der biblischen Geschichte oder den gelesenen Schriftstellern entnommen waren. Hiebei konnten wir das Wörterbuch der Synonymen benutzen, welches Magister Gerard unterdessen für uns ausgearbeitet hatte, und das uns auch beim Versemachen die trefflichsten Dienste leistete.

Unter derartigen Beschäftigungen kam die Zeit heran, wo alle diejenigen, welche aus der Grammatik in die Rhetorik übergingen,

32 an der Zahl, durch die Schlußprüfungen dazu befähigt werden sollten. Wir wiederholten daher Ende Sommers mit unserm Lehrer die drei Theile der Grammatik: die Etymologie, die Orthographie und die Metrik, so wie auch die Lehre von den Figuren und Tropen. Am bestimmten Tage kam Dominus Erlebald mit den übrigen Lehrern der inneren Schule in den großen Saal unseres Gebäudes und stellte selbst an jeden von uns mehrere Fragen über die Fächer, die wir studirt, und über die Schriftsteller, die wir gelesen hatten. Aus letztern mußten wir für jede Regel Beläge geben. Auch über die Erzählungen aus der biblischen Geschichte alten und neuen Testamentes, die wir diese vier Jahre hindurch gehört hatten, so wie über deren Sinn und Bedeutung wurde von uns Rechenschaft verlangt. Diejenigen, welche in irgend einem Punkte zurückgeblieben waren, wurden angewiesen, sich darüber noch genauer unterrichten zu lassen, und diejenigen, welche einige Gleichgültigkeit oder Nachlässigkeit gezeigt hatten, erhielten von Dominus Erlebald, der uns damals als ein überaus ernster und strenger Mann erschien, eine scharfe Rüge. Nicht alle von meinen Mitschülern traten jedoch mit uns in die Rhetorik über; manche junge Adelige gingen nach Hause, oder wurden von ihren Eltern abgeholt, um als Knappen die ritterlichen Künste zu erlernen, zu denen in der Klosterschule keine Anleitung geboten war. Denn wenn wir auch jeden Tag Ritter und Grafen in dem Gastgebäude neben uns absteigen sahen, so kamen wir doch in gar keinen Verkehr mit ihnen, nur die Geistlichen und Bischöfe kamen zuweilen in unser Zimmer, um uns zu prüfen oder sich an unsern fröhlichen Spielen zu erfreuen. Ich erinnere mich noch immer, wie sehr ich mich beschämt fühlte, als ich bei einem in Gegenwart eines Bischofs angestellten Wettlaufe zu Boden stürzte und dafür noch ausgelacht wurde. Seit diesem Tage gefiel mir diese Erholungsweise nicht mehr, und ich beschäftigte mich lieber mit dem Würfel- und Stockspiel.

Während der Erholungstage, die uns dies Jahr durch kleine Ausflüge auf die dem Kloster zugehörigen Maierhöfe noch angenehmer wurden, kamen zu unserer großen Freude auch die beiden Lehrer Dominus Grimald und Dominus Tatto wieder in die Reichenau zurück. Ersterer wurde beauftragt, in der Klosterordnung diejenigen Reformen einzuleiten, die er vermöge seiner in Aniane gemachten Erfahrungen nothwendig erachtete; Tatto dagegen übernahm es, uns in die Geheimnisse der Rhetorik einzuweihen.

Jahr 820. — Am Gedächtnißtage des heiligen Pirminius, unseres heiligen Stifters und ersten Abtes (den 3. November) begannen wir unsere rhetorischen Studien. Unser Lehrbuch war Cassiodor, der den meisten von uns schon bekannt war, weil man uns schon in der Grammatik seine auf das Fach bezüglichen Schriften

gegeben und zur Lectüre empfohlen hatte. Nebstdem erklärten und lasen wir in der Schule die rhetorischen Schriften Ciceros; die Lesung Quinctilians dagegen wurde Jedem freigestellt. Bis dahin hatten wir außer einigen kleineren Briefen keine Aufsätze zu machen gehabt, jetzt aber mußten wir beinahe jeden Tag die verschiedenen Arten von Redeformen, wie sie im Lehrbuche zur Sprache kommen, ausführen lernen. Diese Arbeiten beschäftigten uns den ganzen Winter hindurch. Im Frühlinge begann das Studium der Geschichte, in der wir bereits aus dem Martyrologium, durch die Tischlesung und durch das Gespräch mit unseren Lehrern einige Kenntniß erworben hatten. Das Chronikon Beda's wurde dabei zu Grunde gelegt, und uns zum Nachschlagen das Buch gegeben, in welchem der Bibliothekar Reginbert die Chroniken des Eusebius von Cäsarea, des heil. Hieronymus, Prospers, Cassiodor's, der Bischöfe Jornandes und Mellitus hatte zusammenschreiben lassen. Hiezu lasen wir in der Schule zuerst den Sallust, später den Titus Livius, in welchem wir überdies die rhetorischen Regeln und Formen nachzuweisen hatten. Ich las in dieser Zeit auf Tatto's Anrathen auch den Dialog Alkuins von der Rhetorik und den Tugenden, den er uns mitgebracht hatte, und fand darin ebenso viel Belehrung als Vergnügen.

Zur Abwechselung erklärten wir einige Stücke aus Virgil's Aeneide, so wie aus Prudentius und Fortunat, und fertigten von Zeit zu Zeit selbst kleinere lateinische Gedichte. Zu letzterm jedoch wurden nicht alle verpflichtet; ich dagegen that es mit solcher Lust, daß ich oftmals darüber die anderen Arbeiten versäumte. Endlich mußte sich jeder von uns eine der Chroniken abschreiben, um sie später vorkommenden Falles immer bei der Hand zu haben.

Jahr 821. — Den nächstfolgenden Winter hindurch beschäftigte uns unter Tatto's Leitung die Dialektik; er unterwies uns in derselben nach der Schrift Alkuin's, welche er aus Frankreich mitgebracht hatte; weil aber von ihr einstweilen nur eine einzige Abschrift vorhanden war, so wurde uns Cassiodor und die Einleitung des Porphyrius, später auch Boethius und Beda's Schrift über die Dialektik des Aristoteles in die Hand gegeben. Wir mußten nun abwechselnd über die verschiedenen Gegenstände der Dialektik mit einander Besprechungen halten. Besonders liebte es Tatto, einen jeden von uns über den nämlichen Gegenstand seine eigene Definition machen und dann die Richtigkeit derselben gegen die Angriffe der Gegner vertheidigen zu lassen. Wenn wir dabei in zu große Hitze geriethen, so wurde die Disputation gleich abgebrochen und durfte erst des andern Tags wieder fortgesetzt werden. Ich fand am meisten Gefallen an der Logik und beschäftigte mich häufig damit, zu den Belegstellen, welche Alkuin aus

Virgil's Gedichten anführte, noch andere zu suchen, wozu mich Tatto besonders ermunterte. Denn die Lesung der Dichter sowohl, als das Studium der Geschichte wurde fortgesetzt und jede Woche wurde von Jedem an dem dafür bestimmten Tage über beides Rechenschaft abgelegt.

Den Sommer hindurch machte uns Tatto mit den Gesetzessammlungen bekannt, welche uns in das wirkliche Leben einführen und den reichsten Stoff zu unseren dialektischen und rhetorischen Uebungen bieten sollten. Manche von uns, welche sich in der Dialektik nicht zurecht finden konnten, hatten diese Sammlungen schon früher zur Hand genommen, und die Gesetzbücher des Theodosius, der salischen und ripuarischen Franken, so wie der Longobarden fleißig durchblättert. Nun wurden dieselben noch einmal von allen durchgegangen, wobei uns Tatto aus seiner reichen Erfahrung die herrlichsten Erläuterungen mittheilte. Er hatte seine Jugendzeit in der kaiserlichen Pfalz zugebracht und war daher unerschöpflich an Thatsachen aller Art, womit er uns Alles anschaulich machen und zugleich weise Rathschläge für die Zukunft daran knüpfen konnte. Unter den vielen Geistlichen und Bischöfen, welche diesen Sommer unsere Schule in Augenschein nahmen, war auch Thegan, Chorbischof*) von Trier, ein alter Freund unseres Abtes Hatto, der beinahe jedes zweite oder dritte Jahr einmal die Reichenau besuchte.

Jahr 822. — Der ganze Winter wurde nun zur Einübung der Regeln verwendet, die wir in den letzten zwei Jahren über Rhetorik und Dialektik gehört und unserem Gedächtnisse eingeprägt hatten. Diese Uebungen waren zwiefacher Art, erst mündlich, sodann auch schriftlich. Es wurden uns aus der Geschichte, aus dem täglichen Leben oder aus den Gesetzessammlungen Stoffe zugewiesen, die wir in Reden und Gegenreden zu behandeln hatten. Dabei übten wir uns in der Kunst der Beweisführung und bildeten gleichzeitig unsere Sprache. Gewöhnlich mußten wir dem Lehrer zuerst unsere Beweise in streng dialektischer Form vorlegen, und hierauf sie mit dem rhetorischen Gewande umkleiden, wobei nicht selten verlangt wurde, daß wir das Nämliche auf sechs bis sieben, ja oft noch mehr verschiedene Arten gleich gut auszudrücken wußten. Auch Lebensgeschichten von Heiligen mußten wir manchmal frei nacherzählen oder auch Characterschilderungen und Lobreden schreiben und vortragen. Von Zeit zu Zeit machten wir auch deutsche Verse nach dem Muster der Sammlungen von

*) Chorbischöfe waren wirkliche Bischöfe, welche als Gehülfen der Stadtbischöfe solche Funktionen in den entfernteren Gegenden sehr großer Diöcesen verrichteten, zu welchen die bischöfliche Würde erforderlich war. Ohne besondere Erlaubniß des Stadtbischofs durften sie jedoch keine höheren Weihen ertheilen.

Volksliedern und Sagen, die uns Tatto vorlas. Abt Hatto war von dem großen Karl wiederholt aufgefordert worden, der deutschen Sprache an der Klosterschule mehr Geltung zu verschaffen. Diesem Auftrage gemäß gab uns Tatto nun Anleitung, zuerst deutsche Wörterbücher, sodann Uebersetzungen und Reden zu machen, und mehreren von uns gelangen die letztern sogar besser, als die lateinischen. Nur mit der Rechtschreibung kamen wir nicht zu Stande, weil sich viele deutsche Laute mit lateinischen Buchstaben nicht ausdrücken lassen und Jeder von uns je nach der Gegend, aus der er stammte, wieder seine eigene Aussprache und somit auch Schreibweise hatte. Es gelang uns deswegen weit eher, einen freien Vortrag in deutscher Sprache zu halten, als eine Uebersetzung oder einen Aufsatz nieder zu schreiben.

Mittlerweile rückte der Zeitpunkt heran, der uns in einen neuen Kreis von Lehrgegenständen hinüberführen sollte. Zuvor hatten wir jedoch eine Prüfung zu bestehen, welche durch ein uns ganz unerwartetes Ereigniß besondere Bedeutsamkeit erlangen sollte. Wir hörten nämlich, Abt Hatto, der seit meinem Geburtsjahre (806) das Kloster geleitet hatte, wolle seinen Hirtenstab in jüngere rüstigere Hände legen und die übrigen Tage seines Lebens in stiller Zelle ausschließlich dem Dienste Gottes und dem Heile seiner Seele widmen. Es war somit das letzte Mal, daß er unsern Prüfungen beiwohnte, und nachdem er uns alle über die Grammatik sowohl, als über die Rhetorik und Dialektik lateinisch und sogar einigemal hatte deutsch antworten lassen, fragte er uns: Wozu wir nun das Alles, was wir gelernt, gebrauchen wollten? „Nur im Dienste Gottes, sagte er dann, werdet ihr eure Talente und Kenntnisse zu eurem eigenen Glücke und zum Heile Anderer verwenden können. Weder Macht und Ansehen, noch Reichthum und Sinnengenuß vermögen je euren Herzen den Frieden zu geben.“

Ich verstand noch nicht, was er damit sagen wollte, als ich aber am folgenden Tage sah, wie der Greis im Chore des Münsters herunterstieg von seinem Thronsessel, Erlebald's Hand ergriff, ihn hinaufführte, den Stab und die Mitra ihm übergab unter lautem Weinen und Schluchzen aller Anwesenden, und dann zurücktrat in die Reihen seiner Brüder, freudigen Blickes und mit heiterem, fröhlichem Antlitze, und als ich den strengen Erlebald weinen sah — da wurde es Licht in meiner Seele, und ich erkannte die Nichtigkeit alles Irdischen, wie noch nie, und ich fühlte in mir die Kraft zu ähnlicher Entsagung und zu gleichem Opfer. Und wenn ich nachher oftmals am späten Abend in unserem Garten saß bei meinen Mitzöglingen, und wenn sie von ihren Burgen und Schlössern sprachen, und von den herrlichen Palästen der Fürsten und Herzöge, und von den glänzenden Festen und Turnieren, da

blickte ich indessen schweigend hinaus auf die ruhige Fläche des Sees, in welcher die stille Mondsichel oder der flimmernde Abendstern sich spiegelte und dachte an Gott, an den Gott meines Herzens, und die Abschiedsworte des greisen Abtes ertönten wieder in meiner Seele. Einige von uns hatten auf diese Feier Gedichte gemacht und sie beim Mahle unter Begleitung von Musik und Gesang vorgetragen, und Tatto beschloß nun, sie Thegan, dem Landbischof von Trier, zuzusenden, dem wir schon bei seiner Anwesenheit im Herbste eine solche Sendung hatten versprechen müssen. Wir thaten es jetzt um so lieber, da wir ihn als einen alten, innigen Freund unseres theueren Abtes Hatto kannten, und ich schrieb dazu im Auftrage meines Lehrers eine kleine briefliche Einleitung, welche Thegan in Versen erwiderte, worauf wir unsern poetischen Verkehr und Briefwechsel bis an seinen jüngst erfolgten Tod fortsetzten. In ein ähnliches Verhältniß kam ich um diese Zeit ebenfalls durch Tatto's Vermittelung zu Agobard, dem Erzbischof von Lyon, dem ich bei seinem Besuche vor zwei Jahren schon unverdienter Weise genannt worden war; auch an ihn schickte ich einen Brief in Hexametern, der die wohlwollendste Aufnahme fand. Das Alles trug dazu bei, mich mit einer beinahe leidenschaftlichen Liebe nicht bloß für die Dichtkunst, sondern auch für die Wissenschaft zu erfüllen. Mit solchen Gesinnungen begann ich nun im Sommer 822 unter Tatto's Leitung das Studium der Arithmetik; zuerst erklärte er uns die Bücher des Consul Manlius Boethius über die verschiedenen Arten und Eintheilungen, so wie über die Bedeutung der Zahlen; dann lernten wir das Rechnen mit den Fingern und den Gebrauch des Abakus (Rechentisch) nach den Büchern, welche Beda und Boethius darüber geschrieben haben.

Die Zeiteintheilungen der Hebräer, Griechen und Römer, sowie die Anleitung zur Berechnung des Kalenders, der goldenen Zahl, der Epakten, der Indiktion, nahmen unsere Zeit sowohl, als unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch. Zur Abwechselung und Unterhaltung lösten wir die mathematischen Räthsel, welche Alkuin für den großen Karl gefertigt hat. Ich versuchte es späterhin selbst, dergleichen Räthsel zu entwerfen und habe mehrere derselben in Hexametern ausgearbeitet. Viele vermochten nicht allen diesen Berechnungen zu folgen, und bevor wir zu der Geometrie übergingen, traten diejenigen aus, welche sich fortan dem Studium der Medizin, der Rechtswissenschaften oder den Künsten der Malerei und Bildhauerei widmen wollten. Letztere wurden im nächsten Frühlinge den Brüdern übergeben, welche auf einer andern Seite des Klosters ihre Werkstätten hatten, und bei denen sie dann zwei oder auch mehrere Jahre verblieben. Diejenigen aber, welche die Arzneikunde erlernen wollten, erhielten von jetzt an ihren Unterricht von

Dominus Richram, der jenseits der Abtwohnung in einem eigenen Gebäude wohnte, den Garten der Heilkräuter mit Sorgfalt pflegte, mit besonderem Geschick die Tränke und Balsame zu bereiten und, von einigen Brüdern unterstützt, die Kranken zu besorgen verstand.

Jahr 823. — Nach dieser Trennung waren wir noch etwa zwanzig an der Zahl und setzten unsere Studien nach Boethius fort; zunächst beschäftigten uns seine drei Bücher über die Geometrie, wozu wir überdies eine Sammlung mehrerer anderer geometrischer Schriften benutzen konnten. Nachdem wir die Figuren und deren Eigenschaften kennen gelernt hatten, mußten wir selbst ähnliche entwerfen und bestimmen lernen. Auch nahmen wir späterhin Vermessungen von Linien, Flächen und Körpern vor, und maßen nicht nur die Grundstücke des Klosters und deren Entfernungen auf der Insel, sondern auch die Höhe der Gebäude und Thürme.

Unsere Hauptbeschäftigung war es, die Erde und ihre verschiedenen Theile, Länder und Meere nach ihrer Beschaffenheit, ihren Erzeugnissen in Steinen, Metallen, Pflanzen und Thieren kennen zu lernen. Zwar hatten wir bereits in der Geschichte mannigfache Kenntnisse auch hierüber erhalten, jetzt aber wurden dieselben tiefer begründet, durch Berechnungen nachgewiesen und aus ihren Ursachen erklärt.

Die Schriftsteller, welche uns hierbei dienten, waren das Itinerarium Antonins, die Kosmographie des Ethikus, die Schriften Beda's über diese Gegenstände, so wie das Werk des h. Isidor. Am meisten Freude gewährten uns die Karten und Figuren, mit denen wir reichlich versehen waren, und es geschah oft, daß wir während der Erholungszeit die Umrisse der Länder und Erdtheile, die Erdfläche, ihre Zonen, Flüsse und Gebirgszüge im Sande unseres Spielplatzes in größerem Maßstabe zu entwerfen suchten. Alle diese Aufschlüsse über die Naturerscheinungen und ihre Ursachen waren uns höchst willkommen, und keines von allen Fächern bildete so oft den Gegenstand unserer Unterhaltungen und unserer Fragen an unseren Lehrer Dominus Tatto. Ich bewunderte oftmals die Geduld und Bereitwilligkeit, mit welcher derselbe jederzeit unsere Fragen beantwortete, und fühlte mich wunderbar angezogen durch den stillen Frieden, der in seinen Zügen lag, aus seinen Augen leuchtete und aus seinem Munde ertönte. Dieser Gottesfriede übte gewissermaßen eine Zaubergewalt über unsere gährenden Köpfe und unruhigen Herzen, und wenn es noch so stürmisch aussah bei uns, sobald er erschien oder zu uns redete, so wurde es ruhig und heiter in unserem Kreise. Auch verstand er es gar wohl, die Fähigeren unter uns durch wohlberechnete Fragen und Bemerkungen in der Demuth zu erhalten, die Schwächeren und minder Begabten dagegen durch leichtere stufenweise vorgehende Fragen zu ermuntern.

Auch Dominus Grimald war von Zeit zu Zeit zu uns gekommen, obwohl er nicht mehr unser Lehrer war, um sich von unsern Fortschritten zu überzeugen und uns aufzumuntern; allein er wurde diesen Winter nach Aachen an den Hof Kaiser Ludwigs berufen und als Erzkapellan an demselben zurückgehalten. Wir blieben, so weit es möglich war, in lebhaftem Verkehr mit ihm, und ich sandte ihm manchmal einige von meinen Gedichten. Er theilte sie den Bischöfen mit, welche sich um den Zustand unserer Schule erkundigten, und so kam es, daß ich genöthiget wurde, denselben besondere Gedichte zu übersenden. So sandte ich eines an Erzbischof Ebbo von Rheims, als er im Begriffe stand, als Missionär nach Dänemark zu gehen; ein anderes Drogo, dem ernannten Bischof von Metz, der einen so wunderbaren Glückswechsel hatte erfahren müssen. Mit Modorin, dem Bischofe von Autun, wurde ich durch seinen Neffen bekannt, der ungefähr um die nämliche Zeit mit mir seine Studien in der Reichenau begonnen und sich mir näher angeschlossen hatte. Auch an ihn habe ich später manchmal Zuschriften gerichtet.

Mit Ostern des folgenden Jahres machten wir uns an das Studium der Musik. Obwohl ich wenig Anlagen zur Ausübung dieser Kunst besitze, so war ich dennoch von einer leidenschaftlichen Liebe zu ihr eingenommen. Mit um so mehr Eifer studirte ich daher die Bücher des Boëthius und las Beda. Tatto war selbst ein berühmter Musiker und komponirte verschiedene Hymnen und Gesänge; er hielt uns ausführliche Vorträge über die Aufeinanderfolge und das gegenseitige Verhältniß der Töne und über die Gesetze der Composition. Dann erklärte er uns die Natur und den Gebrauch der verschiedenen Instrumente, die Regeln des Gesanges, die mannigfachen Tonzeichen, deren allmälige Entstehung und jetzige Bedeutung.

Beinahe jeder von uns hatte entweder den Gesang, oder auch eines der Instrumente schon in früheren Jahren spielen gelernt; der Eine spielte das Organum, welches allein zur Begleitung des Gesanges im Münster angewendet wurde, der Andere schlug die Harfe, ein Dritter blies die Flöte oder die Trompete und Posaune, Einige spielten die Deltazither oder die dreisaitige Leier; Alle erhielten der Reihe nach Anleitung dazu und verwandten einen großen Theil ihrer Zeit darauf, sich in diesem Fache vollständig auszubilden.

Ich dagegen hatte trotz wiederholter Versuche keines dieser Instrumente lernen können, obwohl ich beim Psalmengesang wohl mitzusingen wußte, und da mir viele freie Zeit übrig blieb, so verwendete ich sie anfänglich auf Versuche, mehreren Liedern eine Melodie zu geben. Dominus Tatto hatte es mir abgerathen, da ich aber nicht nachließ, ihn zu bitten, so gab er es zu, daß ich dem

Unterrichte, den er einigen Anderen darüber ertheilte, beiwohnen durfte. Ich merkte mir die Regeln genau und versuchte es auch, sie anzuwenden, was mir denn auch gelang; als mir aber der Meister das, was ich gemacht hatte, vorsingen ließ, so klang es so wunderlich und verkehrt, daß ich diesen Gelüsten für immer entsagte. Dominus Tatto machte mir nun den Vorschlag, das Griechische zu erlernen, und weil er selbst keine Zeit hatte, verwendete er sich für mich bei Dominus Wetin, daß er mir Unterricht in dieser Sprache ertheile. Dieser entsprach mit aller Bereitwilligkeit meinem Gesuche, und mehrere meiner Kameraden bekamen nun auch Lust, es mit dem Griechischen zu versuchen, allein nach zwei oder drei Wochen ließen sie den Muth sinken, so zwar, daß ich allein standhaft bei meinem Entschlusse blieb. Wetin gab sich die größte Mühe, mir das Studium leicht und angenehm zu machen. Nachdem ich mir das Hauptsächlichste der Formenlehre nach der Grammatik des Dositheus eingeprägt hatte, fing ich an, den Homer zu lesen; Dominus Grimald, der ihn besonders liebte und sogar den Namen desselben angenommen hatte, schenkte mir zu diesem Zwecke eine eigene Handschrift, die er in Aachen von einem Griechen aus Konstantinopel gekauft hatte. Uebrigens hätten wir auch sonst an Exemplaren des Homer keinen Mangel gehabt, da Abt Hatto und Erlebald vor dreizehn Jahren mehrere gekauft hatten, wie sie als Gesandte König Karl's beim griechischen Kaiser in Konstantinopel waren.

Damit brachte ich die langen Winterabende hin; ich las mit Wetin die ersten Gesänge des homerischen Gedichtes, das den Titel führt: Ilias, und Dominus Wetin ertheilte mir den Unterricht in der gleichen Weise, wie er ihn selbst mit Erlebald von dem Schotten Klemens, zu dem Hatto sie schickte, erhalten hatte. Er erzählte mir, wie dieser Klemens und sein Genosse Dungal nach Gallien zu König Karl gekommen seien. Diese beiden Männer, die des weltlichen Wissens, wie der heiligen Schriften ganz unvergleichlich kundig waren, landeten nämlich mit britannischen Handelsleuten an den Ufern von Gallien. Sie boten aber keine käuflichen Waaren zur Schau, sondern wenn die Menge kauflustig herbeikam, so war ihr Ruf: So Jemand Begehren hat nach Weisheit, der komme zu uns und empfange sie, denn sie ist bei uns zu kaufen. Daß sie dieselbe aber für Geld feil hätten, das sagten sie deshalb, weil sie sahen, daß das Volk nicht um das, was umsonst geboten würde, sondern um die theuren Waaren handelte, damit sie die Leute auf solche Weise entweder anreizten, die Weisheit, wie die übrigen Dinge einzuhandeln, oder, wie der Erfolg zeigt, durch solchen Aufruf sie zur Verwunderung und zum Erstaunen brächten. Kurz, sie riefen das so lange aus, bis es durch diejenigen, welche sich darüber

verwunderten oder sie auch für verrückt hielten, zu den Ohren des Königs Karl gelangte, der beständig große Liebe und heftiges Verlangen nach der Weisheit empfand. Er nun ließ sie eiligst vor sich fordern und fragte, ob sie denn in Wahrheit, wie er durch das Gerede vernommen, die Weisheit bei sich führten. Sie erwiderten: „Freilich haben wir sie und sind bereit, sie denen zu geben, welche im Namen des Herrn würdig danach verlangen.“ — Und da er weiter fragte, was sie dafür forderten, antworteten sie: Nur passende Orte und empfängliche Seelen und was man auf der Pilgerfahrt nicht entbehren kann, Nahrung und Kleidung.“ Da er das vernommen, freute er sich ausnehmend, und anfangs zwar behielt er Beide eine Zeit lang bei sich, nachher aber, da er zu Kriegszügen genöthiget wurde, hieß er den Einen (Klemens), den Lehrer Wetins, sich in Gallien niederlassen, und empfahl eine große Zahl mehr oder weniger vornehmer und geringer Knaben seiner Obhut, verordnete auch, daß ihnen das Nöthige, wie sie dessen bedürften, gereicht werde, und wies ihnen geeignete Wohnungen zum Obdach an; den Andern, Namens Dungal, schickte er nach Italien, und wies ihm das Kloster des hl. Augustinus bei Pavia an, damit sich dort alle, welche dazu geneigt wären, zum Lernen um ihn versammeln könnten.

Solche und ähnliche Geschichten theilte mir Wetin zur Zeit unseres Unterrichtes aus dem unerschöpflichen Reichthume seiner Lebenserfahrungen viele mit; ich ehrte und liebte ihn wie einen Vater und konnte nicht müde werden, seine Reden zu hören; allein nur zu bald sollte auch er mir entrissen werden. Am 30. Oktober dieses Jahres, Abends, fühlte er sich etwas unwohl und nahm einen Heiltrank, der aber seinen Zustand so sehr verschlimmerte, daß er am fünften Tage danach starb. In diesen fünf letzten Tagen hatte er eine Erscheinung: sein heiliger Schutzengel führte ihn durch Himmel, Hölle und Fegefeuer, und ließ ihn da wunderbare, geheimnißvolle Dinge schauen; auch gab er ihm Mahnungen und Aufträge, welche Dominus Wetin bei seinem Wiedererwachen in Gegenwart Bischofs Hatto, des Abtes Erlebald, des ehrwürdigen Seniors Thegamnar und unseres Meisters Tatto erzählte. Da ich den willkommnen Auftrag hatte, seiner zu pflegen, so war ich bei allen diesen Vorfällen zugegen und beschrieb dieselben zu Ostern des folgenden Jahres auf Bitten des Erzkaplans Grimald, welcher genauen Bericht über die Erscheinung und über den Tod seines theuren Bruders zu erhalten wünschte. Da ich Alles in diesem längeren Gedichte umständlich erzählt habe, so will ich es hier nicht wiederholen.

In meinem Schmerze schrieb ich damals an Dominus Grimald, als ich ihm das traurige Ereigniß meldete:

„Ach, was schreibe ich noch, nachdem uns der Schreiber gestorben,
Welcher bisher, unser Herz mit den Schätzen der Weisheit bereichernd,
Aller Jahrhunderte Bau zur Vollendung zu führen bestrebt war,
Aber, vom Tode erfaßt, vermochten die Hände des Künstlers
Nicht, bis zum luftigen Giebel empor diesen Tempel zu führen.
Unwerth waren wir wohl des so vortrefflichen Lehrers;
Wenn auch des Himmels Besitz ihm unbezweifelt geworden,
Zollt unser Auge ihm doch des Verlustes bittere Thränen;
War ja doch er's, der zuerst dem Samen die Furchen bereitet,
Um in die Scheunen des Herrn ihn als reichliche Ernte zu bringen
Und so als Pflüger dereinst auch den eigenen Lohn zu empfangen;
Dies war sein Wunsch, sein Gebet, seines Herzens ernste Bestrebung.
Darum beklagen wir jetzt in bitterm Schmerze den Acker,
Welchen nun plötzlich der Tod seines liebenden Pflegers beraubt hat.
Aber vor Allen geziemt es mir, dem Verwais'ten, zu jammern,
Weil ich den zärtlichen Vater verlor . . . .

Jahr 825. — Der Eindruck, den Wetins letzte Lebenstage auf mich machten, war ganz eigenthümlicher Art; es war mir, als sei ich selbst mit ihm gestorben; schon längst hatte ich den Glauben im Herzen getragen, daß ich berufen sei, in der Reichenau Gott zu dienen; der Entschluß war nun auf einmal gereift und ich bat Abt Erlebald um die Aufnahme in die Zahl der Brüder. Er fand für gut, mich zuerst das Studium der mathematischen Wissenschaften vollenden zu lassen, und so besuchte ich denn den kommenden Winter und Frühling hindurch die Vorlesungen Tatto's über Astronomie. Allein ich war mittlerweile mit anderen Gedanken beschäftiget, und so anziehend mir das Fach zu anderen Zeiten erschienen war, so wenig vermochte es jetzt meine Aufmerksamkeit zu fesseln, und ich sah mich später in Fulda genöthiget, meinen Rhabanus noch besonders in dieser Beziehung um Vervollständigung meiner Kenntnisse bitten zu müssen. Auch Dominus Tatto konnte uns jetzt nicht mehr so viel Zeit und Aufmerksamkeit schenken, als er wünschen mochte, weil er an die Stelle Wetin's treten und nun die ganze Schule leiten mußte. Immerhin erklärte er uns den Grundriß des Boethius und die Schriften Beda's über Sonnen-, Mond- und Planeten-Lauf, lehrte uns die Sternbilder, den Thierkreis, die Ursachen der Finsternisse, den Gebrauch des Astrolabs und Heroskops, der Sonnenuhr und des Tubus kennen. Auch Figuren ließ er uns zeichnen; zur Nachtzeit, wenn die Sterne glänzten, beobachtete er dieselben mit uns und hielt alle Schüler dazu an, daß sie sich den schrägen Gang der Gestirne in den verschiedenen Gegenden des Himmels sowohl beim Aufgang wie beim Niedergang bemerkten.

Wer könnte diese einfache Darstellung des Entwickelungs- und Bildungsganges eines kindlich frommen Geistes ohne Erbauung und ohne ernste Vergleichung mit der Gegenwart lesen? Mit welcher

Liebe nehmen sich die Lehrer ihrer Schüler an, und wie heiter und frisch bewegen sich Alle innerhalb ihrer Kreise. Mit Recht weist endlich der Herausgeber des Tagebuches auf zwei Punkte hin, wodurch sich diese alte Lehrmethode von unserer modernen unterscheidet, und welche der ernstesten Erwägung würdig sind. Es ist vor Allem der Grundsatz, den Schüler während einer längeren Zeit ausschließlich mit einem Gegenstande zu beschäftigen und erst, nachdem er in demselben eine gewisse Vollkommenheit erlangt, zu einem anderen überzugehen; während die moderne Schule eine Menge der verschiedenartigsten Gegenstände gleichzeitig behandelt. Der andere Punkt dieser alten Lehrmethode ist die Betheiligung der reiferen Schüler bei der Ertheilung des Unterrichtes und die weit größere durch Uebung und Disputation vermittelte Selbstthätigkeit der Schüler.

Und wie könnten wir es übersehen, in welch' einer idealen und lebensvollen Atmosphäre sich diese Knaben auf der Reichenau befanden, welche Blicke in das Leben der Kirche, des Staates, der Wissenschaft, der Kunst ihnen zu Theil wurden, mit welchen Männern sie in Berührung kamen und welche erhebende Eindrücke sie in sich aufnahmen. Wer könnte es übersehen, wie überall auch die Individualität in ihrer Berechtigung geachtet wurde, und wie das erziehliche Element niemals dem bloßen Unterrichtszwecke untergeordnet war.

Die Schulen des Mittelalters im Allgemeinen.

Die Schulen, welche nach Karls des Großen Tode (814) mehr und mehr sich verbreiteten und blühten, hatten um das Jahr 1000 einen für die damalige Zeit hohen Grad der Wissenschaftlichkeit und Allgemeinheit erreicht. Freilich waren die Deutschen der Bildung und somit den Schulen weniger geneigt, als die Italiäner, und es bedurften die ersteren von Zeit zu Zeit immerhin der Aufmunterung. Wir entnehmen dies beispielsweise aus der Thatsache, daß Wippo, der gelehrte Kapellan und Biograph Kaiser Heinrich III., um 1046 letzteren auffordert, durch eine Verordnung allen Adeligen und Wohlhabenden in Deutschland anzubefehlen, ihre Kinder in den Wissenschaften unterrichten zu lassen, wie solches in Italien gewöhnlich sei, wo die gesammte Jugend, wenn sie über die Jahre der ersten Spiele hinaus, noch in den Schulen schwitze*). An den Bischofssitzen, bei den Klöstern und Stiftern, ja selbst bei einzelnen Pfarreien waren jedoch Bildungsstätten für die Jugend, und wenn viele vorwiegend das Ziel verfolgten, wieder Geistliche heranzubilden, so galt dies doch nicht ausschließlich und war nur in besonderen Fällen mit Zwang verbunden. Manche Klosterschulen zerfielen ja, wie schon früher erwähnt worden, in zwei Abtheilungen, von welchen die eine für künftige Cleriker, die andere für Laien bestimmt war. Die Klosterschulen standen zunächst unter der Aufsicht des Abtes, die Stiftsschulen bei den Kathedralen unter der Leitung des Bischofs. Späterhin wurde die Aufsicht der Schulen an den Collegiatstiften jedoch von den vielfach beschäftigten Bischöfen einem der gelehrtesten Canoniker übertragen, welcher den Ehrennamen Scholasticus erhielt und das ganze Schulwesen regierte. Leider trat aber auch in dieser Zeit das Streben mancher Klöster hervor, sich vom Bischofe des Sprengels und insbesondere von dessen Aufsicht frei zu machen, und je mehr dies Streben Erfolg hatte, desto mehr vernachlässigten auch einige Convente die beschwerliche Pflicht, den Schulen Sorgfalt zu widmen, oder beschränkten sie nur auf

*) Vergl. Canisius: lectiones antiquae. II., p. 196, edit. prima.

die Heranbildung von Priestern für's Kloster selbst. Nachtheilig wirkte auch der Umstand, daß die Canoniker einzelner Collegiatstifte ihre vom Metzer Bischof Chrodegang eingeführte gemeinschaftliche Wohnung und Lebensweise aufgaben und für sich gesonderte Haushalte führten. Je mehr sich indessen die Städte hoben und an Verkehr und Reichthum zunahmen, desto mehr traten auch wieder eine Concurrenz und ein Wetteifer herzu, welche es nicht sobald dahin kommen ließen, daß ein erheblicher oder dauernder Verfall der Schulen eintrat. Es entstanden nämlich in einzelnen bedeutenderen Städten besondere Stadtschulen, an welchen vorerst wohl nur Geistliche unterrichteten, die keinem bestimmten Stifte oder Kloster angehörten, aber durch Liebe zur Wissenschaft und zur Jugend zum Unterrichte hingezogen wurden. Es konnte nicht ausbleiben, daß solche einzelne Schulen und Lehrer bisweilen mit den Bischöfen oder den Vorstehern der Klöster in Conflicte geriethen, wie wir dies aus einem Schreiben des Papstes Alexander III. (1159 bis 1180) sehen, welches an den Erzbischof von Rheims gerichtet ist, und diesem sagt: „er möge dem Abt daselbst bedeuten, daß er sich nicht in die Sache mischen solle, kein Abt solle einem scholasticus oder magister scholarum untersagen, einer Schule in der Stadt oder den Vorstädten vorzustehen, indem die Wissenschaft eine Gabe Gottes und das Talent etwas Freies sei!" Gerade in solchen Conflicten lag übrigens ein Antrieb, sich immer wieder für die Schulen zu interessiren und sie nicht sinken zu lassen. Einen solchen Antrieb gab ferner die Entstehung so vieler und unter einander verschiedener Mönchsorden des Mittelalters. Als die so berühmten Benedictiner in ihrer rühmlichen Thätigkeit etwas nachzulassen begannen, trat der Orden des hl. Franziskus (1215) auf, welcher durch Predigt und Unterricht mächtig auf das Volk einwirkte. Die Franziskaner legten nicht bloß in ihren Klöstern Schulen an, sondern wurden auch Lehrer an Stadtschulen, ja sie gingen selbst in die Familie und fesselten hier die Jungen und Alten durch die populäre Art ihres Vortrags und durch freundliche Milde. Als Wandelschullehrer zogen Einzelne umher, und man sah sie nicht selten in Privathäusern die Kinder um sich versammeln, um diese im Lesen, Schreiben und in der Religion zu unterweisen. Und damit der unermüdete Mönch bei seiner Wiederkunft des freundlichen Willkommens um so gewisser sein könne, unterließ er es selten, die Kinder beim Abschiede mit Heiligenbildchen zu beschenken.

In derselben Zeit enstand durch den heil. Dominikus (geboren 1170 in Castilien) auch der Dominikaner-Orden, welcher gleichfalls bestrebt war, durch Predigt und Unterricht auf das Volk und die Jugend einzuwirken, und so fehlte es nicht an Wetteifer und an Thätigkeit auf einem Gebiete, welches beider um

so mehr bedarf, als es Entsagung, Geduld und Ausdauer in hohem Grade voraussetzt.

In den Niederlanden übten später die „Brüder des gemeinsamen Lebens“ auf die Bildung und den Unterricht des Bürgerstandes einen sehr bedeutenden Einfluß aus. Der Stifter dieses Brüderordens war Gerhard Groote, geboren 1340 zu Deventer und ebendaselbst 1384 gestorben, ein Mann von zartester Gesundheit, aber ausgerüstet mit glühendem Seeleneifer. Was ihm an Gelehrsamkeit fehlte, ersetzte reichlich ein Herz, welches für das Wohl der Mitmenschen schlug. Anfangs zog er in der Diöcese Utrecht umher und predigte unter großem Zulaufe in der Landessprache. Als ihm dies jedoch erschwert, wo nicht untersagt wurde, beschränkte er seine Thätigkeit lediglich auf die Jugend, und diese Wirksamkeit lohnte bald um so mehr, als er sich bei einem früheren Aufenthalte in Paris mit wichtigen pädagogischen Schriften bekannt gemacht und dortige Schulen eifrig besucht hatte. Zunächst waren es besonders arme Schüler, welchen Groote und dessen Brüderschaft sich widmete und für deren geistige und leibliche Nahrung durch Abschreiben guter Bücher gesorgt wurde. Späterhin, als der Andrang von Schülern sich mehrte, verband sich Groote mit dem gelehrten Florentius Radewins, welcher letztere auch dem berühmten Thomas a Kempis unentgeltliches Unterkommen und Bücher verschaffte. Wie Radewins in seinem Hause einzelne arme Jünglinge vereinigte, so gründete Groote auch im Hause seines Vaters eine Zufluchtsstätte für arme Mädchen, die da gemeinschaftlich vom Unterrichte der weiblichen Jugend und von Handarbeiten lebten. Der edle Radewins ging mit Groote von dem Grundsatze aus, daß ein geringes Maß von Kenntnissen, gepaart mit Frömmigkeit und Herzenseinfalt besser sei, als große Wissenschaft ohne Tugend. Ihm galten daher auch die Armen höher, als die in Reichthum und Ueppigkeit Lebenden. Hülfsbedürftige Knaben und Jünglinge fanden stets bei ihm Unterstützung. Er beschenkte sie mit Schreibmaterialien und Büchern und sorgte eifrig für ihre geistige und sittliche Bildung. Am Tage des heil. Papstes Gregor bewirthete er immer zwölf arme Schüler, weil dieser Papst stets zwölf Arme um sich gehabt haben soll. In den Brüderhäusern, die sich bald mit ihren Schulen weithin auch nach Deutschland verbreiteten, lebten in der Regel zwanzig Brüder zusammen bei gemeinsamer Speisung und Kasse und ohne strenge Sonderung der Stände. Nur die geringere Anzahl darunter bestand aus ordentlich geweihten Priestern; alle aber bildeten eine Gemeinschaft, in welcher ein jeder nach seinen Kräften für die Zwecke des Ganzen arbeitete. Diese bestanden wesentlich in einer religiös-praktischen Bildung der Jugend und des Volkes überhaupt, weshalb auch der Gebrauch der Muttersprache entschieden hervortrat. Das

Abschreiben guter Bücher schuf Mittel zur Existenz, wie es andererseits die Bildung allgemeiner machte. Gerhard's Grundsatz war, daß Alles, was uns nicht besser mache oder vom Bösen zurückbringe, schädlich sei, und wenn er daher einerseits die Erklärung und Lesung der heiligen Schrift übte und förderte, so verwarf er anderntheils Alles, was auf äußern Schein und Glanz hinauslief oder den Egoismus und die Leidenschaften nähren konnte, weshalb ihm auch Disputationen und die Erwerbung gelehrter Grade und Würden zuwider waren. So hat diese Brüderschaft wesentlich auf das Volk gewirkt, in diesem das Bildungsbedürfniß geweckt und genährt, ohne jedoch das höhere Ziel und die religiös-sittliche Richtung zu vernachlässigen und ohne die heilsamen Schranken zu überschreiten, welche durch natürliche Begabung und Lebensverhältnisse vorgezeichnet sind.

Es wurde schon oben gesagt, daß auch in einzelnen bedeutenderen Städten Schulen gegründet worden. Dies geschah aus verschiedenen Ursachen, kam aber immer häufiger vor. So stiftete die Stadt Braunschweig eine besondere Schule, weil die Domschule zu entlegen war und die lernlustigen Knaben nicht alle fassen konnte. Der Widerstand, welchen die Geistlichen erhoben, war vergebens und wurde durch einen Vergleich beseitigt, nach welchem die neue Schule besonders nur eine Schreib- und Lese-Schule bleiben sollte. Ebenso entstanden in Hamburg, Lübeck, Breslau, Nordhausen, Leipzig, Stettin und an mehreren anderen Orten solche Stadtschulen, welche jedoch den Religionsunterricht fast immer den Geistlichen überlassen mußten, indem die Kirche bei aller Duldsamkeit gegen diese Institute streng und im richtigen Bewußtsein ihrer Aufgabe auf diesem unveräußerlichen Vorrechte bestand. Es war nichts Seltenes, daß diese Stadtschulen unter der Aufsicht und Oberleitung eines Bischofs, Collegiatstiftes oder eines hochstehenden Geistlichen blieben; allein öfters trat auch mit der Einrichtung solcher Schulen das Bestreben hervor, sie von der Leitung durch den Clerus zu befreien und lediglich der weltlichen Behörde unterzuordnen. Der Religionsunterricht war es gerade, welcher diesem Streben nach Trennung vermittelnd entgegentrat und es nur in wenigen Fällen zur vollen Lossagung kommen ließ. Gleichzeitig mit der Errichtung von Stadtschulen wirkte noch ein anderer Umstand dahin, den bisherigen, rein kirchlichen Character der Schulen zu schwächen. Es war nämlich nicht selten, daß einzelne geistliche Lehrer sich weltliche Gehülfen annahmen, anfangs nur solche, die sich späterhin dem Priesterstande widmen wollten und schon die niedern Weihen hatten, dann aber auch Laien, bei welchen diese Voraussetzung nicht gewiß war. Solche Gehülfen, öfters Kindermeister genannt, unterrichteten in den Anfängen des damaligen Wissens, besonders im Lesen,

seltener schon im Schreiben, und waren ganz vom eigentlichen Lehrer und Schulvorsteher abhängig, der sie auch nach Belieben entlassen konnte. Mit dieser Wendung der Dinge war ein Uebelstand verbunden, dessen schon hier Erwähnung geschehen muß. Während nämlich in den Klosterschulen und in allen rein kirchlichen Unterrichtsanstalten strenge Erziehung eine Hauptsache blieb und alle Unterweisung auch auf sie bezogen wurde, trat mit der größeren Verweltlichung der Schulen dieses Moment mehr und mehr zurück und das Wissen als der Hauptzweck hervor. Nach letzterem, welches sich allerdings dem Maßstabe der Beurtheilung nicht so leicht entziehen konnte, wurden das Verdienst der Schule und die Tüchtigkeit des Lehrers von den städtischen Behörden taxirt, und damit ist der Schlüssel zu der Wahrnehmung gegeben, daß schon im 12. und 13. Jahrhunderte in einzelnen Schulen Beispiele großer Zügellosigkeit und der Auflehnung gegen die Lehrer vorkamen. Von solchen städtischen weltlichen Schulen zog sich im Laufe der Zeit die Geistlichkeit mehr und mehr zurück. Die Verhältnisse mußten dahin wirken. Der Klostergeistliche fühlte sich durch die Theilnahme an dem weltlichen Institute von seiner eigentlichen Lebensgemeinschaft getrennt und das weltliche Regiment gefiel ihm um so weniger, je mehr er seinen Stand liebte und sich durch die Zwitterstellung gedrückt fühlte. In kleineren Städten, wo keine Kloster- oder Stiftsschulen, wo kein Bischofssitz war, trat übrigens die Berufung weltlicher Lehrer bisweilen als eine Nothwendigkeit hervor, der um so eher ohne Bedenken genügt werden konnte, da auch solche Lehrer meistens beabsichtigten, früher oder später in den geistlichen Stand einzutreten. Gerade in diesen kleinen Städten mochte man das Bedürfniß von Schulen wohl oft am lebhaftesten fühlen, und die Magistrate konnten dasselbe um so leichter befriedigen, als ihnen von Seiten der geistlichen Behörden keine Hindernisse in den Weg gelegt wurden, weil Zwistigkeiten mit schon bestehenden Instituten nicht zu befürchten waren. Immer aber blieb doch im Allgemeinen noch ein starkes Band zwischen Schule und Kirche. Nicht bloß, daß die entschiedene Mehrzahl der Lehrer noch immer dem geistlichen Stande angehörte, sondern es wurde auch die Inspection schon aus Rücksicht auf den Religionsunterricht den Geistlichen des Ortes überlassen und oft sogar übertragen. Manche Lehrer unterrichteten so lange, als es ihren Neigungen und Kräften entsprach, aber im Hintergrunde stand doch bei ihnen immer der Wunsch, sich später als Priester enger mit der Kirche zu verbinden, und es war natürlich, daß sie deshalb auch stets der Kirche und dem Clerus befreundet blieben. An eine fixe Besoldung des damaligen Lehrerstandes war im Ganzen genommen nicht zu denken, das Einkommen bestand in gar verschiedenen Emolumenten, unter welchen das Schulgeld zwar

oben an stand, aber doch öfters sehr unzureichend war. Es lag daher wieder nahe, daß die Lehrer ihr Einkommen durch den engsten Anschluß an die Kirche zu vermehren suchten und sich durch niedere Kirchendienste, als Cantoren und Ministranten, noch Einiges zu verdienen strebten. Waren die Lehrer zugleich Priester, so konnte dieser Zweck noch ungleich leichter erreicht werden. Wo eine Trennung zwischen Kirche und Schule eintrat, lag sie öfters mehr in der gebietenden Macht der Verhältnisse, als in absichtlicher Opposition; immer blieben die Fälle vorherrschend, wo größere oder kleinere Städte ihr Schulwesen unter die Geistlichkeit stellten. So wurde z. B. im Jahre 1283 ein Vertrag zwischen dem obersten Meister des Johanniter-Ordens zu Jerusalem und der schlesischen Stadt Leobschütz geschlossen, durch welchen die Bürgerschaft sich verpflichtete, jährlich 20 Mark Goldes zu zahlen, dem Orden zwei dem Pfarrhofe zunächst gelegene Häuser zum ewigen Eigenthum zu überlassen, den Kreuzbrüdern den Durchbruch zweier Pforten durch die Stadtmauer zu gestatten, und freie Viehhut zu gewähren. Dafür lag dem Comthur ob, die Pfarrkirche mit acht Priestern und die Schule mit einem Meister, einem Cantor und zwei Untermeistern zu versehen und die Genannten mit dem gehörigen Unterhalte zu versorgen.

Einen besonders tiefgreifenden Einfluß auf die Schulen des Mittelalters übte auch das damalige Zunftwesen der Städte aus. Alle diejenigen, welche einerlei Kunst oder Gewerbe trieben, schlossen sich aneinander und bildeten engere Vereine zur Ehre und zum Flore ihres Gewerbes, zur wechselseitigen Unterstützung und zur Abwehr unberufener Eindringlinge. Solche Vereine oder Innungen (Zünfte) wußten sich bald von den Machthabern in den Städten Genehmigung und Schutz ihrer Statuten, so wie mancherlei Privilegien zu verschaffen, mittelst welcher sie kleinere Staaten im großen Gemeinwesen bildeten. Die Theilnehmer oder Glieder solcher Vereine zerfielen in einzelne Klassen oder Grade, welche an die Abstufungen in den Ritterorden erinnern. Lehrling, Geselle und Meister hießen diese Stufen, und zu jeder derselben konnte man nur nach gewissen Prüfungen und unter gewissen Formalitäten gelangen. Dieser Innungsgeist ging auch bald auf die Schulen über, namentlich aber auf jene, welche in den Städten von den Magistraten gestiftet wurden, und welche schon hiedurch von der Kirche bald mehr, bald weniger emancipirt waren. Die städtische Behörde wählte sich einen Rector, wies diesem Wohnung und Schulzimmer an, bestimmte das Schulgeld und sonstige Emolumente und überließ hienach dem Rector die Annahme seiner nothwendigen Gehülfen. Solche führten verschiedene Namen. Der Rector, Oberschulmeister oder Magister, behielt sich den lateinischen Unterricht

der größeren Scholaren vor, der Cantor (öfters ein Priester, oder Inhaber der niederen Weihen) pflegte den Kirchengesang und ertheilte zumeist den Religionsunterricht, hiernach kamen dann die Schulgesellen, auch locati, d. i. Gemiethete, geheißen, welche der Rector nach Belieben entließ und annahm. Auch der Contract, den letzterer mit den Stadtbehörden schloß, pflegte meistens nur auf wenige Jahre zu binden, und hienach stand beiden Theilen die Erneuerung oder Auflösung des Miethsverhältnisses frei. Ein wesentlicher Punkt solcher Verträge pflegte das Gelöbniß des Oberschulmeisters zu sein, dem Magistrate zu gehorsamen und diesen als Obrigkeit anzuerkennen. Es erklärt sich diese Vorsicht aus dem Umstande, daß meistens die Rectores und Cantores, ja öfters auch noch die Schulgesellen dem geistlichen Stande angehörten oder doch in diesen einzutreten beabsichtigten, deshalb aber auch stets mit der Kirche und den kirchlichen Behörden in Verbindung bleiben wollten, und mit diesen mehr als mit dem weltlichen Scepter sympathisirten. Die Emancipation der Schule ging damals mehr von den weltlichen Behörden, als von den Mitgliedern der Schulmeisterzunft aus.

Daß das Lehrpersonal nur gemiethet war, äußerte in so fern einen sehr nachtheiligen Einfluß, als die Contracte, insbesondere die mit den Unterlehrern abgeschlossenen, gar häufig, oft aus rein persönlichen Gründen und eigennützigen Rücksichten, gekündigt wurden. Das Land wurde daher bald mit sogenannten fahrenden Schulgesellen überschwemmt, welche, gleich dem Handwerksburschen, ihre Arbeit in irgend einer städtischen Schule und daneben eine günstige Gelegenheit suchten, um sich zum Schulrector aufzuschwingen oder einem Meister so viel abzulernen, als zur Leitung einer Schule damals erfordert wurde. Mit solch' einem Wanderleben mußte gar manche Rohheit und Ausartung verbunden sein; der große Nachtheil desselben wurde jedoch wieder durch die Kirche gemildert, indem diese manchen entlassenen, manchen arbeitsmüden Schulmann wieder in ihren Schutz nahm und ihm in irgend einem Kloster oder bei irgend einem Pfarrherrn eine angemessene Beschäftigung anwies und den Lebensunterhalt sicherte. Wer in den damaligen Zeiten etwas Latein und Lesen und Schreiben konnte, fand fast in jedem Kloster ohne Schwierigkeiten Aufnahme und Beschäftigung. Ohne solche Aussichten und ohne die Beihülfe, welche fast überall die Kirche den Schulen leistete, hätte sich wohl auch viel seltener Jemand einem Stande gewidmet, der schon damals wenig zeitlichen Lohn, dagegen viele Mühe, Arbeit und Plage bot. Mancher Rector und Lehrer hätte mit seinen Emolumenten als Schulmeister rein verhungern müssen, wenn er nicht in seiner Stellung als Geistlicher durch Meßstipendien noch einen bedeutenden Zuschuß erhalten und überhaupt als Gehülfe bei mancherlei kirchlichen Verrichtungen erheblicher

Nebenverdienste sicher sein durfte. Zeigten sich doch schon damals, wie oft noch heutzutage, die wohlweisen Väter der Stadt in nichts so knauserig, als in den Ausgaben für ihre Schulen, und manche scheueten sich nicht, sogar die Reparaturen der oft höchst traurigen Schulgebäude dem Rector aufzubürden. Viele der erwähnten fahrenden Schulmeister waren übrigens eine wirkliche Landplage, denn sie schämten sich nicht der zudringlichsten Bettelei und benutzten die Unwissenheit oder den Aberglauben des Landmannes, um durch allerlei Betrügereien, als Wetterprophezeihungen, Geisterbeschwörungen, Handel mit falschen Reliquien rc. Herberge, milde Gaben und Reisegelder zu erhalten. Deshalb richtete die Kirche schon frühzeitig ihre Aufmerksamkeit auf diese vagabundirenden Schulmeister, und es existiren mehre Concilienbeschlüsse aus dem dreizehnten Jahrhunderte, wodurch sie verboten, ja sogar mit dem Banne belegt werden. Dennoch reicht dieses Unwesen bis in's sechszehnte Jahrhundert, und war durch Befehle um so weniger auszurotten, als das freie, abenteuerliche Wanderleben für jüngere Leute, selbst aus dem geistlichen Stande, stets großen Reiz behielt und durch die damaligen politischen Einrichtungen und Verhältnisse außerordentlich erleichtert wurde.

An dieses verführerische Wanderleben der Schulmeister knüpfte sich bald eine andere Sitte, welche wir gleichfalls als eine Ausartung betrachten müssen, die nur zum Verfall des Schulwesens, namentlich in erziehlicher Hinsicht, beitragen mußte. Die Reiselust des Lehrpersonals steckte auch die Jugend an. Bald ward Deutschland von einer Menge sogenannter fahrender Schüler überschwemmt. Der Ruf einzelner berühmter Lehrer, der Umstand, daß in einer Stadt Unterricht und Lebensbedürfnisse billiger als in einer anderen zu haben waren, Zwistigkeiten der Schüler mit ihren Lehrern oder den Stadtbehörden und endlich die Lust am freien, ungebundenen Leben, haben diese eigenthümliche Erscheinung des Mittelalters hervorgerufen. Eine Anzahl kleinerer, meistens unbemittelter Schüler begab sich in den Schutz irgend eines größeren, der sie führte, commandirte und sich von ihnen bedienen oder, in der Kunstsprache: präsentiren ließ. Diese kleineren Schüler, Schützen genannt, thaten in willigem Gehorsam dem größeren, welcher Bachant *) genannt wurde, Alles zu Gefallen, was er nur wollte, ja sie bettelten und stahlen für ihn. Trotz dieser Hingebung wurden sie oft genug vom Bachanten tyrannisirt und körperlich mißhandelt. Darum

*) Der Ursprung dieses Wortes ist dunkel; vielleicht kommt es vom lateinischen: bachari = schwärmen. Die Bezeichnung „Schütze" wollen Einige von „Schießen", d. i. Stehlen herleiten. Unser: ABC=Schütz hängt unzweifelhaft damit zusammen.

kam es denn, daß sich solch' Chor oft auflöste, daß die Schützen davonliefen und sich einen andern Bachanten suchten. Eine solche Rotte zog nun von Kloster zu Kloster, von Stadt zu Stadt, und wo es ihr gefiel, wo die Schule gut, oder das Leben billig, oder wo man ihr freundlich entgegen kam, da blieb sie und lernte so lange, als es ihr gefiel und die Umstände es gestatteten. Dann erhob sich der Schwarm wieder, um sich nach Monaten unruhigen Wanderlebens an einem anderen Orte niederzulassen und das alte Spiel von Neuem zu beginnen. Das höchste Ziel eines Schützen war, sich gleichfalls zu einem Bachanten aufzuschwingen, denn der letztere konnte nicht bloß commandiren, sondern er hatte auch Aussicht, späterhin selbst Schulmeister, vorerst freilich einer der Locati zu werden. Der Bachant übernahm zwar die Verpflichtung, seinen Schützen auch im Wissenschaftlichen ein Führer zu sein, man kann sich jedoch denken, daß damit in der Regel nur wenig genützt wurde, und daß schon durch das wilde, unstäte Wanderleben jedes derartige Streben gehemmt war, selbst wenn die eigene Unwissenheit und Unlust des Meisters nicht in Anschlag gebracht werden. Unseren jetzigen Verhältnissen und Lebensanschauungen ist solch' ein vagabundirendes Schulmeisterthum so fremd, daß wir dessen Existenz und Dauer kaum begreifen mögen; allein die ganze Erscheinung erklärt sich zunächst durch die vorhandene große Anzahl der Klöster und deren Gastfreundschaft. Fast in jedem Kloster fand der Bachant mit seinen Schützen gastliche Aufnahme, zumal da er sofort bereit war, bei allen gottesdienstlichen Verrichtungen zu helfen und namentlich beim Gesange mitzuwirken. Bei großen Kirchenfesten, Prozessionen, Wallfahrten 2c. leistete ein solcher Besuch oft sehr willkommene Dienste. Aber auch die Städte nahmen den Bachanten mit seinen Schützen zumeist freundlich auf, und manche Magistrate hatten sogar eigene Herbergen und Krankenhäuser für solche Wanderer gestiftet. Jeder Zuzug lieferte ja einen Beweis, daß der Ruf der Schule oder das Lob der guten Stadt bereits weithin erschollen war, und die Bachanten wußten solche Regungen der Eitelkeit trefflich zu ihrem Vortheile auszubeuten. Daß dieses Bachantenunwesen auf's Höchste ausartete, oft die besten Talente und Kräfte verdarb, bedarf kaum der Erwähnung. Namentlich litt auch die erziehliche Wirksamkeit der Schulen darunter. Bestehende Sitte und Ordnung wurden oft verdorben und aufgehoben, wenn solch' ein wilder Schwarm einbrach und mit seiner Rohheit und Ungebundenheit die übrigen ansteckte. Jeder geregelte Unterrichtsgang, jede Klasseneintheilung wurde durch den ewigen Wechsel der Schüler vereitelt, und es gehörte eine große Liebe zur Sache, ein wahrhaft heiliger Eifer dazu, um unter solchen Umständen dem Berufe treu zu bleiben und nicht zu ermüden. Es kam nicht sehr selten vor, daß Bachanten mit ihren Schützen in

hellen Haufen und unter allerlei Unfug eine Stadt und Schule verließen, weil einer ihres Gelichters nach ihrer Meinung zu stark oder unverdient gezüchtiget worden war. In solchem Falle hatten die Lehrer oft noch von ihrer Schulbehörde Vorwürfe wegen der plötzlichen Entvölkerung der Schulen zu gewärtigen. Erst mit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts verlor sich dieses Bachantenwesen, nachdem schon vor der Kirchenspaltung der katholische Clerus dagegen gewirkt und es vielfach verboten hatte. Im protestantischen Theile Deutschlands hielt es sich noch am längsten.

Es drängt sich hienach die Frage auf, was denn eigentlich in den Schulen der damaligen Zeit gelehrt und gelernt wurde? In den niedrigsten Anstalten beschränkte man sich nur auf's Lesen und Schreiben (Schreibschulen) und auf eine summarische Kenntniß der wichtigsten Religionswahrheiten. Hatte die Schule ein höheres Ziel, beabsichtigte sie namentlich auch die Vorbildung für den geistlichen Stand, so war das Lateinische der Hauptgegenstand. Man erlernte es meistens aus dem Donatus, einer Grammatik aus dem vierten Jahrhunderte, oder aus einer Grammatik des Franziskaner-Mönches Alexander (aus Dola in der Bretagne), welche das Doctrinale hieß und aus dem dreizehnten Jahrhunderte stammt. In einzelnen Schulen, welche mit Erlaubniß der geistlichen Oberaufsicht noch weiter gehen durften, wurden auch Beredsamkeit, Philosophie und höhere Arithmetik gelehrt. Ein anderer höchst wichtiger Gegenstand war die Musik, welche nur mit Bezug auf das kirchliche Leben geübt wurde. Die Psalmen, das salve regina und andere Kirchenhymnen, sowie die verschiedenen Responsorien waren Gegenstand der fleißigsten Uebung. Es versteht sich übrigens von selbst, daß sich der Unterricht zumeist nur an das Gedächtniß wandte und oft durch den Mangel aller Methode den Schülern schwer genug wurde. Bücher und Papier waren selten und theuer, erstere konnten meistens nur aus Klöstern erhalten werden, und es blieb den Lehrern daher kaum etwas Anderes übrig, als auf das Gedächtniß ihrer Schüler zu bauen. Bei der Kostspieligkeit und Seltenheit des Leinenpapieres und Pergamentes konnten nur wenige Lehrer von der Dictirmethode Gebrauch machen, und die ersten ganz sicheren Spuren derselben finden sich etwa im fünfzehnten Jahrhunderte. Der im Jahre 1499 geborne Schulmann Thomas Plater*) sagt

*) Dieser Plater, nachher ein tüchtiger Schulrector, erzählt uns auch, daß Schützen und Bachanten, deren in Breslau an tausend gewesen, oft auf Kirchhöfen geschlafen und nicht selten von Ungeziefer gestrotzt hätten. Zwei Bachanten merkten, daß ein Schütze nicht alle Bettelbrocken heimbrachte, sondern unterwegs davon naschte. Sie legten diesen auf ein Bett, deckten ihm den Kopf mit einem Kissen und

sogar noch in seiner Autobiographie, daß er in Breslau zwar sieben Pfarrschulen getroffen habe, daß aber in keiner gedruckte Bücher zu finden gewesen, und daß nur ein einziger Präceptor einen gedruckten Terenz besessen habe. Hienach mag man Rückschlüsse auf die Schulen vor der Erfindung der Buchdruckerkunst machen und die großen Schwierigkeiten ermessen, mit welchen die damaligen Lehrer und Schüler zu kämpfen hatten. Der schweren Arbeit entsprach die Disciplin, welche in den Schulen geübt wurde. Der Stock und die Ruthe, Fasten und Einsperren waren die gewöhnlichen Zuchtmittel und wurden nicht selten auf eine nach unseren Begriffen sehr inhumane Weise gebraucht. Die ausgelassenen Banden der Bachanten und Schützen mochten freilich nicht leicht anders zu bändigen sein. In den bereits früher erwähnten Kloster- und Stiftsschulen, wo noch die Erziehung ein Hauptgegenstand aller Bestrebungen war, herrschte die Gewöhnung vor, deren heilsamer Einfluß indessen durch die ganze streng geregelte Hausordnung wesentlich unterstützt wurde. Als Beispiel der durch solche Gewöhnung eingepflanzten Enthaltsamkeit und Disciplin erzählt man, daß der Bischof Salomon von Constanz einst nach St. Gallen gekommen und dort während der Unterweisung im Gesange vor den Augen der Kinder einen Korb voll Aepfel auf die Erde habe schütten lassen. Aber keiner, auch nicht einmal der kleinste Knabe sah dahin, noch viel weniger wurde ein Apfel aufgehoben. Daß auch in diesen Anstalten oft in der strengen Disciplin zu weit gegangen und eine sklavische Zucht an die Stelle liebevoller Führung trat, beweist eine Aeußerung des von Benedictinern erzogenen berühmten Anselmus (geb. 1033), welche wir ihrer Vortrefflichkeit wegen hier anführen. Einem Abte, der sich bei ihm über das Betragen einiger Untergebenen beklagte, sagte er: „Was meinst Du dazu, ehrwürdiger Bruder, wenn Du ein Bäumchen in Deinen Garten pflanztest, und es gleich von allen Seiten so einschließen wolltest, daß es seine Zweige gar nicht ausbreiten könnte? — Was für einen Baum hättest Du dann von ihm zu erwarten? — Doch gewiß nur einen unfruchtbaren, nutzlosen, mit krummen, in einander verwachsenen Aesten! Gerade so geht es mit euren jungen Leuten, die ihr mit Drohungen, Schrecken und Schlägen so drängt und reizt, daß sie gedrückt und erbittert nur böse, wie Dornen verflochtene Gedanken des Aergers, der Widerspenstigkeit und des Hasses ernähren und sich darin so befestigen, daß sie alle Mittel der Besserung hartnäckig verwerfen.

---

prügelten ihn so lange, als sie sich nur rühren konnten. Dies Beispiel schreckte Plater, und er litt oft so entsetzlichen Hunger, daß er den Hunden die Knochen abjagte und Brodkrumen aus Dielenritzen hervorsuchte.

So wie sie nun im Alter zunehmen, so wachsen auch der Haß und die Unbändigkeit. Vergeblich sucht ihr sie also durch eure Peitschen, durch Furcht und Angst zu erziehen. Gilt es euch wirklich um ihre Bildung, so müßt ihr es machen wie der Künstler, der sein Bild aus Gold- oder Silberblech nicht bloß durch's Schlagen zu Stande bringt, sondern es bald sanft drückt und hämmert, bald noch sanfter glättet und ausarbeitet." — Man sieht auch aus diesen denkwürdigen Worten wieder, daß die Kirche zu allen Zeiten sich der rechten Wege und des rechten Zieles bewußt geblieben ist und beides niemals vergessen konnte.

Aber so gar griesgrämig und pedantisch, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, ging es doch in den damaligen Schulen nicht überall und immer zu. Selbst in den strengsten Klosterschulen gab es bestimmte Ergötzungstage, in denen einzelne Schüler mit Würfeln spielten, andere für einen gesetzten Preis nach einem Ziele liefen oder paarweise mit eingeölten Händen rangen, auch gepanzert auf einander Steine warfen oder das Stockspiel trieben. Sie erhielten an solchen Tagen die sogenannten „drei Freuden", nämlich Wein, Bäder und Spiele*). — Es gab auch im Laufe des Kirchen- und Schuljahres einzelne Feste, an welchen sich Lehrer und Schüler betheiligten und denen oft die ganze Bevölkerung einer Stadt rege Theilnahme zuwandte. Meistens, ja wohl immer waren diese Schulfeste religiöser Natur und entsprachen der innigen Verbindung der Schule mit der Kirche und dem ganzen religiösen Leben der damaligen Zeit. So wurde in manchen Städten der Frühling (Mai) dadurch gefeiert, daß die Schuljugend mit ihren Lehrern in Prozession, geistliche Lieder singend, durch die Fluren zog und hiernach von der Gemeinde mit einem Festmahle erquickt und belohnt wurde. Bisweilen fanden Aufzüge statt, in welchen die verkleidete Jugend die verschiedenen Stände, Künste, Handwerke, Wissenschaften rc. vorstellte, mit Musik durch die Straßen zog und sich allerlei Gaben und Geschenke von der Bürgerschaft erbat. Besonders feierlich wurde am 12. März das Gregoriusfest begangen, da man in dem bereits früher erwähnten heil. Gregorius dem Großen (600 n. Chr.) einen vorzüglichen Freund und Gönner der Schulen verehrte. Aufzüge aller Art, Deklamationen und endlich auch mimische Darstellungen verherrlichten den Tag. Letztere nahmen ihren Stoff meistens aus der biblischen Geschichte. Die Geschichte vom armen Lazarus, vom verlorenen Sohne, der keuschen Susanna, dem ägyptischen Joseph rc. waren willkommene Themata. Die Aufführung

*) Vergl. Cramer, Geschichte des Unterrichtes und der Erziehung in den Niederlanden, Seite 119.

solcher meist von Klostergeistlichen ausgearbeiteter Schauspiele fand in der Regel öffentlich statt. So führten im Jahre 1322 die Dominikaner mit ihren Schülern zu Eisenach eine Komödie auf, wozu der Stoff aus dem Gleichnisse von den klugen und thörichten Jungfrauen genommen war, und in welchem auch Maria als Fürbitterin bei ihrem göttlichen Sohne auftrat. Dieser Darstellung wohnte selbst der Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange bei. Seltener wählte man den Stoff aus der Profangeschichte, doch kam es auch vor, daß die lateinischen Komödien des Terenz mit einigen Veränderungen aufgeführt wurden. Es ist übrigens auffallend, welch' außerordentlichen Beifall derartige Darstellungen in allen Ständen fanden, so daß selbst die Geistlichkeit nicht immer der Versuchung widerstehen konnte, selbstthätig, nicht aber bloß als Leiter und Anordner, mitzuwirken. Einzelne Concilienbeschlüsse mußten auch hier über die rechten Grenzen wachen. Fast in allen Städten gehörten solche theatralische Vorstellungen nicht bloß zu den Jugendfesten, sondern auch zu den Lustbarkeiten des Volkes, und wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß manche Abgeschmacktheit, ja Rohheit mit unterlief, so hatten doch solche Uebungen oft einen wohlthätigen Einfluß auf das Volk und die Jugend, sie waren ein bildlicher Unterricht in der heiligen Geschichte und verbanden die Schule vielleicht inniger mit dem Gemeinwesen, als es heutzutage unsere öffentlichen Prüfungen zu thun pflegen.

Einen neuen, weitgreifenden Impuls erhielt das Schulwesen des Mittelalters durch die Universitäten, welche namentlich überall ihren heilsamen Einfluß übten, wo die Kloster- und Stiftsschulen dem Verfall entgegengingen. Sie waren eine Quelle, aus welcher besonders die Geistlichkeit immer wieder neuen Zufluß an Anregung zu wissenschaftlichem Leben und an Kenntnissen erhielt, welche wiederum der Jugend zum Vortheile gereichen mußten. Namentlich war Italien der erste Sitz dieser Hochschulen, und in Salerno blühete eine solche bereits in der Mitte des elften Jahrhunderts. Aus der Domschule zu Bologna entstand bald nach Stiftung der Universität in Salerno eine andere Hochschule, welche sich den größten Einfluß auf das ganze christliche Europa zu erwerben wußte. Nicht minder einflußreich wurde Paris. Päpste und weltliche Herrscher begünstigten diese Schulen durch Stiftungen und Privilegien, und auch Deutschland blieb nicht zurück, indem es 1348 unter Karl IV. die Universität Prag, 1366 die zu Wien, 1386 die zu Heidelberg, 1388 die zu Cöln, 1392 die zu Erfurt und 1477 die zu Mainz erhielt. Die Einrichtung dieser Anstalten erinnerte wieder vielfach an das Zunft- und Innungswesen des Mittelalters. In besonders getrennten Facultäten wurden Theologie, geistliches und weltliches Recht, Medicin, Philosophie und die freien

Künste gelehrt, meistens von Geistlichen, nur unter den Medicinern pflegten sich weltliche Lehrer zu finden. Um schon angestellten Clerikern, als Vicaren und Canonikern, den Besuch der Hochschulen zu erleichtern, beließ man ihnen während der Studienzeit oft den Genuß ihrer Präbenden und entband sie der Pflicht, am Orte der Kathedrale zu wohnen. Die Studirenden der besuchteren Universitäten schieden sich oft nach den Nationen, lebten aber meistens in bestimmten Häusern unter der Aufsicht eines Magisters zusammen, welcher auch darauf achtete, daß sie die Vorlesungen und Disputationen fleißig besuchten. Eine Hauptübung bestand in den Disputationen über wissenschaftliche Materien, meist aus der Theologie und Rechtskunde, und die Fertigkeit, welche man sich hierin erwarb, war außerordentlich. Die vornehmsten Würdenträger, Fürsten und Bischöfe, wohnten solchen Disputationen mit dem größten Eifer und Vergnügen bei. Als Karl IV., der Stifter der Universität Prag, einmal in Paris lange Zeit einem solchen gelehrten Streite zugehört hatte, rief er hocherfreut aus: „Ich bedarf heute keiner Mahlzeit, denn diese Unterhaltung ist mir weit lieber, als alle königlichen Gerichte!"

Die Erziehung der Mädchen finden wir zwar selten nur besonders erwähnt, doch kann mit vollster Sicherheit angenommen werden, daß für diese durch die Nonnenklöster vielfach gesorgt wurde. Der berühmte Paschasius Radbertus (844—851 Abt zu Corvey) erhielt in seiner Vaterstadt Soissons den ersten Unterricht durch Nonnen, ebenso der fromme Erzbischof Mauriz in Rouen die erste Bildung im Nonnenkloster zu Troyes. Wenn demnach selbst Knaben in diesen Instituten erzogen und unterrichtet wurden, so kann mit um so größerer Sicherheit angenommen werden, daß sie sich mit dem Unterrichte der Mädchen beschäftiget haben. Im westphälischen Stifte Herse finden wir daher auch, daß eine Nonne den Titel „Scholastika" führte, und ebenso stoßen wir in älteren Schriften auf Stellen, aus welchen erhellt, daß die Klöster bisweilen schon Kinderbewahranstalten waren. Eine der berühmtesten weiblichen Erziehungsanstalten war das Kloster zu Bischofsheim in Franken, welchem die heilige Lioba als Aebtissin zur Zeit des hl. Bonifacius vorstand.

Mit der Entstehung einzelner Pfarreien mehrten sich auch Unterricht und Schulen für's Volk. Die Küster waren dann zugleich Lehrer. Interessante Nachrichten von einer solchen Küsterschule finden sich in dem ältesten Lagerbuche der Pfarrei Bigge, Amts Brilon, welches 1270 von dem Erzbischofe Engelbert II. von Köln bestätiget wurde. Hier heißt es: „Dazu soll der Küster verbunden sein, seinem Pastor, der denselben ohne Jemandes Einrede einzusetzen Macht hat, in Allem den genauesten Gehorsam zu erweisen 2c.

Dabei soll er gleichermaßen verbunden sein und bleiben, wenn es der Pastor nicht anders verordnen wird, die Kirchspielsjugend im Schreiben und Lesen, des Sommers Morgens von 7, des Winters von 8—10 Uhr, und Nachmittags des Sommers von 1—3 oder 4, des Winters bis 3 Uhr, in eigener Person stets dergestalt zu unterrichten, daß darüber keine Klagen entstehen, widrigenfalls, wenn er mehrmaliger Erinnerungen ungeachtet, unverbesserlich bleiben sollte, soll er seines Amtes entsetzt, vom Pastor ein anderer angestellt und diesem sofort von des Küsters Renten nach Gutdünken des Pastors, Einiges ausgesondert werden, auf daß der angehende Schulmeister in Etwas mit davon zu genießen habe. — Dabei sollen denn auch die Kirchspiels-Eingesessenen bei Strafe von 12 Mark verbunden sein, ihre Kinder zur Schule zu schicken, damit das noch in vielen Herzen glimmende Heidenthum dadurch gänzlich erlöscht werde. Zuwiderhandelnde sollen nebst vorgesetzter Strafe von jedem ihrer zurückgehaltenen Kinder jährlich 18 Schillinge (welcher Schullohn stets von jedem Kinde dem Schulmeister kraft dieses beigelegt wird), unnachläßlich entrichten und beibringen, — es wäre denn, daß die Kinder wegen Krankheit oder Unvermögenheit ihres Alters bei dem zeitigen Pastor, der darüber fleißige Aufsicht und aus den Taufbüchern die erforderlichen Nachrichten zu gewähren, hiermit für schuldig erkannt wird, durch der Eltern Angaben entschuldigt befunden würden. Auch soll der jedesmalige Schulmeister monatlich dem Pastor schriftlichen Bericht darüber vorlegen, wie die Schüler sich in christlichen Sitten, Schreiben und Lesen verhalten und von Tag zu Tag in der Gottesfurcht zunehmen, damit bei Zeiten das Böse vermieden und das Gute ferner befördert werde." —

Siehe da eine Schule, wie sie im vorigen Jahrhunderte noch häufig genug existirten, eine Schule sogar mit monatlichen Schulberichten und mit Versäumnißstrafen!

So sehen wir denn, wie im Mittelalter keineswegs Schulen und Bildung fehlten, und wenn beide nicht so allgemein waren, als heutzutage, so lag dies in den Verhältnissen und in der Gesammtheit des socialen Lebens. Man kann die damalige Zeit nur mit ihrem eigenen Maßstabe messen. Wenn uns unter so manchem Guten, unter so vielen Keimen des Edlen und Schönen auch hie und da Verirrungen, Rohheit und Ausartungen begegnen, so fehlen solche auch heutzutage nicht, finden aber in jener Zeit um so mehr Entschuldigung, als sie eine Periode mannigfachster Entwicklung war und erst noch an der innigen Verschmelzung des ursprünglichen, kräftigen germanischen Geistes mit dem Christenthum arbeitete. Diese Aufgabe hat Niemand gelöst und konnte Niemand lösen, als die einige streng geordnete Kirche, und wo uns Ausartungen entgegentreten, gründen sie sich mehr oder weniger auf die Entfernung von

ihren Vorschriften und Einrichtungen. Die Innerlichkeit des deutschen Gemüthes wollte kein äußeres Verhältniß zur Kirche, sondern ein aufrichtiges Leben in ihr, und darum waren die Schulen des Mittelalters auch hauptsächlich kirchliche Anstalten. Und daß auch die Familie von diesem Geiste durchwehet wurde, zeigt uns Wolfram von Eschenbach in der Mutter seines Helden Parcival, welche dem theuren Sohne in schlichten, aber von heiliger Mutterliebe getragenen Worten den Keim frommen Glaubens in's Herz senkt, so wie Walther von der Vogelweide, der in sinnigem Gedichte die Macht der Lehre und des Beispieles denen gegenüber preist, die nur mit „Gerten (Ruthen) des Kindes Zucht beherten“ zu können glauben.

Vincent von Beauvais.

In der bisher geschilderten Zeit, wo für die Erziehung und den Unterricht der Jugend fast ausschließlich die religiösen Genossenschaften in edler Selbstvergessenheit thätig waren, konnte begreiflicher Weise die Theorie des Erziehungs- und Unterrichtswesens durch eine Schriftstellerei nach den Begriffen der Gegenwart nicht gepflegt werden. Unter den Pädagogen des Mittelalters vertrat das lebendige Wort oder die mündliche Mittheilung die Stelle unseres heutigen literarischen Verkehres, und wo der persönliche Austausch von Erfahrungen und Ansichten nicht möglich war, da trat nicht selten der Briefwechsel ein. Die einzelnen mit dem Unterricht betrauten Mitglieder religiöser Genossenschaften, selbst die an Schulen beschäftigten Weltgeistlichen, verließen sich mehr, als dies in unseren Tagen irgend geschieht, auf die Tradition pädagogischer Erfahrungen und folgten endlich den Vorschriften ihrer Oberen mit einer Hingabe und Demuth, welche dem persönlichen Belieben und der damit vielfach zusammenhangenden Schriftstellerei auf diesem Gebiete nicht förderlich sein konnte. Rechnet man zu solchen inneren Gründen noch die Hindernisse alles weltlichen und geistigen Verkehres, welche erst durch die Erfindung der Buchdruckerkunst allmählich beseitiget wurden, so leuchtet ein, warum wir aus den Zeiten des Mittelalters nur äußerst wenige „Schriften über Erziehung" aufweisen können. Allerdings hängt es mit dieser Seltenheit zusammen, daß jedes derartige Denkmal an höherem Interesse gewinnen muß.

Eines der ersten und wichtigsten Werke über die Erziehung und den Unterricht verdanken wir Vincentius von Beauvais, welcher in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte und eine Zierde des damals kräftig aufblühenden Dominikaner-Ordens war. Ueber Geburt, Herkunft und Bildungsgang dieses merkwürdigen Mannes fehlen uns alle begründete Nachrichten, nur so viel darf als gewiß angenommen werden, daß er in Burgund studirte, dort in den Orden eintrat und dann in das nördlich von Paris gelegene Beauvais, jetzt Hauptstadt des Departements der Oise, geschickt wurde, wo ein neues Haus seines Ordens entstanden war. Bald erwarb sich Vincenz einen solchen Ruf, daß ihn Ludwig IX., der Heilige,

nach seinem Lieblingsaufenthalte, dem Schlosse Royaumont berief, wo er Hausfreund und Vorleser der königl. Familie wurde und wahrscheinlich auch die Aufsicht über die Erziehung der königlichen Kinder geführt hat. Seinen thätigen Geist, seine umfassende Gelehrsamkeit und staunenswerthe Belesenheit hat er durch mehrere Schriften bewiesen, unter denen sein Hauptwerk: der größere Spiegel (speculum majus) allein nach jetziger Druckweise 50 Octavbände ausmachen würde. Vincenz mag etwa nach 1260 gestorben sein. Seine pädagogische Schrift, mit welcher wir uns hier zu beschäftigen haben, führt den Titel: de institutione filiorum regiorum seu nobilium, d. i. über die Unterweisung königlicher Prinzen, mag zwischen 1245—1248 geschrieben sein und wurde zuerst von dem bekannten Geschichtsforscher F. C. Schlosser im Jahre 1818 ins Deutsche übersetzt. Margarethe, die Königin, hatte Vincenz den Auftrag gegeben, aus den heiligen Schriften eine Blumenlese zu machen und aus den gesammelten Stellen kurze, heilsame Unterrichtsbüchlein für die königlichen Kinder zu fertigen, damit sie schon in ihrer zarten Jugend zur Seligkeit gewiesen würden, und ihre Seelen wie ein neues Gefäß, in welches man angenehm duftende Säfte geschüttet, den süßen Wohlgeruch göttlicher Weisheit im ewigen Gedächtniß bewahrten. In derselben Zeit hatte Vincenz sein großes Werk für den König über Fürstenstand, Haushalt und Staatsregierung unter der Feder, wich aber von dessen ursprünglichem Plane ab und schrieb erst den Theil dieses umfangreichen Werkes, welcher sich auf die Erziehung königlicher Prinzen bezog. Diesen Theil ließ er der Königin vom Priester Simon, dem Lehrmeister ihres Sohnes Philipp, überreichen. Vincenz meint zwar, daß sich sein Buch vorläufig nicht für die Jugend passe, glaubt aber doch, daß ihr Lehrer Einzelnes daraus zu Stoffen für's Lesen und Schreiben benutzen könne, und daß es später den mehr herangewachsenen Knaben eine Quelle guter Lehren und Anweisungen sein werde. Das Werk selbst hat Vincenz in 51 Abschnitte getheilt, deren Inhalt durch folgende Ueberschriften kurz angegeben ist:

1) Von der Erziehung der Söhne aus guter Familie. 2) Von der Wahl eines Lehrmeisters. 3) Vom Vortrage. 4) Von den Hindernissen des Lernens. 5) Von drei Haupterfordernissen beim Lernen. 6) Von fünf Hülfsmitteln beim Lernen. 7) Von der Unterordnung des Lernenden unter den Lehrer. 8) Von der Aufmerksamkeit des Zuhörers beim Vortrage. 9) Von der Gelehrigkeit, um das Gehörte zu verstehen. 10) Vom getreuen Behalten des Erlernten. 11) Von der Ordnung und Aufeinanderfolge der Lehrgegenstände. 12) Vom Eifer des Lernenden für die Wissenschaft. 13) Vom Zweck der Anstrengung des Schülers. 14) Von der weiteren Bildung durch eigenes Lesen. 15) Von der Beziehung

alles Wissens auf die Kenntniß und Verehrung des göttlichen Wesens. 16) Vom Lesen heidnischer Bücher, und wie auch der Christ nicht unterlassen darf, sich mit ihnen bekannt zu machen. 17) Vom Studiren und eigenen Nachdenken. 18) Von Uebungen im Schreiben über fremden Stoff. 19) Von Uebungen im Schreiben über eigene Gedanken. 20) Von der Uebung im Disputiren und von gemeinschaftlicher Prüfung. 21) Von Vermeidung aller Heftigkeit beim Disputiren. 22) Ueber Vorsicht und Mäßigung beim Aufwerfen von Zweifeln und Beantwortung derselben. 23) Von der Erziehung der Knaben zum guten Wandel. 24) Von dem günstigen Verhältnisse des jugendlichen Alters zur Bildung. 25) Ueber Zucht und Strafe. 26) Ueber die Mäßigung der Strenge bei Zucht und Strafe. 27) Von der willigen Unterwerfung der Knaben unter die Zucht und Strafe. 28) Warum man Kinder über kindlichen Gehorsam unterrichten müsse. 29) Wem man Gehorsam schuldig sei. 30) Ueber die Grade des Gehorsams. 31) Ueber die Haltung in seinem Charakter, auf welche Jeder sehen muß. 32) Ueber geselliges Leben und Wahl der Gesellschaft. 33) Ueber Eintracht und feste Freundschaft unter den Knaben. 34) Vom Betragen des Knaben gegen andere Menschen. 35) Von der Leitung und Zucht im Jünglingsalter. 36) Von reinen Sitten im Jünglingsalter. 37) Ueber den Eintritt in den Ehestand. 38) Ueber den ehelosen Stand. 39) Ueber Ablegung des Kindischen im Mannesalter. 40) Warum der Mann die Gegenwart beachten und der Vergangenheit gedenken solle. 41) Wie der Mann auch für die Zukunft sorgen solle. 42) Wie man Mädchen zum eingezogenen Leben erhalten und von der großen Gesellschaft abhalten soll. 43) Wie man den Mädchen Geist und Herz bilden soll, besonders zur Keuschheit. 44) Wie man Mädchen vor Putzsucht bewahren soll. 45) Wie man den Mädchen keusche Freundinnen und Dienerinnen beigeben soll. 46) Von der Demuth der Mädchen, von ihrem bescheidenen Schweigen, Bedachtsamkeit in jedem Dinge. 47) Wie man Mädchen verheirathen soll. 48) Wie man die Mädchen über den ehelichen Stand belehren soll. 49) Wie man das weibliche Geschlecht über einen untadelhaften Lebenswandel in der Ehe belehren soll. 50) Ueber den Wittwenstand. 51) Vorzüge einer ewigen Jungfrauschaft. —

Schon aus dieser Inhaltsanzeige ersieht man, daß von einem Systeme der Erziehung oder auch nur von einer systematischen Gliederung des Stoffes keine Rede ist, und daß der Verfasser sich nicht einmal streng an sein Thema gehalten hat, vielmehr in einzelnen Kapiteln offenbar über dieses hinausgeht. Die Ausführung selbst überrascht in so fern, als Vincenz mit seinen eigenen Ansichten wenig hervortritt, vielmehr hauptsächlich nur eine Reihe gut geordneter,

zur Sache gehöriger Lesefrüchte, eine Blumenlese aus heidnischen und christlichen Autoren gibt. Hiebei zeigt er ein staunenswerthes Gedächtniß und eine ganz außerordentliche Belesenheit; die Ehrlichkeit aber, mit der er alle seine Gewährsmänner nennt, möchte unsere heutigen Schriftsteller nicht selten beschämen. Erwägt man die Menge der angezogenen christlichen und heidnischen Autoren, so muß man gleicherweise auch über den Umfang und die Tiefe des Wissens erstaunen, welches schon damals die Gelehrten auszeichnete, und man möchte mit Vincenz selbst darin übereinstimmen, daß es nur der Stille und Zurückgezogenheit möglich sei, einen so großen Schatz von Kenntnissen zu sammeln, überhaupt in der Wissenschaft etwas Ausgezeichnetes zu leisten.

Wenn auch Vincenz in den heidnischen Schriftstellern wohl bewandert ist und deren Studium empfiehlt, so steht er doch auf dem festen Standpunkte des kirchlichen Glaubens. Schon im ersten Kapitel spricht er diesen Standpunkt aus, indem er sagt: „Sobald die reine Seele in den Leib des Kindes tritt, nimmt sie vom Körper her Finsterniß und Unwissenheit in Beziehung auf das Erkenntnißvermögen, und sinnliche Begehrlichkeit in Hinsicht auf's Begehrungsvermögen an, und es heißt mit Recht von ihr, sie sei von Geburt an träge zum Denken und zum Rechtthun." Indem Vincenz somit von der Erbsünde ausgeht, verlangt er eine ernste, strenge Erziehung durch Lehre und Zucht. Aber der Lehrmeister soll nach dem 2. Kapitel sich selbst durch 5 Stücke auszeichnen, nämlich durch hellen Verstand, durch ein tugendhaftes Leben, durch Gelehrsamkeit in Demuth, durch einfache, ungeschminkte Beredsamkeit, endlich aber auch durch Lehrfähigkeit. Der letztern Eigenschaft widmet unser Autor das 3. Kapitel und verlangt für die Lehrfähigkeit oder gute Methode wiederum 5 Stücke, nämlich daß sie deutlich, kurz, passend, angenehm und richtig abgemessen sei. Zu den Hindernissen des Lernens (4. Kap.) rechnet er Stolz, Neid, Jähzorn, Trägheit, Habsucht, Wollust und Schlemmerei. Dies sind Hindernisse, welche das Leben angehen. Von Seiten der Lehre und des Fleißes gibt es 3 Hindernisse, Nachlässigkeit, Unbedachtsamkeit und Umstände, als da sind: Armuth und schwache Gesundheit. Zum Lernen selbst sind (Kap. 5) drei Dinge erforderlich, nämlich Anlage, Uebung und Zucht. Die erstere vereiniget natürlichen Verstand und Gedächtniß, denn der Verstand findet zwar die Weisheit, aber das Gedächtniß bewahrt sie. Für die Uebung ziehet Vincenz, auf Augustinus gestützt, Schriftsteller christlichen Glaubens vor; die Zucht besteht darin, daß der Schüler Lehre und Leben in Uebereinstimmung bringe. Im 6. Kapitel wird die Frage, wie man lernen müsse, dahin beantwortet, daß man sich zu eigen machen möge, einen demüthigen Sinn, den reinen Wunsch nach Wahrheit, ein ruhiges Leben und

stilles Forschen. Wenn man außerdem nicht reich und in fremdem Lande ist, so wird man sich das, was Anderen beim Lesen dunkel bleibt, leichter und ungestörter in stillem Nachdenken erschließen. Anfang und Grund aller Wissenschaft bleibt aber die Demuth, welche sich dadurch kund gibt, daß man keinen Theil des Wissens gering achtet, sich nicht schäme, von Jedermann zu lernen und wegen des erworbenen Wissensschatzes sich nicht über Andere erhebe. — Es ist überhaupt besser, meint Vincenz, daß man im fremden Lande studire, weil da manche Störung und manche irdische Fessel wegfällt. Freilich, sagt er mit Hugo von St. Victor, ist dem Philosophen die ganze Welt ein Verbannungsort, weil indessen der heimische Boden für Alle so viel Reizendes hat, und uns stets an das Aeußere unseres Wesens fesselt, so ist Entfernung ein sehr geeignetes Mittel, um die Seele nach und nach zu üben, diese sichtbare Welt zu verachten. — Das 7. Kapitel sagt uns, daß es dem Anfänger in der Wissenschaft gebühre, zuzuhören, daß der weiter Gebildete selbst nachdenken möge, daß aber nur derjenige lehren solle, welcher die Höhen der Wissenschaft erstiegen habe. Der Anfänger soll sich also einen Lehrer suchen, sich mit diesem in möglichste Verbindung setzen und sich ihm unterordnen. Möge nur die Wahl eine gute sein! Leider aber passen Lehrer und Schüler selten ganz vollkommen zu einander, weshalb schon Quinctilian sagt: „Wie der Same umsonst ausgestreut wird, wenn der Acker nicht wohl gepflügt und geegget ist, so kann auch die Wissenschaft nicht gelehrt werden, wenn nicht Lehrer und Lernende sich verstehen und zu einander passen.“ Wer sich aber dem Lehrer nicht zu unterwerfen weiß, sagt Boëtius*), der versteht auch nicht, ihn zu benutzen. Die Unterwerfung des Schülers äußert sich in aufmerksamem Zuhören, in der willigen Annahme der Lehre und im fertigen Behalten (Kap. 8). Zur Aufmerksamkeit aber gehören Schweigen, Demuth und Bedacht. Letzteres Erforderniß wird erwähnt, weil durch die Demuth doch auch eigenes Urtheil nicht ausgeschlossen werden soll. Im 9. Kapitel wird derjenige gelehrig genannt, welcher die Fertigkeit besitzt, das Rechte zu lernen, hiezu werden aber drei Stücke erfordert, nämlich, daß der Schüler sanft und ohne Widerspruch zuhöre, sich mehr an den Sinn, als an das bloße Wort des Lehrers halte, und endlich um das, was er nicht verstanden hat, frage. Doch muß sich Jeder beim Fragen vor zwei Stücken in Acht nehmen, nämlich vor eitler Sucht, sich hervorzuthun, und vor heimtückischer Bosheit, welche nicht in der aufrichtigen Absicht, zu lernen, sondern aus Hinterlist und als Ver-

*) Rathgeber und Freund des Ostgothen Theodorich, welcher ihn auf Grund eines falschen Verdachtes hinrichten ließ. Noch in der Haft schrieb Boëtius das Buch: Von dem Troste der Philosophie (526 n. Chr.).

sucher fragt. Um das Gelernte leicht und treu zu behalten, wird ein liebevolles, eifriges Anhören, dann aber die Anfertigung eines übersichtlichen Abrisses, endlich Aufmerksamkeit ohne Unterlaß und ohne Unterbrechung des Lehrers empfohlen. Zum ordentlichen Studiren rechnet übrigens Vincenz wiederum drei Stücke (11. Kap.), nämlich Ordnung, Neigung und Anstrengung. Ueber die Ordnung oder Reihenfolge der Wissenschaften bietet er uns Ansichten verschiedener älterer Schriftsteller, weist aber mit Beda's und des hl. Hieronymus Worten darauf hin, daß man religiöse Schriften und die Werke christlicher Autoren den Werken heidnischer Schriftsteller vorziehen müsse. Im 12. Kapitel verbreitet sich Vincenz über den Eifer des Schülers für die Wissenschaften, zu welchem die Ehre, aber auch das Angenehme und Nützliche der Studien antreiben sollen. Den Nutzen müssen wir freilich mit Geduld erwarten, denn die Weisheit ist mit einer Nuß zu vergleichen, welche zwar eine bittere äußere Rinde hat, dagegen innerhalb dieser rauhen Schale einen süßen Kern birgt. Aber in eine Seele voll üblen Willens kommt die Weisheit nie; darum fordert sie Kampf mit der Sinnlichkeit und dem Laster, bringt aber auch hienach Heiterkeit des Geistes, Trost in der Anfechtung und willkommene Erholung. Oefters studiren (13. Kap.) die Menschen aus Neugierde, aus eitler Ruhmsucht oder aus Begierde nach irdischem Gewinn. Andere lernen, um zu erbauen, wieder Andere, um erbaut zu werden. Nur die beiden letzten Zwecke sind heilsam, wie seelenverderblich aber die ersteren sind, wird aus mehreren christlichen und heidnischen Autoren nachgewiesen. Wer sich bereits weiter ausgebildet hat (Kap. 14), der möge sich auch selbst ohne Lehrer fortbilden, namentlich durch Lectüre, Nachdenken, Schreiben und Unterhaltung mit Anderen. Beim Lesen ist Ordnung inne zu halten und vom Allgemeinen zum Besonderen herabzusteigen. Auch Sparsamkeit und Beschränkung auf's wirklich Nützliche wird empfohlen. Vincenz bedauert mit Seneca den Philologen Didymus, der 4000 Bücher geschrieben haben soll, und meint, daß er schon ein trübseliger Mensch sein müsse, wenn er so viele auch nur gelesen hätte. Auch mit Logik und Sophistereien soll man sich nicht zu viel beschäftigen. „Maus ist eine Sylbe. Die Maus benagt den Käse, also frißt die Sylbe den Käse!“ Ist mit der Betrachtung und Widerlegung solcher Kinderpossen Etwas gewonnen? Im 15. Kapitel weis't Vincenz aus verschiedenen Schriftstellern nach, daß alles Studium auf die Theologie, d. h. auf die Kenntniß des göttlichen Wesens zurückzuführen sei und von diesem Wesen, als dem Urgrunde der Dinge seinen Ausgang nehmen müsse. Mit dem Maßstabe der Religion sollen wir auch die heidnischen Schriftsteller lesen (Kap. 16), denn auch sie enthalten viel Gutes, Vieles, was mit

unserer christlichen Erkenntniß übereinstimmt. Dieses möge uns zur Freude und Belehrung dienen, das Heidnische aber mögen wir abweisen. Mit großer Wärme wird (Kap. 17) das Nachdenken empfohlen, welches wohl vom Lesen ausgehen kann, sich aber keineswegs immer auf Bücher beschränken soll. Findet man doch, wie der heil. Bernhard sagt, Manches in den Wäldern, was man in den Büchern nicht findet, und Holz und Steine lehren uns, was wir von einem Meister nie erlernten. Doch soll namentlich die Jugend im Studiren und Denken Maß halten und sich dadurch weder den Schlaf verkürzen, noch die Verdauung schwächen.

Sehr interessant ist das 18. Kapitel, welches von der Uebung im Schreiben handelt. Ein gebildeter Mann wird beides, die Fertigkeit im Reden und im Schreiben sich aneignen müssen. Durchs Schreiben müssen wir uns das Gelesene erst recht vollkommen zu eigen machen. Erst schreibe man über Stoffe, die uns von Anderen gegeben worden, dann aber aus eigener Erfindung. Es werden diejenigen getadelt, welche Schönheit der Handschriften und prachtvolle Anfangsbuchstaben höher schätzen, als die Correctheit, hienach aber wird darauf hingewiesen, daß gute Abschriften eine richtige Handschrift und tüchtige Abschreiber verlangen. Letztere gehen oft sehr willkührlich und nachlässig zu Werke, woher die vielen schlechten Texte, über welche schon Origenes klagt. Auszüge aus fremden Schriften werden dringend empfohlen. Man ahme den Bienen nach. Sie schwärmen umher, sie suchen sich die Blumen, aus welchen sie Honig sammeln wollen, sie saugen ein, sie verarbeiten, was sie eingeholt haben und bringen es endlich in ihre Waben: So müssen auch wir, was wir in verschiedenen Büchern gelesen haben, erst unterscheiden, dann unsern Scharfsinn dazu verwenden, all' die zusammengelesene Würze in ein Gericht zu vereinigen. Auch den Uebersetzern und Erklärern werden wichtige Rathschläge gegeben. Nicht bloß Richtigkeit und Deutlichkeit werden empfohlen, sondern vor allem auch Demuth. Es ist besser, den eigenen Fehler zu gestehen, als in Eitelkeit des Herzens dabei zu beharren. Letztere ist sorgfältig zu bekämpfen und wohl zu beherzigen, daß derjenige der beste Leser ist, der den Sinn vom Buche erwartet, und ihn nicht hinein, sondern heraus trägt. Ueber das Aufschreiben eigener Gedanken belehrt das 19. Kapitel. Ein anderes ist es, für sich, für den Hausgebrauch, ein anderes, für die Oeffentlichkeit zu schreiben. Ersteres fördert das Verständniß der Gegenstände, letzteres solle stets mit reiflicher Ueberlegung, mit Wahrheit, Kürze, Demuth und Beobachtung der Umstände geschehen. Wolle doch Niemand Andere vor der Zeit belehren! Ein großer Künstler zeigt sich darin, daß er das Große in einen kleinen Raum faßt; die Demuth offenbart sich darin, daß man Verbesserungen nicht abweist und Andere

nicht beneidet. Ambrosius sagt: Außer dem eigenen Mangel an Ueberlegung deckt mich auch ein gewisser Nebel, den die eigenen Schriften um einen jeden Menschen aufsteigen lassen.

Auch durch Uebungen im Disputiren (20. Kapitel) wird der Studirende sehr gefördert, aber es muß den Streitenden Ernst um die Sache sein, es muß Ordnung gehalten und die Mäßigung nicht vergessen werden. Fertigkeit im Disputiren ist oft von großem Nutzen, denn schon der hl. Hieronymus sagt, daß die heil. Einfalt nur sich selbst nütze, und in so fern, als sie durch heiliges Leben erbaue; sie schade aber in so fern, als sie den Feinden nicht begegnen könne. — Der sicherste Weg jeder Untersuchung geht aber vom Glauben aus, und jede sichere Erkenntniß fängt mit dem Glauben an. Wir wollen also suchen, sagt der heil. Augustinus, als würden wir finden; so finden, als wollten wir suchen, weil der Mensch, wenn er fertig ist, erst anfängt. Die Heftigkeit beim Disputiren wird im 21. Kapitel getadelt; ihre Ursache ist Ruhmsucht und leere, unwissende Eitelkeit. Zwei Stellen aus des h. Ambrosius Schriften sind hier besonders wichtig. Sophisten, sagt er, suchen einen Ruhm darin, wenn sie durch Worte den Sieg zu erhalten und die Wahrheit zu widerlegen scheinen, wohingegen der Gläubige (Christ) die Wahrheit, nicht die Worte erwägt. Die einfältige Lehre der Fischer läßt die Worte der Philosophen nicht zu. Und weiter sagt er: Streite immer nur bis auf einen gewissen Punkt; denn nothwendig muß dir sonst Streitsucht Manches entlocken, was gegen deine eigene Ueberzeugung ist, und du verlierst aus deiner Seele die innere Wahrheit, während du äußerlich als Sieger davon gehest. Im 22. Kapitel wird im Anschlusse ans Vorige Mäßigung und Vorsicht beim Aufwerfen von Zweifeln empfohlen. Weder unnütze Fragen wolle man aufwerfen, noch Dinge bezweifeln, die von Jedermann als wahr anerkannt sind. Unwahre Voraussetzungen und verfängliche Schlüsse sind Waffen der Sophisten. Der Neugierde muß man klüglich ausweichen, der Hinterlist den Weg abschneiden, wie es der Heiland that, als die Juden ihn fragten: Aus wessen Macht thust du das?

Mit dem 23. Kapitel geht Vincentius zur eigentlichen Erziehung des Knaben über. Zunächst weist er darauf hin, daß Wissen ohne Tugend nur schade, beides in der Vereinigung erst die wahre Weisheit sei. Von Kindesbeinen an muß zur wahren Weisheit Anleitung gegeben, hiebei aber stets vorausgesetzt werden, daß der Lehrer selbst verständige Sitten und Demuth besitze, daß seine Handlung zum Worte passe. Die desfallsigen Pflichten sind uns durch Moses, das Beispiel des Tobias, durch Jesus Sirach, durch das Beispiel Heli's eindringlich eingeschärft, und die Eltern für ihre Kinder verantwortlich gemacht. Die Er-

ziehung thut viel, und das Sprüchwort, daß aus einem jungen Heiligen ein alter Teufel werde, ist unwahr und abscheulich. Jeder Knabe, der nicht aus Heuchelei, nicht gezwungen, das Gute thut, sondern aus natürlich gutem Sinn, in dem durch gute Lehren und gute Gesellschaft edle Grundsätze einigermaßen befestiget sind, wird nicht leicht von dem einmal betretenen Wege abweichen. Die Zucht hilft der Natur. Daß das jugendliche Alter jede Bildung und Zucht wesentlich begünstiget, wird im 24. Kapitel unter Anführung mehrerer Stellen aus der Bibel und aus Kirchenvätern bewiesen, namentlich darauf hingezeigt, daß auch der Heiland die Kinder besonders bevorzugt und geliebt hat. Zwei Dinge machen übrigens die Erziehung aus (Kap. 25), nämlich die Abgewöhnung vom Bösen und Anhalten zum Guten. Beides gehört zur Zucht, denn Zucht heißt einestheils die Strafe, die man der Besserung halber anwendet, und anderntheils die Besserung, welche der Strafe folgt. Mittel der Strafe sind Tadel, Drohung und endlich körperliche Züchtigung. Doch hat man bei der Anwendung von Strafmitteln die Individualität zu berücksichtigen und sich durch die etwaige Erfolglosigkeit der ersten Züchtigung nicht abschrecken zu lassen. Im 26. Kapitel wird neben der Strenge auch weise Mäßigung empfohlen und mit manchem trefflichen Winke darauf hingezeigt, daß allzu große Strenge erbittert oder muthlos macht. Auch das Ehrgefühl des Knaben ist zu schonen und daher nur dann öffentlich zu strafen, wenn er öffentlich gesündiget hat. Der Zögling hingegen soll sich (27. Kap.) willig der Zucht unterwerfen und zwar in Erwägung der Güte des göttlichen Willens, welcher sich auch in der Strafe offenbart, in Anerkennung der elterlichen Liebe, in Uebung der Geduld, im Hinblicke auf Christi Beispiel, welcher unschuldig litt, in Erinnerung an den Nutzen der Zucht und in der Ueberzeugung, daß die Strafe nur ein kleines Uebel sei, auf welches Beruhigung folgt. Mag auch die Zucht streng sein, im Alter wird man sich ihrer und der darauf gefolgten Frucht erfreuen. In den drei folgenden Kapiteln spricht Vincenz sich über die Cardinaltugend des Gehorsams aus, welchen er als eine fromme, aus kindlicher Rücksicht geleistete Verleugnung und freiwillige Entsagung des eigenen Willens bezeichnet. Der Gehorsam ist eine so wichtige Eigenschaft jedes Menschen, daß Gott nicht allein den ersten Menschen, welcher nach der irdischen Natur Haupt und Wurzel aller anderen war, sondern auch den zweiten Menschen, Christus, der nach der Gnade das Haupt aller Gläubigen ist, in jenen Prüfungsstand hat setzen wollen, d. h. in die Schule des Gehorsams hat gehen lassen. Auch Abraham mußte die Prüfung des Gehorsams bestehen. Der Gehorsam macht uns zu Brüdern Christi, dämpft die Selbstsucht, gibt Frieden nach Innen und Außen, bereitet

zur Betrachtung des Himmlischen vor und führt zum ewigen Leben; dagegen ist der Ungehorsam verderblich für Seele und Leib, wie die heilige Schrift gar vielfach lehrt und zeigt. Vor allem gebührt unser Gehorsam Gott, dann aber auch den Vorgesetzten und Eltern, den Herren und Obrigkeiten, Fürsten und Richtern. Der Gehorsam selbst hat sieben Grade, von denen der heil. Bernhard in seiner Abhandlung vom seligen Leben einzeln handelt. Man soll gern, einfältiglich, freudig, schnell, mannhaft, demüthig und ohne Unterlaß oder fortdauernd gehorchen. Unter dem, was über diese verschiedenen Stufen gesagt wird, heben wir nur hervor, was der heil. Bernhard über die erste bemerkt. Die erste Stufe also ist, daß man gern gehorche; denn der Wille des Menschen hat von seiner ersten Kindheit auf eine Richtung zum Verkehrten, und dies gerade darum, weil seit jenem ersten Ungehorsam des Menschen und dessen nächster Folge der Wunsch, nur seinem eigenen Willen zu leben, im Menschen entstanden ist, weil er sich in jener ersten Handlung dem Willen des Schöpfers untreu zeigte, und eben als er Herr zu werden gedachte, Sklave ward. Zur ersten Stufe des Gehorsams kann daher Niemand gelangen, so lange er nicht den Willen des Gesetzgebers, sondern seinen eigenen thut. Freilich muß man sich also dem Befehle des Vorgesetzten unterwerfen, und auch sogar das Innere von den Betrachtungen eigener Willkühr abwenden, bis daß dieser eigene Wille Freude an fremdem Gebote findet; denn das heißt gerne gehorchen, wenn man den Willen des Befehlenden freiwillig erfüllt. In Betreff des freudigen Gehorsams sagt Vincenz noch sehr treffend, daß die, welche in Betrübniß gehorchen, dem Simon von Kyrene gleichen, der das Kreuz des Herrn gezwungen trug. Von solcher Art sei auch der Gehorsam der Teufel, welche auf das Wort des Herrn gezwungen und traurig aus den Leibern der Besessenen ausfuhren.

Im 31. Kapitel verbreitet sich Vincenz mit Ausführlichkeit über den moralischen Character. Es wird zunächst feste Ordnung empfohlen, welche bewirkt werden soll durch innere, sich auf uns selbst beziehende Zucht, und durch äußere, die auch den Nächsten angeht. Letztere besteht auch wesentlich in einem schicklichen äußeren Betragen. Aeußere Bildung ist eine Angewohnheit, die Glieder seines Leibes überall so zu bewegen, oder zu stellen, wie sich's am besten schickt. Diese Bildung ist eine Fessel der Lust, ein Hemmniß schlechter Begierden, ein Zügel des Muthwillens, ein Joch des Stolzes, ein Band des Jähzorns. Sie fesselt Unmäßigkeit, bindet den Leichtsinn und erstickt ungeregelte Bewegungen der Seele und alle unerlaubte Begierden. So wie das Schwanken der Seele sich durch die körperliche Unruhe verräth, so wird wiederum in eben dem Maße, als der Leib durch Aufmerksamkeit auf seine Bildung eine

bessere Haltung bekommt, auch die Seele zur Standhaftigkeit fester. Darum sagt Augustinus: Im Gehen, Stehen, in der Bewegung im Ganzen und Einzelnen muß nichts sein, was irgend Jemandes Auge beleidigen kann, sondern Alles muß sich zu der inneren Reinheit, nach der ihr strebet, passen. Solch' eine Haltung und Bildung muß sich besonders in der Kleidung, der Geberde, der Rede und bei den Mahlzeiten offenbaren. Vincenz ergeht sich nun in passenden, ganz aus dem Leben geschöpften Winken und Beispielen über die Haltung und das Benehmen in diesen vier Beziehungen und schließt das Kapitel mit den Worten Ovid's: „Groß ist die Mühe und lang, reinere Sitten zu lernen!"

Im 32. Kapitel wird das gesellige Leben mit guten Genossen empfohlen und dessen wohlthätiger Einfluß ebensowohl als der Nachtheil böser Gesellschaft durch eine Menge Stellen aus der heiligen Schrift, aus den Kirchenvätern und heidnischen Schriftstellern bewiesen. Wir führen nur eine Stelle aus dem heil. Bernhard an, welcher sagt: Du mußt gesellig sein; denn so lernst du lieben und geliebt werden, dich freundlich und liebreich beweisen, und nicht bloß geduldig, sondern willig die Schwäche deiner Freunde und Genossen tragen, und über Gebrechen der Seele oder des Leibes hinwegsehen. Die im 33. Kapitel belobte Eintracht unter Genossen wird erhalten durch Demuth, Geduld und übereinstimmende Sitten. Wenn sich aber auch der Character des Einen nach dem Andern bilden soll, so darf doch die Fügsamkeit nicht so weit gehen, daß man die eigene Tugend opfere oder alte Freunde hintansetze. Vor schlechter Gesellschaft der Knaben wird nochmals dringend gewarnt und Maß in der Zuneigung und Vertraulichkeit empfohlen. Das Beispiel des heil. Augustinus und dessen Umgang und Ausschweifungen im Jünglingsalter dienen zum Belege für die Wahrheit, daß nur rechtes Maß in der Zuneigung den Pfad der Seele erhellt und vor verderblichen Ausschweifungen bewahrt. Im 34. Kapitel will Vincenz über das Betragen der Knaben gegen andere Menschen sprechen, aber er verwechselt darin das Betragen gegen den Nächsten im Allgemeinen zu oft mit den Pflichten der Jugend gegen Erwachsene und Vorgesetzte. Er schärft die Vorschriften des Christenthums ein und hebt dabei hervor, daß wir die Obern ihrer Stellung wegen achten müssen, auch wenn wir persönliche Fehler an ihnen wahrnehmen. Er glaubt, nunmehr über die Bildung und Erziehung der Kinder genug gesagt zu haben, und geht daher zur Leitung und Zucht im Jünglingsalter über (Kap. 35). — Er zeigt, wie geneigt die Jugend zum Bösen sei, und daß selten bei ihr wahre Tugend gefunden werde, daß sie aber endlich dahin kommen müsse, die Zügel sich selbst anzupassen und freiwillig dem Guten nachzustreben. Besonders wird eine Gefahr (Kap. 36) her-

vorgehoben, welcher die Jünglinge am meisten ausgesetzt sind, nämlich, daß sie leicht die Sittenreinheit und Keuschheit verlieren.

Der hl. Hieronymus sagt in einem seiner Briefe: „Nicht das Feuer des Aetna, nicht das dem Erdbeben ausgesetzte Land, nicht Vesuv und Olymp brennen mit einem so heftigen Feuer, als das Mark in den Gebeinen der Jugend, wenn Wein es erhitzt und eine gute Mahlzeit es gestärkt hat.“ Ein edler Wächter ist dann die Schamhaftigkeit. Möge die Jugend sich an drei Dinge erinnern, an das Greisenalter, an den Tod und das Gericht, und sich durch diese Erinnerung bilden und bewahren! Auch die Ehe ist ein Mittel gegen Verführung und Ausschweifungen (Kap. 37). Vincenz gibt darüber aus christlichen und heidnischen Schriften ebenso praktische als heilsame Lehren, die wir aber übergehen, da sie unserm Zwecke fern liegen. Dasselbe gilt von der freiwilligen Keuschheit (Kap. 38), welche gleichfalls im Sinne der Kirche gewürdiget und nach ihren Vorzügen beleuchtet wird. — Von demjenigen, welcher in den Ehestand getreten ist oder das Mannesalter erreicht hat, verlangt aber auch Vincenz (Kap. 39), daß er sich wie ein Mann zeige und das Kindische abthue. Wohl sollen wir in der Bosheit Kinder sein, ebenso wie in der Demuth und Keuschheit; aber das kindisch Reden, Denken und Wollen sollen wir abthun, ebenso die Thorheit, die Vernachlässigung unserer selbst und den Wankelmuth. Eins der längsten Kapitel ist das hierauf folgende vierzigste, in welchem Vincenz dem Manne die Mannheit empfiehlt. Diese fordert, daß man oft an die Vergangenheit denkt und die Gegenwart weise ordnet. Der Hinblick auf unsern Ursprung und die Vergangenheit überhaupt soll und wird uns zur Demuth führen. Wir sind Staub und unser Leben ist Schuld vom Anbeginn, und je mehr wir uns der Selbstbeobachtung hingeben und in der Demuth wachsen, desto mehr wird die wahre Mannheit gewinnen. Im 41. Kapitel wird vom Manne verlangt, daß er auch die Zukunft festen Blickes in's Auge fasse, das Böse, um sich zu hüten, das Gute, um dessen Meister zu werden. Vor allem erwäge Jeder das Greisenalter und den Tod. Treffliche Stellen aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern und heidnischen Klassikern verbreiten sich über diese beiden Uebel und insbesondere darüber, daß man den Tod verachten lerne und sich gegen ihn rüste, daß man stets auf ihn gefaßt sei und für Alles sorge, was auf die Reise in's Jenseits nöthig ist.

Vincenz wendet sich nun in den zehn folgenden Kapiteln an das weibliche Geschlecht und spricht über dessen Erziehung. Das 42. Kapitel möchte schwerlich den Beifall der Gegenwart finden. Einsamkeit, Vermeiden größerer Gesellschaften, Eingezogenheit werden der Jungfrau mit größtem Nachdrucke empfohlen. Der

hl. Hieronymus schreibt der Salvina: Es ist ein zartes Ding um eines Weibes Ruf; er ist eine leichte Blüte, die beim leisesten Hauche eines heißeren Lüftchens welkt. Und zu der Aletha spricht er: Da du doch sorgsam verhütest, daß deine Tochter von einer Viper gestochen werde, warum siehst du nicht mit gleicher Sorgfalt darauf, daß nicht das ganze Land seine Zunge gegen sie wetze? Laß sie nicht, wie Dina, ausgehen, um Weiber eines fremden Landes zu sehen, laß sie nicht ihre Füßchen zur Schau tragen, nicht das Kleid buhlerisch umwerfen; laß sie nicht ohne deine Begleitung sich öffentlich zeigen, nicht ohne die Mutter die Kirchen besuchen oder die Gräber der Martyrer, und gib keine Gelegenheit, daß sie mit Stutzern liebäugeln könne. — Es versteht sich von selbst, daß Maria als Muster dargestellt und dringend als Spiegel vorgehalten wird.

Im folgenden (43.) Kapitel werden nützliche Kenntnisse empfohlen, indem deren Aneignung böse Begierden nicht aufkommen lasse. Ueber die Art des Unterrichtes wird eine treffliche Stelle aus des hl. Hieronymus Briefe an die Aletha mitgetheilt, welche wir nicht übergehen dürfen. „Deine Tochter Paula, schreibt er, muß die weltlichen Lieder nicht lernen, sie muß von schlüpfrigen Dingen nichts erfahren; ihre Zunge lerne schon in zarter Jugend Psalmen singen. Muthwillige Knaben müssen fern von ihr bleiben. Laß ihr aus Buxbaum oder Elfenbein Buchstaben machen und damit spielen, damit auch ihr Spiel Belehrung sei; gib ihr beim Lernen Gespielinnen, damit sie Jemand neben sich habe, mit dem sie wetteifern könne und angespornt werde, wenn die Genossin Lob erhält. Wolle sie nicht schelten, wenn es nicht mit ihr fort will; rege ihren Geist durch Lob auf, daß sie sich freue, wenn sie es besser gemacht hat, als Andere, und sich betrübe, wenn sie es schlechter macht. Gewöhne dein Mädchen daran, daß es statt seidener Kleider und Edelgesteins gern gottselige Bücher habe, an denen ihm nicht die buntfarbigen, vergoldeten Bilder, sondern die darin enthaltenen Lehren gefallen sollen. — Lesen, Gebet und Arbeit führen sicher durch das stürmische Meer der Zeitlichkeit und stärken in der Keuschheit, welche letztere nichts gemein hat mit unnützer Ueppigkeit des Lebens und mit schlechter Gesellschaft." — Gegen die Putzsucht der Mädchen ist das 44. Kapitel gerichtet, insbesondere gegen den Haarputz und die Anwendung der Schminke; und aus den zahlreichen warnenden Stellen der Kirchenväter und Heiligen, welche Vincenz anführt, kann man schließen, daß niedrige Gefallsucht auch damals nicht selten gewesen sein mag. Das 45. Kapitel enthält die Ermahnung, jungen Mädchen nur guten Umgang, namentlich auch eine gesittete Dienerschaft zu geben, und warnt insbesondere vor dem Verkehre mit jenen Wittwen, welche

den Mann, den sie verloren haben, erst noch zu suchen scheinen. Vortrefflich ist der Inhalt des 46. Kapitels, welches den Jungfrauen Schweigen, Demuth und Bedachtsamkeit empfiehlt und beweis't, daß in diesen drei Eigenschaften die echte Jungfräulichkeit beruhe. Ambrosius bezeichnet dies treffend, wenn er sagt: „Ich will lieber, daß ein Mädchen das Wort nicht finden kann, als daß es damit um sich wirft; der Ernst wird sie nur als Jungfrau zeigen, weil mich in ihm ihre Verschämtheit begrüßt. Die Jungfrau ist mir nicht die beste, um die man gleich sich bewirbt, sobald man sie sieht." Das 47. Kapitel über die Verheirathung junger Mädchen ist sehr kurz. Die Ehe selbst soll geschlossen werden, um uns vor Ausschweifungen zu bewahren und um der Kinder willen, nicht aber aus andern weltlichen und egoistischen Rücksichten. Auf die Unauflöslichkeit der Ehe wird ein besonderes Gewicht gelegt und daraus die Nothwendigkeit der größten Vorsicht hergeleitet. Das 48. Kapitel ist ein guter Ehestandskatechismus, in welchem Liebe und Treue ohne Eifersucht, Keuschheit und Einfachheit in der Kleidung empfohlen werden. Die Hausfrau soll Familie und Hausgesinde wohl regieren, Söhne und Töchter in Gott lieben und leiten, Knechte und Mägde unterthänig halten in allen Dingen und keine Unordnung oder Unkeuschheit an ihnen dulden. Der Ehestandskatechismus wird im 49. Kapitel noch fortgesetzt und in Einzelnem weiter ausgeführt; im 50. Kapitel endlich vom Wittwenstande gesprochen. Wenn auch eine zweite Heirath nicht so natürlich und lobenswerth als die erste ist, so wird sie doch den jungen Wittwen empfohlen, welche ihrer Tugend nicht sicher sind. Im 51. Kapitel wird nochmals der jungfräuliche Stand gepriesen, und den Eltern angerathen, die Tochter nicht gegen ihren Willen zum Heirathen zu zwingen. Wir können die nähere Angabe des Inhaltes übergehen, da Vincentius nur im bekannten Geiste der Kirche über dieses Thema redet und einzelne Stellen aus Kirchenvätern sprechen läßt. Nur die Worte des hl. Hieronymus mögen wir noch anführen, welcher sagt: „Zwei Dinge entziehen der Jungfräulichkeit ihren Ruhm: wenn die Jungfrau nur dem Leibe, nicht auch dem Geiste nach Jungfrau ist; oder wenn sie die Jungfräulichkeit aus eitler Ruhmsucht bewahrt, und die äußere Ehre, die sie davon hat, nicht von wahrem Bewußtsein des Verdienstes begleitet sein kann."

Blicken wir zurück auf diese Skizze eines Buches, welches unserem Zeitgeiste zumeist nur unbedeutend erscheinen dürfte; so ist es allerdings wenig, aber doch auch wieder sehr viel, was wir daraus lernen. Es faßt die Erziehung nicht bloß als eine Erziehung der Jugend, sondern als eine innere Heiligung des Menschen in allen Altersstufen und Lebensbeziehungen auf. Es weis't darauf hin,

daß diese Heiligung nur in Gott und der Kirche geschehen könne, daß ohne sie, ohne den in Christus gelegten Grund und Eckstein das ganze Gebäude nichtig sei. Vincent will Wahrheit, nichts als die ganze volle Wahrheit; er findet diese aber nur im Anschlusse an die kirchliche Heilsanstalt. Ueberall geht ihm die Bildung des Willens durch Gewöhnung und vorbildliches Leben, also die eigentliche Erziehung, über das Wissen, und Wissenschaft ohne innere Heiligung gilt ihm als Lüge. Es ist etwas Großes, daß Vincent diese ernsten Grundsätze den Großen der Erde mit solchem Nachdrucke predigt, und daß er deren Erziehung auf solche Fundamente gestützt wissen will. Und wenn wir das Einzelne aufmerksamer erwägen, so werden wir überrascht und erfreut durch eine Fülle der trefflichsten practischen Winke über Erziehung, welche das Ergebniß reicher Erfahrung und feiner Beobachtung des kindlichen Geistes sind, und welche noch heute und für immer Geltung behaupten. Ein Gedanke ist es vornehmlich, der durch Alles, was er sagt, hindurchweht; es ist die Forderung, daß wir selbst erst heilig werden müssen, ehe wir Andere heiligen oder erziehen können. Werdet erst selbst, was die euch anvertraute Jugend werden soll, ruft sein Werk überall den Lehrern und Erziehern zu; aber das ist heute noch mehr als je eine harte Rede, und wer mag sie hören?!

Victorino von Feltre.

Wenden wir uns nunmehr von Frankreich nach Italien, um auch hier die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, welcher seine pädagogischen Grundsätze zwar nicht gerade durch besondere Schriften der Nachwelt vermachte, dagegen aber praktisch übte und somit ein Mann der That im vollen Sinne des Wortes war.

Daß die strenge Wissenschaft den Menschen nicht verknöchert, sondern mit einem höheren Fluge des Geistes Hand in Hand gehen, ja auch aus der Poesie Licht und Nahrung ziehen kann, beweis't uns der hochgefeierte Petrarka (1304 bis 1374), welchen Viele zwar nur aus seinen Sonetten kennen, der aber auch nicht minder in der Wissenschaft heimisch war, das Studium der Meisterwerke Roms und Griechenlands in Italien anregte, mit geistreicher Kritik durchwürzte und dadurch nicht bloß seinem Vaterlande, sondern der ganzen damaligen Welt fruchtbringende Anregungen gab. Petrarka's Lieblingsschüler, ein Erbe seines Fleißes und seiner Tugenden, war Johann von Ravenna (geb. 1352), aus dessen Schule wieder eine Menge der erleuchtetsten Männer hervorgingen, zu welchen eben jener Victorin v. Feltre gehört, mit dessen Leben und Wirken wir uns jetzt näher befreunden wollen.

Victorin stammte von armen Eltern niederen Standes, welche in dem Städtchen Feltre wohnten, und hieß eigentlich Ramboldoni, wurde aber, nach damaliger Sitte von dem Geburtsorte Victorin von Feltre genannt. Im Jahre 1378 geboren, hatte er ungeachtet seines früh erwachten heißen Wissensdurstes bei der Dürftigkeit aller Verhältnisse und Mittel bis zum zwanzigsten Lebensjahre nur eine geringe und ganz gewöhnliche Elementarbildung erlangen können. In dieser Zeit aber riß ihn sein glühender Wissensdrang vom väterlichen Heerde weg nach Padua, wo er durch den Unterricht, welchen er den Kindern der Bürgersleute im Lesen und Schreiben ertheilte, sein Leben zwar nur kärglich fristete, doch aber Gelegenheit fand, sich dem erwähnten Johann von Ravenna und andern berühmten Lehrern zu nähern und unter deren Leitung geordnete Studien zu machen. Von dem Joh. von Ravenna, dessen lebhaften Geist, glückliches Gedächtniß, philosophische Entbehrung,

Frömmigkeit und Nüchternheit Petrarka hoch rühmt, lernte Victorin Beredsamkeit und Philologie, aber auch jene Heiligkeit der Sitten und jene moralische Vollkommenheit, wodurch er später ein so schönes Vorbild wurde. Gleichzeitig besuchte Victorin die Schule des Kasper Barzizza, des berühmten Wiederherstellers reinerer Latinität, und gewann hier jene Vorliebe für Cicero's Schriften, welcher er durch sein ganzes Leben getreu blieb. Schon nach wenigen Jahren brachte es der fleißige Jüngling zu höheren akademischen Graden; aber auf die Frage, warum er sich nicht auch öffentlich mit den Insignien der Doctorwürde zeige, pflegte er wohl zu antworten, die größten Zierden des Mannes seien Tugend und Weisheit, das übrige sei nur Flitterwerk.

In Padua entwickelte sich auch das mathematische Talent Victorin's, und er beschloß, dasselbe noch neben seinen theologischen, philologischen und philosophischen Studien auszubilden; leider aber war damals nur ein einziger Lehrer der Mathematik in der Stadt, ein gewisser Palakane, gleich ausgezeichnet und bekannt durch seine Wissenschaft, wie durch den schmutzigsten Geiz. Diesem Manne fiel es nicht im Entferntesten ein, den Bestrebungen des mittellosen Victorin dadurch hülfreich entgegen zu kommen, daß er ihm das ansehnliche Honorar für den Unterricht schenkte, und es blieb daher Victorin nichts übrig, als in die Dienste des Geizhalses mit der Hoffnung zu treten, bei den niedrigsten Handleistungen noch Gelegenheit zu erhaschen, Etwas für die Wissenschaft zu gewinnen. Aber diese Hoffnung schlug gänzlich fehl, denn Palakane lehrte und sprach nur vor vornehmen, zahlenden, nicht aber vor armen, dienenden Zuhörern, und nach sechs Monaten schmachvoller Erniedrigung verließ daher Victorin wohl den unwürdigen Mann, nicht aber seinen Zweck. Es gelang ihm, sich Euklid's Werke zu verschaffen; er entzog sich den Schlaf und jede Erholung, und hatte nach abermaligen sechs Monaten bereits die zehn Bücher des griechischen Mathematikers vollkommen zu seinem geistigen Eigenthume gemacht. Die weiteren Fortschritte entsprachen diesem Anfange. Später, als selbst die Augen der größten Gelehrten sich mit Bewunderung auf den jungen Mathematiker richteten, that es auch dem Palakane sehr leid, die herrliche Gelegenheit, durch einen so ausgezeichneten Schüler noch seinen eigenen wissenschaftlichen Ruf zu steigern, aus der Hand gelassen zu haben; aber es sollte nicht bloß bei dieser Reue bleiben. Der Vorfall erregte Aufsehen und diente nur dazu, die Rohheit und niedere Denkart des Mathematikers bekannter zu machen, und bald sank er dergestalt in der öffentlichen Achtung, daß sein Hörsaal verödete und er sich genöthiget sah, Padua zu verlassen. Scherzweise pflegte Victorin wohl später zu sagen, er habe doch dem Palakane viel zu danken, da dieser ihn

ja nur ohne Unkosten zum Mathematiker habe bilden und somit in dieser einzigen Angelegenheit freigebig sein wollen.

Nicht lange hiernach kehrte der berühmte Gelehrte Guerino aus Griechenland nach Venedig zurück, und Victorin begab sich alsbald zu diesem ausgezeichneten Philologen, um von ihm noch das Griechische zu erlernen, worin er auch bald glänzende Fortschritte machte, während sich Guerino wieder durch ihn im klassischen Latein vervollkommnete.

Auf's neue, mit neuen Kenntnissen bereichert, ging Victorin nach Padua zurück, wo ihm Liebe, Bewunderung und Achtung überall in solchem Maße entgegen gebracht wurden, daß sich nicht bloß die lernbegierige Jugend zu seinen Füßen drängte, sondern auch die Bürger der Stadt selbst sich in schwierigen Angelegenheiten oft seinen allzeit willigen Rath erbaten. Man trug ihm den Lehrstuhl der Philosophie und Rhetorik an, welchen er mit liebenswürdiger Bescheidenheit nach längerem Zögern übernahm, aber auch zugleich ein Pädagogium damit verband, in dem talentvolle, sittlich gute Schüler ohne Unterschied des Standes Erziehung und Unterricht empfingen. Da aber damals in Padua große Unsittlichkeit und Ungebundenheit herrschte, welche ihren verderblichen Einfluß auch auf die Jugend erstreckten, und da Victorin's strenge Maßregeln nicht hinreichten, solchen Uebeln zu steuern, vielmehr oft noch verkannt wurden, so legte er nach einem Jahre sein Amt nieder und begab sich nach Venedig, wo man ihn gerne willkommen hieß, und wo er abermals mit dem besten Erfolge eine Erziehungsanstalt eröffnete. Aber auch diese Thätigkeit sollte bald wieder unterbrochen und in eine andere Bahn gelenkt werden. Der damals über Mantua herrschende tapfere Fürst Joh. Franz Gonzaga, gleich ausgezeichnet durch Humanität und Prachtliebe, suchte einen tüchtigen Lehrer für seine Kinder, und es war ihm damit um so mehr Ernst, da ihn seine Kriegsunternehmungen oft vom häuslichen Heerde entfernten. Victorin wurde dem Fürsten von so vielen Seiten empfohlen, daß dieser endlich einen venetianischen Patrizier beauftragte, mit unserem Gelehrten in Verhandlungen zu treten. Erst nach längerem Bedenken und in Erwägung, daß ihm Gott durch die Erziehung der Prinzen ein Mittel gebe, auch in weitesten Kreisen und für spätere Zeiten segensreich zu wirken, nahm Victorin das Anerbieten an und traf 1425 in Mantua ein, froh und getrosten Muthes, weil er zugleich fest entschlossen war, seiner neuen Stellung alsbald wieder zu entsagen, wenn seinen Erziehungsplänen und seinem Wirken zu große Hemmnisse entgegen treten sollten. Es ist interessant, zu hören, wie freimüthig und unzweideutig er dies gegen den Fürsten gleich bei der ersten persönlichen Zusammenkunft aussprach. — „Wohl hatte ich mir vorgenommen, also lautete die Anrede, Throne und

Fürstenglanz zu meiden, weil Weichlichkeit, Ausschweifungen und leerer Stolz, die so oft an ihnen herrschen, ebenso wenig, als rohe Sitten, zu meinem Frieden passen; aber ich darf hoffen, mein hoher Herr, daß Deine durch so treffliche Erziehung hochgebildete Gesinnung meiner Denkart nicht feindlich sein wird, und ich komme auf Deinen Ruf, um so lange in Deiner Nähe zu leben, als Deine hohe Tugend dieselbe bleibt und Du nichts von mir begehrst, was unserer beiden unwürdig ist." Den hochherzigen Fürsten ehrt die Antwort nicht minder. „Deine allgemein anerkannte Sittenreinheit und Wissenschaft, sprach er, haben mich bewogen, dir die Erziehung und den Unterricht meiner Kinder anzuvertrauen, und ich übergebe sie dir mit voller Zuversicht und ohne Beschränkung, mir nur Liebe und Namen des Vaters vorbehaltend."

Durch solch edle Worte ermuthigt, begann Victorin hoffnungsvoll sein Geschäft; allein wie erstaunte der einfache Mann über die Fülle der Eleganz und Pracht, womit seine und seiner Zöglinge Wohnung ausgestattet worden. Anfangs bestachen die luftigen Gallerien, diese schattigen Alleen, diese herrlichen Zimmer und Gemälde, diese kostbaren Gold- und Silbergeräthe selbst unseren bescheidenen Philosophen; allein bald erkannte er das Verweichlichende solcher Umgebungen und beschloß, vorerst ruhig zu prüfen, besonders auch die zahlreichen höfischen Gespielen und Diener der jungen Fürsten zu beobachten, sodann aber mit der Entschiedenheit eines Schlages Alles möglichst nach seinen Erziehungszwecken zu gestalten. Gerade diese vorläufige Duldsamkeit und ruhige Prüfung ermuthigte Jeden, sich unverholen im wahren Lichte zu zeigen und überzeugte deshalb auch Victorin von der Nothwendigkeit anderer Einrichtungen. Diese traten unvermuthet ein. — Alle unnütze, müßiggängerische Diener wurden mit einem Male entlassen, die beibehaltenen erhielten genaue Vorschriften für ihre künftige Thätigkeit; ein zuverlässiger Pförtner wahrte das Haus, nur sittlich reine, folgsame Gespielen wurden geduldet, und endlich Kleidung, Tisch und Pflege einfacher, aber der Gesundheit förderlicher eingerichtet. Dies Wagniß erregte um so mehr großes Aufsehen, als Victorin Alles auf eigene Hand, ohne vorher den prunkliebenden Fürsten zu fragen, unternommen hatte. Darin that er aber gerade wohl, daß er letztern ganz unbetheiligt ließ, schon um deshalb, weil anzunehmen war, daß jede Betheiligung Gonzaga's, namentlich bei der Entfernung der Dienerschaft und Gespielen, hätte persönlich werden und Rücksicht auf Verwandtschaft und Familienverhältnisse nehmen müssen. Als der Fürst das Geschehene erfuhr, blieb er seinem früheren Versprechen getreu und billigte Alles ohne irgend eine Beschränkung.

Die zwei älteren Söhne des Fürsten waren Ludwig und Karl; beide empfahlen sich nicht durch ihr Aeußeres. Ludwig war

plumpen Körpers, für seine Jugend widrig beleibt und dazu noch unmäßig im Genusse der Speisen; Karl hingegen war groß und stark gebaut, aber von abschreckender Magerkeit und überaus linkisch in seinem Benehmen. Victorins Bemühungen waren alsbald dahin gerichtet, bei beiden die Natur zu corrigiren und durch strenge Mäßigkeit, durch zweckmäßigste Auswahl der Speisen und Getränke, so wie mit Leibesübungen verschiedener Art brachte es unser Pädagog wirklich dahin, daß beide Jünglinge sich bald durch ein angenehmes Aeußere und durch Behendigkeit auszeichneten und so vortrefflich heranwuchsen, daß sie der glückliche Lehrer späterhin nicht mit Unrecht seinen Hector und Achill nennen konnte.

Ehe wir jedoch die Lebensbeschreibung Victorins weiter fortsetzen, wollen wir in das Pädagogium unseres Helden eintreten und dessen Erziehungs- und Unterrichtsbestrebungen etwas genauer kennen lernen. Es dürfte dies schon um deswillen interessant sein, weil wir daraus unter anderen wieder erkennen, daß die wichtigsten, auf ewige Dauer Anspruch habenden Erziehungsregeln schon vor Jahrhunderten feststanden.

Schon aus den kurz vorhergegangenen Andeutungen dürfte klar geworden sein, wie sehr Victorin nach dem Beispiele der Alten auf einen gesunden, kräftigen, behenden, darum auch dem Geiste gehorsamen Körper hielt. Wie ein Kranker die Ereignisse und Gegenstände des gewöhnlichen Lebens ganz anders ansieht und schätzt, als der Gesunde, so wird auch ein siecher, verzärtelter und schwacher Körper nie dem Geiste jene Regsamkeit und Frische der Auffassung erlauben, welche der Kraft und dem ungeschwächten Lebensgefühle eigen sind. Darum gestattete und förderte Victorin die freie Körperentwickelung durch tägliche geregelte Uebungen im Schwimmen, Reiten, Laufen, Fechten ꝛc., und gab solchen Uebungen oft noch dadurch ein besonderes Interesse, daß er seine Schüler in zwei Heeresabtheilungen brachte, welche sich kleine Burgen bauen, Hügel besetzen und nun in Schlachtreihen mit einander kämpfen mußten, daß der Staub zum Himmel wirbelte. Auf diejenigen, welche langsam und unlustig zu solchen Uebungen schritten, hatte Victorin ein ganz besonderes Augenmerk, weil er von ihnen nicht mit Unrecht fürchtete, daß die Blüte ihres Geistes im Welken sei, und daß sie später auch nicht mit der entsprechenden Lust zu geistigen Anstrengungen bereit sein würden. Aber die Leibesübungen genügten Victorin nicht allein. Er gewöhnte seine Zöglinge auch an Ertragung von Hitze und Kälte, an leichte, nicht warme Kleidung, und sagte ihnen dabei oft, daß sie sich an alle Unbequemlichkeiten des Lebens und der Witterung gewöhnen müßten, weil sie nie wissen könnten, welche Zumuthungen und Lagen ihnen die Zukunft aufbewahrt habe. Kräftige, derbe aber einfache Kost empfahl und

gab Victorin, ohne die Verdauung etwa durch Wein fördern zu wollen, und da er selbst überall in der Mäßigkeit und Entsagung freudig mit eigenem Beispiele voranging, so folgten die Zöglinge ohne Murren.

Als ihn diese einst baten, er möge doch für seine Person bessere und reichlichere Speisen genießen, sagte er lächelnd: „Wie sehr sind wir in unseren Ansichten verschieden! Ihr wünscht, daß meinem Mahle nichts fehle, und ich sorge, daß bei dem euren nichts überflüssig sei! — Niemand thut demjenigen Unrecht, gegen den er eingegangene Verträge gewissenhaft beobachtet. Ich bin mit meinem Körper übereingekommen, ihm ein abgemessenes Maß Speise zu reichen; hieran lasse ich's nicht ermangeln und verletze also seine Rechte nicht. Glaubt mir, Weniges ist zur Erhaltung des Lebens nöthig; alles Uebrige dient zur Befriedigung der Lüsternheit, und dann hat man einen Schlund zu füllen, dem auch Vieles nur Wenig ist!" — Beleibtheit des Körpers sah Victorin nach dem Ausspruche des Pythagoras für eine Wolke der Seele an und haßte sie ganz besonders bei der Jugend. Deshalb hielt er auch streng auf frühes Aufstehen, denn er glaubte, daß gerade langes Schlafen am meisten zur unnatürlichen Beleibtheit der Jugend beitrage. In gleichem Maße achtete Victorin sorgfältig auch auf die äußere Haltung seiner Zöglinge, und er that dies, weil er glaubte, daß nicht bloß Fürstenkinder, sondern jeder, der auf Bildung Anspruch machen wolle, sich auch des äußern Anstandes und einer edlen Körperhaltung zu befleißigen habe. Alles bequeme oder vielmehr faule Sichgehenlassen, unanständige Gestikulationen, Verzerrungen der Gesichtszüge, unanständige Gewohnheiten, waren ihm in tiefster Seele zuwider, und er kämpfte um so beharrlicher dagegen, weil er glaubte, daß sich daran auch schlimme Neigungen knüpften.

Aber mit all' diesem würde Victorin noch wenig gethan haben, wenn er nicht auch gleichzeitig für die Ausbildung des Geistes seiner Pflegebefohlenen die liebevollste, überlegteste Sorge getragen hätte. Es ist hiebei merkenswerth, daß er die Kleinsten mit derselben Lust und Hingebung wie die Erwachsenen unterrichtete, und sich gerade hiedurch als wahrer Pädagog und Jugendfreund bewährte. Interessant ist es, daß er das Lesen dadurch lehrte und erleichterte, daß er die verschiedenen Buchstaben, jeden besonders, auf Papptäfelchen malte, sie hierauf einzeln vorführte und dann zusammenfügen ließ, ein Verfahren, welches, wie aus Früherem bekannt ist, schon Quinctilian anbahnte und welches in neuerer Zeit Basedow und Dolz wesentlich weiter ausbildeten. Hier, wie überhaupt, suchte Victorin den Schülern das Lernen angenehm zu machen und dahin zu wirken, daß sie ihre Pflicht mit Freude, nicht aber mit Seufzen und Widerwillen übten. Welches

Aufsehen damals noch ein solches Streben erregte, mögen wir daraus entnehmen, daß der gelehrte Michael della Montagne viele Schulen jener Zeit als Gefängnisse einer Sclavenjugend schildert. „Besuchet, ruft er, ihr Eltern oder ihr Lenker des Volks, doch nur die Lehrstunden! Da sehet ihr die zornglühenden Gesichter der ihrer Leidenschaft sich ohne Rückhalt hingebenden Meister, da hört ihr das Wehegeschrei der Gezüchtigten. Ist das etwa die Art, in zarten und schüchternen Gemüthern die Lernlust zu wecken? Soll man die Jugend mit knüttelbewaffneter Hand leiten, und ist das nicht ein verkehrtes, unmenschliches Verfahren?"

Victorin machte sich ganz besonders dadurch um seine Schüler verdient, daß er von der zartesten Jugend ab ihren Character studirte und möglichst tief in die ganze Individualität der Zöglinge einzudringen suchte, hienach aber nicht bloß Lohn und Strafe abmaß, sondern auch auf die Wahl des künftigen Berufes hinwirkte. Diese Kenntniß der Charactere war aber nur bei einer freien und fröhlichen, von herzlosem Kasernendienst entfernten Entwickelung und Behandlung möglich, und bei jenem Geiste wahrhaft väterlicher Liebe, welcher Victorin so sehr auszeichnete. Da von der richtigen Berufswahl das ganze Wohl und Wehe eines Menschenlebens abhängt, so schauderte Victorin vor der Gefahr, hierin Mißgriffe zu thun.

Mit solchen Ansichten paarte Victorin zugleich die Ueberzeugung, daß ganz stumpfe, bildungsunfähige Köpfe zu den Seltenheiten gehören, daß vielmehr aus jedem Menschen etwas zu machen sei, wenn man es nur recht anfange, wie ja auch fast jeder Acker Frucht trägt, sollte es auch nicht gerade Weizen sein. Darum war aber auch Victorin in seinen Urtheilen überaus behutsam, und hütete sich besonders, seine Schüler frühzeitig, und weil sie etwa in einem oder dem anderen Unterrichtsgegenstande ungenügende Fortschritte machten, zu Dummköpfen zu stempeln.

Wie Victorin bei der Erziehung liebevolle, aber ernste G e w ö h n u n g mit dem selbsteigenen Beispiele Hand in Hand gehen ließ, also eigentlich durch seine Gegenwart und Persönlichkeit erzog; so war auch seine Methode ganz er selbst und der reinste Ausfluß dieser Persönlichkeit. Ungezwungen und ohne künstliche Affectation lehrte er; aber weil sein Herz voll inniger Liebe zur Sache war, so traf er auch immer wieder die rechte Ausdrucksweise und die Herzen der Schüler. Dazu kam, daß er trotz seiner hohen wissenschaftlichen Durchbildung es nicht unterließ, sich auf jede Lehrstunde g e w i s s e n h a f t v o r z u b e r e i t e n und f r e i o h n e H ü l f s m i t t e l v o r z u t r a g e n. Ein solches Verfahren empfahl er allen den Schülern, welche sich ebenfalls dem Lehramte widmen wollten. Er beruhigte sich bei seinem Unterrichte nicht damit, daß ihn einzelne

fähigere Schüler verstanden, sondern er ruhete nicht eher, bis unzweifelhaft war, daß auch die schwächsten seinen Vortrag gefaßt hatten. Bei schwierigen Stellen aus Dichtern und Philosophen verschaffte er sich oft dadurch über das Verständniß Gewißheit, daß er einzelne Stellen laut vorlesen ließ und vom Ausdrucke und Vortrage mit feinem Takte auf das Verständniß schloß. Dabei rügte er beharrlich jeden Fehler in der Aussprache und kämpfte mit Nachdruck gegen pöbelhaften, rauhen oder schreienden Vortrag, weil es nach seiner Meinung nicht genug zu beklagen sei, daß man nicht selten gerade bei den Gelehrten einen abstoßenden Vortrag finde. Sehr gern sah es Victorin, wenn seine Schüler ihm selbst zutraulich offenbarten, was sie noch nicht von seinen Vorträgen verstanden hatten, oder wenn sie ihm ihre Zweifel und Bedenken darüber mittheilten. Alle Arbeiten der Zöglinge sah er aufmerksam durch, verbesserte sie genau und theilte dann Lob oder Tadel mit der gewissenhaftesten Abwägung aus. Poetische Versuche, wie sie damals häufig waren, tadelte und verwarf er nicht. Er war mit Cicero, seinem Lieblinge, der Meinung, daß sich beim Jünglinge Trieb zum Schaffen zeigen müsse, und daß das spätere Alter und die Strenge der Wissenschaft schon genug abkühle. Aufmerksamkeit, und zwar ungetheilte, verlangte Victorin aber auch mit voller Strenge, und schloß oft schon aus der Körperhaltung auf deren Mangel; aber er versäumte auch nicht, mit äußerster Geduld zu wiederholen, das Gelernte systematisch zusammenzustellen, Fremdes an Bekanntes anzuknüpfen und dadurch den Fleiß und Eifer auch wahrhaft fruchtbringend und lohnend zu machen. Er hatte es sehr gern, wenn seine Schüler schöne, vollkommen verstandene Stellen aus Dichtern, Philosophen und Rednern wörtlich memorirten, und nach seinem Rathe sollte der Abfassung jeder schriftlichen Arbeit, jedes Aufsatzes, erst die Lectüre einer ähnlichen Abhandlung aus Musterschriftstellern vorausgehen. Gegen die lyrische Poesie hatte er das Bedenken, daß sie die Jugend verweichliche und zu krankhafter Selbstbespiegelung anreize, weshalb er denn auch epische Dichtungen vorzog und diese für geeigneter hielt, durch erhabene Bilder aus der Vorzeit zur Nachahmung anzuspornen.

Schon früher wurde hervorgehoben, daß Victorin nicht bloß Lehrer, sondern auch Erzieher, und zwar mit ganzer Hingebung des Herzens war. Daß er als Lehrer Großes leistete, daß z. B. nach der Schilderung des päpstlichen Legaten Ambros von Camaldoli, welcher die Anstalt 1435 besuchte, die Knaben Griechisch und Lateinisch mit bewundernswerther Fertigkeit übersetzten und sprachen, daß selbst die zehnjährige Fürstentochter Cäcilie das Griechische mit Leichtigkeit sprach und schrieb, — das Alles genügte Victorin nicht, ja es machte nicht einmal den Hauptinhalt seiner Bestrebungen aus.

Der tugendhafte, sittenreine Mensch stand unserm Victorin stets höher, als der Gelehrte. Darum wollte er nicht bloß lehren, sondern auch erziehen, und hiezu trieb und leitete ihn seine aufrichtige Frömmigkeit. „Die Welt, so sagt er selbst, bedarf vor Allem solcher Menschen, bei denen die ewigen Grundsätze des Guten und Rechten felsenfest stehen, die dem Strome, der Millionen zur Sünde und Schande hinreißt, muthig widerstehen, die auch bei den schmerzlichsten Opfern, welche die Pflicht heischt, groß genug denken und handeln, um nichts für verloren zu halten, so lange nur ihre Tugend bewahrt bleibt. Wären die Schulen von solcher Beschaffenheit, daß sie, indem sie den Geist bilden, die Sitten verschlimmern, so wünschte ich, daß sie alle zerstört und aufgehoben würden, weil das Uebel kleiner, wenn der Rechtschaffene und Pflichtgetreue unwissend, als wenn der Gelehrte ein Bösewicht ist. Wahrlich, unschuldige Unwissenheit stiftet weit nicht so großes Unheil in der Welt, als der Mißbrauch der Philosophie und des Wissens." Bei solchen Gesinnungen bedarf es wohl kaum noch der Erwähnung, daß Victorin nicht bloß selbst von religiösem Geiste beseelt war, sondern auch in der Religion das wesentlichste Hülfsmittel und die sicherste Grundlage der Erziehung erblickte. Darum schloß sich Victorin innig und aufrichtig an seine Kirche und, obwohl Laie, ertheilte er doch den Religionsunterricht selbst. Jeden Morgen eröffnete er das Tagewerk vor sämmtlichen Zöglingen mit frommem Gebete, und es war ergreifend, zu hören, wie er, ganz Andacht in Blick und Stimme, des Himmels Segen auf die Schüler, auf deren Eltern und Lehrer herabflehete und Gott bat, daß er sie alle erhalten wolle auf seinen Wegen und in Keuschheit und Reinheit der Seelen und Leiber. Oft und regelmäßig besuchte er mit allen Zöglingen und in ihrer Mitte den öffentlichen Gottesdienst, und wirkte durch sein eigenes ungeheucheltes Beispiel schon früh auf jene Würde und Anständigkeit der äußeren Haltung, durch welche auch die innere Erhebung des Herzens begünstiget wird. Darum galt Victorin, der noch in den Stunden der Ruhe und Einsamkeit sich gern mit Gebet und frommen Erwägungen beschäftigte, im Stillen selbst Gefängnisse und Krankenhäuser besuchte, schon bei seinen Lebzeiten für ein Muster wahrer Frömmigkeit und Tugend. Gern gab er von dem Seinen noch zur Unterstützung der Dürftigen, steuerte davon freudig zur Gründung von Gotteshäusern und milden Anstalten bei, und legte aus eigenen Mitteln den Grundstein zu der später erst vollendeten Kirche zu St. Maria vom Carmel. Wie hoch der damalige Papst Eugen IV. ihn schätzte, beweist, daß dieser ausnahmsweise dem Domherrn Jacob von Cassiano erlaubte, noch die weltliche Lehranstalt des Victorin zu besuchen und dabei sprach: „Gehe, mein Sohn, sehr gerne überlasse ich Dich

einem Manne, der Religion und Wissenschaft gleichmäßig ehrt und dessen Heiligkeit und Rechtschaffenheit mir sattsam bewährt ist." Als später Victorin dem Papste vorgestellt wurde, rief der letztere überrascht aus: „Welch' großer Geist in einem so zarten Körper!" und fügte, sich zu den Umstehenden wendend, hinzu: „Gestatteten es meine oberhirtliche Würde und mein Alter, so würde ich gerne und achtungsvoll vor diesem ehrwürdigen Manne aufstehen!" Aus einem Briefe Ludwig Gonzaga's an Papst Nicolaus V. ist, beiläufig gesagt, ersichtlich, daß jener Jacob von Cassiano nach Victorin's Tode zum Prinzenerzieher gewählt wurde, und nachdem er dies Amt drei Jahre verwaltet hatte, sich nach Rom begab. Hier übersetzte er die Werke des Archimedes und acht Bücher der Geschichte des Diodorus Siculus.

Nichts war Victorin unangenehmer und verhaßter, als Spöttereien und leichtfertige Reden über die Religion und deren Glaubenssätze, ja schon der leider so alltägliche leichtsinnige Gebrauch des göttlichen Namens konnte ihn empören. Ich erwähne hiezu eines interessanten Vorfalles: Karl Gonzaga, der fürstliche Zögling, spielte einst Angesichts mehrerer vornehmen Personen mit seinen Altersgenossen Ball, war aber dabei auffallend unglücklich. Er gerieth deshalb mehr und mehr in Hitze, und als ihm endlich wieder ein Hauptwurf mißlang, ließ er sich so hinreißen, daß er in einen gotteslästerlichen Fluch ausbrach. Erschüttert und zugleich erzürnt sprang Victorin herzu, ergriff den Leichtsinnigen, sah ihn flammenden Blicks an und rief: „Wie, du wagst es, der Gottheit zu zürnen, welcher du Alles verdankst, was du bist und hast! Kannst du hiernach noch wagen, den Blick zu erheben, oder vor deinen Eltern zu erscheinen und mir in's Angesicht zu schauen! Des Daseins unwerth ist der Gotteslästerer!" — Diese, mit außergewöhnlicher Aufregung gesprochenen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. — Erschüttert und mit heftigem Schluchzen warf sich der Prinz vor seinem Lehrer nieder und bat um Verzeihung. Gerührt von dieser Demuth und Reue des kaum noch so leidenschaftlich aufgeregten Jünglings hob ihn Victorin zu sich empor, blickte mit Thränen im Auge gen Himmel und rief laut: „Ich danke Dir, himmlischer Vater, daß Du mich eines solchen Schülers gewürdiget hast!"

Liebe, Eintracht und Friede waren es, deren milden Geist er seinen Zöglingen und Mitlehrern täglich empfahl, als das sicherste Zeichen wahrer Religiosität. Und welche Frucht dies brachte, davon gibt Prendilaqua's Mittheilung ein schönes Zeugniß. Als dieser spätere Biograph Victorins nämlich einst beim Baden in einem See in die größte Lebensgefahr gerieth, sprang nicht etwa einer, sondern alle seine Mitschüler wetteifernd herzu und

retteten ihn nicht ohne Gefahr für's eigene Leben. Der Geist der Liebe und des Friedens wehete auch im Umgange Victorins mit seinen Gehülfen. Er schätzte und achtete sie alle, mochten sie nun die Elemente des Wissens oder die Wissenschaft lehren. Aber er konnte zürnen und in heilige Entrüstung gerathen, wenn sie durch unvorsichtige, von Leidenschaften eingegebene, rauhe und rohe Worte das Zartgefühl und die Ehrfurcht beleidigten, welche man dem jugendlichen Geiste schuldig ist. Das: „Wehe dem, der Eines dieser Kleinen ärgert", war ihm ein heiliges Wort, und es ist wohl am Orte, seine eigenen Aeußerungen darüber anzuführen. „Mancher Mensch, sagt er, würde vielleicht nicht der Sünde verfallen, ohne das Beispiel Anderer, welches die schlafenden Leidenschaften weckt. Möchte es dem Himmel gefallen, zu verhüten, daß so manche leidenschaftliche Eltern, Erzieher und Lehrer zum Verderben der Jugend den ersten Anstoß geben, nicht zwar durch Unmäßigkeit im Sinnengenusse, wohl aber durch eine Sprache und durch Ausdrücke, die nur allzu sehr die Schenke oder Wachtstube verrathen. Wie oft bemerkt man nicht mit Schmerz, daß solche Vorgesetzte, wenn sie leichte Fehler Untergebener strafen, dies mit Ausdrücken thun, die nur bei ungezogenen Leuten niederer Sphären im Gebrauche sind und statt der Besserung und des Segens nur Verhärtung und Fluch stiften."

Wenn Victorin mit solchen Ansichten unter allen Disciplinarmitteln die körperliche Züchtigung am unangemessensten fand, so kann uns dies nicht unerwartet sein. So wenig er gegen deren Anwendung bei der häuslichen Erziehung gehabt zu haben scheint, so ernst sind die Worte, mit welchen er sich gegen ihre Einführung in Schulen ausspricht. Dennoch herrschte in Victorins Anstalten strenge Ordnung und pünktlicher Gehorsam, insbesondere deshalb, weil er in allen Dingen consequent war und die Frucht der Strafe weniger in ihrer Härte und Größe, als in ihrer Unfehlbarkeit erblickte. Neben der körperlichen Züchtigung mißbilligte er auch das Knieen als Strafe, weil dieses das äußere Zeichen demuthsvollster, andächtiger Hingabe an Gott herabsetze, den Lehrer aber als Pagoden erscheinen lasse, welchem der gedrückte Hindu seine furchterfüllte Sclavenhuldigung bringt. Victorin meinte überhaupt, daß es besser sei, Fehler zu verhüten, als sie zu bestrafen, weshalb er mit allen Mitlehrern fast immer allgegenwärtig war und stets für ernste und nützliche, aber auch für angenehme Beschäftigung der Jugend sorgte. Unter allen jugendlichen Sünden verabscheute er die Lüge am meisten; er verzieh gern, oft mit Thränen der Rührung im Auge und mit herzlicher Umarmung dem reuigen und offen gestehenden Sünder, nicht aber dem Lügner, welchem er auf längere Zeit auch die äußerlichen Beweise der

Liebe und des Vertrauens entzog. Prendilaqua erzählt in dieser Hinsicht ein schönes Beispiel der Offenheit und Wahrheitsliebe. Alexander von Gonzaga war fieberkrank und vom heftigsten Durste gequält. Victorin hatte jedoch befohlen, daß er nur in seiner Gegenwart und mit seiner Erlaubniß trinken dürfe. Als einst der Lehrer nicht zugegen war, siegte der brennende Durst über das Gewissen; der Knabe bat und erhielt von der willigen Dienerschaft eine volle Flasche Wassers, welche er hastig ausleerte. Kaum geschehen, so trat auch die bitterste Reue ein, und obgleich ihn die Diener mit dem Versprechen der strengsten Verschwiegenheit zu beruhigen suchten, so konnte er sich doch nicht überwinden, seinen Lehrer zu täuschen. Als dieser kam, umschlang er ihn liebkosend mit den Worten: Meister, kannst du mir verzeihen, und wirst du es billigen, daß ich doch getrunken habe? — Victorin erwiderte mit Lächeln: Ich muß ja wohl, da ich Geschehenes nicht ändern kann.

Wenn es mir durch das Bisherige gelungen sein sollte, Interesse für einen Mann zu erwecken, den man wohl als das Muster eines vorzüglichen Jugendlehrers betrachten darf, so sei es mir nunmehr noch vergönnt, einige flüchtige Blicke auf den Verlauf seines Lebens und auf seine äußeren Schicksale zu werfen, zugleich aber auch noch einige interessantere Züge beizufügen, welche dieses flüchtige Bild in bestimmteren Umrissen erscheinen lassen.

Victorin gehörte keineswegs zu den Menschen, bei welchen die Tugend gewissermaßen Temperamentssache ist, und welche mit einer angebornen Ruhe und Leidenschaftslosigkeit den Verführungen des äußeren Lebens wenig ausgesetzt sind. Er kam nur durch Kampf zum Siege. Von Natur leicht aufbrausend und zum Jähzorne geneigt, war er nicht ohne starken Hang zu sinnlichen Freuden geboren. Noch in Padua, zu der Zeit, als sich sein mathematisches Talent entwickelte, unterlag er der letzteren Schwäche wenigstens in so weit, daß er mehrere Verse schrieb, in denen er lebhaft die Liebe mit ihren Freuden pries. Wenn auch diese Gedichte immer noch in Ausdrücken abgefaßt sind, welche Sittlichkeit und Schamgefühl nicht beleidigen, so zeigen sie doch eine rege, glühende Phantasie, und trugen dazu bei, Victorin bald über sich selbst und die ihm drohende Gefahr aufzuklären. Ja, er ging damals im ernstlichen Nachdenken über seinen Zustand so weit, daß er glaubte, nur in der Stille des Klosterlebens werde es ihm vollkommen gelingen, den mächtigen Reizen der Versuchung zu trotzen. Bald aber belehrte ihn weitere Prüfung und die Erfahrung, daß Mäßigkeit, Flucht vor aller Verweichlichung und stete Thätigkeit, vereint mit eifrigem Gebete, die besten Waffen gegen die Sünde seien, und daß man diese Bundes-

genossen auch außerhalb der Klostermauern finden könne. Victorin siegte glänzend. — Obgleich die Schüler seiner Anstalten früh aufstanden, so verließ der Lehrer doch sein Lager noch mehrere Stunden früher, und in diesen stillen, dem Gebete und der Betrachtung geweihten Morgenstunden fand er die Kraft zum Kampfe und Siege für den Lauf des Tages. Je größer seine Anstalt wurde, je mehr sich Schüler aus den entferntesten Gegenden, selbst aus Deutschland, zu seinen Füßen drängten, und je verbreiteter sein literarischer Briefwechsel mit den berühmtesten Männern des Jahrhunderts wurde, desto schwächer und schwächer wurden auch die Versuchungen, und Victorin erkämpfte durch die vollste, innigste Hingabe an seinen edlen Beruf inmitten der Reize und Verlockungen eines prachtvollen Hofes einen Sieg über sich selbst, den Niemand seiner Zeitgenossen, auch nicht seine Neider, je zu bezweifeln oder anzutasten gewagt hätten. Er blieb unbeweibt, und wenn ihn seine Freunde viel und oft ermahnten, sich zu vermählen und seinen Ruhm und seine Tugend auf Söhne und Töchter fortzupflanzen, dann pflegte er meistens auf die ihn umgebende Jugend hinzuweisen und mit sanft ablehnendem Ernste zu sagen: „Sehet da meine Söhne und Töchter!“

Ein liebenswürdiger Fehler Victorin's war seine große Milde und Freigebigkeit gegen Arme. Da er, wie Sokrates, sich gern seine Schüler auswählte ohne auf Stand und Vermögen zu sehen, so unterstützte er bisweilen in der neben seinem Prinzeninstitute bestehenden großen Erziehungsanstalt an sechszig bis siebenzig arme Schüler in allem, was Leib und Geist nur bedurften. Nicht minder erstreckte er seine Wohlthätigkeit auf verschämte Arme, denen er oft heimlich die Boten seiner Liebesgaben in's Haus schickte. Er ging darin so weit, daß er ungeachtet des ansehnlichen Einkommens, welches ihm sein fürstlicher Freund bewilliget hatte, fast immer in Geldverlegenheit war, und sich oft genöthiget sah, seinen hohen Gönner um Vorschüsse und Anleihen zu bitten, welche ihm meistens gerne und sofort bewilliget wurden. Darf es uns wundern, wenn Victorin starb, wie er geboren worden, so arm, daß die Kosten seiner kirchlichen Todtenfeier aus der Staatskasse bestritten werden mußten.

Die großartige praktische Thätigkeit Victorins und seine Grundsätze litten es nicht, daß er sich in die damals häufigen literarischen Fehden und Klopffechtereien einließ. Er meinte, daß man damit oft nur der Eitelkeit fröhne, die Heiligkeit der Wissenschaft entehre und das große Publikum belustige. Seine angestrengte, praktische Wirksamkeit, mehr vielleicht noch seine Bescheidenheit, mögen auch Ursache sein, daß er sich als Schriftsteller weniger bekannt gemacht hat. Außer vielen Briefen, von denen die schätzbarsten erhalten

worden, schrieb er noch ein Lob der Stadt Mantua und mehrere vortreffliche lateinische Gedichte, reinigte und verbesserte mit Guarino den Text der Geschichte des Livius und vorhandene Handschriften des Plinius.

Von der Stellung eines Erziehers fürstlicher Kinder schwang er sich durch seine Tugend und unerschütterliche Rechtlichkeit zum Fürstenfreunde empor. Gonzaga ehrte seinen Victorin hoch, fragte ihn oft um Rath und gestattete ihm einen Einfluß, der um so bemerkenswerther und erfreulicher ist, da er sich weniger auf politische Maßregeln und Verhältnisse, als auf das innerste Familien- und Herzensleben erstreckte. Ich mag in dieser Hinsicht zwei interessante Beispiele nicht unerwähnt lassen.

Ludwig Gonzaga, der älteste Sohn des Fürsten, war unwillig darüber, daß ihn sein Vater nie zum Kriegshandwerk zuzog, dagegen den jüngeren Bruder Karl an allen Waffenunternehmungen betheiligte. Da alles Bitten und Flehen vergeblich blieb, verließ der ruhmdürstige Jüngling heimlich Mantua und begab sich zu dem Herzoge Philipp Maria Viskonti, welcher damals gegen die mächtige Republik Venedig kriegte. Leider war gerade diese Wahl die schlechteste, welche Ludwig treffen konnte, denn die Republik hatte seinen eigenen Vater zu ihrem Oberfeldherrn gewählt. Wenn nun auch der Sohn nicht im Entferntesten daran dachte, gegen den Vater zu streiten, sondern nur das Kriegshandwerk erlernen wollte, und sich deshalb unter das Commando eines gewissen Piccinino stellte, der nicht gegen Venedig, sondern gegen die Romagna beordert war, so fühlte sich doch Fürst Gonzaga tief verletzt, erklärte den Sohn für einen Landesverräther, enterbte ihn und ließ, damit noch nicht zufrieden, ihn durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilen. Vergebens waren die Bitten der Großen des Staates, vergebens selbst die Fürsprache des Papstes und die reuevolle Bitte des Sohnes um Verzeihung, umsonst blieb auch das Flehen der tiefbetrübten Mutter Paula Malatesta. Da trat endlich Victorin kühn herzu. Auch ihm mißlangen die ersten Sühneversuche; aber er brachte immer und immer wieder neue Gründe und Ermahnungen, deckte dem Fürsten mit Unerschrockenheit die geheimsten Falten des eigenen Herzens auf, lehrte ihn sich selbst erkennen, deshalb aber auch Anderen, geschweige dem Sohne verzeihen, und brachte endlich im Jahre 1442 eine Versöhnung zu Stande, welche er als das glücklichste Ereigniß seines Lebens bezeichnet. Ludwig vergaß seinem Lehrer diese Liebe nie, und selbst als er später dem Vater in der Regierung nachgefolgt war, erhob er sich stets ehrfurchtsvoll, wenn Victorin zu ihm eintrat, und empfing und ehrte ihn wie einen Gebieter.

Beiläufig möge noch bemerkt sein, daß die Venetianer seit

diesem Ereignisse dem Fürsten Gonzaga als Oberfeldherrn mißtrauten, daß dieser, darüber erzürnt und an seiner Ehre gekränkt, das Commando niederlegte und sich endlich sogar mit dem früheren Feinde, dem Herzoge Philipp Maria Viskonti von Mailand, zum Kriege gegen die Republik verband. Dieser Kampf, von welchem Victorin dringend abrieth, brachte Mantua an den Rand des Verderbens und stürzte Land und Fürsten in unverhältnißmäßige Schulden. Die Republik gewann in Franz Sforza den glücklichsten Feldherrn, triumphirte über ihre Gegner und errang einen Frieden (1441), der namentlich Mantua auf's äußerste demüthigte und die Noth auf's höchste steigerte, welche damals Hunger und Pest ohnedies über das Land brachten.

Meine Leser werden sich noch jener Cäcilie Gonzaga erinnern, von welcher erwähnt wurde, daß sie bereits im zehnten Lebensjahre durch ihre Kenntniß der alten Sprachen Bewunderung erregte. Dieses Mädchen hatte sich zu einer der gefeiertsten Schönheiten Italiens entwickelt und bezauberte sowohl durch Liebreiz, als durch feine Bildung alle Herzen. Was Wunder, wenn der Fürst in dieser Tochter eine Perle seines Hauses erblickte und sich der Hoffnung hingab, durch ihre Vermählung den Glanz der Familie zu erhöhen. Unter den Vielen, welche bald um die Hand der schönen Jungfrau warben, erfreute sich jedoch keiner irgend besonderer Huld oder Auszeichnung, und nur der Vater begünstigte von allen Freiern den Grafen Odo von Urbino. Cäcilie hatte jedoch von Jugend auf, wahrscheinlich durch die Einwirkung ihrer frommen Mutter Paula und durch den Reiz der Wissenschaften bestimmt, eine mit zunehmendem Alter wachsende Neigung zum Klosterleben gefaßt und konnte sich zu keiner Heirath entschließen. — Lange hielt sie diese Neigung geheim und bekämpfte sie im Stillen, endlich aber, da ihre Lage durch häufiges Drängen des vom Vater begünstigten Grafen immer peinlicher wurde, erschloß sie ihr Herz dem geliebten und verehrten Lehrer. Als Victorin sich nach vielen Vorstellungen und längerer, ernster Prüfung endlich überzeugte, daß Cäciliens Entschluß nicht zu erschüttern sei, ermuthigte er sie zu dem entscheidenden schweren Schritte, ihrem Vater Alles zu offenbaren. Das innere Familienleben des Hauses Gonzaga bot nun erschütternde Scenen dar. Der Fürst geberdete sich wie ein Wüthender, um so mehr, da alle Geschenke, Liebkosungen und Versprechungen vergebens blieben; es kam sogar zu persönlichen Mißhandlungen der Mutter und Tochter. Er verstieß endlich beide aus seinen Augen und erfüllte täglich den Palast mit den Ausbrüchen tobender Leidenschaft.

Abermals trat Victorin unerschrocken als Vermittler ein. Zunächst stellte er dem Fürsten vor, wie unväterlich und unedel es

sei, der Tochter in einer so wichtigen Angelegenheit des Herzens Gewalt anzuthun, und machte ihn darauf aufmerksam, daß dieser hohe Grad von Standhaftigkeit bei einem so zarten, sanften und stets gehorsamen Kinde wohl eine göttliche Fügung sein könne, gegen welche man nur mit äußerster Gefahr kämpfe. Er wies mit erschütternden Worten darauf hin, daß der Eigensinn und Hochmuth des Lebens oft gerade durch starre Verfolgung einmal vorgesetzter Pläne namenloses Unglück stiften, und daß der Fürst sich wahrscheinlich bitter täusche, wenn er glaube, mit jener heftig erstrebten Verbindung das Glück seiner Tochter zu gründen. Victorin brachte es durch wiederholte Bemühungen endlich dahin, daß der bereits geschlossene Heirathsvertrag aufgehoben wurde und eine Versöhnung statt fand; aber erst 1444, nach dem Tode des Vaters, jedoch mit dessen ausdrücklicher, vorhergegangener Erlaubniß, trat Cäcilie in ein Kloster.

Wenn meine Leser etwa den verschmäheten Liebhaber bedauern, und nach dessen weiteren Schicksalen mitfühlend fragen sollten, so kann ich ihnen darauf antworten, daß er sich bald tröstete, sich Ausschweifungen und Laster aller Art erlaubte, in Urbino Frauen und Mädchen entehrte und von den Bürgern der Stadt seines Schandlebens wegen 1444 am 22. Juli, also in demselben Jahre, erschlagen wurde, wo Cäcilie den Schleier nahm. Victorins Ahnung und Scharfsinn hatten ihn nicht getäuscht!

Er sollte diese Katastrophe und seinen geliebten Fürsten nur um wenige Jahre überleben. Ein Jahr vor seinem Tode überfiel ihn zum ersten Male im ganzen Leben ein bösartiges Fieber. Er überwand es mit gesteigerter Mäßigkeit und Ruhe und seine Freunde glaubten ihn vollkommen gerettet. Weil er sich aber alsbald der liebgewonnenen Thätigkeit wieder mit aller Kraft hingab, trat später ein Rückfall ein. Der Tod überraschte ihn, als er in einem Erbauungsbuche las. Ein heftiger, unerwarteter Hustenanfall machte seinem Leben plötzlich und ohne Schmerzen am 2. Februar 1446 ein Ende. Victorin erreichte ein Alter von 68 Jahren.

Er hatte ein anmuthiges Aeußere, war mittler Größe, zart und schlank gebaut. Sein Angesicht war mager, aber von frischer, reinlicher Farbe, das Auge tief und glühend, die Unterlippe etwas vortretend, die Stirne hoch, der ganze Ausdruck wohlwollend ernst. In allen Körperbewegungen war er zierlich und behende, seine schöne melodische Stimme tönte frisch und hell, und selbst in den letzten Lebensjahren konnte er noch sechs Stunden lang ohne Erschöpfung unterrichten.

Victorin wurde, wie er es gewünscht hatte, an der Seite seiner geliebten, bis zum Tode gepflegten Mutter auf dem Kirchhofe der Heil.-Geist-Kirche in Mantua in aller Stille in ein schlichtes Grab

gebettet, doch begleiteten ihn alle Mitglieder des Hauses Gonzaga zur letzten Ruhestätte. Sein Tod erschütterte und betrübte ganz Italien. Damals vergaß man nicht so leicht, als jetzt, und wenn auch keine ruhmredige Journal-Artikel den Geschiedenen einsargten, er lebte desto länger in den Herzen fort. Pisanello, ein berühmter Maler und Zeitgenosse, malte ihn und prägte auch einige Medaillen zu seinem Andenken. Die Kehrseite der letzteren zeigt einen Pelikan, der sich die Brust öffnet, um die Jungen mit seinem Blute zu nähren. Wahrlich ein passendes Symbol für jeden Lehrer, der seinen Schülern das Beste gibt, was er hat, sein edelstes Streben und Denken, das passendste aber für unseren Victorin, der ja in einem seiner Briefe selbst sagt, daß in der Liebe allein die Würde, die Freude und das Göttliche der Lehrerwirksamkeit liege!

Mapheus Vegius.

Mapheus Vegius wurde im Jahre 1407, nach Einigen 1406 zu Lodi geboren. Sein Vater hieß Bellortus und seine Mutter stammte aus der Familie Lauteria (Leuther). Die Erziehung, welche er erhielt, war gut und standesgemäß. Nach seinen eigenen Angaben empfing er in Mailand, wohin die Eltern ihren Wohnsitz verlegt haben mögen, den ersten Unterricht; aus dem 9. Kapitel des II. Buches seiner später zu erwähnenden Pädagogik geht jedoch hervor, daß er noch nicht elf Jahre alt war, als die Eltern abermals den Wohnsitz wechselten und den Knaben einem andern Lehrer übergaben. Mapheus fühlte sich früh und ganz besonders zu den Dichtern hingezogen, und würde die übrigen Wissenschaften weniger beachtet haben, wenn ihn nicht der Wille des Vaters angetrieben hätte. Die Philosophie, für welche ihn der Vater besonders heranzubilden wünschte, konnte ihn nicht fesseln, mehr jedoch die Rechtswissenschaften, welchen er sich auf der berühmten Universität Pavia widmete. Aber auch während der akademischen Studien und später beschäftigte sich Mapheus mit der Dichtkunst, und seinen poetischen Versuchen scheint es nicht an Beifall gefehlt zu haben. Aus seinen Briefen geht auch hervor, daß er 1433 zu Pavia die schönen Wissenschaften lehrte. Der lateinische Dichter Virgil war Mapheus' Lieblingslektüre, und er schrieb sogar einen 13. Gesang zu der Aeneis, worin er die Thaten des Aeneas bis zu dessen Tode besang. Durch diese und ähnliche Schriften wurde er dem Papste Eugen dem vierten bekannt, welcher ihn nach Rom berief und zum Sekretair der Breven (Secretarius Brevium) und bald nachher zum Datarius ernannte, mit welcher letzteren Stelle 1443 das Canonikat zu St. Peter verbunden wurde. Mapheus gefiel sich in dieser Stellung und Wirksamkeit so sehr, daß er die Erhebung auf einen einträglichen Bischofsstuhl ablehnte. Auch Papst Eugens IV. Nachfolger Nikolaus V. bewies dem Mapheus ungetheiltes Wohlwollen und Vertrauen. Nächst der Bibel und den Psalmen, deren hohe Poesie Mapheus besonders fesselte, beschäftigte ihn später das Studium der Kirchenväter, namentlich des heiligen Augustinus, den er besonders liebte und welchem er die heidnischen Klassiker fast ganz

opferte. In der Kirche des heiligen Augustinus zu Rom ließ er der heiligen Monika auch eine prächtige Kapelle errichten und die Gebeine derselben, welche er von Ostia herbeiholte, dort in einem prachtvollen Sarkophage beisetzen. Letzterer trägt folgende, von Mapheus selbst verfaßte Inschrift:

„Hier verehre des heiligen Augustinus Mutter,
Und trage Deine Gebete hin zu der Stätte, in welcher sie ruht,
Damit einst Monika der ganzen dankbaren Menschheit
Beistehe und für die zu ihrer Ehre dargebrachten Gebete sich
hülfreich erzeige." —

Unter den vielen Freunden des Mapheus wurden besonders der berühmte Aeneas Sylvius und der Dichter Antonius Panormita genannt. Kurz nach der Wahl des ersteren zum Papste, welcher als Pius II. regierte, starb Mapheus und zwar im Jahre 1458. Einige nennen auch das Jahr 1459 (Bayle), andere das Jahr 1457 als sein Todesjahr. Von seinen prosaischen Werken besitzen wir noch eine Disputation zwischen der Erde, der Sonne und dem Golde, sechs Bücher über die Beharrlichkeit in der Religion, gerichtet an einige Ordensschwestern, ein Gespräch (Dialog) über die Wahrheitsliebe und endlich die pädagogische Schrift: de educatione liberorum et eorum claris moribus libr. VI.

Das letztere interessante Werk erwähnen Niemeyer, Schwarz, J. G. Eichhorn 2c. mit Anerkennung, und nicht minder haben seiner sehr gelehrte Franzosen, wie Eliez du Pin (Doktor der Sorbonne im 18. Jahrhundert) und Moreri in seinem historischen Wörterbuche rühmlich gedacht *). Ersterer sagt von ihm: M. Vegius ist derjenige unter den Autoren seines Jahrhunderts, der am nützlichsten, angenehmsten und zierlichsten geschrieben hat. Sein Tractat über die christliche Erziehung der Kinder ist der vollendetste, den wir auf diesem Gebiete besitzen **).

Die Erziehungslehre des Mapheus zerfällt in sechs Bücher, von denen das erste über die Pflichten der Eltern handelt. Das zweite spricht von dem Unterrichte der Kinder, das dritte über die Erziehung und den Unterricht der Jünglinge und Jungfrauen. Das vierte Buch spricht über die Tugend und Sittsamkeit der Jünglinge, das fünfte über die Züchtigkeit der Sitten, das sechste über die Züchtigkeit der Sitten nach Ort und Zeit. Das Werk selbst stützt sich auf Beobachtung und Erfahrung, welche beide durch eine große Belesenheit des Verfassers unterstützt werden. Die Darstellung ist edel und warm, überall spricht die Liebe für den Gegenstand. Das

---

*) In neuerer Zeit hat F. J. Köhler des Vegius Pädagogik übersetzt und Professor Schweminski in Posen sie zum Gegenstande eines interessanten Programmes (1858) gemacht.

**) Vergl. Kirchenlexikon von Welte, Bd. VI., S. 725, 1. Auflage.

klassische Alterthum ist dem Verfasser in vielen Beziehungen des äußeren Lebens Richtschnur und Vorbild; wo es sich aber um die religiös-sittliche Veredlung des Menschen handelt, da gelten ihm nur die heilige Schrift und die Lehre der Kirche. Der Vergötterung des Heidenthums tritt Mapheus entschiedener entgegen als die meisten seiner Zeitgenossen, und er schätzt die Weisheit und die Werke des Alterthums nur in sofern, als sie der christlichen Religion und Sitte nicht entgegen sind. Wenn Mapheus dem ohngeachtet nicht zur schärfern Entwickelung aller der Gedanken des Christenthums sich erhob, welche für die Pädagogik von höchster Bedeutung, ja deren Fundament sind; so lag dies gewiß und wesentlich in seinen anfänglichen Studien, so wie in dem Geiste einer Zeit, welche die alten Klassiker zu überschätzen liebte, dann aber auch darin, daß sein Werk nicht ein philosophisches System, sondern, wie bereits angedeutet, eine mit feiner Beobachtung und Kenntniß zusammengestellte Reihe von Erfahrungen, Beispielen und Lesefrüchten ist. Wenn wir bedenken, daß des Mapheus Thätigkeit in eine Zeit fiel, wo die sogenannte Wiedererweckung der Wissenschaften die antike Welt überall in den Vordergrund stellte, wo andererseits sich viele Bande lös'ten, wo neben den Studien des Alterthums sich vielfach Rohheit und stumpfe Gleichgültigkeit gegen Höheres offenbarten, wo des Gelehrten wenig Auszeichnung und Anerkennung warteten; so müssen wir seine Thätigkeit für ein Gebiet um so mehr bewundern, welches sich von jeher am wenigsten weltlicher Ehren und Aufmunterung erfreute. Unerschrocken hält er den Großen den Spiegel entgegen und ermahnt sie zur Humanität im Sinne des Christenthums, Unsinn verspottet er mit feiner Satyre und gibt somit durch seine Schrift ein Bild dessen, was seiner Zeit, aber auch in vielfacher Hinsicht der unseren Noth thut. Er liefert wieder den Beweis dafür, daß auch das verschriene Mittelalter ernstlich für Erziehung und Unterricht wirkte, und daß gerade die Kirche stets Personen hatte und erweckte, welche ihre besten Kräfte dafür einsetzten.

Gehen wir nunmehr näher auf die Schrift selbst ein, so kann es uns nicht entgehen, daß sie mehr die Erziehung der höheren Stände im Auge hat, daß Mapheus aber auch einer der ersten Pädagogen ist, welche die Wichtigkeit und den Einfluß der Mutter bei aller Erziehung anerkennen und hervorheben. Darum beginnt er schon im ersten Kapitel des ersten Buches mit der Hinweisung auf die Confessionen des heiligen Augustinus und auf die darin geschilderte Mutterwürde der heiligen Monika. Durch ihr Beispiel angeregt, will sich Mapheus seiner Arbeit unterziehen; sie ist ihm der glänzendste Spiegel eines heiligen und weisen Lebens. Wer immer in denselben hineinblickt, ruft er aus, und wer betrachtet, welch' heilsame Gewohnheiten die Mutter von den Eltern,

der Sohn von der Mutter ererbte, und wer dann zur Nachahmung angeregt wird, der wird auch für sein eigenes Leben, wie für die Bestimmung seiner Kinder mit Weisheit sorgen lernen! Darum verspricht auch Vegius, zum öftern auf das Beispiel Monika's und ihres Sohnes hinzuzeigen, in gleicher Weise empfiehlt er aber auch die Verehrung beider, indem ihre Fürbitte und ihr Schutz noch mehr zur guten Erziehung helfen würden, als seine Lehren. Mehr als viele der neueren Pädagogen und gleichwie Vincent v. Beauvais weis't Vegius auch auf die Macht des Beispieles hin (2. Kapitel), und mit eindringlichster Beredsamkeit empfiehlt er den Eltern, ihren Kindern in Allem ein Muster zu sein, selbst erst heilig und vernünftig zu leben. Er weis't bei dieser Gelegenheit auf Eleazar hin (1. Machab. 6, 24) und erwähnt die Ermahnung des heiligen Paulus im Briefe an Titus Kapitel 2, Vers 7. — Was der heilige Ambrosius zu seinen Priestern sagt: „Wie könnte euch das Volk bewundern und achten, wenn es nur seine eigenen Fehler an euch wiederfände, nichts an euch sähe, als was es auch an sich selbst erblickt, und wenn es Eigenschaften an euch wahrnähme, die ihm selbst das Blut in die Wangen treiben!" — Das ruft Vegius auch den Eltern zu. Er räumt ein, daß bisweilen auch schlechte Väter gute Söhne haben, und daß hiebei Naturanlagen, Unterricht und edler Umgang mitwirken mochten; aber er macht dabei die interessante Bemerkung, daß Töchter viel seltener oder nie ihren Müttern unähnlich sind. Er beruft sich dabei auch auf die Worte des heiligen Chrysostomus: „Wenn eine Mutter schlecht und mit Lastern befleckt ist, so wird sie aus der Erziehung ihrer Kinder keinen andern Gewinn schöpfen, als daß sie nothwendig ihr ähnlich werden." Was ist natürlicher, als daß Vegius bei solchen Betrachtungen wiederum der heiligen Monika gedenkt und mit Begeisterung ihr Lob verkündet. An fleckenloser Sittsamkeit war sie dem in wüster Lust entbrannten Sohne das trefflichste Muster, nicht minder an der Sanftmuth und Geduld, womit sie den Jähzorn ihres Mannes, die Angebereien der Mägde und den Unwillen der Schwiegermutter ertrug. In Beständigkeit, Ausdauer und Hoheit der Seele wurde sie von Niemand übertroffen, und immer besorgt und seufzend besuchte sie die besten und gelehrtesten Männer und drang mit inständigen Bitten in sie, den irrenden Sohn in der Lehre und den Grundsätzen des wahren Glaubens und der wahren Frömmigkeit zu unterweisen. Mit wahrhaft männlichem Muthe folgte sie ihm ohne Rücksicht auf Beschwerden und Gefahren oder auf ihr eigenes Alter, immer unbesiegt, allezeit getrost, auf weiten Wegen zu Wasser und zu Lande. O der einzigen, o der großen bewunderungswürdigen Frau, würdig der Verherrlichung aller Schriftsteller, würdig, mit unvergänglichem Lobe gepriesen zu werden! —

So ruft Vegius am Schlusse des Kapitels begeistert und mit dem Wunsche aus, daß sie unablässig verehrt, angerufen und nachgeahmt werde von Vätern und Müttern.

Im Vertrauen, daß die Eltern nunmehr eingesehen haben, wie nothwendig ihr eigenes Beispiel in der Selbstbeherrschung und Frömmigkeit sei, wendet sich Vegius zur Darstellung der Art und Weise, wie erzogen werden soll. Er sucht auch hier den Schwerpunkt im ehelichen Leben und in der Heilighaltung des Ehebundes. Eingedenk des Sittenverderbens in so vielen vornehmen fürstlichen Familien Italiens, weist er warnend darauf hin, daß dieselbe physische und moralische Beschaffenheit, welche dem Vater eigen ist, sich auch dem Körper und Geiste des Kindes in unvertilglicher Weise auferbt, und er theilt somit des Pythagoras Ansicht, daß eine große Anzahl böser Menschen gemeiner Sinnenlust und der damit zusammenhängenden schlechten Erziehung entsproßten. Auch vor zu frühem Heirathen warnt Vegius, weil aus solchen Ehen nur schwächliche Kinder hervorgingen, namentlich wünscht er, daß Keiner ein allzu junges Mädchen heirathe. Heftig eifert er (4. Kap.) gegen jene Mütter, welche aus eitler Weltlust es unterlassen, ihre Kinder selbst zu stillen und diese heiligste Pflicht wohl gar feilen Dirnen überlassen. Er weist mit Beispielen aus der Natur auf den Einfluß der Nahrung hin und beklagt namentlich auch die Entfremdung, welche durch eine Amme zwischen Mutter und Kind entsteht. Wo einmal durch die Nothwendigkeit eine Amme erforderlich ist, da sei man gewissenhaft in der Wahl, und lenke diese auf eine gesunde, keusche, heitere und nüchterne Person. Man denke an die Mutter des hl. Bernard, welche nicht bloß auf den Unterricht und die Erziehung ihrer Kinder den größten Fleiß verwandte, sondern auch nicht gestattete, daß diese Kinder andere, als die Muttermilch genössen. Dafür ward ihr die hohe Freude, daß alle ihre Söhne, sieben an der Zahl, sich durch Tugend und Frömmigkeit im Dienste der Kirche auszeichneten. Auch das heidnische Alterthum rechnete es den Müttern zum Verdienste an, wenn sie ihre Kinder selbst stillten, wie eine Inschrift beweist, welche Vegius in der Domkirche des hl. Johannes und Paulus fand und die also lautet:

„Aus Dankbarkeit der Alexandria, welche, ausgezeichnet „durch Wandel und Keuschheit, zudem ihre Kinder an den „eigenen Brüsten ernährte: Pudens, Freigelassener des Augu„stus, ihr Ehegemahl."

Warum Vegius übrigens diesem Punkte der physischen Erziehung eine so eingehende Aufmerksamkeit widmete, erklärt sich nicht bloß aus der Wichtigkeit des Gegenstandes, sondern auch aus dessen eigenen Familienverhältnissen. Er theilt uns nämlich am Schlusse

des Kapitels mit, daß sein Bruder Laurentius eine brave, aber höchst ungesunde Amme gehabt habe und nach schmerzlicher Krankheit früh gestorben sei, daß er selbst hingegen von einer besonders züchtigen, die stillste Zurückgezogenheit liebenden Amme genährt wurde, und daß diese Neigung zum Stillleben auch auf ihn übergegangen sei. Die übrigen Kinder, welche seine Mutter selbst säugte, ahmten wunderbar deren ganzes Wesen, ihre Sitten und Geberden nach und hingen immer mit der innigsten Liebe an ihr.

In den folgenden Kapiteln spricht Vegius über die weitere physische Erziehung der Kinder in den ersten fünf Lebensjahren. Seiner Ueberzeugung nach ist es der geistigen und leiblichen Entwickelung gleich heilsam, wenn die Kinder von der ersten Zeit ihres Lebens möglichst vor aller Verweichlichung bewahrt und hart gehalten werden. M. Cato sagt: „Als Knabe hatte ich nur eine einzige und zwar einfache Tunika (Unterkleid), eine Toga (Oberkleid) ohne Binden (Umwickelung der Beine und Schenkel), eine Fußbekleidung ohne Sohlen und ein Pferd ohne Reitdecke.“ — Auch wir sollten unsere Knaben schon früh an leichte Bekleidung und an Kälte gewöhnen, sie dagegen ausreichend speisen und schlafen lassen, ohne jedoch auch hierin das rechte Maß zu überschreiten. Dagegen warnt Vegius in einem besonderen (8.) Kapitel vor frühzeitigem Genusse des Weines, denn damit gieße man Feuer zu Feuer. Der Wein erregt die jugendlichen, an sich schon heftigen Leidenschaften, schwächt das Denkvermögen und zerrüttet den Körper, weshalb der hebräische Weise (Sprüchw. 23; 31, 32) sagt: Siehe den Wein nicht an, wenn er goldgelb ist, wenn seine Farbe in dem Glase schimmert; er gehet zwar lieblich ein, zuletzt aber beißt er wie eine Schlange und gießt wie ein Basilisk sein Gift aus. — Das Schreien, welches der Gesundheit dient, soll man Kindern nicht wehren, sie in den ersten fünf Lebensjahren mit Arbeiten verschonen und sie lieber anständige Spiele spielen lassen. Man spreche rein und ordentlich mit Kindern, gebe ihnen keine oft lange an der Person haftende Hätschel-Namen und sei bei der Namengebung überhaupt vorsichtig, da ein schöner, anständiger Name Ansehen und Würde verleiht, und wenn er von edlen Personen entnommen ist, zur Nachahmung reizt. Neue, barbarische oder gar heidnische Namen sollte man vermeiden. Ebenso und noch mehr hüte man sich, Kindern durch Namen von Gespenstern und Unholden oder durch erdichtete Schreckgestalten Furcht einzuflößen, dagegen halte man die Jugend früh zur Verehrung Gottes und zur höchsten Achtung seines hl. Namens an, womit auch die Erziehung zur Wahrheit und Scheu vor leichtsinnigen Schwüren und Lügen gefördert wird. Vor den Kindern spreche und erzähle man nichts Unreines und Schamloses, und wahre sie vor allem Umgange, durch den ihnen

Ekel und Widerwillen gegen Tugend und Wissenschaft eingeflößt werden könnte. Namentlich empfiehlt Vegius, in dieser Beziehung auf Dienstboten und Gespielen ein wachsames Auge zu haben und Kindern den Umgang mit ersteren lieber gänzlich zu untersagen. Damit die Jugend Ehrfurcht vor fremdem Eigenthume bewahre, warnt Vegius vor dem Würfelspiele, welches die Gewinnsucht reizt und deshalb zum Diebstahle verleitet. — Um die Tugend der Schamhaftigkeit zu bewahren, soll man die Kinder nicht in die Bäder führen, vor obscönen Gemälden hüten und nicht zu den Schauspielen oder Volksversammlungen zulassen, dagegen ihnen Umgang mit älteren und ausgezeichneten Personen verschaffen und sie frühzeitig zur Bescheidenheit und Höflichkeit gegen Jedermann anleiten. Vegius eifert (16. Kap.) nachdrücklich gegen den Glauben vieler Eltern, daß man nur durch Strafen, namentlich durch körperliche Züchtigungen, erziehen könne, und warnt insbesondere vor Hitze und Leidenschaft beim Strafen. Er macht darauf aufmerksam, daß durch häufige und harte körperliche Züchtigungen eine sclavische, kleinmüthige und niedrige Gesinnung erzeugt werde, daß dagegen eine ernst-liebevolle Behandlung und vorsichtiges Lob besser wirken. Er wünscht zugleich durch heilsamen Wetteifer mit Altersgenossen und durch Hinweisung auf die Ehrenbezeugungen, deren sich tugendhafte Personen erfreuen, zum Guten anzuspornen und macht hiezu die treffende Bemerkung, daß es sehr heilsam sei, wenn auch geachtete Fremde die Kinder zur Tugend ermahnen und bei vorkommenden Fehlern tadeln. Noch einmal und umständlicher als früher kommt Vegius auf die Strafen als Besserungsmittel zurück. Er weiß es wohl, daß Viele der Ansicht huldigen, der Knabe müsse körperlich gezüchtiget werden, und daß sich solche auf heidnische Philosophen oder auch auf die bekannte Schriftstelle Eccles. 30, 1 ꝛc. berufen. Aber während er diese ehrwürdige und treffliche Stelle keineswegs verwirft, weis't er doch auch auf das neue Testament und die Worte des hl. Paulus hin: „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorne, sondern erziehet sie in der Lehre und in der Zucht des Herrn" (Ephes. 6, 4), und auf den Ausspruch desselben Apostels: „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Unwillen, auf daß sie nicht kleinmüthig werden" (Col. 3, 21). Mögen also die Eltern vor Allem erwägen, ob ihre Kinder mehr zur Tugend oder zum Laster hinneigen, und ob der Knabe in seiner Brust einen Adel der Gesinnung birgt, welcher gegen Lob nicht gleichgültig ist und zur Tugend und Wissenschaft hintreibt. Wenn man solche Knaben, die ja auch bisweilen fehlen, immer mit Ruthen und Geißeln durchstäuben wolle, dann sei zu befürchten, daß sie nach den Worten des hl. Paulus kleinmüthig würden. Wenn freilich ein Kind von durchaus schlechter und widerspenstiger Gemüthsart sei, dann möchte

man schon dem alttestamentlichen Spruche beistimmen; aber selbst in solchem Falle möge man bedenken, daß jene Ansichten unter der Voraussetzung ausgesprochen sein mögen, daß sie zunächst für das jüdische Volk ganz geeignet seien, weil dasselbe einen harten Nacken hatte und somit die härtesten Maßregeln verdiente. Bei Einigen, fährt Vegius fort, ist aber das Herz so steinern, daß sie in dem Maße, in welchem sie Vorwürfe und Schläge erhalten, auch den Sinn verhärten, und deshalb getraut er sich nicht, auch hier unbedingt Schläge zu empfehlen. Jedenfalls wünscht er, den Rath des Terenz beherziget zu sehen: „Alles mit Maß!" Wohl gesteht unser Pädagog, daß es ein schwieriges Unternehmen sei, die Natur eines Menschen zu ändern und den schon von Geburt ab unordentlichen Neigungen eine edle Richtung zu geben, aber er sagt auch, daß uns nichts so fest und tief eingepflanzt worden, daß es nicht einigermaßen verbessert werden könne. Können doch selbst Thiere durch Kunst gezähmt werden, wie dies Hunde, Löwen, Affen und der Elephant beweisen.

Ueberall ist jedoch die Kenntniß der Individualität des Zöglinges eine nothwendige Bedingung zur Verbesserung seiner Sitten, und indem Vegius im 18. Kapitel hierauf hinweis't, verräth er selbst zugleich tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. Vorerst macht er darauf aufmerksam, daß vier verschiedene Temperamente vorkommen, je nach den vier Elementen. Diejenigen, sagt er, bei welchen das Feuer vorherrscht, sind hitzig, diejenigen, bei denen das Wasser überwiegt, schlaff; die vorwaltende Luft macht heiter, die überwiegende Erde traurig. Der Knabe ist nach seinem Temperamente zu behandeln. Besonders macht Vegius auf die rechte Benutzung von Lob und Tadel aufmerksam, eingedenk der Worte des Gregor von Nazianz: „Vielen ist Lob, Andern wieder Tadel nützlich. Nur müssen beide zur rechten Zeit und am rechten Orte angewandt werden; im andern Falle haben beide nur nachtheilige Folgen." — Wenn sich z. B. edle und gutgeartete Gemüther vom Lobe aufrichten und zu sich selbst Vertrauen fassen; so blasen sich durch dasselbe übermüthige und zügellose Geister nur noch mehr auf und schwellen davon an, wie ein Strom von Regengüssen. Schwatzhaften Knaben, sagt Vegius unter Anderem weiter, verbiete man den Besuch von Volkshaufen und größeren Gesellschaften, stillen Naturen dagegen eine zu strenge Einsamkeit; lebhaften Characteren müssen wir eine ernste Miene, den ernsten ein heiteres Wesen zeigen. Leichtsinnigen und unstäten Menschen beschränke man die Willkür, Leuten von Festigkeit und Grundsätzen schlage man nichts ab (?), Thätigen und Arbeitsamen gönne man Erholung und Erleichterung, Träge und Faule halte man häufiger zur Uebung und Arbeit an; Kargen gestatte man nicht die Aufhäufung von Geldsummen, den Verschwendern entziehe man die Ge=

legenheit, das Vermögen der Eltern zu vergeuden. Gefräßige und Genußsüchtige ziehe man niemals zu reich besetzten Tafeln und leckeren Mahlzeiten, Mäßigen und Eingezogenen verbiete man sie hingegen nicht gänzlich. Gefälligen, Friedsamen und Sanftmüthigen reiche man mit freigebiger Hand, was zur Nahrung, Kleidung oder zum geselligen Umgange gehört, Ungeduldigen, Zank- und Zornsüchtigen überlasse man dergleichen Gegenstände nicht ohne Einschränkung und nicht in zu großer Fülle.

Wenn Vegius früher gegen allzu harte Strafen und gegen übertriebene Strenge eiferte, so wiederholt er zwar im 19. Kapitel seine desfallsigen Ermahnungen; aber er warnt nicht minder eindringlich vor Verzärtelung, vor allzu großer Nachgiebigkeit und jener Verliebtheit in die Kinder, welche alle ihre Fehler zu beschönigen weiß. Namentlich sind es die Mütter, welche so oft in diese Fehler verfallen und deshalb oft genug nur Undank und Jammer ernten. Diese Betrachtung leitet unseren Pädagogen wieder zur heil. Monika hin, welche er nochmals in beredter Weise als Ideal einer Mutter und Erzieherin preist. Mit dem Wunsche, daß sie von allen Eltern zum Muster genommen werde, schließt das Erste Buch.

Das folgende Buch beginnt Vegius mit einem begeisterten Lobe der Tugend und der Wissenschaften, welches er mit geistreichen Aussprüchen der berühmtesten heidnischen Philosophen zu durchwürzen versteht. Weder Reichthum und Schätze, noch körperliche Gesundheit und Stärke, noch edle Geburt und Ruhm (das Eitelste im Leben, wie Theophrast sich ausdrückt), noch Schönheit der Gestalt, welche derselbe Weise einen stummen Betrug, Bion aber ein fremdes Gut, Sokrates eine Tyrannin für kurze Zeit nennt, sind im Stande, irgend eine dauernde Glückseligkeit zu verschaffen, und alle die gedachten Vorzüge haben keinen Halt und sind unstät; nur die Tugend, welche sich immer gleich bleibt und von ewiger Dauer ist, so wie wissenschaftliche Kenntnisse vermögen den Menschen glücklich zu machen. Mit dieser Ansicht stimmt Sokrates überein, wenn er auf die Frage: ob er den Perserkönig für glücklich schätze, die Antwort gab: „Ich weiß ja nicht, wie hoch er an Tugend und Kenntnissen steht!"

Nunmehr geht Vegius näher auf die intellectuelle Bildung selbst ein (Kap. 2). Wie das weiche Wachs leicht Eindrücke aufnimmt, so soll auch der Unterricht früh beginnen, doch erst vom siebenten Jahre ab, wie dies schon Plato angeordnet hatte*). Doch hüte man die Kleinen vor Ueberladung und nöthige sie nicht, während der ganzen Dauer des Unterrichtes mit den Größeren auszuhalten. Erst wenn sie an Jahren zugenommen haben, soll man sie in den öffentlichen Hörsälen mit Anderen zusammen unterrichten lassen, wie

*) Vergl. Seite 63.

denn überhaupt der gemeinsame öffentliche Unterricht dem Privatunterrichte vorzuziehen ist. Nur auf diese Weise wird die Jugend vor schlechtem Umgange bewahrt und von dem für's kindliche Alter unpassenden einsamen Leben abgezogen. In den öffentlichen Schulen findet zugleich ein Wetteifer in Kenntnissen und Tugenden statt, welcher heilsame Folgen hat; nur möge der häufige Wechsel der Lehrer und Methoden vermieden werden. Doch sollen Eltern bei der Wahl des Ortes, wohin sie die Söhne zur ferneren Ausbildung schicken, solche Städte wählen, in denen gute Sitten und Wissenschaften geachtet werden, wie ja auch Augustinus aus der unbedeutenden Municipalstadt Tagaste nach Madaura und bald darauf nach Karthago geschickt wurde. Es empfiehlt sich, den Knaben auch einen Hofmeister beizugesellen. Aber hierin ist noch größere Vorsicht nöthig. Wie Alexander der Große das Fehlerhafte, was er im Benehmen und Gange seines Lehrers Leonidas gesehen hatte, niemals vergessen konnte, so ahmen alle Kinder weniger die wissenschaftliche Lehre als die Sitten ihrer Vorgesetzten nach. Sehr weise handeln Familienväter, wenn sie ihre jüngeren Söhne von den älteren unterrichten lassen und somit letzteren nicht bloß Gelegenheit zur Wiederholung und Befestigung der Elemente des Wissens geben, sondern auch das Band der Liebe und Achtung zwischen den Geschwistern befestigen. Mögen aber auch die Eltern selbst die Thätigkeit der Schule unterstützen und sich deshalb um die Wiederholung und häusliche Arbeit der Söhne bekümmern. Vegius empfiehlt auch den Gebrauch der lateinischen Sprache während des häuslichen Verkehrs und deutet darauf hin, daß man richtiges Sprechen leicht durch's Ohr und die Uebung erlerne.

Wenn sorgfältige Auswahl der Hofmeister dringend nothwendig ist, so muß die Wahl der öffentlichen Lehrer noch größerer Prüfung unterliegen. Man zweifele nicht, daß auch für die Elemente des Wissens tüchtige Lehrer nothwendig sind, denn je umfassender die Bildung des Lehrers ist, desto mehr wird er befähiget sein, leichtfaßlich und klar zu unterweisen, einen sicheren Grund zu legen und den Geist seiner Zöglinge zu bilden. Doch schicke man die Knaben nicht in zu stark besuchte Schulen, denn wenn auch der Lehrer noch so kenntnißreich ist, so wird dessen Unterricht doch mangelhaft sein, weil die Kräfte nicht mehr im Verhältnisse zur Zahl der Lernenden stehen. Ist ein Vater so glücklich gewesen, einen tüchtigen Lehrer für seine Söhne zu finden, dann beweise er aber auch der Schule alle Theilnahme, besuche sie zuweilen, beschenke den Lehrer und bezahle ihn reichlich für seine Mühe. Leider gibt es Eltern genug, welche die schwere Arbeit des Lehrers nicht zu würdigen wissen und ihre Kinder geringer als ihre Pferde und Ochsen anschlagen. Solch' niedrige Gesinnung rächt sich später. Mögen sich alle Eltern auch hier wieder das Beispiel der Eltern des hl. Augustinus zum Muster

nehmen, welche keine Kosten scheuten, um dem Sohne den Aufenthalt in Karthago zu ermöglichen.

Im 7. Kapitel geht Vegius genauer auf die Pflichten ein, welche die Lehrer ihren Schülern gegenüber zu beobachten haben. Vor Allem fordert er Liebe, eine Liebe wie zu den eigenen Kindern, dann aber Beachtung der Altersstufen und geistigen Fähigkeiten. Wie man bei der leiblichen Ernährung mit Sorgfalt verfährt und erst dem kräftigeren Alter kräftigere Speisen gibt, so auch bei der Ertheilung des Unterrichtes. Man beobachte einen angemessenen Stufengang und spanne die Forderungen mit zunehmendem Alter und steigender Kraft höher, jedoch stets in einem Maße, welches den Knaben nicht niederdrückt. Immer bleibt die Beobachtung der Individualität Hauptsache. Das schläfrige Naturell sporne, das lebhaftere zügele man, eine Vorschrift, die schon Plato bei Xenokrates und Aristoteles angewendet haben soll, von denen ersterer ein langsamer, letzterer ein sehr lebhafter Geist war. Mit Beziehung auf beide Schüler äußerte er einst: „Was für einen Esel spannte ich zu diesem Pferde!“ — Wenn die Schüler sich Fehltritte zu Schulden kommen lassen, so dürfen die Lehrer darüber nicht in heftigen, ihrer unwürdigen Zorn gerathen und müssen bedenken, daß ihnen Grausamkeit zum Verbrechen angerechnet wird, und daß sie damit nur die Gemüther verhärten. Feuer darf man, um mit Plato zu reden, nicht durch Feuer anfachen, und wirklich kann kaum ein besseres Gleichniß gefunden werden; denn wie durch Feuer Eisen nur noch härter wird, so werden Holz und zartes Gesträuch durch dasselbe verzehrt. Ein nicht minder erheblicher Fehler ist jedoch zu große Nachsicht, weil aus ihr Geringschätzung der Lehrer hervorgeht.

Wenn der heidnische Dichter Ennius mit Recht sagt, alle Sterblichen wünschten, daß ihnen Lob gespendet werde, so wird es sich auch ein tüchtiger Lehrer angelegen sein lassen, durch Anregung des Ehrgefühles auf seine Schüler zu wirken. Sagt doch auch der hl. Chrysostomus, daß es schwer, ja vielleicht unmöglich sei, sich über eigenes Lob nicht zu freuen. Darum ist der Sporn des Lobes auch beim Unterrichte nicht ganz und gar zu verwerfen; Lob kann zum frommen und heiligen Leben führen, wie ja auch der hl. Augustinus bekennt, daß ihn die Lobsprüche eines hochstehenden Mannes angespornt hätten, sie zu verdienen. Selbst schwächere Gemüther werden durch die Achtung älterer Personen zu noch größerer Liebe zu den Wissenschaften und zur Tugend entflammt und gewinnen an Festigkeit. Auch der alte Philosoph Lykon, ein äußerst geschickter Lehrer, meint, daß Schamgefühl und Liebe zum Lobe bei Erziehung der Knaben nothwendig verbunden werden müßten, ebenso wie beim Rosse Sporn und Zügel. Vegius geht bei diesen Erörterungen auf seine eigene Jugendzeit zurück und sagt, daß nichts

seine Lernbegierde mehr erregt habe. Mein Lehrer, so erzählt er, hatte die Gewohnheit, seine Schüler gleichsam in zwei Kriegerhaufen zu theilen, welche wechselweise mit einander kämpfen sollten, wobei irgend einer unter ihnen, welcher den Ruf tüchtigerer Kenntnisse hatte, den Schiedsrichter machte. Hatte man eifrig gestritten, so wurden die wackersten Kämpfer belobt und durch ehrenvolle Sitze ausgezeichnet. Diese Kampfspiele erfüllten mich mit einem unaussprechlichen Eifer, so daß ich Nachtwachen und alle Beschwerden des Studirens in höherem Grade ertrug, als eigentlich mein Alter gestattete. Nicht minder wurde ich dadurch angespornt, den Geschickteren nachzueifern und die langsameren Köpfe unbeachtet zu lassen. Im 9. Kapitel theilt Vegius noch weitere interessante Erinnerungen aus seinem Schul- und Jugendleben mit. Er sagt, daß ihn sein Vater noch einem zweiten Lehrer, einem alten Manne übergeben habe, und daß er an diesen immer noch mit Vergnügen zurückdenke. Ausgezeichneten Schülern habe dieser Lehrer sechs oder auch zehn minder geschickte Knaben untergeordnet, damit sie von jenen unterrichtet würden. Außerdem habe er auch eine Einrichtung getroffen, welche Vegius später in den Schulen der Rechtsbeflissenen wiederfand, daß nämlich durch Kenntnisse ausgezeichnete Schüler Anderen einige Sätze vorlegen mußten, welche diese mehrere Tage später zu vertheidigen hatten. Hiedurch wurde ein Wetteifer angeregt, der die Schüler ganz außerordentlich im Lernen förderte. Die Liebe und Humanität, welche dieser Lehrer außerdem seinen Schülern entgegenbrachte, und dessen Lobesäußerungen wirkten auf Vegius so vortheilhaft ein, daß er sich freiwillig jeder Anstrengung unterzog und namentlich für sich selbst Dichter las und Gedichte anfertigte. Je mehr er indessen die Wichtigkeit des Lobes als Erziehungsmittel hervorgehoben, desto mehr hält er sich aber auch verpflichtet, der Mäßigkeit in der Anwendung noch ein besonderes Kapitel (10) zu widmen. Er will vor Allem Wahrheit des Lobes, und daß selbst bei dessen verdienter Ausspendung immer die Versicherung durchblicke, daß der Beifall mehr den Anlagen künftiger Tugenden als deren vollkommnem Besitz gelte und niemals dem Neide Vorschub leiste. Zu letzterm ist namentlich bei eiteln und herrschsüchtigen Knaben große Gefahr.

In mehreren der nunmehr folgenden Kapitel spricht sich Vegius näher über die Methode des Unterrichtes aus und berührt zunächst die Schreibübungen der Knaben. Indem er darauf hinweist, daß selbstthätige Uebung eine Bedingung alles Lernens sei, dringt er darauf, daß sich die Schüler oft im schriftlichen Ausdrucke von Gedanken üben. Es wird, meint er, von Nutzen sein, wenn man dem Lehrlinge Verse guter Dichter vorlegt und ihm die Aufgabe stellt, deren Inhalt und Sinn in eine andere Versart zu übertragen. Auch einzelne prosaische Abschnitte dictire man, erkläre sie und mache

darauf aufmerksam, wo man Kürze des Ausdrucks oder größere Wortfülle anwenden könne. Vortrefflich ist es, Stellen aus Dichtern und anderen Schriftstellern zu memoriren, weil dadurch die Nachbildung erleichtert wird. Auch das Memoriren eines kurzen Schematismus aller Kenntnisse nützt sehr, nicht minder das Disputiren über Wissenschaften. Am sichersten hilft es übrigens zum Fortschritte, wenn man Abends überlegt und wiederholt, was der Tag an Kenntnissen zuführte, und wenn es sich auch die Lehrer zur Pflicht machen, die Schüler über Alles, was sie während des Tages gelernt haben, abzuhören und Rechenschaft darüber, wie über ein anvertrautes Gut zu fordern. Doch warnt er vor der Geschwätzigkeit, möge diese sich nun auf scheinbare Vorbereitung gründen oder aus dem Stegreife sprudeln. Der Ausspruch Cato's: „Schnell genug geschieht, was gut geschieht" ist hier zu bedenken. Dies leitet Vegius auf die Forderungen, welche an einen guten Styl zu machen sind, und er weist dabei namentlich auf Klarheit, auf logische Folge und Verbindung und auf die Wahl passender Worte hin. Darum warnt er insbesondere vor dem Gebrauche veralteter oder gesuchter Ausdrücke und spottet Derer, welche an gekünstelten Ableitungen der Wörter Gefallen finden. Er weist (Kap. 16) darauf hin, daß die Darstellung dem Gegenstande angepaßt werden müsse, also würdevoll, einfach oder auch gemischt sein solle, je nachdem der Stoff es fordert. Doch empfiehlt er die Behandlung erhabener Stoffe, weil diejenigen, welche sich in deren Darstellung üben, einen gewissen Glanz des Ausdrucks beibehalten, der auch gewöhnlichen Gegenständen Eindruck sichert. Besonders empfiehlt es sich, schon mit den Knaben öffentliche Redeübungen zu halten und sie dabei auf den Wechsel der Stimme, so wie auf die richtigen Geberden und eine passende Mundstellung aufmerksam zu machen. Wie die Jugend viel leichter Fehler als Tugenden nachahmt, so muß man frühzeitig ihrem Geiste die reine Form des Schönen einprägen und deshalb empfiehlt Vegius auch die sorgfältigste Auswahl der Lectüre. Er billiget Aesop, Virgil, Homer und Cicero. Schlüpfrige Elegien, Lyriker und Komiker sollen verbannt bleiben, ja er billigt es sogar, daß bei den älteren Juden den Jünglingen das Buch der Genesis, ein Theil des Propheten Ezechiel und das hohe Lied entzogen wurden, weil darin geschlechtliche Beziehungen und Verhältnisse vorkommen, welche der Phantasie gefährlich werden könnten. Dahingegen soll neben der klassischen Literatur das Lesen der heiligen Schrift nicht versäumt werden, und er empfiehlt deshalb die Psalmen, die Parabeln Salomo's und den Prediger und das zweite Buch der Maccabäer. Auch die Kirchenväter geben Stoff zur Lectüre. Hieran knüpft Vegius wieder eine Erinnerung aus seiner eigenen Jugend. Mein erster Lehrer, sagt er, hatte die

Gewohnheit, mir in Erholungsstunden immer etwas aus Dichtern oder Geschichtschreibern zu erzählen, und was er vorbrachte, nahm ich begierig auf und verwahrte es in meinem Gedächtnisse. Als ich nun im reiferen Alter zum Studium der Dichter vorschritt, schienen sie mir beim Lesen verwandter und bekannter und mehr eine Wiederholung, als etwas Neues zu sein. So wußte ich aus dem Virgil, ohne ihn noch gelesen zu haben, den Sturm des Aeneas, Troja's Brand u. s. w. Die in einfacher, schmuckloser Erzählung geschehenen Mittheilungen erfüllten mich später mit desto größerer Liebe für den Dichter und halfen zu dessen innigerem Verständnisse. — Zum Schlusse des 2. Buches empfiehlt Vegius, beim Unterrichte vielseitig zu verfahren und schon der Abwechselung halber die Anfangsgründe mehrerer Wissenschaften in den Kreis des Unterrichts hineinzuziehen; doch warnt er vor der Vielleserei und weist dagegen mit Nachdruck auf eine sorgfältige Auswahl des Edelsten hin.

Im dritten Buche beginnt das erste Kapitel mit der nachdrücklichsten Hinweisung darauf, daß bei allem Unterrichte, namentlich aber bei der Bestimmung für einen Beruf, die natürlichen Anlagen des Zöglings und dessen vorherrschende Neigung zu beachten sind. Man treffe Vorkehrungen, daß sich die Knaben nur in den Wissenschaften üben, für welche sie vorzugsweise befähiget sind. Diese Maßregel wird die wichtige Folge haben, daß jeder alsdann in dem ihm wirklich zusagenden Berufszweige auch die besten Fortschritte macht. Gerade in der Heilkunde und Rechtsgelehrsamkeit findet man deshalb so viele unwissende Praktikanten, weil Viele diese Berufszweige oft nur aus Gewinnsucht, nicht aber aus natürlichem Berufe ergreifen. In der Anlage soll man zugleich eine göttliche Weisung erblicken und dieser, sowie der angeborenen Neigung getrost folgen, ohne sich durch die Wahrnehmung zurückschrecken zu lassen, daß gelehrte Männer nicht immer von Fürsten geliebt und nach Verdienst geachtet werden. Doch warnt Vegius wiederum vor der Eigenliebe, welche uns namentlich in der Beurtheilung eigener Werke täuscht. Solche Täuschungen finden insbesondere bei poetischen Versuchen statt, weshalb auch schon Cicero sagt: Ich weiß nicht, warum in diesem Fache mehr als bei anderen Geisteserzeugnissen Jedem das Seinige schön dünkt, und noch habe ich keinen Poeten kennen gelernt, welcher sich nicht für den besten gehalten hätte. Ehe man daher mit seinen Werken in die Oeffentlichkeit tritt, sollte man das Urtheil verständiger Männer hören. Ist man aber durch deren Meinung in seiner Neigung bestärkt, dann folge man ihr auch mit Ausdauer und Muth. Vegius blickt hiebei wieder auf seine eigene Jugendzeit zurück und erzählt, wie ihn der Vater von der Poesie zurückgehalten und zur Jurisprudenz bestimmt habe, wie er aber späterhin doch dem innern Drange

nicht habe widerstehen können und dem gewaltigen Zuge seiner Natur zur Poesie gefolgt sei. Ob er selbst sich hierin nicht einigermaßen irrte, lassen wir billig dahingestellt sein.

Vegius empfiehlt als Unterrichtsobjecte in zwei folgenden kurzen Kapiteln noch die Musik und das Zeichnen, erstere im Sinne des Pythagoras als Mittel, das Lob der Gottheit zu erhöhen und die Thaten ausgezeichneter Männer zu verherrlichen, letzteres, um Werke der Kunst sicherer beurtheilen zu können. Hiernach wendet er sich zur Gymnastik. Er empfiehlt dieselbe unter Hinweisung auf das klassische Alterthum, will jedoch jede Uebertreibung vermieden und vor Allem als Hauptzweck die Erhaltung der Gesundheit im Auge behalten wissen. Diese Erwägungen führen ihn auch zur Empfehlung zweckmäßiger, unschuldiger Spiele. Gegen die Ansicht der Alten mißbilliget Vegius den Tanz als Quelle und Zündstoff vieler Laster, wogegen er dem Ballspiele das Wort redet. Würfelspiele verwirft er, auch das Schachspiel ist ihm für ein Spiel zu ernst. Bewegung in freier Luft, Spazierritte und Fisch- und Vogelfang sind dagegen als Geisteserfrischung zu empfehlen.

Vegius wünscht, daß die Jugend früh schon mit der Philosophie bekannt und befreundet werde, insbesondere mit der Moralphilosophie, wodurch er sich großen Einfluß auf die Sittlichkeit und richtige Würdigung des Lebens verspricht. Durch sie soll der Jüngling lernen, Gottlosigkeit und die Leidenschaften fern zu halten, nicht das Wandelbare als ein Gut zu betrachten, wohl aber das Gebiet der Sittlichkeit und Gerechtigkeit zu erobern und sich an Glück und Unglück zu gewöhnen.

Vegius erwägt, daß nicht alle Jünglinge sich den Wissenschaften widmen können (Kap. 9) und empfiehlt daher auch andere Berufsarten, je nach der Neigung des jungen Mannes. Kaufmannschaft, sobald sie namentlich ins Große geht, Landwirthschaft und der Kriegesdienst, bringen Verdienst und Ehre, obgleich der letztere oft genug zum Räuberhandwerk herabsank. Interessant ist, was Vegius, selbst ein Priester, bei dieser Gelegenheit über die Wahl des geistlichen Standes urtheilt. Man zollt dem Priesterstande, sagt er, eine seiner Würde und Heiligkeit entsprechende Verehrung, und er hat sich, wie kein anderer Beruf, einer ungetrübten Ruhe und Freiheit von Sorgen zu erfreuen. Doch bedarf es in der Wahl dieses Standes großer Vorsicht und weiser Ueberlegung, denn Viele, die uns das Vertrauen weckten, sie besäßen die wünschenswerthe Bescheidenheit, wählten diesen Stand nur aus Ehrbegierde, aus Habsucht oder aus der Neigung zu einem gemächlichen Leben. Die Priesterwürde soll man entweder aus Liebe zu Gott und der Tugend oder gar nicht erwählen, weil sonst, was zu Gottes Ehre eingesetzt ist, ihm zur Beleidigung gereicht. Mögen sich daher junge Leute ernstlich prüfen! —

Je mehr der Knabe zum Jünglinge heranwächst, desto stärker

werden die Versuchungen (Kap. 10), um so sorgfältiger hat man daher seinen Umgang zu überwachen und ihn insbesondere vor Schmeichlern zu hüten. War es doch auch der schlechte Umgang, welcher den hl. Augustinus immer tiefer sinken ließ. Vegius erzählt bei dieser Gelegenheit, daß er einst mit anderen Gefährten der Hinrichtung eines jungen Diebes habe zusehen müssen; der Verurtheilte aber habe noch unterm Galgen die Jugend vor dem Umgange mit bösen Menschen gewarnt, weil dieser die Ursache seines jetzigen bittern Endes sei. Möchten daher alle Jünglinge schlechte Gesellschaft fliehen! Mit Beispielen und Aussprüchen des klassischen Alterthums weist Vegius im folgenden Kapitel (11) darauf hin, wie nachtheilig namentlich schmeichlerische und unsittliche Hausgenossen einwirken können, und empfiehlt endlich Vätern und Erziehern Nachsicht und Milde, wenn Jünglinge von Leidenschaften und schlechtem Umgange verführt worden sind. Auch hält er es für nützlich, wenn man ausschweifende Söhne früh heirathen läßt. Von den Jünglingen wendet sich Vegius zu den Töchtern und warnt auch diese nachdrücklich vor dem Umgange mit gefallsüchtigen Dirnen, mit leichtfertigen Dienstmägden und buhlerischen Jünglingen. Verdankte doch Monika ihre Tugend und reine Sitten der Erziehung und dem Beispiele einer alten, ehrwürdigen und sittsamen Dienerin des Hauses. Mögen aber die Mütter bei aller Sorgfalt Eines nicht vergessen, nämlich nach Monika's Vorgange häufig und aus ganzer Seele für ihre Kinder zu beten, wie auch der hl. Ambrosius sagt: Liebet eure Kinder und betet für sie, damit sie lange leben auf Erden, und ermahnet sie, mehr das Kreuz des Herrn zu tragen, als das irdische Dasein zu lieben.

Die drei letzten Bücher der Schrift des Vegius enthalten eine kurze Sittenlehre für die Jugend. Wir können uns in Betreff ihres Inhaltes kürzer fassen, weil es sich nunmehr weniger um die Erziehung durch Eltern und Lehrer, als vielmehr um freie Selbstbestimmung handelt. — Zunächst werden rastlose Thätigkeit, als Schutzwehr gegen viele Versuchungen, und ehrfurchtsvolle Scham (verecundia) als Quelle der Bescheidenheit und Sittsamkeit empfohlen. Hiermit hängt die Ehrfurcht gegen Gott, gegen Eltern, gegen Fremde und uns selbst zusammen. Die Ehrfurcht gegen Gott, in welcher sich schon die alten Völker auszeichneten, schließt die Heiligkeit des Eides in sich. Die Ehrfurcht gegen Eltern stützt sich auf die vielen Wohlthaten, welche wir ihnen verdanken, insbesondere aber auf die hl. Schrift und das Beispiel und die Ermahnungen christlicher und heidnischer Weisen. Wie wir ferner Mündeln, Gastfreunden, Verwandten, Greisen, Priestern und Fürsten Ehrfurcht schulden, so auch endlich den Frauen, deren Schamhaftigkeit und Zartgefühl niemals verletzt werden darf. Interessant ist

es, wenn man im 11. Kapitel erwägt, wie nachdrücklich Vegius Achtung gegen Dürftige und Unglückliche, besonders auch gegen die Sclaven empfiehlt und die Vorschriften des Christenthums mit den Ansichten der Heiden vergleicht. Auch unter letzteren sind Männer, denen eine menschlichere Gesinnung nicht fremd blieb, aber ihre edelsten Aussprüche reichen doch nicht an die Worte des heil. Ambrosius: „Die Herren sollen ihren Sclaven Befehle geben als solchen, die ihnen dem Stande nach untergeben, jedoch in der steten Erinnerung, daß sie mit ihnen gleichen Wesens sind." — Das vierte Buch schließt mit der Aufforderung, sich selbst zu achten (Kap. 13) und namentlich auch die Prüfung seiner selbst nicht zu versäumen; nur dann ist die Einsamkeit ohne Gefahr und unser Gewissen ruhig.

Im fünften Buche zeigt Vegius, wie der Jüngling Ehrfurcht, Sitte und Züchtigkeit auch äußerlich an den Tag zu legen habe und gibt also eine Art Anstandslehre. Nach einem begeisterten Lobe der Keuschheit spricht er von der Herrschaft über die Zunge unter Hinweisung auf die heil. Schrift und die Weisen des Alterthums, sowie von der Züchtigkeit und dem Anstande in den Bewegungen und Geberden des Körpers. An dem Blicke erkennt man den Menschen, wie denn auch Gregor von Nazianz sagt, daß er aus den Geberden Julians des Abtrünnigen auf dessen Character geschlossen habe. Die Stelle ist interessant. „Seine Unbeständigkeit, sagt er, und sein wechselvolles Benehmen machten mich vorsichtig. Kein Zeichen an ihm schien mir natürlich. Sein Nacken war steif und unbeugsam, seine Schultern in steter Bewegung, seine Augen rollten wilden Blicks bald hierhin, bald dorthin, seine Füße waren unruhig, seine Nase schnaubte Verachtung und Ungerechtigkeit, mit seinen gleichförmigen Spottreden wollte er Lachen erregen, und sein eigenes Gelächter sprudelte ausgelassen. Er bejahete und verneinte zugleich, seine Handlungsweise war ungeregelt, seine Fragen verwirrt, seine Antworten waren im Widerspruche mit sich selbst!" — Alle Vorschriften, welche Vegius über das äußere Benehmen mit großer Sachkenntniß und feinem Geschmacke gibt, drängt er endlich in das Lob zusammen, welches einst der heil. Hieronymus einer frommen Jungfrau spendete, indem er von ihr sagt: „Nichts war freundlicher als ihr Ernst, nichts ernsthafter, als ihre Lieblichkeit, nichts gesetzter, als ihre Anmuth, nichts anmuthiger, als ihr gesetztes Wesen. Ihr blasses Antlitz verräth Selbstbeherrschung ohne einen Schatten von Prahlerei; sie beobachtet eine schweigende Beredsamkeit und beredtes Schweigen, ihr Gang war nicht zu hastig, noch zu langsam. Und dieses sich immer gleich bleibende Wesen war es, welches in einer Stadt der Pracht, der Sittenlosigkeit und des Reichthums, wo Niedrigkeit als Unglück galt, ihr das Lob aller Guten erwarb.

Selbst die Bösen wagten nicht, sie zu schmähen, die Wittwen bewunderten, die Jungfrauen und Ehefrauen verehrten sie; Sünderinnen fürchteten ihren Anblick und Priester schätzten sie hoch." — Von der Sittsamkeit im Anzuge und von der Reinlichkeit des Körpers handelt ein längeres (4.) Kapitel. Wie Vegius einerseits nachdrücklich vor Unsauberkeit warnt, so auch wieder vor jener übergroßen Sorgfalt, welche die Jugend und das Alter gleich lächerlich und verächtlich macht. Die buhlerischen Toilettenkünste mancher Frauen werden besonders getadelt und mit Stellen aus den Briefen des Paulus (1. Timoth. 2, 9—10) und den Kirchenvätern in's rechte Licht gestellt.

Im sechsten Buche spricht Vegius endlich noch darüber, welche Rücksicht die Züchtigkeit der Sitten nach Ort und Zeit, also nach den jeweiligen Umständen erfordert. In der häuslichen Einrichtung wünscht er die Mittelstraße, eben so weit vom hündischen Schmutze, als von überfeinem Luxus entfernt; in Betreff der Mahlzeit empfiehlt er Mäßigung und weist warnend auf die entnervenden Schwelgereien der römischen Kaiserzeit hin. Er empfiehlt Artigkeit gegen die Gäste und anständige Scherzreden, gibt aber dabei zu bedenken, daß es besser ist, mit den Füßen als mit der Zunge zu fallen. Man darf erwarten, daß Vegius die Ehrfurcht und Sittsamkeit besonders auch in Tempeln und an heiligen Orten empfiehlt und vor deren Profanation ernstlich warnt. Diese Empfehlung muß schon damals dringend nothwendig gewesen sein, denn Vegius sagt am Schlusse des betreffenden (3.) Kapitels: „Wen sollte es nicht schmerzen, wer sollte es nicht beweinen, daß es mit den Bekennern Christi, namentlich mit solchen, die sich groß und weise dünken, dahin gekommen ist, daß sie sich in den Kirchen nicht anders als auf öffentlichen Straßen und Märkten betragen, wie wenn sie nur zum Abschlusse von Geschäften, nicht aber um zu beten gekommen wären! Mögen sie doch einmal ablassen, die göttliche Ehre so gering zu halten, und zwar an allen Orten und zu jeder Zeit, besonders aber, wenn Gottesdienst gehalten und das heil. Opfer auf dem Altare vollbracht wird." — Nachdem Vegius kurz noch einige Bemerkungen über das Benehmen auf öffentlichen Plätzen gemacht hat, widmet er dem anständigen Leben auf dem Lande eine längere Betrachtung (Kap. 4), namentlich dem Umgange mit den Nachbarn und mit dem Gesinde. Er spricht über die Behandlung des Viehes und über die Verbesserung der Ackergeräthe, wobei er auf Cato's de re rustica Bezug nimmt, und empfiehlt als ländliche Vergnügungen den Vogelfang mit Netzen und Schlingen, nicht aber mit Raubvögeln, endlich auch die Jagd und den Fischfang. Er weist bei letzterm auf den Heiland hin, der ja Fischer zu seinen Begleitern wählte. Im folgenden (5.) Kapitel macht Vegius auf die Beobachtung der Zeitverhältnisse aufmerksam. Die Kleidung soll

sich nach den Jahreszeiten richten, Speise und Trank sollen regelmäßig zu bestimmten Tageszeiten genossen, die Arbeit gehörig vertheilt werden. Aber noch wichtiger als die Rücksicht auf die Zeitverhältnisse ist die richtige Würdigung der Zeit selbst. Sie ist wie ein Strom, eine Gefährtin des Todes, ein fortwährendes Sterben. Nur Eines trotzt der Zeit, das ist die Tugend; nur Eines gibt ihr Werth, das ist das Studium der Wissenschaften! So mögen denn, schließt Vegius, die Jünglinge arbeiten, so lange ihr Blut warm ist, mögen sorgen für die Zukunft, den Wissenschaften obliegen, und sich mit solchen Kenntnissen bereichern, welche ihre Jugendzeit mit Wonne, ihr Greisenalter mit Trost erfüllen. Mögen sie sich an die süße Beschäftigung mit den Wissenschaften gewöhnen, und die Zeit, die wir einzig und allein im Leben unser nennen können, nicht unbenutzt entfliehen lassen. Mögen sie des Theophrastus Wort, daß die Zeit der kostspieligste Aufwand sei, ihrem Herzen tief einprägen, es bewahren und immerdar beachten!

Blicken wir nach diesem kurzen, aber das Wesentlichste treu wiedergebenden Auszuge auf das Ganze zurück, so macht dasselbe den Eindruck einer aus Liebe zur heiligen Sache mit wissenschaftlicher Belesenheit und reichen Erfahrungen unternommenen Arbeit. Die letzteren waren in damaliger Zeit nicht gerade erhebender oder auch nur befriedigender Natur. Die häusliche Erziehung ließ Vieles zu wünschen und befand sich oft mehr in den Händen bezahlter Diener und Mägde, als in denen der Eltern; die öffentliche Erziehung ermangelte jeder Aufsicht und litt unter der Zerrissenheit und dem Parteiwesen der bürgerlichen Verhältnisse in Italien. Bürger und Adel stritten um die Macht; alte Zustände wollte man zurückrufen ohne die alte Kraft und Selbstverleugnung; überall war damals Italien ein Schauplatz des Zwistes und der Gesetzlosigkeit. Die Liebe zu den Wissenschaften, namentlich zu dem Studium der alten Klassiker, war geweckt worden und erhielt durch die Forschungen tüchtiger Männer stets neue Nahrung; aber vielfach war man nur für das Alterthum mit seinen Auswüchsen und seiner haltlosen Genußsucht empfänglich, ohne auf die Selbstverleugnung und den moralischen Character mancher Helden und Weisen jener Zeit zu achten. Dies wirkte auch nachtheilig auf die gesammte Erziehung. So ging denn Vegius Streben hauptsächlich dahin, jene Vorliebe für die Wissenschaften des Alterthums zu regeln, sie durch das Christenthum zu adeln und Leben und Ansichten der Alten durch die Aussprüche der heil. Schriften und der Kirchenväter zu sichten und ins richtige Licht zu stellen. Hiermit wollte er zugleich wieder eine Erziehung und einen Unterricht anbahnen, welche Wissenschaft und Christenthum in Einklang brachten und eine Jugend heranbildeten, die geeignet wäre, eine bessere Zukunft zu sichern.

Dritte Abtheilung.

Aus der neueren Zeit.

Die Reformationszeit und die Zeit der Jesuiten.

Es kann nicht Zweck dieser pädagogischen Lebensbilder sein, eine Darstellung der Reformation nach ihren Ursachen und Folgen zu liefern; wir haben diese wichtige Begebenheit vielmehr nur nach ihrem Einflusse auf die Schule zu würdigen. Da begegnen wir denn zunächst der oft und laut wiederholten Behauptung, daß die Volksschule erst von der Reformation datire, oder mit anderen Worten, daß vor derselben für die Bildung des Volkes durch Schulanstalten gar nichts gethan worden sei. Laut des Bisherigen aber ist die Schule, ist auch die christliche Volksschule nicht erst ein Product der neueren Zeit. Die bereits entrollten Bilder und Zeitgemälde haben vielmehr gezeigt, daß auch weit vor der Reformationsperiode Schulen existirten, daß diese in der Unterweisung und Bildung des Volkes zum Christenthume ihren Grund und Hauptzweck hatten, und daß diesem Zwecke die Lehre und Anschauung des christlichen Lebens und des kirchlichen Ritus zu Hülfe kam. Die biblischen Geschichten, die verschiedenen Momente in Christi Leben und Leiden, traten dem Gläubigen nicht bloß in den Bildern der Kirche, sondern auch bei feierlichen Aufzügen und Prozessionen plastisch als lebende Bilder entgegen, und bewirkten damit ein inniges, tiefes Empfinden und Erfassen, eine so lebhafte Vergegenwärtigung, wie sie die bloße Erzählung, der docirende Unterricht niemals erzeugen kann. Von einer Volksschule im Sinne der Gegenwart (der modernen Volksschule) konnte allerdings nicht die Rede sein, denn das damalige sociale Leben und das Bildungsbedürfniß waren ganz anders, als in der Jetztzeit. Daß aber Schulen für's Volk existirten, und daß auch in diesen öfters schon auf das Lesen und Schreiben, die Hauptgegenstände moderner Schulen, gehalten wurde, ist hinlänglich durch das früher Erzählte bewiesen; freilich traten diese Fertigkeiten damals nicht mit der jetzigen Nothwendigkeit und Ausdehnung an das Volk heran. Wenn man die Einfachheit des damaligen Regiments und der Gesetzgebung erwägt, wenn man sich erinnert, daß die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, und daß demgemäß die meisten Leute sehr wenig oder gar nichts zu lesen hatten; so kann man der alten Schule unmöglich deshalb, weil heutzutage jeder

Bauernknabe Lesen und Schreiben lernt, mit Vorwürfen und wegwerfender Geringschätzung begegnen. Könige und Kaiser, Ritter, ja selbst einzelne Minnesänger konnten nicht lesen und schreiben, durfte es befremden, wenn der gewöhnliche Mann diesen Künsten fremd blieb? Bücher waren enorm theuer und gehörten im gewöhnlichen Leben zu den größten Seltenheiten. Nur die oft geschmähten Klöster und Geistlichen hatten und schrieben dergleichen. Wir erinnern, daß der im Jahre 1499 geborene Schulmann Thomas Plater in seiner Selbstbiographie erzählt, daß er in der Stadt Breslau sieben Pfarrschulen getroffen habe, daß aber in keiner gedruckte Bücher zu finden gewesen, und nur ein Präceptor einen gedruckten Terenz besessen habe.

Es ist wahr, nicht jedes Dorf, nicht jede kleine Stadt hatte ihre Schulen aufzuweisen, wie dies heutzutage wenigstens in Deutschland der Fall ist. Allein auch das erklärt sich wieder aus den Zeitverhältnissen, aus der Einfachheit des damaligen Lebens, der Stellung des gemeinen Mannes und den damaligen Bildungsbedürfnissen. Dagegen fehlte es mit eigentlichen Schulen noch keineswegs an der Hauptsache, nämlich an religiöser Erkenntniß, welche die Kirche schon früh durch Predigten, durch bildliche Anschauungen und ihre ganze äußere und innere Gestaltung, so wie durch ausdrücklichen katechetischen Unterricht der Jugend in hinreichendem Maße vermittelte. Die Kirche war eben das, was sie immer sein sollte, nämlich auch Schule. Allerdings muß eingeräumt werden, daß die ältere christliche Schule schon deshalb nicht mit der modernen gleichgestellt werden kann, weil ihr die ganze heutige Einrichtung, das systematische Wesen, die Etats und die Actenregierung fehlte, und Lehrplan, Methoden und Klasseneinrichtung &c. nicht von oben herab gegeben wurden, sondern lediglich das subjective, locale Bedürfniß und der Lehrbegriff der Kirche entschied. Auch dies hing wieder mit der Zeit, den Staatseinrichtungen und dem gesammten öffentlichen Leben zusammen, und man kann es vernünftiger Weise der alten Schule nur zum Verdienste anrechnen, wenn sie nicht dem Leben vorauseilte, sondern sich diesem anschloß. Die moderne Volksschule, welche sich wesentlich als Staatsanstalt betrachtet, von den Communen und dem Staate gemeinschaftlich unterhalten und von letzterem regiert und bis in's Innerste hinein sorgfältig überwacht und geleitet wird, ist wesentlich ein Product der neueren Zeit und zwar zunächst ein Ergebniß jener Ideen-Entwickelungen, welche das 18. Jahrhundert, die fortschreitende und sich verallgemeinernde Bildung und die dadurch geltend gewordenen Ansichten von der Volkswohlfahrt mit sich brachten. Wenn man es andererseits der Reformationszeit häufig genug zum hohen Ruhme anrechnet, daß sie und ihre Führer auf Schulen gedrungen und solche selbst in vielen

Gemeinden eingerichtet haben, so hat man zunächst dabei übersehen, wie groß Unwissenheit, Sittenlosigkeit und Zerwürfnisse aller Art gerade nach der Reformation wurden. Die Menschen waren verwirrt und irre, alle früheren, durch Jahrhunderte geheiligte Sitten, Gebräuche und Einrichtungen wurden ihnen bestritten und genommen; was ihnen bisher als das Höchste und Ehrwürdigste erschienen war, wurde verspottet, lächerlich gemacht oder als Sünde und Abgötterei dargestellt, und auf daß die hiemit zusammenhängende Rathlosigkeit sich zum vollständigen Unglauben, ja zur Frivolität ausbildete, bedurfte es nur noch des theologischen Gezänkes und der bittern Streitigkeiten unter den Reformatoren selbst. Dieses Gezänke drang bis in die schon vorhandenen Schulen hinein, entzweite die Lehrer unter sich und mit ihren Vorgesetzten und bewirkte, daß der Religionsunterricht nicht mehr Herz und Gemüth erhob und zur That begeisterte, sondern mit Erbitterung gegen jede abweichende Meinung erfüllte und die elendesten Wortklaubereien und minutiöse Streitfragen zum Angelpunkte und zu Hauptsachen stempelte, womit man schon die Jugend verbitterte. Jungius in Hamburg wurde z. B. grimmig angefeindet und sogar mit der Anklage des Atheismus bedroht, weil er mit seiner lutherischen Schule der Leiche einer reformirten Frau gefolgt war. Als im Jahre 1574 der Rector Bergius in Stralsund seinen Schülern beibringen wollte, daß der Leib Christi nicht im heil. Abendmahle sein könne, widersetzten sich die Schüler selbst, und einer von ihnen hatte die Dreistigkeit, einen Zettel an die Thüre des Pädagogiums anzuheften, worin er den Rector zum Widerrufe ermahnte. Als ihnen Bergius im Jahre 1577 wieder offenbar Calvinisches in die Feder dictirte, schlugen die Schüler abermals zwei Zettel an und beklagten sich darin, daß die Lehre der Sakramentirer in die fürstliche Schule sollte eingeschoben werden. Am ärgsten ging es vielleicht in der Pfalz zu, wo fast hundert Jahre hindurch Lutherthum und Calvinismus mit einander kämpften, und wo die besiegte Parthei gewöhnlich ihre Kirchen- und Schulämter Preis geben mußte. Daher kam es denn auch, daß die jungen Leute sogar bei ihren Trinkgelagen auf die leichtfertigste Weise über christliche Dogmen disputirten. Herzzerreißend sind die Klagen, welche die Reformatoren selbst über die damaligen sittlichen Zustände erhoben. Ganze Bände könnte man mit Aussprüchen füllen, welche es klar beweisen, wie bald die Reformatoren selbst bekennen mußten, daß die neue Lehre nicht die erhoffte Frucht bringen wolle, sondern daß vielmehr der frühere so vielfach geschmähte Kirchenglaube edlere Früchte getragen. Melanchthon sagt: Betrachtet man, warum die Regierungen einen immer schwierigeren Stand bekommen, so findet man als Hauptursache das sich mehrende Verderbniß der Sitten des Volkes; Luxus, Zügellosigkeit, Frechheit nehmen im Volke

immer mehr zu, daher läßt Gott auch die Regierungen härter werden. Ingleichem bekennt Luther: Ich halte, es müsse also sein, daß die, so Evangelisch werden, ärger sind nach dem Evangelio, denn sie zuvor, vor dem Evangelio gewesen sind. Wir erfahrens leider täglich, daß die Leute jetzt unter dem Evangelium größeren und härteren Haß und Neid tragen, ärger sind mit Geizen, Scharren, Kratzen, denn zuvor unter dem Papstthum. Aber je mehr und länger es (das Evangelium) gepredigt wird, je ärger wird es. — Die bereits vorhandenen Schulen verfielen in den ersten 50 Jahren der Reformation und unter dem sich stets steigernden theologischen Gezänk daher zusehends und hörten vorläufig an vielen Orten ganz auf. Justus Menius klagt in seinem Buche von christlicher Haushaltung: Es will jetzt Niemand Kinder anders ziehen, denn auf Witz und Kunst zur Nahrung, denken schlecht nicht Anderes, denn daß sie frei sein, und stehe in ihrer Willkühr, die Kinder zu ziehen, wie es sie gelüstet, grade, als wäre kein Gott, der ihnen anders geboten hätte, sondern sie selbst seien Gott und Herrn über ihre Kinder. So heißt es ferner in Enoch Widemann's Stadtchronik von Hoff: Um das Jahr 1525 fingen die Schulen an zu fallen, so daß fast Niemand mehr seine Kinder in die Schule schicken und studiren lassen wollte, weil die Leute aus Luther's Schriften so viel vernommen, daß die Pfaffen und Gelehrten das Volk so jämmerlich verführt hätten, daher denn Jedermann den Pfaffen feind ward, daß man sie verhöhnte und vexirte, wo man konnte. Johann Major (geb. 1502, gest. 1574 in Wittenberg) erzählt in seiner Lebensbeschreibung, daß er das Rectorat in Magdeburg habe niederlegen müssen, weil diese reiche, glaubenseifrige Stadt sich ungeachtet seiner wiederholten Bitten nicht zur Erhöhung des erbärmlichen Gehalts habe verstehen wollen. — Die Prediger in Eßlingen klagten im Jahre 1547 sehr darüber, daß die Eltern ihre Kinder nicht mehr zum Schulbesuche anhielten, ihre Kinder sollten nur Geld sammeln und reich werden. Die Folge hievon sei, daß man statt geschickter Prediger und Lehrer eitel Nichtskönner und ungelehrte Tölpel, auch zu weltlichen Geschäften keine gelehrten Juristen, Schreiber und Advokaten, sondern unwissende Leute erhalte. — Wenn unter solchen Umständen Luther sammt den übrigen Reformatoren ihre Aufmerksamkeit auf die Schulen richteten und deren Erhaltung und Errichtung dringend empfahlen, so folgten sie damit lediglich dem Triebe der Selbsterhaltung, und zwar um so mehr, da sie zum Theil genöthigt waren, die Kirche durch die Schule zu ersetzen. Wohl mußten sie einsehen, daß die den Alten gepredigte neue Lehre den Autoritätsglauben und die bisherige Pietät erschüttert hatte, und daß sich ihre Hoffnung einer edleren Zukunft nur auf die Jugend stützen könne. Dabei machten sie aber die trübe Erfahrung, daß der geistliche Stand ganz in der Achtung

des Volkes sank, ja von diesem bald für überflüssig erachtet wurde. Schrieb doch Melanchthon an den Prediger Kind zu Eisfeld: Du weißt ja, wie sehr das gemeine Volk uns haßt! Und Luther bekannte selbst: Ein armer Dorfpfarrer ist jetzt der allerverächtlichste Mensch, der da sein mag, also, daß kein Bauer jetzt ist, welcher ihn nicht ganz für Koth und Dreck hält und mit Füßen tritt, wie denn leider jetzt vielen geschieht. Es scheint, als ob die Welt eins worden, daß sie die Diener des Evangeliums durch Hunger tödten wolle, so groß ist hin und wieder die Bosheit der Bürger, Bauern und Edelleute! — In der That neigten sich diese stark zu dem Glauben hin, daß Schulmeister ihnen vielleicht noch nützlicher und nothwendiger, als Prediger sein möchten. Aber wo sollten Schulen, namentlich in den Städten herkommen? Die christliche Charitas, die Opferfreudigkeit, hatte sehr abgenommen; Veit Dietrich in Nürnberg sagt uns: Gleich wie dort (in der kathol. Kirche) des Gebens kein Maß noch Ende gewesen, also will jetzund Niemand den Seckel aufthun, noch mit einem Heller den armen Kirchen, den zerfallenen Schulen, den armen, nöthigen bedrängten Leuten helfen, so doch die große Noth uns vor der Thüre steht, daß zu besorgen, wo reiche Leute nicht dazu helfen und seine junge Knaben mit ihrer Hilfe zum Studiren fördern, unsere Nachkommen werden vom Worte wegkommen. — Dazu kam, daß der nunmehr beweibte Predigerstand mit sich selbst, mit seiner eigenen Subsistenz genug zu kämpfen hatte, wie dies schon aus obiger Klage des V. Dietrich und den vorher erwähnten Bekenntnissen Luthers geschlossen werden kann, und daß dieser Stand daher auch keinen Drang fühlte, sich thatkräftig und aufopfernd der von jeher wenig zeitlichen Lohn bietenden Schule anzunehmen. Was man etwa noch Kirche nennen mochte, das hatte in den reformatorischen Ländern keine Mittel mehr in den Händen, weil die weltlichen Fürsten keinen Theil der neuen Lehre schneller begriffen und fleißiger übten, als die Einziehung der Pfründen und geistlichen Güter. Die neue Kirche war arm, hatte für sich selbst nichts, geschweige denn für Schulen. Wenn daher die Reformatoren nach Schulen riefen und auf deren Errichtung und Erhaltung stärker und stärker hindrängten, so konnte diesem Flehen und Drängen nunmehr nur noch durch die weltliche Macht entsprochen werden. Diese, mochten es nun Communen oder Regenten sein, ließen sich denn auch, oft genug zögernd, fast immer aber kargend, darauf ein, weil sie selbst Gefahr im Verzuge sahen, oder durch Versprechungen gebunden waren, oder doch fühlten, daß es billig sei, einen kleinen Theil der an sich gerissenen geistlichen Güter wieder auf geistliche Zwecke zu verwenden. Wo dies endlich geschah, da verstand es sich ganz von selbst, daß die Schulen auch in die Hände derer fielen, welche sie erhielten

oder errichteten, und wie das kirchliche Regiment gar bald in die Hände der städtischen Behörden und weltlichen Fürsten überging, so noch viel mehr das Regiment über die Schulen. „Die Reformation war zugleich der Uebergang zur Emancipation aller Schulen von der Kirche." Unter den obwaltenden Umständen fehlte es überall an Predigern, die Schulen konnten daher auch solchen nicht übergeben werden. Sarcerius (Auslegung der Episteln) sagt: „Man hört zu unseren Zeiten wohl, daß Etliche sagen: wir wollten gleichwohl gerecht und selig werden, ob nimmer ein Pfaff wäre oder eine Predigt geschähe". — Niemand wollte sich diesem verlassenen und verachteten Berufe mehr widmen. Wenn es nun schon an Predigern fehlte, wie viel mehr noch an Lehrern, die noch ungleich karger gehalten und besoldet wurden! Manche Geistliche wurden zwar auch Lehrer, aber hauptsächlich nur, um ihre Subsistenz besser zu sichern, ähnlich, wie noch heute junge Theologen Rectorate annehmen; allein im Ganzen genommen bildete sich schon jetzt mit größter Entschiedenheit, wenn auch langsam, ein weltlicher Lehrerstand aus, der freilich in Wissenschaft und Sitte, in Streit und Mißbehagen den Predigern gleich kam, ja diese in letzterm zumeist noch übertraf. Da es keinen eigentlichen Priesterstand mehr gab und nach Luthers Lehre Jeder ein Priester Gottes war und sein konnte, so hielten sich diese weltlichen Lehrer keineswegs für geringer als die Prediger, und waren noch viel weniger geneigt, sich ihnen zu unterwerfen oder ihren theologischen Vorschriften und Glaubensnormen Folge zu leisten. Der Hochmuth, zu welchem sich einzelne lutherische Theologen emporschwangen, trat dem erwachenden Selbstgefühl der Lehrerwelt auf's schroffste entgegen und mußte das letztere zur Opposition stacheln. Glaubte man doch den edelgesinnten, kinderfreundlichen Ph. J. Spener dadurch zu verspotten, daß man sagte, der Kurfürst habe an ihm statt eines Hofpredigers einen Schulmeister bekommen. Der Krieg und Gegensatz zwischen Schule und Kirche oder auch zwischen Predigern und Lehrern machte sich immer fühlbarer und stützte sich in dem einen Heerlager auf die kühn ausgesprochene Meinung, daß man viel eher der Prediger als der Schulen und Schulmeister entrathen könne. Die factisch mehr und mehr emancipirte Schule schloß sich consequent immer enger an das Leben und dessen verschiedene Richtungen an und ließ die religiöse Jugendbildung um so leichter aus den Augen, als das theologische Schulgezänke noch immer im üppigsten Wachsthum war. Es war ferner die classische Bildung, welche in allen höheren Schulen ganz entschieden im Vordergrund stand und auch nicht ohne Einfluß auf die niedern Schulen blieb, in welchen man ja ebenfalls seinen Casum setzen lernen sollte. Die Begeisterung für das alte Rom und Athen stieg bei den gelehrten Schulmännern um so

höher, je weniger die damalige Zeit mit ihrem Zwiespalt die edleren Gemüther befriedigen konnte. Johannes Sturm (1507 bis 1583) bezeichnete zwar sein Bildungsideal mit den Worten: Sapiens atque eloquens pietas, allein die pietas blieb dennoch im Hintergrunde und das sapere und fari war die Hauptsache, Cicero und dessen Styl der Angelpunkt alles Strebens. Eine feindselige Richtung der klassischen Gelehrsamkeit und ihrer Verehrer gegen die Geistlichkeit und die Kirche war schon vor der Reformation merkbar gewesen und trat nach derselben nur offenkundiger und dreister hervor. Döllinger gibt uns über diese bedeutsame und folgenschwere Erscheinung Aufschluß, wenn er in seinem Werke über die Reformation sagt:

„Es war eines der vielen Mißverständnisse, unter denen die Kirche im Anfange des 16. Jahrhunderts litt, daß die zahlreiche und geistig begabte Klasse der Humanisten, deren Wirkungskreis der Natur der Sache nach vorzugsweise in der Schule lag, mit dem noch vielfach privilegirten und aus früherer Zeit her in dem, zum Theil noch ausschließenden, Alleinbesitz des öffentlichen Unterrichtes befindlichen Stande der Geistlichen in feindliche Verwickelung gerieth, und durch den bittern und leidenschaftlichen Ton, den sie schriftlich und mündlich gegen die Geistlichkeit annahm, das Ihrige zur Vorbereitung der religiösen Umgestaltung beitrug. War auch schon seit dem 15. Jahrhundert eine bedeutende Anzahl von Laien in den Schulen thätig, so waren diese Männer theils völlig abhängig von geistlichen Corporationen und mußten, wenn in diesen große Unwissenheit herrschte, den Druck und Argwohn empfinden, mit welchen Unwissende dem geistigen Uebergewichte der ihnen äußerlich Untergebenen zu begegnen pflegen, oder sie standen in keinem Zusammenhange mit dem Klerus, hatten dann aber auch keine Erwerbsquelle, als das geringe Schulgeld und allenfalls das Notariat, während sie überall um sich herum Männer, welche Unwissenheit mit Unsittlichkeit verbanden, im Besitze reicher geistlicher Pfründen und Einkünfte sahen. Dazu kam noch der Kampf, den sie vielfach mit den zähen Bewahrern des Alten und Veralteten um die Abschaffung der mangelhaften, aus früherer Zeit vererbten Lehrbücher und die Einführung besserer führen mußten.“ —

Es soll ungeachtet dieser bedenklichen Umstände keineswegs verkannt werden, daß auch damals einzelne Gelehrte und Geistliche die Religion mit dem Gemüthe erfaßten und mit dieser Auffassung in die Schule traten; es ist ferner wahr, daß noch gar manche Schulen in Verbindung mit der Kirche und unter geistlicher Führung blieben, allein nichts desto weniger wurde doch der Einfluß des Clerus, namentlich aber des protestantischen, auf die Schulen immer schwächer und bedeutungsloser. Selbst die Geistlichen, welche als Leiter und

Regierer des Schulwesens auftraten, waren unverkennbar in erster Reihe Schulmänner und nur in zweiter Reihe Theologen. Ihnen stand die Schule bald höher als der kirchliche Lehrbegriff und die Kirche, ein Standpunkt, der bis zum heutigen Tage bei den protestantischen Theologen, sobald sie Schulmänner werden, in auffallender Weise zur Geltung kommt. Der Theologe geht fast regelmäßig im Schulmann auf und verflüchtiget sich im Staube des Katheders.

Zu denen, welche es mit dem Unterrichte und der Erziehung der Jugend wahrhaft ernstlich meinten und diese wichtige Aufgabe auch mit vollem Gemüthe ergriffen, gehört zunächst Luther selbst. Freilich macht sich überall sein Standpunkt geltend, aber dennoch kann ihm das Verdienst nicht abgesprochen werden, daß er das Amt und die Wirksamkeit eines Jugendlehrers wahrhaft schätzte und aus religiösem Gesichtspunkte betrachtet wissen wollte. Auf die Jugend baute er um so sicherer seine Hoffnung, da ihm die nächsten sittlichen Früchte seiner reformatorischen Bestrebungen nichts weniger als Genugthuung gewährten. Schon im Jahre 1524 schrieb er seine Schrift an die Rathsherrn aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen. Schon der Titel dieses Aufrufs beweist, daß die Reformation zugleich die Emancipation der Schulen war. Luther fühlte nur zu gut, daß seine künftige Kirche nicht mehr die geistigen und materiellen Mittel habe, um selbst Schulen zu gründen oder zu erhalten, und daher suchte er Hülfe bei den Rathsherren d. i. beim weltlichen Regimente. Die Consequenz lag nahe, daß diejenigen, welche seinem Rufe etwa folgten und die Geldmittel zur Gründung von Schulen hergaben, diese Anstalten auch als ihr Eigenthum betrachteten und beherrschen wollten.

Im Büchlein selbst weist er nach einem seine Uneigennützigkeit hervorhebenden Eingang zunächst darauf hin, daß man so viel für Wege, Dämme 2c. thue, um so mehr aber auch der Jugend gedenken solle, die bisher in den Klöstern nichts gelernt habe, jetzt aber besser und leichter lernen könne, weil es nicht an tüchtigen Lehrern fehle (?). Er weist darauf hin, daß es Pflicht der Alten und Vorstände sei, sich der Jugenderziehung anzunehmen, weil viele Eltern hiezu weder die fromme Gesinnung, noch das Geschick, noch die Zeit hätten, und daß man eingedenk sein solle, daß der Flor einer Gemeinde nicht bloß in festen Mauern, schönen Häusern, Waffen 2c. bestehe, sondern wesentlich in frommen, ehrbaren, vernünftigen Bürgern. Braucht man doch zum weltlichen Regiment tüchtige und wohl gebildete Leute, wo aber sollen solche in Zukunft herkommen ohne Schulen? Sage man doch nicht, daß die alten Sprachen unnütz seien, und daß man sich mit dem Deutschen allein behelfen könne. Die alten Sprachen sind nütze, die h. Schrift

zu verstehen, weshalb der Teufel wohl roch, daß durch ihr Studium sein Reich verlieren werde. So lieb uns das Evangelium ist, so fest lasset uns an den Sprachen halten. Die Sprachen sind die Scheide, darin das Wort Gottes, dies Messer des Geistes stecket, sie sind der Schrein, darin man dies Kleinod trägt. Als nach der Apostel Zeit die Sprachen aufhörten, nahmen auch Glauben und Evangelium ab. Ein christlicher Lehrer muß sprachkundig sein, sonst kann er das Wort Gottes nicht auslegen und irret, wie St. Augustinus und Andere geirret haben. St. Bernhard ist ein Mann von großem Geiste gewesen, aber siehe, wie oft er mit der h. Schrift (geistlich) gespielt und sie falsch gedeutet hat. Wenn die Brüder Waldenser die Sprachen verachten, so kann sie Luther deshalb nicht loben. Er meint, er hätte auch wohl können fromm sein und in der Stille recht predigen; aber den Papst und die Sophisten und das ganze antichristliche Regiment würde er ohne die Sprachen nicht haben besiegen können.

Wenn bisher, fährt Luther fort, die Schulen hauptsächlich nur für den geistlichen Stand gewesen, so thue es auch dem weltlichen Regimente Noth, Schulen zu besitzen. Wenn keine Seele wäre und man der Schulen und Sprachen nicht bedürfe um der Schrift Gottes willen, so wäre doch allein Ursache genug, die besten Schulen aufzurichten, sowohl für Knaben als Mädchen, auf daß die Welt ihren weltlichen Stand auch äußerlich halte, daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl ziehen könnten Haus, Kinder und Gesinde. Nicht Jedem können Zucht und Lehre selbst überlassen bleiben, denn dabei würde nur eine äußerliche und oberflächliche Bildung herauskommen, während die Schule uns die Welt, wie in einem Spiegel vorführt und uns lehrt, auch fremde Erfahrung zu benutzen. Warum wollte man seine Kinder nicht in öffentliche Schulen schicken, da diese Anstalten jetzt nicht mehr Hölle und Fegefeuer sind, wo man die Jugend mißhandelt. Wendet man doch auf die Unterweisung im Tanzen, Kartenspiel rc. so viel Zeit, vergeudet doch die Jugend so manche Stunde in allerlei Spielen, sollte sie nicht auch Zeit zur Schule finden? Der „beschorne Haufe" nimmt ab, hat auch nichts gelernt als des Bauches pflegen, wo sollen nun Leute herkommen, die das Wort Gottes lehren und die Sakramente reichen, wenn nicht aus den Schulen! — Auch König Salomo hat sich des jungen Volkes angenommen und ungeachtet seiner königlichen Geschäfte ein Buch für's junge Volk verfaßt, das da Proverbium heißt. Christus selbst zieht die Kindlein an sich. — Zu lange sind wir Deutsche Bestien gewesen, mögen wir endlich Vernunft annehmen. — Luther hofft, daß sein Ruf nicht spurlos verhalle und empfiehlt schließlich noch die Gründung von Libereien oder

Büchersammlungen. Die Stifter und Klöster haben wohl früher auch solche angelegt, aber mit wenig guten Büchern, dagegen mit tollen, unnützen und schädlichen Mönchsbüchern, wodurch die Sprache (lateinische) nur in Verfall kam. Nach guten Büchern muß man sich umsehen, und da empfiehlt nun Luther zunächst die h. Schrift in verschiedenen Sprachen, alsdann die besten Ausleger derselben. Chroniken, Historien, Arznei- und Rechtsbücher sind gleichfalls anzuschaffen. O wie manche feine Geschichte und Sprüche sollte man jetzt haben, die in deutschen Landen geschehen und im Gange sind, wenn sie nur aufgeschrieben worden wären. Aber weil solches nicht geschehen, weiß man auch nichts von uns Deutschen in fremden Landen, und müssen wir überall die deutschen Bestien heißen, die nichts mehr können, als kriegen, fressen und saufen.

Noch einmal zeigt Luther am Schlusse seiner Schrift darauf hin, daß nicht ihm, sondern nur den Christen aus seinem Vorschlage Nutzen erwachse, daß sich Moses auch von Jethro habe lehren lassen, und daß man daher nicht etwa an seiner geringen Person Anstoß nehmen möchte. Er empfiehlt die hohen Herren der Gnade Gottes, dieser wolle deren Herzen erweichen und entzünden, daß sie sich der armen, elenden, verlassenen Jugend mit Ernst annehmen und durch göttliche Hülfe ihnen rathen und helfen zu seligem, christlichem Regiment deutschen Landes, an Leib und Seele, mit aller Fülle und Ueberfluß zu Lob und Ehren Gott dem Vater durch Jesum Christum unserm Heiland, Amen! —

Es ist nicht zu verkennen, daß Luther in diesem merkwürdigen Schreiben, dessen wesentlicher Inhalt oben angegeben, die Schule als Pflanzstätte der Religion und guten Sitten betrachtet, doch aber kann uns nicht entgehen, daß er eine eigentliche Volksschule weniger im Sinne oder noch nicht klar begriffen hat. Er empfiehlt doch allzu nachdrücklich das Studium fremder (alter) Sprachen und weis't somit darauf hin, daß Schulen, wie er sie wünscht, wesentlich Berufsschulen für die höheren Stände und Lebensstellungen sein sollen. Auch dürfen wir nicht übersehen, daß er andrerseits wieder die Schulen dem Dienste der Welt und den zeitlichen Interessen unterthänig macht und neben der Religion recht eifrig den Hebel des materiellen Vortheiles gebraucht. Aus einer anderen Schrift vom Jahre 1530, welche davon spricht, daß man die Kinder solle zur Schule halten, behauptet er, daß diese materielle Richtung mittlerweile schon etwas zu mächtig geworden, denn er preis't darin nachdrücklichst die gelehrten Stände, besonders den Prediger- und Juristen-Stand, und ermahnt, daß man sich nicht daran kehren solle, daß jetzt der gemeine Geizwanst die Kunst so hoch verachte und spreche: Ha, wenn mein Sohn Deutsch schreiben, lesen und rechnen kann, so kann er genug; ich will ihn zum Kaufmann thun.

Ohne Prediger und Juristen müsse führwahr alles untergehen, denn wo die Theologen wenden, da wendet Gottes Wort und bleiben eitel Heiden, ja eitel Teufel; wo die Juristen wenden, da wendet das Recht sammt dem Frieden, und bleibt eitel Raub, Mord, Frevel und Gewalt, ja eitel wilde Thiere. Bei dieser Gelegenheit spricht er der weltlichen Obrigkeit auch sehr entschieden das Recht zu, die Kinder zur Schule zu halten, ja er hält das weltliche Regiment für schuldig, die Unterthanen zu zwingen, ihre Kinder in die Schule zu schicken. So gut, wie sie die Bürger nöthigen kann, Spieß und Büchse zu tragen, so gut kann sie auch die Unterthanen zwingen, ihre Kinder in die Schulen zu schicken. — Wir sehen auch hier wieder, daß Luther im Gefühle der Ohnmacht des kirchlichen Regiments seine Hoffnung auf die weltliche Obrigkeit setzte und bei dieser Hülfe suchte, mithin der Emancipation der Schulen die Wege öffnete. In demselben Sermon preis't Luther mit beredten Worten Lehrer und Lehramt. „Wo wollten, sagt er, Prediger und Juristen und Aerzte herkommen, wo nicht die Grammatika und andere Redekünste vorhanden wären? Aus diesem Brunnen müssen sie alle herfließen. Das sage ich kürzlich: einem fleißigen, frommen Schulmeister oder Magister, oder wer es ist, der Knaben treulich zeucht und lehret, den kann man nimmermehr genug lohnen, und mit keinem Gelde bezahlen, wie auch der Heide Aristoteles sagt. Noch ist's bei uns so schändlich veracht, als sei es gar nichts, und wollen dennoch Christen sein. Und ich, wenn ich vom Predigeramte ablassen könnte, oder müßte, und von andern Sachen, so wollt' ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeister oder Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dies Werk nächst dem Predigeramt das allernützlichste, größte und beste, und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das beste ist." So wohlgemeint und herzlich diese Worte sind, so waren sie doch eine der Ursachen, durch welche der Lehrerstand verleitet werden mußte, sich über die Geistlichkeit zu stellen und deren Regiment und Einfluß abzulehnen, ja sich geradezu für wichtiger zu halten. Wie wir schon oben andeuteten, mußten solche Aeußerungen ein vortrefflicher Ausgangspunkt für den später so vielbeklagten Stolz der Schulmänner werden. In seinen Tischreden geht Luther übrigens noch weiter, indem er sagt: Ich wollte, daß keiner zu einem Prediger erwählet würde, er wäre denn zuvor Schulmeister gewest. Jetzt wollen die jungen Gesellen von Stund an alle Prediger werden und fliehen der Schule Arbeit. Aber wenn einer hat Schule gehalten, ungefähr zehn Jahre, so mag er mit gutem Gewissen davon lassen; denn die Arbeit ist zu groß, und man hält sie geringe. Es ist eben so viel in einer Stadt an einem Schulmeister gelegen, als am Pfarrherrn! — Im Jahre 1524, also in demselben Jahre, in welchem

die Schrift an „die Rathsherren erschien, arbeitete Luther auch einen Schulplan aus, welchen er durch Spalatin dem Kurfürsten vorlegen ließ. Dieser Plan findet sich nicht mehr und Luther selbst erwartete keinen großen Erfolg davon. Sein Freund Melanchthon scheint ihn für seine Schulordnung vom Jahre 1528 benutzt zu haben. Diese ist jedoch ziemlich dürr. Er spricht darin von drei Haufen, d. h. Abtheilungen der Kinder (Knaben). Der erste soll Lesen lernen und zwar im Handbüchlein, das Vaterunser, den Glauben und Gebete. Dann wird flugs zum Lateinischen geschritten und empfohlen, Vokabeln zu lernen, daneben auch zu schreiben und zu singen. — Der zweite Haufe lernt Grammatik (lateinische), tractirt Aesop's Fabeln, lernt einzelne Gespräche (lateinische) des Erasmus und Sentenzen der Poeten. Kein größerer Schaden allen Künsten mag zugefügt werden, sagt Melanchthon bei dieser Gelegenheit, als wenn die Jugend nicht wohl in der Grammatik geübt wird. Einen Tag in der Woche sollen die Kinder auch die christliche Unterweisung lernen. Es soll der Schulmeister den ganzen Haufen hören, also, daß einer nach dem andern aufsage das Vaterunser, den Glauben und die 10 Gebote. Auf eine andere Zeit sollen diese Stücke auch einfältig und richtig ausgelegt werden. Daneben sollen die Knaben auch noch etliche leichte Psalmen auswendig lernen. Auch das Evangelium des Matthäus soll grammatice exponirt werden.

Der dritte Haufe soll Nachmittags in der Musik geübt und hienach sollen Virgil und Ovid's Metamorphosen gelesen werden, auch Cicero's Briefe und dessen Werk von den Pflichten. Zur Uebung in der Grammatik soll man construiren lassen, im Dekliniren üben und die Redefiguren merken.

Vormittags soll man bei der Grammatik bleiben, und wenn die Knaben in der Etymologie und Syntax wohl bewandert sind, auch zur Metrik schreiten und im Versmachen üben. Ist die Grammatik genugsam geübt, so soll man zur Dialektik und Rhetorik übergehen. Auch soll alle Woche einmal Schriftliches, als Briefe oder Verse gefordert werden. Die Lehrer sollen die Knaben fleißig anhalten, lateinisch zu reden und selbst mit den Schülern so viel wie möglich in dieser Sprache verkehren.

Wir haben erwähnt, daß Melanchthon auch einzelne Gespräche des Erasmus auswendig lernen ließ und knüpfen hieran noch einige Bemerkungen über eine Persönlichkeit, welche in dieser Zeit von bedeutendem Einfluß war. Erasmus von Rotterdam wurde 1467 geboren und starb zu Basel 1536, ein großer Theil seines Lebens fällt also in die Reformationszeit. Unehelich geboren, kam er 9 Jahre alt nach Deventer, wo ihm schon der gelehrte Rudolph Agrikola prophetisch verkündete: tu eris magnus, d. i. du

wirst einst groß werden! Im dreizehnten Jahre, nachdem die Pest ihm seine Mutter geraubt, kam er in das Fraterhaus von Herzogenbusch. Geschmack für's Klosterleben konnte ihm hier nicht beigebracht werden; eine verkehrte mißtrauische Behandlung verleidete ihm die Klöster und den geistlichen Stand, bis endlich einer seiner Schulgenossen in Deventer, Cornelius Verdenus, die Abneigung seines Freundes bekämpfte und den verlassenen, hülfsbedürftigen Erasmus dahin brachte, daß er im Jahre 1486 in den Orden der regulirten Chorherren im Kloster Emaus bei Gouda eintrat. Nach langem Schwanken legte er die feierlichen Gelübde ab, sich mit dem Gedanken tröstend, daß ein rechtschaffener Mann in jedem Berufe, in den ihn die Vorsehung setze, zufrieden leben könne. Mit dem Bischof von Cambray, welcher einen des Lateinischen vollkommen mächtigen Begleiter wünschte, sollte er nach Rom reisen und ließ sich deshalb in Cambray 1492 zum Priester weihen. Wenn auch diese Reise nicht zu Stande kam, so blieb er doch bei dem Bischofe und reis'te mit dessen Erlaubniß 1496 nach Paris, um sich dort noch in den Wissenschaften zu vervollkommnen. Reiche Engländer, die seine Schüler wurden, unterstützten ihn und waren die erste Ursache, daß Erasmus 1498 nach England ging, wo er unter anderen gelehrten Männern auch den berühmten Thomas Morus kennen lernte und mit diesem in ein freundschaftliches Verhältniß, ja selbst Heinrich VIII. nahe trat. Im Jahre 1499 verließ Erasmus England wieder und lebte theils in Paris und Orleans, theils in Löwen. In dieser Periode seines Lebens widmete er sich mit Vorliebe dem Studium der Kirchenväter und der h. Schrift, worin ihn besonders sein Freund, der Professor Hadrian zu Löwen (später Papst Hadrian VI.), lebhaft unterstützte und ermunterte. Wieder ging Erasmus nach England, wo er neue Freunde und Gönner, aber auch die Mittel fand, im Jahre 1506 nach Italien zu reisen und sich in Turin zum Doctor graduiren zu lassen. Er lebte nun bald in Bologna, bald in Venedig und Rom, überall für wissenschaftliche Zwecke thätig. Als aber Heinrich VIII. im Jahre 1509 den englischen Thron bestieg, luden ihn seine Freunde wieder nach England ein, und er reis'te abermals dorthin, um eine Professur der griechischen Sprache und der Theologie an der Universität in Cambridge zu übernehmen. In dieser Zeit schrieb er unter anderem zunächst nur für seinen Freund Morus das Lob der Narrheit, eine Satyre, mit welcher er die Gebrechen der verschiedenen Stände und das Sittenverderbniß seiner Zeit auf's bitterste geißelte. Diese merkwürdige Schrift erlebte in wenigen Monaten sieben Auflagen, fand zwar bei Vielen, namentlich auch beim Papst Leo X. Beifall, erwarb ihm aber auch harten Tadel und unversöhnliche Feinde. Im Jahre 1516 vertauschte

Erasmus den Aufenthalt in England mit dem Hofe Carl's von Oestreich in Brüssel. Als letzterer Kaiser wurde (Carl V.), ernannte er den Erasmus zum kaiserlichen Rathe mit 400 Gulden Gehalt und mit der Erlaubniß, seinen Wohnsitz nach Belieben zu wählen. So hielt sich denn Erasmus bald in Brüssel, bald in Antwerpen und Löwen, bald in Basel auf, bis er endlich 1521 letztere Stadt zu seinem bleibenden Wohnorte wählte. Als die Reformation auch in Basel Fortschritte machte und der katholische Cultus im Jahre 1529 ganz beseitigt werden sollte, begab sich Erasmus gleich vielen Mitgliedern des dortigen Capitels nach Freiburg, wo er sechs Jahre verblieb. Die Herausgabe der vollständigen Werke des Origenes nöthigte ihn jedoch 1535 wieder nach Basel zurück, wo er ganz still für sich nur seinen wissenschaftlichen Arbeiten lebte. Papst Paul III. verlieh ihm noch die Propstei Deventer mit reichem Einkommen, ja seine Freunde gingen sogar damit um, ihm den Cardinalshut zu verschaffen. Im Vorgefühl des Todes bat er, von jeder Verwendung für diese Würde abzulassen und starb mit christlicher Geduld und Ergebung in der Nacht vom 11. auf den 12. Juli 1536, ohne jedoch vorher die h. Sterbesakramente empfangen zu haben.

Erasmus war einer der gefeiertsten Gelehrten, die je die Welt gesehen hat. Seine Kenntnisse waren weniger vielseitig als tief. Hebräisch lernte er nicht, auch englisch, französisch, deutsch und italienisch war ihm fremd. Dagegen verstand er das Griechische vollkommen und schrieb das Lateinische mit bewundernswerther Leichtigkeit und Eleganz. Daß er durch seine Schriften, durch die leichtfertige Art, womit er Ausartungen und Mißbräuche angriff, der Reformation vorgearbeitet hat, ist außer Zweifel, kann aber hier nicht näher erörtert werden. Wenn jedoch die Reformatoren und deren Lebensbeschreiber ihn deshalb für den Ihrigen ausgeben möchten, so gehen sie wieder zu weit und wollen vergessen, daß er sich wiederholt der kirchlichen Autorität unterwarf und selbst mit Ernst gegen die neue Lehre auftrat, als deren Consequenzen und Folgen deutlicher wurden. Viel mag zu der ganzen Haltung des ungeachtet aller äußeren Ehren unglücklichen Mannes der Mangel an Beruf zum geistlichen Stande, und sein damit zusammenhängendes unstätes Leben beigetragen haben. Für uns ist er in zwiefacher Beziehung wichtig. Einmal, weil er der Repräsentant jener feindlichen Richtung ist, die in der damaligen Zeit der gelehrte und der Lehrerstand gegen die Geistlichkeit, namentlich in so weit sie die Schulen beherrschte, angenommen hatte. In Erasmus war der Haß des Humanismus gegen die privilegirten geistlichen Lehrer verkörpert. Während er letztere angriff, deren vielfache Unwissenheit und Ungeschicktheit bitter bespöttelte, ging er zum öftern auch über die Grenzen hinaus, welche

der Stand als solcher beanspruchen mußte und trug somit nicht bloß dazu bei, den Unterricht den Händen des Clerus zu entwinden, sondern auch den Stand selbst herabzusetzen. Wie Erasmus die Reformation, wenn auch wider Willen, förderte, so hat er auch redlich mitgeholfen an der späteren Entfremdung der Schule von der Kirche, an der Emancipation.

Erasmus ist ferner für uns durch einzelne Schriften wichtig geworden, welche mit dem Erziehungs- und Unterrichtswesen in unmittelbare Berührung treten. Hiezu rechnen wir zunächst den Dialog, welcher Ciceronianus, seu de optimo dicendi genere betitelt ist. Er geißelt in diesem Gespräche die sclavischen Nachbeter des Cicero, welche, ohne Sinn für den Geist der Sprache, nur an der Form kleben, und ohne selbst den Schriftsteller wahrhaft zu verstehen, der Jugend die Studien durch elende Phrasenmacherei und Aeußerlichkeiten verbittern. Es ist ein thörichtes Streben, heißt es unter anderem, in fremdem Sinne schreiben zu wollen, sich abzumühen, daß Cicero's Geist den Leser aus unseren Werken anwehe. Du mußt alles Mannigfaltige verdauen, was du lesend zu dir genommen, und es durch Nachdenken vielmehr in die Adern der Seele überführen, als in das Gedächtniß oder in ein Register, so daß der Geist, mit aller Art geistiger Speise genährt, eine Rede aus sich selbst erzeuge, welche nicht nach diesen und jenen Blumen, Laube und Gräsern schmeckt, sondern nach dem Wesen und der Neigung deines Gemüthes, daher der Leser in deiner Schrift nicht etwa zusammengeflickte Bruchstücke Cicero's, sondern das Abbild eines Geistes erkenne, welcher mit Wissen aller Art erfüllt ist. Die Bienen sammeln den Honigstoff nicht von einem einzigen Strauche, sondern mit bewundernswürdiger Emsigkeit fliegen sie auf Blumen und Kräutern aller Art umher, auch gewinnen sie nicht fertigen Honig, sondern bilden ihn in Mund und Eingeweiden, erzeugen ihn dann aus sich, und man erkennt daran nicht den Geschmack oder Geruch einer einzelnen Blume, welche sie gekostet! — Wie schön und beherzigenswerth! — Aber auch das verdient lobend hervorgehoben zu werden, daß Erasmus in diesem Dialoge die abgöttische Verehrung der heidnischen Schriftsteller tadelt, daß er ernstlich verlangt, man solle über den classischen Studien das Christenthum und die Kirchenväter nicht vergessen.

Eine andere Abhandlung des Erasmus „über die Art und Weise des Studirens" ist kurz und gibt keine einigermaßen erschöpfende Winke über die Methode, vielmehr bietet sie nur einzelne beherzigenswerthe Regeln. Namentlich verbreitet sie sich über die schriftlichen Ausarbeitungen der Schüler. Erasmus empfiehlt Uebertragungen aus dem Griechischen in's Lateinische, weil dadurch die Eigenthümlichkeiten beider Sprachen am klarsten werden müßten.

Dann warnt er die Lehrer, beim Lesen der Autoren allzu viel Gelehrsamkeit auszukramen, welche die Schüler nur verwirre, und empfiehlt Beschränkung auf das, was zum Verständisse des Schriftstellers unumgänglich nothwendig erscheint.

Keine seiner Schriften erhielt indessen für die damaligen Schulen größere Bedeutung, als die Gespräche (colloquia), welche er in zweiter Ausgabe (1522) dem Sohne eines seiner Freunde (Frobenius) widmete. Wir haben gehört, daß auch Melanchthon sie benutzte. Er selbst sagt in der Widmung, Viele seien durch das Buch lateinischer und besser (latiniores et meliores) geworden, der Knabe möge sich durch solche nicht beschämen lassen.

Leider können wir in dieses Selbstlob nicht einstimmen. Schon das Urtheil der Zeitgenossen verdammte die Schrift; in Frankreich wurde sie verboten, in Spanien verbrannt, von Rom aus der Christenheit untersagt. Lateinischer wurde die Jugend wohl durch diese Gespräche, in welchen Erasmus die fremde Sprache mit bewunderswerther Herrschaft nöthigte, allen Bedürfnissen des damaligen Lebens zu dienen und über Wirthshäuser, Pferdehandel, Jagd &c. sich mit Leichtigkeit zu verbreiten. Besser konnte er aber die Jugend durch die Colloquia nicht machen. Sie enthalten die giftigsten Spöttereien und Ausfälle auf die Mönche, auf das Klosterleben, das Fasten, die Wallfahrten u. dgl., endlich eine Menge anderer frivoler und geradezu unzüchtiger Stellen. Muß man nicht erschrecken, wenn man in einer Jugendschrift, die aus der Feder eines Gelehrten und Geistlichen geflossen, Unterhaltungen zweier Weiber über ihre Männer, eines Freiers mit einem Mädchen, eines Jünglings mit einer feilen Dirne findet! Erasmus malt hier die Wollust in gemeiner Weise, um einige erbauliche Ermahnungen anzuknüpfen.

Wahrlich, hier hatte Luther Recht, wenn er in seinen Tischreden sagt: Wenn ich sterbe, will ich verbieten meinen Kindern, daß sie seine Colloquia nicht sollen lesen, denn er redet und lehrt in selben viel gottlos Ding unter fremdem erdichteten Namen und Personen, vorsätzlich die Kirche und den christlichen Glauben anzufechten.

Aus solchen Verirrungen, die manchen anderen Stellen seiner Schriften gegenüber zugleich Verwirrungen sind, erkennen wir nur allzu deutlich, daß Erasmus kein Lehrer für die christliche Jugend sein konnte, daß aber auch die Zeit in vieler Beziehung eine wahrhaft trostlose geworden war, und daß diejenigen, welche das Salz der Erde hätten sein können und sollen, die sittliche Fäulniß vielfach nur fördern halfen.

Durch Melanchthon angeregt für's Schulfach, tritt uns in dieser Zeit Valentin Trotzendorf entgegen, eine merkwürdige Erschei-

nung sowohl wegen der durchaus praktischen Richtung, als auch wegen der innigsten Hingabe an einen Beruf, der damals alle anderen an Schwierigkeiten übertraf. Der Sohn eines Bauern aus Trotzendorf (jetzt Troitschendorf) bei Görlitz in Schlesien, hieß er eigentlich Valentin Friedland, nannte sich aber später nach seinem Geburtsorte. Im Jahre 1490 am 14. Februar von armen, aber achtbaren Eltern geboren, wurde der Knabe auf den Rath einiger Mönche in die Stadtschule zu Görlitz (1516) geschickt, der Vater nahm ihn aber bald wieder zurück, damit er beim Pfluge bleibe. Die Bitten der Mutter vermochten jedoch den Pfarrer und den Küster des Dorfes, den talentvollen Knaben im Schreiben und Lesen zu unterrichten und bewirkten zugleich so viel, daß Valentin nach zwei Jahren wieder in die Görlitzer Schule zurückgehen durfte. Hatte er doch selbst als Hirtenknabe mitten unter dem Vieh sich im Schreiben auf Birkenrinde und mit Ruß geübt und durch solch' treuen Fleiß Alle überzeugt, daß es ihm mit seinem Streben Ernst sei. „Bleibe der Schule getreu!" ermahnte ihn die Mutter beim Abschiede, und keine mütterliche Ermahnung ist wohl besser beherziget worden.

Als 1513 Valentins Vater ein Opfer der Pest wurde, veräußerte der Sohn das väterliche Erbe und zog nach Leipzig, wo er sich im Lateinischen weiter ausbildete und noch das Griechische erlernte. Hiernach übernahm er eine Lehrerstelle an der Schule zu Görlitz, wo er sich bald durch sein Lehrtalent und den Umfang und die Tiefe seines Wissens auszeichnete. Als Luther auftrat, verließ Trotzendorf (1518) die Schule und ging nach Wittenberg, wo er fünf Jahre in fleißigem Verkehre mit dem Reformator blieb und diesen auch nach Leipzig zu der bekannten Disputation mit Eck begleitete. Enger noch schloß er sich an Melanchthon an und benutzte diesen Umgang und den Verkehr mit einem getauften Juden Namens Adrian, zur Erweiterung seiner Kenntnisse, namentlich ließ er sich von letzterem noch im Hebräischen unterweisen.

Als im Jahre 1523 ein Freund Trotzendorfs, Helmrich, Rector der Goldberger Schule wurde, bewirkte dieser des ersteren Berufung zum Mitlehrer. Helmrich nahm bald danach ein anderes Amt an und Trotzendorf wurde sein Nachfolger. In dieser Stellung nahm er an den religiösen Streitigkeiten, namentlich gegen Schwenkfeld, lebhaften Antheil, und die Schule scheint dabei nicht gewonnen zu haben. Als 1527 eine Universität in Liegnitz gegründet werden sollte, ging er dorthin, verließ aber schon nach zwei Jahren die Stadt, um sich wieder nach Wittenberg zu begeben. Die Goldberger Schule lag nun ganz darnieder, und Helmrich, der mittlerweile Bürgermeister der Stadt geworden war, bat daher Trotzendorf dringend, wiederum das Rectorat zu übernehmen. Dies

geschah auch im Jahre 1531, und von da ab hat Trotzendorf 25 Jahre lang der Schule mit einem Ruhm vorgestanden, welcher sich über ganz Deutschland, Ungarn und Polen erstreckte und eine Menge Schüler herbeirief.

Trotzendorf's Schuleinrichtung war eigenthümlicher Art. Er behandelte die Schüler aus aller Herren Länder ganz gleichmäßig, ohne Ansehen des Standes; der Junker mußte die adeligen Prätensionen ablegen und dieselben Strafen erleiden, dieselben Dienste thun, wie der Bauerssohn. Keiner wurde aufgenommen, ohne vorher unbedingte Unterwerfung unter die Schulgesetze angelobt zu haben. Alle Schüler mußten übrigens dem lutherischen Glaubensbekenntnisse angehören und somit auch in kirchlicher Beziehung eine Einheit bilden.

Die Schuleinrichtung war die eines vollkommenen Staates mit republikanischer Verfassung. — Alle Schüler wurden in 6 Klassen, jede Klasse wieder in Tribus getheilt. Einzelne Schüler nahmen am Regimente des Ganzen Theil, einer als Oekonom, der andere als Aufseher, wieder ein anderer als Quästor. Letzterer hatte in seinem Tribus den pünktlichen Besuch der Lectionen zu überwachen, die Faulen anzuzeigen und Aufgaben zu stellen, über welche bei Tische in lateinischer Sprache disputirt werden mußte. Außerdem bestand ein von Trotzendorf ernannter Schülermagistrat mit einem Consul, 12 Senatoren und 2 Censoren, welche monatlich mit anderen wechselten. Hatte ein Schüler sich verfehlt, so mußte er sich vor diesem Senate, dem der Rector als Dictator vorstand, vertheidigen und auf diese Vertheidigung konnte er sich acht Tage lang vorbereiten. Taugte die Vertheidigung nichts, so sprach der Senat die Verurtheilung aus, und Trotzendorf hielt mit großem Ernste darauf, daß dessen Spruch vollzogen wurde. Die Ansicht, von welcher diese Einrichtung ausging, ist in den später bekannt gewordenen Schulgesetzen ausgesprochen. Diejenigen werden, sagt die Einleitung, einst den Gesetzen gemäß regieren, welche als Knaben den Gesetzen zu gehorchen gelernt haben. Trotzendorf's Persönlichkeit bürgte dafür, daß diese sonst bedenkliche Einrichtung nicht zum Possenspiel herabsank, sondern wirklich gute Früchte brachte. Die Dictatur hatte er sich überdies vorbehalten, und sein ganzer Character spricht dafür, daß er sie zu handhaben wußte. Wie er selbst den Religionsunterricht mit Eifer und hohem Ernste ertheilte, so waltete dieser Ernst auch über seiner ganzen Person und all' seinem Thun, und Niemand wagte es, sich dauernd dessen Einflusse zu widersetzen.

Grammatik, Dialektik und Rhetorik, dieses bekannte Trivium, lag dem wissenschaftlichen Schulleben zum Grunde. Die möglichste Aneignung der lateinischen Sprache war das Ziel, nach welchem

unablässig und mit dem Aufwande aller Kräfte gerungen wurde. Darum durften die Schüler fast nie ihre Muttersprache gebrauchen, alle Schulacte wurden in lateinischer Sprache abgehalten, und ein Lobgedicht auf die Anstalt konnte deshalb in Wahrheit sagen, daß die Muttersprache unter den Knaben verstummt sei. Ein anderes Lobgedicht auf den Rector selbst sagt: So hat er Allen die römische Sprache eingegossen, daß es für schimpflich gehalten wird, in deutscher Zunge zu reden, und daß man selbst Knechte und Mägde Latein sprechen höre und Goldberg nach Latium versetzt glaube. — Wie sehr gerade zu einem solchen Ziele die Wechselseitigkeit des Unterrichtes helfen konnte, begriff Trotzendorf gar wohl, und er hatte daher auch die Einrichtung getroffen, daß die Schüler der höheren Klassen in den niederen unterrichten mußten. Darin wich jedoch seine Schule wesentlich vom Geiste des Alterthumes ab, daß er die methodisch geordneten Leibesübungen nicht einführte, ja den Schülern sogar das Baden verbot und ihnen nicht einmal gestattete, auf's Eis zu gehen oder sich mit Schneeballen zu werfen.

In den letzten Jahren seiner Wirksamkeit hatte Trotzendorf noch mit schwerem Mißgeschick zu kämpfen. Die Hungersnoth von 1552 arbeitete der Pest von 1553 vor, alles ging auseinander, und Trotzendorf behielt nur wenige Schüler, welche er der reineren Luft wegen auf dem obersten Kirchenchore unterrichtete. Ein Jahr nach der Pest legte eine fürchterliche Feuersbrunst ganz Goldberg in Asche, und Trotzendorf mußte daher mit seinen Schülern nach Liegnitz übersiedeln. Hier ereilte ihn der Tod am 21. April 1556. In dem Augenblicke, als er den 4. Vers des 23. Psalms seinen Schülern erklärte (Ob ich auch wandle im finstern Thale rc.) rührte ihn der Schlag. Er sank mit den Worten zurück: Jetzt werde ich in eine andere Schule abberufen! und war nach 5 Tagen eine Leiche.

Trotzendorf war unbeweibt geblieben, und erinnert in dieser Beziehung an Victorin von Feltre, dem er auch in der hingebenden Liebe zum Berufe kaum nachstehen dürfte. Seine Schule war ihm Alles. Aber mit seinem Tode gerieth diese Schule auch so sehr in Verfall, daß sich kaum hundert Jahre später in demselben Goldberg, dessen Knechte und Mägde Latein gesprochen hatten, nur noch ein einziger Bürger fand, der ein Brieflein oder eine Bittschrift machen konnte! — Ein so baldiges Verschwinden aller klassischen Cultur ist freilich kein günstiges Zeichen für die Tiefe und Nachhaltigkeit der angestrebten Bildung. Aber diese war überhaupt der Art, daß sie keine bleibende Stätte im Volke finden konnte. Wie hätte die übertriebene, ja abgöttische Verehrung der alten Sprachen auch jemals beim Volke Wurzel fassen können! Während Luther und Andere durch ihre Schriften auf die Ausbildung des Deutschen

zur allgemeineren Schriftsprache hinwirkten und hierin durch die bereits vor mehr als hundert Jahren erfundene Buchdruckerkunst wesentlich unterstützt wurden, bemühten sich die Schulmänner auf's eifrigste, die Muttersprache zu verleugnen und zu unterdrücken. Wie Trotzendorf im Osten Deutschlands, so z. B. auch der berühmte Johannes Sturm (geb. 1507 zu Schleiden in der Eifel) im Westen, und zwar an der Schule zu Straßburg. Wir haben dieses Mannes schon früher erwähnt und gesagt, daß er als Ziel seines Strebens sapiens et eloquens pietas aufgestellt habe, daß aber die pietas gar sehr in den Hintergrund getreten sei. Er erklärt es für einen Uebelstand (publicum et commune malum) daß die Knaben nicht von Kindeswindeln an Lateinisch sprechen hörten, und preist die Kinder der alten Römer deshalb glücklich. Alles muß von den Lehrern aufgeboten werden, diesen Uebelstand zu heben. Lehrern und Schülern war daher verboten, deutsch zu sprechen, und das Spiel wurde nur unter der Bedingung gestattet, daß man sich dabei der lateinischen Zunge bediene. Das Gymnasium, welchem Sturm vorstand, hatte 10 Klassen, aber dessen Schulplan weist nach, daß man fast nur für das Lateinische und Griechische Zeit hatte. Deutsches Lesen und Rechtschreiben werden gar nicht erwähnt, in den unteren 8 Klassen ist vom Rechnen gar keine Rede, Geschichte, Geographie und Physik wurden nicht getrieben. Welche Einseitigkeit gegenüber einer Klosterschule zu Reichenau! Es ist ganz richtig, daß die Schüler solcher Anstalten lateinisch sprechen lernten, aber der Geist der alten Klassiker blieb ihnen nichts desto weniger fern. Die Lehrer betrachteten und benutzten die Klassiker meistens nur als Mittel zum Zweck, und letzterer leitete sie auch in der Auswahl, weshalb die Komödienschreiber Plautus und Terenz dem Ernste eines Horaz, Tacitus und Livius weit vorgezogen wurden. Man war so verblendet, daß man die Schüler die Komödien des Terenz, auch wohl des Aristophanes, aufführen ließ, und sich wegen der zahlreichen unzüchtigen Stellen mit der Ansicht tröstete, daß es kein besseres Mittel geben könne, um die Schüler zum correcten Lateinsprechen zu bringen*). Sturm's Begeisterung für die Sprache Roms grenzt an Narrheit, wenn er gelegentlich im Uebermaße des Selbstgefühls sagt: Im Schreiben, Comentiren, Deklamiren und Sprechen glaube ich uns nicht bloß als Nachtreter der

*) Wem fällt hier nicht die Stelle aus den Bekenntnissen des heil. Augustinus ein: „Ganz richtig sagt jener Jüngling in einem Lustspiele des Terenz: ich armer Mensch sollte das nicht thun dürfen, was sich die Götter gestatten? Schöne Worte sollten wir aus diesen Gedichten lernen; aber viel leichter lernt man daraus die Nachahmung schlechter Thaten. Trunkene Lehrer boten uns diesen Kelch des Irrthums dar, und tranken wir nicht, so schlugen sie uns. Gab es sonst nichts, unsere Sprache und unseren Verstand zu üben?“ —

Meister zu erblicken, sondern als solche, welche es der besten Zeit Athens und Roms gleich thun!

In der Zeit, wo Johannes Sturm florirte, traten auch die Jesuiten auf. Wir setzen voraus, daß unsere Leser die Hauptzüge der Geschichte dieses Ordens und ihres Stifters Ignatius von Loyola (geb. 1481, gest. 1556) kennen, und fassen daher die Thätigkeit dieses berühmten Ordens nur aus dem pädagogischen Gesichtspunkte auf. Daß derselbe von dem Augenblicke ab, wo er seine Wirksamkeit in größerer Ausdehnung entfaltete, vielseitig bekämpft und angefeindet wurde, erklärt sich aus der Tendenz*). Diese war keine andere, als die katholische Kirche zu unterstützen, deren verlorenes Terrain wieder zu gewinnen, mithin auch gegen den Protestantismus zu kämpfen. Wie die Jesuiten wohl erkannten, daß letzterer sich auf Forschung und Wissenschaft zu stützen suchte, so ergriffen sie auch die gleichen Waffen und stritten mit diesen gegen die neue Lehre. Damit hing es enge zusammen, daß sie sich auch alsbald der Jugenderziehung mit einem bisher fast unerhörten Eifer annahmen und hiedurch für einen der Kirche treu ergebenen Nachwuchs mitten .in einer verwirrten Zeit zu sorgen strebten. Das Studium und die praktische Thätigkeit standen daher im Orden der Jesuiten der Betrachtung und religiösen Uebung nach, und wenn beide auch nicht ganz bei Seite gesetzt wurden, so blieben doch Wissenschaft, Schule und Erziehung stets die Hauptaufgabe. Daß sie diese auf eine Achtung gebietende Weise lösten, mußten selbst ihre Feinde gestehen. Die Fähigkeit der katholischen Kirche, zu beweisen, daß sie neue Bildungselemente in ihre Einrichtungen aufnehmen, Wissenschaftlichkeit fördern und heben, daß sie gerade mit den Waffen, die man für sie unrettbar tödtlich hielt, für ihre Sache in die Schranken treten und sie ritterlich vertheidigen könne; diese Aufgabe haben die Jesuiten übernommen und glänzend gelöst. Der zuvor erwähnte Johannes Sturm sagt z. B.: Der Name der Jesuiten ist neu und eben erst aufgekommen. Vor den übrigen Mönchen, wenn Mönchthum überhaupt löblich wäre, würden sie Lob verdienen. Denn was weder der gute und fromme Reuchlin, noch der beredte und gelehrte Erasmus, noch vor ihnen Alexander Hegius und Rudolph Agrikola von den Theologen und Mönchen erlangen konnten, daß

*) Das Hauptmagazin für die gegen den Orden gebrauchten Waffen bieten immer noch die Briefe Pascal's († 1663). Es sind denselben jedoch eine Menge grober Verstöße, selbst Verdrehungen, und außerdem die flagrante Unredlichkeit nachgewiesen worden, ausschweifende Ansichten einzelner Mitglieder dem ganzen Orden aufzubürden, wie denn Pascal selbst gestehen muß, nur die Casuistik des Eskobar studirt, die übrigen Citate bloß nachgelesen zu haben. — Auch K. v. Raumer schöpft sein Urtheil über die Jesuiten nur aus Pascal's Briefen.

diese, wenn sie auch die Wissenschaft nicht selbst cultiviren wollten, doch Anderen gestatteten, dieselbe zu lehren; das haben die Jesuiten freiwillig übernommen. Sie geben Unterricht in Sprachen und Dialektik, sie tragen ihren Schülern, so gut sie's vermögen, auch Rhetorik vor. Ich freue mich über dieses Institut aus zwei Gründen, erstlich weil sie unsere Sache fördern, indem sie die Wissenschaft cultiviren, denn ich habe gesehen, welche Schriftsteller sie erklären und welche Methode sie befolgen, eine Methode, die von der unseren so wenig abweicht, daß es scheint, als hätten sie aus unseren Quellen geschöpft. Zweitens treiben sie uns zu größerem Eifer und größerer Wachsamkeit an; sie könnten sonst sich fleißiger (als wir) erweisen und mehr gelehrte und wissenschaftliche Schulen bilden. Der später genauer zu schildernde Bako von Verulam sagt: Was die Pädagogik anlangt, so wäre es am kürzesten zu erklären: Nimm an den Schulen der Jesuiten ein Beispiel, denn bessere existiren nicht. — Wenn ich den Fleiß und die Betriebsamkeit der Jesuiten betrachte, sagt derselbe Philosoph an einer anderen Stelle, wenn ich sehe, was sie für Förderung der Wissenschaft wie für Bildung der Sitten thun, so fällt mir des Agesilaus Wort über Pharnabazes ein: Da Du so trefflich bist, möchtest Du doch einer der unsern sein!

Der erste und älteste Lehrplan der Jesuiten, welcher für ihre sämmtlichen Institute maßgebend war, wurde 1588 von sechs Vätern des Ordens entworfen, zehn Jahre lang sorgfältig erwogen und geprüft und erst 1599 unter dem General Claudius von Aquaviva veröffentlicht. Ueber 200 Jahre blieb dieser Plan unverändert, und auch der neueste offizielle Lehrplan, welcher 1832 unter dem General Roothaan erschien, weicht nur in Einigem und sehr vorsichtig den Anforderungen der Zeit.

Eine vollständig organisirte Lehranstalt der Jesuiten theilte sich in zwei Hauptabtheilungen, eine niedere für die unteren, eine höhere für die oberen Studien. Die erstere entsprach etwa unseren heutigen Gymnasien und zerfiel in 5 Klassen. Der Schüler weilte durchschnittlich in jeder ein Jahr, nur in der letzten und höchsten, der Rhetorika, dauerte der Cursus zwei Jahre. Aus dieser trat er zu den höheren Studien und zunächst zu einem zwei- oder dreijährigen philosophischen Cursus über. Aristoteles und der heil. Thomas v. Aquin waren die Gewährsmänner. Moral und Mathematik mit Physik wurden außer der Philosophie vorgetragen.

Nur die fähigsten Schüler traten nach vollendetem philosophischem Cursus in den theologischen über, welcher vier Jahre dauerte, die hebräische Sprache, scholastische und praktische Theologie und Erklärung der heil. Schrift umfaßte. Die ganze Bildungszeit

dauerte also an zwölf Jahre und bot den Lehrern somit Gelegenheit genug, ihre Schüler genau kennen zu lernen und aus dem theologischen Cursus diejenigen auszuwählen, welche wieder als Lehrer der fünf unteren Klassen wirken sollten.

Schon das Urtheil Johannes Sturm's, welches vorhin mitgetheilt wurde, weist uns darauf hin, daß auch in den Schulen der Jesuiten die alten Sprachen, namentlich das Lateinische, entschieden in den Vordergrund traten. Der Studienplan selbst läßt darüber keinen Zweifel entstehen. Auch die Jesuiten setzten die Muttersprache hintan, um nur das Lateinisch-Sprechen und -Schreiben zu erzielen, und es wird genügen, unter den zahlreichen Beweisstellen aus dem erwähnten Studienplane nur einige wenige anzuführen. Artikel VIII. des V. Hauptstückes heißt es: Die Uebung, lateinisch zu sprechen, ist vor Allem streng im Auge zu behalten, so daß in keinem zur Schule gehörigen Stücke erlaubt werde, die Muttersprache zu gebrauchen, und es vermerkt werde, wenn Einige es vernachlässigen. Deswegen soll der Magister beständig lateinisch reden. — An einer anderen Stelle heißt es: Man preise häufig die Zierde der lateinischen Sprache, hingegen aber stelle man immer wiederholt vor, wie schmählich es für die Zöglinge der Latinität sei, nicht lateinisch zu verstehen. Diejenigen, welche sich in der Uebung des Lateinsprechens auszeichnen, sollen belobt und bisweilen mit Prämien oder Privilegien beschenkt werden, getadelt hingegen diejenigen, welche in diesem Stücke fahrlässiger zu sein scheinen, und zwar sollen diejenigen, welche etwas in der Muttersprache geredet haben, auch genöthiget werden, ein Zeichen einiger Schmach zu tragen und eine mit dem Zeichen verbundene geringere Strafe zu leiden, wenn sie nicht diese zwiefache Last am nämlichen Tage auf irgend einen andern der Mitschüler schieben, den sie entweder in der Schule oder auf der Straße ebenfalls in der gemeinen Sprache haben reden hören und den sie durch wenigstens Einen tauglichen Zeugen dessen überführen können.

Es wird an diesen, leicht zu vermehrenden Stellen genügen, um zu beweisen, welchen Rang das Lateinische im Unterrichte einnahm, und daß die Väter der Gesellschaft Jesu hierin nicht wesentlich gegen Trotzendorf und Sturm zurückbleiben. Wenn wir auch diesen übertriebenen Eifer und die damit zusammenhängende Hintansetzung der Muttersprache keineswegs loben können, so sind doch die Jesuiten deshalb weit mehr im Rechte und viel weniger zu tadeln, als die gleichzeitigen protestantischen Schulmänner. Für erstere war und blieb das Latein die Kirchensprache, das äußere Mittel des Zusammenhanges mit Rom, die Sprache, in welcher das Brevier und die Vulgata geschrieben sind und deren sich der Priester täglich beim heiligsten Opfer bediente. Für den Katholiken, für

den künftigen katholischen Lehrer und Geistlichen war die lateinische Sprache von entschieden praktischer Bedeutung, für diese blieb sie eine wirkliche Weltsprache.

Hiezu kommt noch, daß die Jesuiten immer noch ein weiseres Maß in der Herrschaft des Lateinischen beobachteten, als die meisten ihrer Zeitgenossen. So heißt es im Artikel IX. ausdrücklich, daß zwar in den beiden Oberklassen (Rhetorik und Humanität) Alles in lateinischer Sprache vorgetragen werden solle, daß es aber in Betreff der Realkenntnisse freigestellt bleibe, sich in den drei unteren Klassen auch der Muttersprache zu bedienen. Nicht minder wird (Art. I, Lit. VII) darauf hingewiesen, daß auch den Uebungen in der Orthographie Rechnung zu tragen sei, und daß in den unteren Klassen Schreibübungen in der Muttersprache vorzunehmen seien.

Wenn Sturm und Andere bloß aus Rücksicht auf den größeren Gewinn für correctes Lateinischsprechen keinen Anstand nahmen, schmutzige Komödien der heidnischen Klassiker von den Schülern aufführen zu lassen, wenn selbst Erasmus durch seine Colloquia bewies, daß er die Sittlichkeit der lateinischen Mundfertigkeit unterordnete, so ließen hingegen die Jesuiten nur Schauspiele aufführen, die von ihnen selbst oder auch von fähigen Schülern ausgearbeitet und vom Superior gutgeheißen waren, und die auch nicht das Geringste gegen die guten Sitten oder gegen die Achtung vor öffentlichen Personen und Einrichtungen enthielten. In allem ist Maß zu halten, sagt Artikel XI. des V. Hauptstückes, und man muß diese Art Spiele, so belehrend sie auch sind und so viel sie auch zur Verherrlichung der Wissenschaften beitragen, doch nicht so geschehen lassen, daß wir, während wir der Volksgunst huldigen, die Schule unterdessen zu nachläßig treiben.

Außer den beiden alten Sprachen traten unter dem eigenthümlichen Namen der Erudition noch Belehrungen aus der Geschichte, Geographie, Physik zc. als Gegenstände der Unterweisung auf. — Aus dem Studienplane scheint übrigens hervorzugehen, daß dergleichen Disciplinen, welche wir heutzutage mit dem Namen Realien bezeichnen würden, gelegentlich der Interpretation der alten Klassiker zugefügt und mit mehr oder weniger Ausdehnung behandelt wurden. Der Sprachunterricht war demnach auch Sachunterricht, freilich nicht in dem Umfange, in welchem ihn die späteren Philantropisten hiezu mißbrauchten; es blieb der Sachunterricht meistens im Dienste des klassischen Alterthums. Nicht minder wurden Vakanztage zur Mittheilung oder Wiederholung solcher gemeinnützigen Kenntnisse benutzt. Wie umfassend der Begriff der Erudition war, zeigt unter anderem Artikel II. §. 1 des IV. Hauptstückes, wo Hieroglyphika, Fragen aus der poetischen Wissenschaft, römische und griechische Staatsverfassung und Kriegskunst, Inschriftenkunde, Orakel,

berühmte Facta, Beschreibungen 2c. aufgeführt werden. An einer anderen Stelle (Art. IX. Hauptst. V.) wird gesagt, daß die Erudition aus der Geschichte und den Sitten der Völker, so wie aus der Auctorität der Schriftsteller entnommen werden müsse, aber sparsam und dem Fassungsvermögen der Schüler entsprechend, so daß der Geist geweckt und gestärkt, dem Studium der alten Sprachen aber kein Hinderniß entgegengesetzt werde. Namentlich soll man sich in den unteren Schulklassen nicht zu lange dabei aufhalten. Was aber von Erudition vorgetragen worden ist, das muß nachher gelegentlich, z. B. bei Disputationen, Prüfungen 2c. wieder gefordert werden, namentlich die Fabeln, Geschichten, Alterthümer, Orakel, Sprüche der Weisen, Beispiele von Kriegeslist, berühmte Thaten, Erfindungen, Tugendbeispiele, Sitten und Einrichtungen der Völker.

Der bereits erwähnte, im Jahre 1832 unter dem General Roothaan erneuerte Studienplan accomodirt sich den Zeitforderungen in so weit an, als den mathematischen Studien mehr Zeit gewidmet und gestattet wird, daß in den niederen Schulen der vaterländischen Sprache und Literatur größerer Fleiß gewidmet werde. Im Uebrigen bleibt der alte Plan als ein Werk, das sich durch Jahrhunderte bewährt hat, ziemlich unverändert.

Es dürfte auffallen, daß der Studienplan der Jesuiten dem eigentlichen Religionsunterrichte äußerst wenig Zeit widmet. Nur einmal wöchentlich wird in der christlichen Lehre ausdrücklich unterrichtet und auch dann nicht einmal eine Stunde. Am Samstage wird während einer halben Stunde das Evangelium erklärt. Das ist aller stehende Unterricht! — Aber wir glauben, daß die Jesuiten gerade hierin das Rechte empfunden und getroffen haben. Nicht das Maß der Stunden, nicht der Lectionsplan entscheiden über die religiöse Bildung der Jugend, sondern das ganze Leben, der gesammte Geist der Schule und endlich das Beispiel der Erzieher. Die Religion ist kein Fach, in dem ein unfehlbarer Meister seine Schüler von Stufe zu Stufe führt, sondern ein Lebenselement. Das Wissen ist Allen gut und heilsam, aber es ist und wirkt nicht Alles. Wie sehr der Studienplan von dieser Ueberzeugung getragen wurde, zeigt der §. 1 des V. Hauptstückes. Wie der Lehrmeister seine Schüler gerne bilden und gestalten möchte, heißt es hier, als solcher, ja noch viel vortrefflicher muß er sich selbst bezeigen. Die Sitten der Lehrer prägen sich in den Schülern ab, wie die Züge der Eltern in den Gesichtern der Kinder. Daher soll der Präceptor sich allen Fleißes bemühen, sie durch das Beispiel seines religiösen Lebens zu erbauen. Er bedenke zugleich, welche schwere Strafe dem bevorsteht, der auch nur Einem der Kleinen Aergerniß gibt, und er scheue sich um so mehr, den Seinigen Anstoß zu geben, als er erkennt, daß es seines Amtes ist, von

ihnen Alles weit zu entfernen, was sie auch nur im mindesten ärgern könnte. Und weil das Zarte um so leichter verletzbar ist, so glaube er mir, daß er sich selbst vieler Dinge enthalten müsse, die an sich nicht böse sind, doch aber anders gedeutet werden könnten. Außerdem hüte er sich, der Studien halber sein Pensum frommer Uebungen zu verkürzen; und da es ein der Gelehrsamkeit fast angeborenes Verderben ist, daß sie die Geister aufbläht, so sehe er, daß die Demuth des Geistes, die sich für gering und Andere für groß hält, nicht abnehme oder gar aufhöre. Vorzüglich aber präge er das Bild jener Tugenden an sich aus, deren Nachahmung den Knaben am nothwendigsten ist. — Oft bete, heißt es an einer anderen Stelle, oft bete der Lehrer für seine Schüler zu Gott, denn da das andächtige Gebet ein allgemeines Hülfsmittel für die menschliche Schwachheit ist, so muß der Lehrer damit sehr vertraut sein. Nie gehe er an seine literarischen Beschäftigungen, ehe er nicht ein andächtiges Gebet und zwar im Tempel vor dem hochheiligsten Sakramente gesprochen hat; aber auch selbst in der Schule fahre er dann fort, das Feuer der Andacht durch innige, kurze Gebete zu nähren, auf daß er dadurch nicht nur seine Arbeit Gott weihe, sondern auch die Langeweile (den Ekel) und den Ueberdruß, welche sich bisweilen in's Gemüth einschleichen, besiege. — Was hier die Jesuiten so deutlich aussprechen, daß nämlich bei aller Erziehung die Persönlichkeit und das Beispiel des Lehrers Hauptsache sind, das hat späterhin unter den protestantischen Schulmännern keiner tiefer erfaßt und wärmer verkündiget, als August Hermann Francke.

Der Studienplan machte es den sämmtlichen Lehrern zur heiligen Pflicht, ihre Schüler auch gesprächsweise über Religion und göttliche Dinge zu belehren und hiezu Gelegenheiten, wie z. B. die Krankheit oder den Tod eines Mitschülers oder kirchliche Feste zu benutzen. Wenn sich der Lehrer auf die Lectüre eines Schriftstellers vorbereitet, so soll er darauf denken, wie und wo sich eine heilsame Sentenz, ein christlicher Ausspruch anknüpfen lasse, also daß selbst die Heiden Herolde Christi werden. Die Themata für die Version aus der Muttersprache in's Lateinische sollen entweder wichtige Geschichten oder schöne anständige Geschäfte oder gottselige Thaten und fromme Erinnerungen behandeln, und was immer dictirt wird, soll nach Schicklichkeit mit schönen, geistlichen Sprüchen durchflochten sein. Aber der Studienplan fügt auch mit großer Weisheit hinzu, daß man sich hüten müsse, die religiöse Anregung bis zum Ueberdrusse und bis zur Ermüdung zu betreiben. Wohl aber müssen die Jünglinge angeleitet werden, ihre Studien und alle ihre Geschäfte mit einem kurzen, andächtigen Gebete zu beginnen und somit Alles auf Gottes Ehre und Willen zu beziehen,

dessen Wohlgefallen und Billigung einziges Ziel sein soll. Unter solchen Umständen konnten freilich auf dem Lectionsplane eigentliche Religionsstunden fehlen. Die Religion war das Lebenselement der ganzen Schule und deshalb durfte man in der Doctrin sparsamer sein. Daß dieser große Vorzug der Jesuitenschulen, durch welchen sie alle protestantischen Zeitgenossen, wie z. B. den früher genannten Sturm, weit übertrafen, von ihren Widersachern ganz ignorirt wird, erklärt sich einfach dadurch, daß die Väter der Gesellschaft Jesu die katholische Religion zum Lebenselemente machten, nicht aber irgend eine andere der freien Forschung beflissene Religionsansicht. — Ueberhaupt ist es auffallend, daß die Feinde des Jesuitenordens nur immer bei dem Studienplane stehen bleiben, insofern er die Aneignung des positiven Wissens verfolgt, und uns nachweisen, wie wenig derselbe in unsere Zeit passe. Wir wollen sehr gerne zugeben, daß er mit unseren modernen Schulen in einigen Widerspruch tritt und manche Mängel hat; aber dafür sollte man doch nicht unbeachtet lassen, daß der Studienplan seinen Schwerpunkt wesentlich in der Erziehung sucht. Darum sind auch die Lehrer keine Stundengeber, sondern Freunde und Väter der Schüler, und ihr ganzes Leben und Streben concentrirt sich auf die Zöglinge. Genaue Kenntniß der Individualität war daher unerläßlich, und der Studienplan schärft es wiederholt den Lehrern ein, sich diese anzueignen. So heißt es z. B. im §. 6 des V. Hauptstückes: Es muß jeder Schüler auf solche Weise unterrichtet werden, daß er für die Lebensweise tauglich gemacht und unterwiesen werde, welche er sich späterhin erwählen mag. Immer muß man ausforschen, welche Anlagen ein jeder besitzt, damit man jeden nach seiner Neigung behandle, man muß sorgen, daß man eines jeden Leben, Sitten und Umgang auf's genaueste kenne, damit man ihm desto besser mit Rath und Hülfe beistehen könne.

Dieses Streben nach möglichster Kenntniß der Individualität und nach der darauf gestützten erziehlichen Einwirkung bestimmte auch die Jesuiten, das Fachsystem in den niederen Schulklassen ganz zu verwerfen und statt dessen das Klassensystem festzuhalten. Hienach unterrichtete in jeder der unteren Klassen nur Ein Lehrer, ja derselbe Magister, welcher die Knaben in der Infima (untersten Klasse) empfing, begleitete sie auch bei jeder Versetzung bis in die Syntax oder dritte Schule, also bis zum beginnenden Jünglingsalter. Hier erst nahm er von ihnen Abschied, war aber durch die dreijährige Bekanntschaft mit allen in den Stand gesetzt, den nunmehr folgenden Lehrern über die richtige Behandlung jedes einzelnen sichere Winke zu geben. Es bedarf wohl kaum der Hinweisung darauf, daß sich während eines dreijährigen täglichen und stündlichen Beisammenseins

zwischen den Lehrern und Schülern ein inniges Verhältniß wechselseitiger Liebe und aufrichtiger Achtung herausbilden konnte, und daß der Lehrer zugleich zum väterlichen Erzieher wurde. War er doch mit seiner ganzen Persönlichkeit für die ihm anvertraute Jugend verantwortlich. Ganz war sie ihm übergeben, ganz mußte er auch für sie einstehen.

So hoch auch das Wissen geschätzt wurde, so blieben daher doch die Anstalten der Jesuiten stets in erster Reihe Erziehungsinstitute und gingen demnächst auch darauf aus, daß durch sorgfältige Leitung und Ueberwachung der Zöglinge Fehler verhütet und unmöglich gemacht wurden. Hierauf wirkte zunächst eine streng und consequent geübte Ordnung in den Studien und der Lebensweise, sodann aber auch die stete Aufsicht, unter welcher die jungen Leute gehalten wurden. Auch einzelne gereifte und bereits bewährte Schüler theilten unter verschiedenen Namen (Censoren, Decurionen, Pädagogen) sich mit den Lehrern in das Geschäft der Ueberwachung und waren nicht bloß für den Fortschritt ihrer Mitschüler im Wissen, sondern auch für deren Sittlichkeit verantwortlich. Ein Hauptvorwurf, welchen man den Anstalten der Jesuiten macht, richtet sich gerade darauf, daß sie Fehler ihrer Zöglinge zu verhüten suchten, und daß sie durch die beständige Ueberwachung und durch die consequente Gewöhnung jede selbstständige, freie Entwickelung verhindert, hingegen Heuchler oder Menschen mit sclavischer Gesinnung erzogen hätten. Diesen Vorwurf hat unseres Erachtens der Jesuit Karl in seiner lesenswerthen Schrift: „die alten und die neuen Schulen (1846)“ auf so treffende Weise widerlegt, daß wir uns nicht enthalten können, seine eigenen Worte anzuführen. Er sagt: „Die Schulzucht ist nicht bestimmt, für sich allein die Jugend sittlich gut zu machen, aber einer rechten Erziehung zur Seite gehend, wird sie deren Wirksamkeit sichern und erhöhen. Sie gibt zunächst dem Ganzen der Schule das Aussehen einer Anstalt, in der Religion und sittliche Würde, Anstand, Fleiß und Ordnung herrschen; dadurch also erhält sie in dem Zöglinge das Bewußtsein dessen, was von ihm gefordert wird; zügelt zugleich seine Leichtfertigkeit und kommt mancher Ausgelassenheit zuvor. Alle übrigen Vorschriften über das Betragen in und außer den Schulen sollen die Zöglinge an Ueberwindung ihrer selbst gewöhnen oder äußere Gefahren sittlichen Verderbnisses entfernen. Sehen wir nun, ob sie dies zu Stande bringen ohne Heuchelei und Sclavensinn zu erzeugen. Es ist wahr, daß Knaben gewöhnlich dem Schulgesetze sich fügen, weil sie noch gar nicht daran denken, es könne auch anders sein. Aber erstlich ist, eine religiöse Erziehung vorausgesetzt, auch im zarten Alter die schöne Tugend des kindlich frommen Gehorsams wenigstens nicht selten. Doch möge auch die Folgsamkeit der Knaben größten-

theils gedankenlos, zuweilen auch erzwungen sein; sie werden nichtsdestoweniger an Ordnung, Fleiß und Sittsamkeit gewöhnt, und, weil von den Gelegenheiten fern, vor Lasterhaftigkeit bewahrt. Nach und nach erfahren sie an sich, wie süß es ist, seinen Pflichten mit Ueberwindung seiner selbst genug zu thun, und mehr noch als jene Gewohnheit wird diese Erfahrung das Joch des Gesetzes leichter machen. Wie sie aber heranreifen, und den Geist der sie leitenden Vorschriften zu würdigen beginnen; fangen sie auch an, aus freiem Entschluß zu thun, was sie bisher aus mehr oder weniger blindem Gehorsam thaten. Dank aber gebührt dem Lehrer, daß er den Strom der Leidenschaft nicht erst in ihnen anschwellen und die bösen Gewohnheiten nicht erst Wurzel treiben ließ, um jetzt beim Erwachen der Vernunft sie in einen um so heftigeren und gefährlicheren Kampf zu werfen. Indeß ist es besonders diese heranreifende Jugend, für welche man die Freiheit in Anspruch nimmt; freilich nicht ohne mit sich selbst in einen sonderbaren Widerspruch zu gerathen. Denn wenn man will, daß die Jünglinge, von strengerer Zucht befreit, aus innerem Antrieb alle Tugend sich erwerben sollen, so macht man sich eine sehr vortheilhafte Idee von ihrer moralischen Kraft: wenn man dagegen behauptet, daß sie Gesetzen, deren Beobachtung ihnen doch Vernunft und Religion empfehlen, sich nur aus Heuchelei oder mit sklavischer Gesinnung fügen werden, so setzt man schon einen hohen Grad sittlicher Verkommenheit voraus. Die Wahrheit aber ist, daß sie im Kampfe begriffen sind, das Gute billigen und lieben, jedoch mit großer Schwierigkeit vollbringen. Diese Schwierigkeit entsteht nicht bloß aus den erwachenden Leidenschaften, sondern auch aus der jugendlichen Unbesonnenheit, dem Wankelmuthe und manchen äußeren Gefahren. Ein junger Mensch verändert so leicht Vorsätze und Lebensregeln, ist so unbeständig in seinen Beschäftigungen und dem Gebrauche der Heilsmittel, ohne welche keine Tugend möglich ist; der Leichtsinn läßt ihn so viele Gefahren übersehen oder gering schätzen, und der Mangel an Erfahrung stürzt ihn in andere blindlings hinein. Gegen diese Gefahren, diesen Leichtsinn und seine Unbeständigkeit sind nun die Gesetze der Schulzucht gerichtet, und wie die religiöse Erziehung ihn in den Stand setzt, unmittelbar an der Veredelung seines Herzens zu arbeiten, so bietet ihm die Zucht in äußeren Maßregeln Mittel zu demselben Zwecke. Was läßt sich nun von einem Jünglinge, der gut werden möchte, aber seine Schwäche fühlt, erwarten? Auch er wird in manchen Stunden thun oder unterlassen, was er ohne den moralischen Zwang des Gesetzes nicht thun oder unterlassen würde. Aber ist nicht dieser Gehorsam oft durch religiöse Beweggründe geadelt? und wenn er ohne das Gesetz nicht so handeln würde, folgt denn daraus, daß er einzig und allein des Gesetzes

wegen handele? Nein, in den meisten dieser Fälle bedient er sich nur des Gesetzes, um seinen wankenden Willen zu befestigen und seinen unbeständigen Sinn an eine feste Richtschnur zu binden. Ueberhaupt würde man sich eine viel zu geringe Vorstellung von der Kraft religiöser Erziehung machen, wenn man es dahin zu bringen verzweifelte, daß die meisten Zöglinge das Schulgesetz mit Bewußtsein und freier Wahl sich selbst zur Lebensregel machen, und diese im Hinblicke auf Gott, der sie durch ihre Lehrer leitet, und aus Liebe zu ihrem eigenen Wohl beobachten. Wo dies aber geschieht, welche Früchte lassen sich da von einer weisen Zucht erwarten!" —

Wir haben diese Stelle hier wörtlich angeführt, einmal, weil sie das System der jesuitischen Erziehung gegen einen wichtigen Einwurf kräftig vertheidiget; andererseits aber auch, weil sie einer weichlichen, human sein sollenden Richtung unserer Pädagogik (der Philantropie) entgegen tritt, der wir in einer späteren Periode noch zum öfteren begegnen werden.

Auch in den Strafen zeigte sich das Vorwalten des Erziehungszweckes und ein väterliches Verhältniß. Der siebente Artikel des VI. Hauptstückes gibt darüber die erforderlichen Vorschriften, von welchen wir hier die wichtigsten nicht übergehen dürfen, besonders weil auch sie geeignet sind, jenen Vorwurf zu entkräften, daß die Anstalten der Jesuiten eine sklavische und heuchlerische Gesinnung förderten. Gleich zu Anfang dieses Artikels heißt es: dem Magister muß es eine unzweifelhafte Sache sein, daß man Jünglinge mehr sanft und gütig, als streng und hart halten müsse. Als Hauptgrundsatz aller Strafen gilt, daß man jeden in der Art und Weise büßen lasse, in welcher er sich verfehlt hat. Wer also im göttlichen Dienste träge und nachlässig ist, der soll durch ein frommes, religiöses Werk, welches ihm außer der gemeinsamen Ordnung auferlegt wird, für sein Vergehen büßen; wer sich aber im Studium Nachlässigkeit hat zu Schulden kommen lassen, dem soll als Strafe auch außer der Ordnung etwas zum Studiren aufgegeben werden. Körperliche Züchtigungen wurden auch in den Anstalten der Jesuiten angewendet, aber nur als letztes und äußerstes Mittel. Nur der Ruthe durfte man sich als Strafmittel bedienen, nicht aber mit der Hand schlagen oder an Haaren und Ohren zausen. „Wenn Worte hinreichen, einen Fehler zu bessern, heißt es wörtlich in dem angeführten Artikel, so gebe man keine körperliche Züchtigung. Schläge dürfen nicht zu häufig Anwendung finden, besonders darf es nicht scheinen, als liebe der Magister den Namen eines Schlagharts. Er habe sorgfältig Acht, daß sich die Knaben nicht an die Schläge gewöhnen und allmählich die Furcht vor solchen ablegen."

Nicht darf übersehen werden, daß die körperlichen Züchtigungen

in der Regel von einem Auswärtigen, dem sogenannten Corrector, nicht aber vom Magister selbst vollzogen wurden. Zweifelsohne sollte durch diese Maßregel, gegen welche sich auch im Orden selbst Stimmen erhoben, der Character und der Eindruck der Strafe prägnanter und dem Zöglinge die Schwere seines Vergehens fühlbarer werden; immer aber wird der Vorwurf nicht zu entkräften sein, daß durch die Strafvollziehung von fremder Hand das väterliche Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler verwischt und mehr zum richterlichen gemacht wurde. Schwerlich dürfte sich dieses Verfahren auch mit folgenden Weisungen vereinigen lassen, die wir ihrer Trefflichkeit wegen jedem Lehrer in's Herz schreiben möchten. „In jeder Art Züchtigung, heißt es am Schlusse des Artikels, geschehe sie nun in Worten oder Thaten, gedenke der Magister, daß er das Gesetz der Liebe so zu beobachten habe, daß der Schuldige durchaus nicht glaube, das Wohlwollen des Lehrers oder dessen gute Meinung oder die Hoffnung auf Besserung wären nunmehr vermindert. Denn sieht der Knabe, daß er aus der Gnade gefallen, den guten Ruf verloren habe und für unverbesserlich gehalten werde, so verzweifelt er zugleich an sich selbst, deutet Alles zum Schlechten, legt alle Scham ab und gibt damit alle Bemühungen zum Besseren auf.“ — Wohl ist es schwer, diesen Anforderungen voll und ganz zu entsprechen, und es setzte eine solche Erziehungsweise stete Selbstverleugnung voraus. Damit letztere um so leichter werde, aber auch als Pflicht weltlicher Klugheit erscheine, wird am Schlusse des Artikels noch zugefügt, daß in Kurzem aus den Jünglingen auf der Schulbank Männer werden, welche vielleicht zu Würden, Gütern und Macht gelangen und deren Gunst alsdann wünschenswerth sei. Man hat diese Rücksicht auf die Zukunft der Zöglinge tadeln wollen; allein wir sehen darin nur eine billige Erinnerung an die persönliche Achtung, welche jeder Schüler beanspruchen darf, und an die großen moralischen Uebelstände, welche aus dem Widerwillen entstehen müssen, welchen etwa ein Schüler gegen seine Lehrer und die Schule faßt. Daß eine solche Abneigung sich leicht von den Personen und der Anstalt auch auf die Sache wendet, ist allzu bekannt, als daß die obige Erinnerung noch einer weiteren Entschuldigung bedürfte. Man wolle sich nur vergegenwärtigen, wie oft ein verkehrter Katechismus-Unterricht dazu beigetragen hat, gegen die Religion gleichgültig und ihre Diener verhaßt zu machen.

Weniger durch Strafen als durch Belohnungen suchten die Jesuiten auf den Fleiß und das gute Betragen ihrer Schüler hinzuwirken. Es galt der Grundsatz: Man richte bei den Knaben viel mehr aus und bringe Alles viel leichter durch Hoffnung auf Ehre und Lohn zu Stande, als durch die Furcht vor Schande und

Strafen. Darum solle die Sorge eines weisen Lehrers vorzüglich dahin gehen, daß er durch die Hebel des Lobes und des Tadels seine Schule in Bewegung setze, und daß er hiezu auch den Reiz besonderer Prämien recht gebrauche. Diese Prämien können privatim oder öffentlich ausgetheilt werden und in kleinen Geschenken, in höheren Plätzen und Ehrenstellen, in einzelnen Privilegien, in einem Bilde, auf welches der Lehrer ein anerkennendes Wort geschrieben hat, oder endlich in der besonderen Gunst und Gewogenheit des Magisters bestehen.

Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß die Prämien und der dadurch angeregte Wetteifer und Ehrgeiz ihre bedenkliche Seite haben. Aber diese wurde auch keineswegs von der Gesellschaft Jesu verkannt, weshalb im Artikel VI. des sechsten Hauptstückes auch ausdrücklich daran erinnert wird, daß man Belohnungen und Lob nicht ohne Maß und Auswahl verschwenden, sondern vorsichtig und weise ausspenden solle. Insbesondere wird empfohlen, alle Preise so zu wählen und zu vertheilen, daß die Schüler erkennen, daß keineswegs Zuneigung, sondern nur Verdienste entscheiden. Die Prämien sollen auch niemals kostspielig sein, und der Knabe auch daraus lernen, daß nicht die Masse oder der hohe Preis den Belohnungen Werth verleihen, sondern die Absicht des Präceptors und das Verdienst, welchem sie gelten.

Die erziehliche Wirksamkeit der Jesuiten erstreckte sich auch auf das äußere Benehmen und auf die Haltung der Zöglinge unter sich und Anderen gegenüber. Der Studienplan hat für diese Disciplin die Bezeichnung „Urbanität“. Es soll demnach nichts Bäurisches, Schmutziges und Unedles geduldet werden. Niemand soll den Gesetzen christlicher Tugend zuwider handeln, Niemand lügen, Andere verspotten, gemeine und schmutzige Reden gebrauchen, Possenreißerei treiben oder sich schamlose Geberden und Handlungen gestatten. Den Knaben soll gelehrt werden, daß sie sich im Verborgenen ebenso schämen, als in der Oeffentlichkeit und überall der Gegenwart Gottes und seiner heiligen Engel gedenken. —

Wir haben erwähnt, daß der Studienplan im Jahre 1832 erneuert und den Zeitverhältnissen mehr angepaßt wurde. Wie weit diese Accomodation gegangen, zeigt uns der Studien-Cursus des Collegiums St. Michael zu Freiburg in der Schweiz vom Jahre 1834. Nach diesem erhält die unterste oder sechste Klasse des Gymnasial-Cursus Unterricht in der Religion, in der lateinischen Sprache, im Französischen, in der heiligen Geschichte, in der Geographie, Arithmetik und im schriftlichen Gedankenausdrucke. In der folgenden Klasse tritt schon das Griechische hinzu, und die biblische Geschichte erweitert sich zur Kirchengeschichte. In der dritten Klasse

tritt die Mathematik ein; Physik und Naturgeschichte fehlen hingegen durch alle sechs Klassen. Die Physik kömmt erst im Philosophischen Cursus (der 7. Schule) vor, und es wird bemerkt, daß die Herren Philosophen, welche es wünschen, auch Antheil nehmen können 1) an einem Elementar-Curse über Chemie, 2) an einem Curse über die Naturgeschichte, 3) an einem Curse über hebräische Sprache und griechische Literatur. Der hiernach folgende theologische Cursus schließt den Bildungsgang für diejenigen ab, welche sich dem geistlichen und Lehrer-Berufe widmen wollen.

Der Einfluß der Jesuitenschulen auf die Zeiten nach der Reformation war weitgreifend, er reichte selbst in diejenigen Länder, wo die religiöse Spaltung nicht Raum fand oder nur vorübergehend wirkte. In Spanien fanden die Anstalten der Jesuiten große Verbreitung. Das Collegium zu Saragossa hatte an 600 Schüler. In Italien, wo die Studien bald wieder in Verfall kamen, waren es die Jesuiten, welche sie noch aufrecht erhielten. Die Knaben besuchten erst einige Jahre die Trivialschule, um Lesen und Schreiben zu lernen, dann eine Lateinschule, um einige Jahre in der Grammatik zu arbeiten, hierauf aber traten sie in ein Jesuiten-Collegium, deren fast jede Stadt eines besaß. Nicht lange nach Gründung des Ordens hatte sich in Rom ein Verein von Geistlichen und Laien gebildet, der im Jahre 1571 vom Papst Pius V. als sogenannte Christenlehr-Bruderschaft bestätiget und allen Bischöfen zum Schutze und zur Verbreitung empfohlen wurde, 1607 aber das Recht erhielt, alle an anderen Orten errichteten Genossenschaften sich einzuverleiben. Diese Bruderschaft fand schnellen Eingang in den katholischen Ländern, namentlich in Belgien und Deutschland, und überall waren es wieder die Jesuiten, welche die Leitung in ihre mächtige Hand zu nehmen und das heilsame Werk in bester Weise zu fördern suchten. Der Zweck der Bruderschaft war, die Jugend im Glauben zu unterrichten und das katholische Volk in der wahren Lehre zu befestigen. Zu diesem Zwecke wurden auch in den Kirchen Christenlehren gehalten. Alljährlich wurden Priester der Gesellschaft ausgeschickt, um an bestimmten Orten Missionen zu halten, welche fünf bis zehn Tage dauerten und öfteren Predigten, namentlich über die Standespflichten, gewidmet waren. Besondere Aufmerksamkeit wendete die Bruderschaft überall den gemeinen Schulen zu, zog die Lehrer in ihre Verbindung, drang bei ihnen auf frommen, sittlichen Wandel, und gab ihnen endlich Anweisung, wie sie die Kinder in den Religionswahrheiten unterrichten, den Empfang der h. Sakramente vorbereiten, auf ein christliches Leben dringen und in jeder Weise das Wirken der

Bruderschaft unterstützen sollten*). Mannigfache Anfeindungen erfuhren die Jesuiten in Frankreich; aber auch dort verbreiteten sie sich und wirkten so ernst und nachhaltig für die Wissenschaft, daß ihr Collegium zu Paris die Aufmerksamkeit aller gelehrten und bedeutenden Männer auf sich zog und lange Zeit als Centralpunkt aller Gelehrsamkeit galt. Am tiefsten war ihr Einfluß in Deutschland. Nicht bloß, daß durch ihre Schulen die Kirche wieder besonders tüchtige, wissenschaftlich gebildete Diener erhielt, auch ganze Districte und Provinzen wurden durch ihren seelsorgerischen Eifer und durch ihre unermüdete Thätigkeit der katholischen Kirche wieder gewonnen. Sie reisten im Einverständnisse mit den geistlichen Fürsten und den Bischöfen selbst im Lande umher und revidirten Pfarreien und Schulen, überall ermuthigend, anregend und die Trägen beschämend. Ihr Beispiel wirkte auch ganz besonders auf die Protestanten ein und machte, daß manche Magistrate und Fürsten die Schulen nachdrücklicher unterstützten. Dennoch schickten selbst viele Nichtkatholiken ihre Söhne vertrauensvoll zu den Jesuiten, und es mag hiezu wesentlich die Wahrnehmung beigetragen haben, daß alle anderen Anstalten in der erziehlichen Wirksamkeit weit hinter den Collegien der Gesellschaft Jesu zurückblieben. Schrieb doch selbst Friedrich der Große nach der Aufhebung des Ordens an d'Alembert: „Ihr Franzosen werdet die Vertreibung der Jesuiten mit der Zeit bereuen und an der Erziehung der Jugend wird man alsbald Mangel fühlen." — Einer seiner Vorfahren, der Churfürst Johann Georg, wurde durch das Beispiel und die Wirksamkeit der Jesuiten bewogen, die Schulen Berlins zu verbessern (1574), das Gehalt der Lehrer zu erhöhen und überhaupt Anstalten zu treffen, daß die Wissenschaften im Lande selbst erlernt werden konnten. Wenn auch, was Ruhkopf anführt, übertrieben sein mag, daß nämlich die Jesuiten binnen wenigen Jahren, vierhundert protestantische Schüler, größtentheils Brandenburger, wieder zur katholischen Kirche zurückgeführt hätten, so thaten sie doch jedenfalls genug, um die Eifersucht und Besorgniß mancher protestantischen Fürsten zu wecken und dadurch auch auf die Hebung des nichtkatholischen Schulwesens hinzuwirken. Ihr Eifer für die heilige Sache des Unterrichtes und der Wissenschaft, ihre unermüdliche Thätigkeit geht auch daraus hervor, daß mehr als 300 Jesuiten Grammatiken und Elementarbücher über lebende und todte Sprachen geschrieben haben, und daß es keine einzige Wissenschaft gibt, in welcher nicht Jesuiten mit Auszeichnung arbeiteten. Als Thiers im Jahre 1846 seine Anklagen gegen die

*) Vergleiche im österreich. Schulboten 1859, Nr. 16, 17 und 18 den Aufsatz: Die Christenlehr-Bruderschaft und die Schulmeister.

Jesuiten erhob, da gaben 600 ihrer Zöglinge, welche den verschiedensten Lebensstellungen in Frankreich angehörten, dem Orden feierlich und öffentlich folgendes schöne Zeugniß: „Unsere Seelen in ihren reinsten Quellen tränkend, haben unsere Lehrer uns erzogen. Geschichte, Philosophie, Sprachen, Litteratur, Wissenschaften, Alles ging durch dieses göttliche Medium, um zu uns zu gelangen. Wir lernten so, daß es Gott und der von ihm gestifteten Religion zukomme, die Vernunft zu erleuchten, ihr zu gebieten und das Gewissen zu regeln; daß alle Menschen vor Gott gleich sind und folglich auch vor dem Gesetz sein sollen, welches dessen Abbild ist; daß die öffentlichen Gewalten für die Völker und nicht die Völker für die öffentlichen Gewalten sind; daß jeder Adel, jede Würde, jedes Amt, die einfache Eigenschaft des Bürgers 2c. die Pflicht auflegt, sich durch alle Opfer, selbst durch das des Vermögens und des Blutes, dem Wohle des Vaterlandes hinzugeben; daß Verrath und Tyrannei Verbrechen gegen Gott, Frevel gegen die Gesellschaft sind. Wir wollten, daß Frankreich wüßte, diese verleumdete Erziehung sei tief und einzig katholisch, und daß wir, indem wir also den katholischen Glauben mit dem patriotischen verbinden lernten, nur um so bessere Bürger und wahrhafte Freunde unserer wahren Freiheiten werden können."

Ehe wir von den Jesuiten und deren Wirksamkeit Abschied nehmen, müssen wir noch eines Mannes gedenken, der sich durch seine Thätigkeit großes Verdienst um die religiöse Bildung der Jugend aller Stände erworben hat. Es ist Peter Canisius, geboren zu Nymwegen 1521, also in demselben Jahre, wo Luther vor den Reichstag zu Worms trat. Von angesehenen Eltern fromm erzogen, wurde er zu Mainz (1543) in die Gesellschaft Jesu aufgenommen. Hierauf kehrte Canisius nach Köln zurück, wo er seine erste wissenschaftliche Bildung empfangen hatte, trat öffentlich dem Orden bei und scheute sich nicht, mit muthvoller Rede der Glaubensneuerung entgegen zu treten, welche selbst im damaligen Churfürsten Hermann von Wied einen mächtigen Beschützer fand. Obgleich die Jesuiten durch die Kabalen des Churfürsten genöthigt wurden, ihr Haus in Köln zu verlassen, so setzten sie doch ihren Kampf gegen die neue Lehre fort und Canisius wurde mit einer Protestation und Appellation der Universität, des Clerus und Domcapitels nach Worms zum Kaiser geschickt. Hermann von Wied wurde hiernach seiner Würden entsetzt und auf seine Stelle Adolph von Schaumburg erhoben. In Worms gewann Canisius die lebhafteste Zuneigung des edlen Bischofs von Augsburg (Otto Truchseß von Waldburg), der den jungen Freund als seinen zweiten Theologen auf's Concil von Trient sandte. Von da begab sich Canisius nach Bologna, Rom und Messina und wurde, nach Deutschland zurückgekehrt (1549), in Ingolstadt Professor der Dogmatik,

späterhin sogar Rector dieser Hochschule. Kaiser Ferdinand I. berief den weit berühmten Mann (1551) nach Wien als Professor der Theologie und Hofprediger, und in dieser Stellung verfaßte Canisius auf Ansuchen seines Kaisers einen großen und kleinen Katechismus. Die erste Ausgabe des größeren erschien 1554, die des kleineren 1566, und sechs Jahre später wurde die Einführung desselben für alle Länder des römisch-deutschen Reiches vorgeschrieben. „Dieses Werk, sagt Rohrbacher in seiner Kirchengeschichte, ist sowohl nach Inhalt als Form so ausgezeichnet, daß wir nicht anstehen, so viel an uns liegt, Peter Canisius von Nymwegen unter die Kirchenväter zu rechnen." — Weitgreifend war der Nutzen dieser Katechismen, welche fast in alle Sprachen übersetzt wurden und allein in Deutschland über 400 Auflagen erlebt haben. Geistliche und Laien begrüßten sie dankbar als ein willkommenes Mittel, die Glaubens- und Sittenlehren mehr und mehr unter dem Volke zu verbreiten, und als einen bisher entbehrten gründlichen Leitfaden beim Unterrichte, welcher den lutherischen Katechismen entgegen gesetzt werden könne. So ist Canisius ein wahrer Volkslehrer geworden. Sein rastloser Eifer, sein Beispiel und seine Predigten wirkten außerdem auf Clerus und Volk so anregend und belebend, daß er mit Recht als Wiedererneuerer des religiösen Sinnes in Oesterreich und als ein Hauptkämpfer für die Kirche bewundert wird. Canisius starb am 21. Dec. 1597 in dem von ihm gegründeten Collegium zu Freiburg in der Schweiz nach einer schmerzhaften Krankheit mit den Worten: „Ich wünsche aufgelös't und bei Christus zu sein". Der Papst Gregor XVI. sprach ihn am 21. November 1843 selig.

Wir haben gesehen, daß schon Luther über die Zunahme des Sinnes für's Materielle unter dem Volke klagte, und daß er sich daher mit Anderen genöthiget sah, die Sprachstudien nachdrücklich zu empfehlen. Fünfzehn Jahre nach seinem Tode, also 1561, am 22. Januar, wurde zu London Franz Baco geboren, ein Mann, der zwar nicht selbst als praktischer Lehrer auftrat, doch aber durch seine Studien und Lehren wesentlich zur praktischen Richtung des Unterrichts beitrug und bewirkte, daß Lehrobjekte und Lehrmethode weitgreifende Veränderungen erfuhren und sich jener materiellen Richtung anbequemten, welche durch großartige Entdeckungen (Columbus, Vasco de Gama 2c.) angebahnt worden war, und in den damaligen Bewegungen auf geistigem, namentlich religiösem Gebiete starke Nahrung fand. Die Wirksamkeit Baco's, den wir in mancher Hinsicht den Aristoteles der Neuzeit nennen können, reicht bis auf uns herab, und er verdient daher noch einer besonderen Betrachtung,

mit welcher dieser Abschnitt schließen mag. Von angesehenen Eltern abstammend, (sein Vater war Großsiegelbewahrer der Königin Elisabeth) zeichnete sich Baco schon als Knabe durch äußerst glückliche Geistesanlagen aus. Er beschäftigte sich gern mit physikalischen Kunststücken und spürte eifrig den Ursachen einzelner Naturerscheinungen, z. B. des Echo's, nach. Kaum 16 Jahre alt, bezog er das Trinity=Collegium der Universität Cambridge und verließ es nur, um den englischen Gesandten Powlet nach Paris zu begleiten. Während seines dortigen Aufenthalts verlor er den Vater und erbte nur ein mäßiges Vermögen, da er mit vier Brüdern theilen mußte. Durch solche Verhältnisse nach England zurückgerufen, widmete sich Franz Baco den Rechtswissenschaften, aber obgleich ihn Elisabeth öfters zu Rathe zog, so erhielt er doch erst unter Jakob I. die hohe Würde eines Kanzlers von England und Barons von Verulam. Die Heirath mit einer reichen Tochter eines Londoner Stadtraths überhob ihn aller zeitlichen Sorgen. Von seinem Character läßt sich nicht viel Vortheilhaftes sagen. In dem Prozesse seines innigsten Freundes, des Grafen Robert Essex, der ihm sogar ein schönes Landgut geschenkt hatte, scheute er sich nicht, die Hochverraths=Anklage auszuarbeiten und die hiernach erfolgende Hinrichtung zu vertheidigen. Sechs Jahre vor seinem Ende wurde aber Franz Baco, Großkanzler, Baron von Verulam, aller seiner Ehren und Aemter entsetzt, zu einer Geldbuße von 40,000 Pfund und zur Haft im Tower auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Es war zu klar, daß er sein Richteramt mißbraucht und sich 23 Mal hatte bestechen lassen. Baco mußte sein Verbrechen selbst eingestehen und die schmeichlerischsten Bittgesuche konnten die Strafe nicht abwenden. Doch erließ ihm später des Königs Gnade die Geldbuße und die Haft. Einige Zeit darauf wurde er auch wieder in's Parlament gerufen, aber sein amtliches Ansehen und seine öffentliche Ehre hatten doch so sehr gelitten, daß er von nun ab zurückgezogen und nur den Wissenschaften lebte. Bezeichnend für die ganze Richtung des Lebens und der Studien Baco's sind die näheren Umstände seines Todes. Es war ihm der Einfall gekommen, daß Schnee mit Nutzen gebraucht werden könne, um thierische Substanzen vor Fäulniß zu bewahren. An einem sehr kalten Tage des Frühlings von 1626 stieg er in der Nähe von Highgate aus seinem Wagen, um das Experiment zu machen. In einer nahen Hütte wurde ein Vogel gekauft, von Baco getödtet und eigenhändig mit Schnee ausgestopft. Inmitten dieser Beschäftigung fühlte er ein starkes Frösteln und wurde bald so unwohl, daß es ihm unmöglich war, nach Hause zurückzukehren. Der Earl von Arundel, sein guter Bekannter, besaß in Highgate ein Haus, und hierhin ließ sich Baco bringen. Nach einer Krankheit von etwa einer Woche starb er hier, früh am Ostermorgen

(9. April) des Jahres 1626. Sein Geist scheint bis zum Ende Kraft und Lebhaftigkeit behalten zu haben. Er vergaß auch auf dem Sterbebette den Vogel nicht. In seinem allerletzten Briefe, den er mit Fingern schrieb, welche kaum noch die Feder festhalten konnten, vergaß er nicht, zu erwähnen, daß das Experiment mit dem Vogel ausgezeichnet gelungen sei.

Wir erkennen in dieser Begebenheit Baco's ganzes Denken und Streben. Natur und Erfahrung, Beobachtung und Prüfung waren es, welche ihn leiteten und bewegten. Der bisher zurückgelegte Weg hat uns überzeugt, daß im 16. Jahrhundert allein das Bücherstudium, die Kenntniß der alten Sprachen und die Rhetorik Geltung hatten, und daß alle denkenden Geister sich ausschließlich hiemit beschäftigten. Man las, was die Alten, namentlich Aristoteles und Plinius, über die Natur und die natürlichen Dinge geschrieben hatten; aber Niemand dachte daran, die Natur selbst zu beobachten, oder zu untersuchen, wie sich das geschriebene Wort zur Wirklichkeit verhielte. Wer sich unmittelbar zur Natur wandte, bei den Dingen selbst anklopfte und dadurch einzelne Geheimnisse erforschte, konnte leicht in den Ruf eines Zauberers kommen. Der Abstraction, dem blinden Nachbeten der alten Schriftsteller trat nun Baco entgegen, indem er dazu aufforderte, die Schöpfung unmittelbar selbst zu betrachten. Er verlangte, daß man nicht nach Büchern und den Ansichten längst verstorbener Philosophen sich die Welt construire, sondern daß man die Welt beobachte, die Natur selbst reden lasse und sich durch eigene Thätigkeit Erkenntniß verschaffe. „Mögen die Menschen, ruft er aus, demüthig und mit Ehrfurcht das Buch der Kreaturen aufschlagen, sich ausdauernd in dasselbe vertiefen, und, reingewaschen von Meinungen, keusch und von ganzer Seele sich einleben in dieses Buch. Das ist die Rede und Zunge, welche an allen Enden der Erde ausgegangen, ungeirrt durch Babels Verwirrung; diese Sprache mögen die Menschen erlernen und verjüngt werden wie die Kinder, es nicht verschmähend, das ABC jener Sprache zu treiben.“ „Es handelt sich, sagt er an einer anderen Stelle, nicht etwa nur um eine beschauliche Ergötzung, sondern um die Angelegenheiten und das Glück der Menschen, ja um die Macht ihres Wirkens. Denn der Mensch, ein Diener und Ausleger der Natur, wirkt und erkennt in dem Maße, als er die Naturordnung durch Experimente wirkend oder durch Beobachtung erfahren hat; mehr weiß und vermag er nicht. Denn keine Kräfte vermögen die Kette der Ursachen aufzulösen oder zu zerbrechen, noch wird die Natur anders als durch Gehorsam besiegt. Daher fallen die doppelten Bestrebungen des Menschen — nach Wissen und nach Macht — wahrhaft zusammen, und Unkenntniß der Ursachen ist meistens der Grund, daß die Experimente nicht gerathen. Alles

kommt darauf an, daß wir die Augen des Geistes nie von den Dingen selbst wegwenden, und ihre Bilder, ganz so wie sie sind, in uns aufnehmen. Gott verhüte, daß wir ein Traumbild unserer Phantasie für das Abbild der Welt ausgeben, er möge uns vielmehr gnädig segnen, damit wir eine Enthüllung und ein wahrhaftes Schauen der Spuren und Siegel, die er seinen Geschöpfen aufgedrückt, niederschreiben." An einem anderen Orte fordert Baco die Menschen auf, erlernte und ererbte Ansichten eine Zeit lang ganz aufzugeben und sich, wie neugeborne Kinder mit klaren Sinnen der Naturbetrachtung hinzugeben. Von der sinnlichen Auffassung der Geschöpfe, der Eigenschaften, Thätigkeiten ꝛc. müsse der Naturbeobachter stufenweise zu Grundsätzen, Naturgesetzen und Ordnungen aufsteigen. „Es ist mit den Wissenschaften und Künsten, sagt Baco am anderen Orte, wie mit den Pflanzen. Willst du von einem Baume Gebrauch machen, so liegt dir nichts daran, was aus der Wurzel werde; willst du ihn aber in anderen Boden verpflanzen, so ist es sicherer, du nimmst die Wurzeln als die Schößlinge. Die Unterrichtsweise, wie sie jetzt gewöhnlich ist, reicht nur abgehauene Stämme oder Aeste der Wissenschaft dar, freilich schöne, aber doch ohne Wurzeln, dem Tischler, Drechsler, Zimmermann und Anderen, die in Holz arbeiten, unstreitig ganz brauchbar, aber dem Gärtner, der Bäume pflanzen will, ganz unnütz. Liegt es dir nun am Herzen, daß die Wissenschaften in deinem Schüler leben und wachsen, so achte nicht viel auf die Schnitzlinge vom Baume der Wissenschaften, aber darauf verwende alle deine Sorgfalt, daß du die Wurzeln unverletzt, ja auch noch mit etwas daran haftender Erde aus dem Boden nehmest und verpflanzest." —

In Betreff der Alten und der übertriebenen Vorliebe für sie sagt Baco, daß sie eigentlich nicht die wahren Alten wären. Dieser Ehrennahme gebühre uns, die wir in den alten Tagen lebten, während jene in der Jugend der Welt gelebt hätten. „Einige, spricht er weiter, verlieren sich ganz in Bewunderung des Alterthumes, andere in Liebe und Anhänglichkeit an's Neue, wenige aber sind so gestimmt, daß sie Maß halten können, um weder das von den Alten gehörig Begründete niederzureißen, noch auch das zu verachten, was von den Neuen Richtiges hinzugefügt wird."

Von der Philosophie, insbesondere von der Philosophie der Alten, urtheilt Baco ziemlich geringschätzig, fast ebenso wie von ihren naturhistorischen Kenntnissen. „Die Einen, sagt er, schleppen nach Art der Ameisen Alles nur des Nutzens halber zusammen, Andere ziehen gleich der Spinne Alles nur aus sich heraus; die Biene aber hält zwischen Beiden die Mitte, indem sie den Garten- und Feldblumen den Stoff entnimmt, aber mit eigener Kraft verwandelt und verdaut." — Selbst die Philosophie des Aristoteles

und Plato behandelt Baco ziemlich geringschätzig, wie er denn auch von den Griechen überhaupt sagte, sie hätten das Eigene der Knaben, welche fertig zum Schwatzen, aber unfähig zum Zeugen sind, viel Worte machen, nicht aber Thaten verrichten.

Schon diese Andeutungen genügen, um uns über Baco's Grundsätze und Absichten klar zu werden. Er wollte, um es kurz zu wiederholen, statt der allzuvielen Beschäftigung mit den Sprachen und der Philosophie mehr praktische, eine greifliche Frucht abwerfende Studien, also namentlich Hingabe an die Natur und die Naturwissenschaften. Diese letzteren sollten aber auf dem Wege der Beobachtung und Erfahrung studirt werden; von blindem Autoritätsglauben frei, solle man selbst forschen und prüfen. Was den Jugendunterricht überhaupt anlangt, so sagt er: „Der Unterricht in öffentlichen Schulen und die Erziehung in Collegien haben Vorzüge vor dem Privatunterrichte; denn es gibt da mehr Nacheiferung, Achtung und Muster. Vorlautes Wissen taugt nichts. Man soll deshalb keinen compendiarischen Unterricht ertheilen, und man muß den Köpfen Freiheit lassen, wenn sie neben den Schulaufgaben gerne noch etwas für sich arbeiten wollen. Es gibt zwei Hauptmethoden: die eine geht vom Leichteren zum Schwereren, die andere übt die Kraft, indem sie mit dem Schweren beginnt; dort schwimmt man auf Schläuchen, hier tanzt man mit schweren Schuhen. Beide Methoden sollte man verbinden. Auf die Auswahl der Gegenstände kommt ebenfalls viel an. Der Lehrer muß die Individualität des jungen Menschen genau kennen und hienach die künftige Lebensweise desselben bestimmen. Jeder wird es darin am weitesten bringen, wozu er am meisten Anlagen hat. Doch läßt sich auch in dem viel thun, woran es von Natur fehlt, wenn man nur das rechte Mittel findet. Dem flüchtigen Kopf ist z. B. die Mathematik sehr heilsam, und gesetzt, daß er auch bei diesem Unterrichte unachtsam wäre, so muß man den betreffenden Beweis nur von neuem vornehmen. Man muß viele Uebungen (exercitia) anstellen, zuweilen sie aber unterbrechen, denn sonst werden auch die Fehler mitgeübt. Theatralische Uebungen sind sehr nützlich, weshalb sie auch die Jesuiten haben; sie bilden Gedächtniß, Aussprache, Ton, Nachdruck, Miene und Geberde. — Die früheste Erziehung ist für das ganze Leben so wichtig, wie für sprossende Pflanzen die gute Pflege."

Das Verhältniß Baco's zu der alten Philosophie und seinem auf materielle Ausbeute gerichteten Sinn hat übrigens Niemand treffender aber auch leichtfertiger geschildert, als der auf der Höhe unserer Zeitbildung stehende englische Geschichtsschreiber Macaulay: „Wir möchten behaupten, sagt er, das Ziel der platonischen Philosophie sei die Erhebung des Menschen zu einem Gott gewesen; das Ziel

der baconischen Philosophie war, den Menschen mit dem zu versorgen, was er braucht, so lange er Mensch bleibt. Das Ziel der platonischen Philosophie war, uns weit über gemeine Bedürfnisse zu erheben; das der baconischen war, für unsere gemeinen Bedürfnisse zu sorgen. Das erstere Ziel war edel, aber das letztere war erreichbar. Plato spannte einen guten Bogen, aber, wie Acestes im Virgil (Aeneis 5, 525) zielte er nach den Sternen, und deshalb war der Schuß verloren, so wenig es an Kraft oder Geschicklichkeit gebrach. Seinem Pfeile folgte zwar eine Spur von blendendem Glanze, aber er traf nichts. Baco richtete sein Auge auf ein Ziel, was auf der Erde und in Bogenschußweite gesteckt war, und traf es in's Weiße. Die Philosophie Plato's begann mit Worten und endete mit Worten, mit edlen Worten allerdings, mit Worten, wie sie von dem schönsten der menschlichen Geister zu erwarten waren, der eine unbegrenzte Gewalt über die schönste der menschlichen Sprachen übte. Die Philosophie Baco's begann mit Beobachtungen und endete mit Künsten."

„Die alten Philosophen rühmten sich, daß ihre Lehre die Geister der Menschen zu einem hohen Grade von Weisheit und Tugend bilde. Das war in der That das einzige praktische Gute, was die Gefeiertsten dieser Lehrer zu leisten auch nur behaupteten, und wenn sie das geleistet hätten, so würden sie unstreitig weit höheres Lob verdient haben, als wenn sie die heilsamsten Arzneien entdeckt oder die kraftvollsten Maschinen gebaut hätten. Aber die Wahrheit ist, daß sie in eben den Dingen, in welchen sie allein der Menschheit etwas Gutes zu erzeigen behaupteten, in eben den Dingen, um deren Willen sie alle die gemeinen Interessen der Menschheit vernachlässigten, Nichts oder Schlimmeres als Nichts thaten. Sie versprachen das Unausführbare; sie verachteten das Ausführbare; — sie füllten die Welt mit langen Reden und langen Bärten, und sie ließen sie so verderbt, so unwissend, wie sie dieselbe gefunden hatten!"

„Das kleinste wirkliche Gute ist besser, als die prachtvollsten Versprechungen von Unmöglichkeiten. Der weise Mann unserer Stoiker würde ohne Zweifel ein großartigerer Gegenstand sein, als eine Dampfmaschine. Aber es g i b t Dampfmaschinen, und der weise Mann der Stoiker soll erst noch geboren werden. Eine Philosophie, welche einen Menschen in den Stand setzen würde, in Todeskämpfen und Qualen sich vollkommen glücklich zu fühlen, würde besser sein, als eine Philosophie, welche die Qual lindert. Aber wir wissen, daß es Hülfsmittel gibt, welche die Qual lindern, und wir wissen, daß den alten Weisen Zahnweh gerade so wenig behagte, wie ihren Nachbarn!" —

„Niemand kann leugnen, daß jedes Jahr zu dem, was Baco „Frucht" nennt, etwas hinzuträgt, daß die Menschheit auf der

Bahn, die ihr Baco zeigte, vorgeschritten ist und es noch thut. Gab es irgend eine solche vorschreitende Bewegung bei den alten Philosophen? Nachdem sie achthundert Jahre lang deklamirt hatten, hatten sie etwa die Welt besser gemacht, als wie sie anfingen?" —

Das sind Ansichten, wie sie schon damals die Welt gerne hörte und denen sie noch heute lauten Beifall zuruft. Baco sprach aus, was Viele empfunden und schon Manche gedacht hatten; seine Grundsätze harmonirten mit jener Freiheit der Geister, welche der Ueberlieferung und Autorität den Stab brach und die Wissenschaft um des Genusses willen suchte. — Darum fehlte es seiner Stimme auch nicht an tausendfältigem Widerhall, der bis heute forttönt. Daß er mit Hervorhebung des Realismus und mit der Hinweisung auf die Natur und deren Gesetze den Extremen seiner Zeit gegenüber vielfach im vollen Rechte war, daß er dem Menschengeiste mit der Beobachtung und Prüfung einen vorzüglichen Weg zur höheren Ausbildung und zur Orientirung im Weltengange zeigte, ist dankenswerth und macht ihn groß; aber wie er durch Treulosigkeit am Freunde und durch niedrige Habgier bewies, daß sein edleres Selbst dem materiellen Streben unterlag, so haben auch viele seiner Jünger und Freunde sich nur an das gehalten, was er Frucht nannte, ohne zu bedenken, daß diese Frucht auch aus dem Paradiese treiben kann.

Schon zehn Jahre nach Baco's Geburt trat ein Geistesverwandter auf, den wir in manchen Beziehungen als seinen ersten Apostel betrachten können, und dessen Bild uns nunmehr beschäftigen soll.

Wolfgang Ratich und Comenius.

Im Jahre 1571 wurde Wolfgang Ratich zu Wilster im Holsteinischen geboren. In Hamburg begann er seine Studien und setzte sie in Rostock fort. Von der Theologie schreckte ihn seine schwere Zunge zurück, und er ging daher nach England und späterhin nach Amsterdam, um Mathematik zu studiren. Am letztern Orte blieb Ratich acht Jahre und lernte von einem gebornen Araber das Arabische. Hier war es auch, wo er zum ersten Male als Pädagog auftrat, indem er dem Prinzen Moritz von Oranien seine neu erfundene Lehrweise pries und anbot. Da aber der Prinz die Methode nur auf's Latein angewandt wissen wollte, so wandte sich Ratich an die Städte Basel und Straßburg, so wie an mehrere Höfe und trug diesen seine Methode an. Im Jahre 1612 benutzte er den Frankfurter Wahltag (7. Mai), um dem deutschen Reiche eine Denkschrift zu übergeben, worin er Anleitung versprach:

1) Das Hebräische, Griechische und Lateinische, wie auch andere Sprachen Alten und Jungen leicht und in ganz kurzer Zeit zu lehren und fortzupflanzen;

2) nicht allein im Hochdeutschen, sondern auch in allen anderen Sprachen eine Schule einzurichten, worin alle Künste und Facultäten ausführlich kennen gelehrt und verbreitet würden;

3) wie im ganzen deutschen Reiche eine einträchtige Sprache, auch nur eine einträchtige Religion und Regierung bequem einzuführen und friedlich aufrecht zu erhalten sei! —

Ratich versprach auch, einzelne Muster und schriftliche Proben mitzutheilen, woraus sein ganzes Werk sicherer beurtheilt werden könne. Sodann aber wies er auf die Unzweckmäßigkeit der bisherigen Lehrweise hin. Vor allem findet er es naturgemäß, daß die Jugend erst ihre eigene „Muttersprache" fertig und gut lesen, sprechen und schreiben lerne, erst hiernach solle man Hebräisch und Griechisch, und zuletzt Latein tractiren.

Nachdem Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg von diesem Plane Einsicht genommen, schenkte er dem Ratich als Unterstützung 500 Gulden, Landgraf Ludwig von Darmstadt aber trug einigen Gießener Professoren auf, Ratich's Vorschläge und Ansichten zu

prüfen und sich darüber gutachtlich zu äußern. Auch die verwittwete Herzogin Dorothea von Weimar veranlaßte 1613 in Erfurt eine Versammlung von Gelehrten, um die neue Lehrweise zu prüfen. Diese Prüfung und die danach erstatteten Berichte fielen günstig aus. Die Gießener Professoren Jungius und Helvicus sagen geradezu, Ratich habe durch dreizehnjähriges Studium, Nachdenken und Ueben eine Methode (besondere Weise) erfunden, durch welche Künste und Sprachen leichter, geschwinder und richtiger als in allen bisherigen Schulen gelernt werden könnten, ja es sei mit den gehörigen Büchern möglich, eine Sprache längstens in einem Jahre, und wenn man täglich drei oder vier Stunden anwende, auch schon in einem halben Jahre zu erlernen. Es komme, sagt Helvicus weiter, nicht nur auf das Wissen, sondern auch auf die Lehrgabe an, aber wiederum auch nicht auf letztere allein. Die Natur thue nämlich gar viel, aber wenn die Kunst dazu helfe, so könne die Natur viel sicherer, gewisser und vollkommener wirken. Darum sei auch eine besondere Kunst nothwendig, danach sich jeder Lehrende richten und halten könne, damit er nicht nach bloßem Gutdünken und Vermuthen oder nach angeborner Gescheidtheit, sondern nach der Lehrkunst sein Amt verrichte, gleichwie der recht reden will, sich nach der Sprachkunst, der recht singen will, sich nach der Singkunst zu richten habe. Ratichius unterscheide Geister und Gaben und strebe, daß die fertigen Ingenia nicht gehemmt werden, daß jedoch die langsameren nicht dahinten bleiben: er wolle ohne Zwang nach dem freien Laufe der Natur dem Verstande helfen, das Gedächtniß stärken und das Urtheil schärfen. Helvicus eifert bei dieser Gelegenheit auch gegen die bisherige nur gedächtnißmäßige Behandlung des Sprachunterrichtes, gegen das Wiederfordern, ehe man recht gegeben, gegen das Memoriren ohne Verständniß und gegen die Uebung, ehe man gelernt hat. Er weist nach, daß Ratich alle solche Uebelstände beseitige und Lernen und Lehren angenehm mache, während sonst, um seine eigenen Worte anzuführen, „der meiste Theil sich müde wurgelt an der bittern Wurzel, ehe denn er des geringsten Geschmackes der lieblichen Frucht genießen kann, das ist, muß sich abmartern oder plagen, ehe denn er den geringsten Nutzen davon sieht oder weiß!"

Das andere Gutachten weist meistens nur die Vorwürfe zurück, welche Ratich's Methode bereits gemacht wurden und wesentlich auch durch dessen übertriebene Lobpreisungen hervorgerufen waren. Einer dieser Vorwürfe ist interessant. Er geht dahin, daß die Künste, wenn sie in deutscher Sprache gelehrt würden, zu gemein werden müßten, daß alsdann Jeder zum Gelehrten werden könne, und daß somit die eigentlichen Gelehrten in Verachtung kommen würden! Grawer, der Verfasser des Gutachtens, erwiderte hierauf

mit Recht, „die Künste seien an keine Sprache gebunden; freilich meine man, es könne absolut und allerdings Niemand gelehrt sein, er verstehe denn die lateinische und griechische Sprache, und hergegen, wer nur die lateinische und griechische Sprache wisse, obschon er sonsten nichts mehr wisse, der sei gar sehr gelehrt.“

Helvicus und Jungius, Ratich's warme Anhänger, trugen vorzüglich dazu bei, die neue Lehrart in die Welt zu treiben. Im Jahre 1614 gaben sie unter anderem Luther's früher erwähntes Sendschreiben an die Bürgermeister und Rathsherren wegen Errichtung christlicher Schulen abermals heraus und versahen dasselbe mit einer Zugabe oder einem Nachberichte von der neuen Lehrkunst Wolfgangi Ratichii. In den Schulen, sagt dieser Nachbericht, liege der Ursprung der Krankheit, in Schulen müsse die Arzenei gesucht werden, die Lehrkunst sei der Regierungskunst nöthiger und nützlicher, als alle anderen Künste. „Ratichius, rufen sie weiter, ist hier zur Stätt und hat seine Proben genugsam gethan, wir seyn auch bereit, sein Werk beständig ausführen zu helfen. Wir für Gott bezeugen, daß wir täglich mehr in dem Werke sehen und erfahren, als wir im Anfange selbst geglaubt.“ —

Diese Posaune drang durch. Noch im selben Jahre wurde Ratich von Augsburg aufgefordert, die dortigen Schulen zu reformiren. Ratich ging, seine Freunde Jungius und Helvicus begleiteten ihn. Leider entsprach der Erfolg den Erwartungen nicht, selbst die Jünger wurden am Meister irre und verließen die Stadt. Freilich scheint man auch eine zu frühe Ernte gehofft zu haben; denn da Ratichius bereits nach anderthalb Jahren Augsburg den Rücken wandte, so konnte seine Aussaat unmöglich schon Frucht bringen.

Auch die Herzogin Dorothea von Weimar berief schon 1613 Ratich nach Weimar, um mit ihrer Schwester bei ihm Lateinisch zu lernen. Im Jahre 1617 vermachte sie ihm zur Förderung seiner Sache noch 2000 Gulden.

Im Jahre 1617 finden wir den Methodiker wieder in Frankfurt, wo er um eine Commission ansuchte, welche seine verbesserte Lehrart prüfen solle. Sein Wille geschah, die Commission berichtete, aber der Rath entschied, man solle den Ratich ziehen lassen.

Bleibendere Gunst wandte Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen dem Ratichius zu, den er zuerst in Weimar bei seiner Schwester Dorothea kennen gelernt hatte, und von welcher er ihm dringend empfohlen war. Eine Unterhaltung, die der wohlmeinende Fürst im Jahre 1616 zu Rheda in Westphalen mit Ratich hatte, nahm ihn noch mehr für dessen Ansichten ein. Unser Methodiker kam 1618 nach Köthen. Die Hoffnung des Fürsten, auch die übrigen Glieder seines Hauses für Ratich's Pläne zu gewinnen,

scheiterte, nur der Herzog Johann Ernst von Weimar, Sohn der mehrfach erwähnten Dorothea, sagte Hülfe zu. Eine Schule von sechs Klassen wurde errichtet und mit 231 Knaben und 202 Mädchen eröffnet. In den drei unteren Klassen herrschte die Muttersprache, erst in der vierten lehrte man Latein, in der sechsten Griechisch. Das Reglement sagt, der Lehrer der untersten Klasse solle ein leutseliger Mann sein, der (unerhört) nur die deutsche Sprache zu können brauche! Dieser solle durch das tägliche Gebet, durch kurze biblische Sprüche und durch Fragen eines gemeinen Gespräches die Zunge und Sprache diesen neuen Schülern nach der reinen Meissnischen Art zu reden, formiren, und die gemeinen Mängel, deren sie außer der Schule gewohnt, durch stetige Uebung corrigiren. — Nachdem die Kinder in der untersten Klasse die Buchstaben gelernt hatten, wurde in der folgenden sofort das Lesen mit dem Schreiben verbunden, in der dritten Klasse trieb man Grammatik der Muttersprache. In den beiden folgenden Klassen wurde die lateinische Grammatik aus dem Terenz entwickelt. Außer den Sprachstunden wurde noch in der Religion, im Rechnen und Singen unterrichtet.

Aber diesem fröhlichen Anfange folgte ein baldiges Ende. Ratichius war ein unruhiger Kopf, und sein strenges Lutherthum gereichte in dem reformirten Köthen zum Aergerniß. Ließ er doch in der Schule die 10 Gebote nach lutherischer, nicht nach reformirter Abtheilung und Lesart lernen. Ein Gutachten des Superintendenten Strefo fiel übel aus. Dieser klagte, daß Katechismus und Musik versäumt würden, daß Ratich keine Disciplin halte, daß der Erholungsstunden zu viele seien, daß man die Kinder ohne Vermittelung des Syllabirens sofort von der Buchstabenkenntniß zum Lesen überspringen lasse, weshalb sie beim Schreiben außerordentlich viele Fehler machten. Zu dem Eindrucke dieses Gutachtens kam noch der Umstand, daß sich Ratich mit seinen Collegen nicht vertragen konnte, ja sogar nicht selten seinen fürstlichen Gönner beleidigte. Die Spannung ging so weit, daß der getäuschte und beleidigte Fürst ihn 1619 gefangen setzte und erst im folgenden Jahre wieder frei ließ, nachdem er durch eigenhändigen Revers bescheiniget hatte, daß er mehr gelobt und versprochen, als er verstanden und in's Werk richten können. Tiefgebeugt ging Ratich 1620 nach Magdeburg, wo er vom Rathe günstig aufgenommen wurde, wieder in Wirksamkeit trat, sich aber schon im Jahre 1622 mit dem dortigen Schulrector Evodius wieder auf's heftigste entzweite.

Abermals erbarmte sich des unsteten Mannes die Fürstin Anna Sophia von Schwarzburg, eine Schwester der Herzogin Dorothea, berief ihn nach Rudolstadt und nahm bei ihm hebräischen Unter-

richt. Aber die Feinde Ratich's mehrten sich. Einer der gefährlichsten war der unduldsame Dresdener Oberhofprediger Hoë von Hoënegg, welcher in einem langen, an die Fürstin gerichteten Schreiben die neue Lehrweise ganz mißbilligte und namentlich hervorhob, daß das Urtheil durch die Früchte bestimmt werden müsse. Aber die Fürstin verließ ihren Schützling nicht, sie erhielt ihn aus eigenen Mitteln erst in Kranichfeld, dann in Erfurt und empfahl ihn sodann dem schwedischen Kanzler Oxenstierna, welcher abermals Ratich's Unterrichtskunst prüfen ließ. Der Bericht lautete günstig, schon weil Ratich's streng lutherische Rechtgläubigkeit mit dem religiösen Standpunkte der Berichterstatter harmonirte. Aber Ratich war schon durch so viele trübe Erfahrungen verbissen und mißlaunig und benutzte die günstige Gelegenheit schlecht. Der Kanzler erzählte später (1642) dem Comenius, daß er den Ratich habe zu sich rufen lassen, um ihn selbst über seine neue Methode zu sprechen. Statt aber Rede und Antwort zu stehen, habe er ihm einen dicken Quartanten zu lesen gegeben. Ich überwand die mühsame Arbeit, erzählt der Kanzler weiter, und ich fand, daß er die Gebrechen der Schule nicht übel aufdecke, aber die Heilmittel, welche er dagegen vorschlug, schienen mir nicht hinreichend! Auf einen Brief des Comenius, worin dieser um nähere Mittheilungen über die neue Methode bat, antwortete Ratich gar nicht. Soll er sich doch geäußert haben, er wolle nur einem Könige seine Erfindungen theuer verkaufen und zwar unter der Bedingung, daß die Gelehrten, denen sie mitgetheilt würden, auch die Verpflichtung steter Vertheidigung übernähmen.

Kurz nach den Verhandlungen mit Oxenstierna bekam Ratich einen Schlaganfall, welcher ihm die Zunge und die rechte Hand lähmte. Im Jahre 1635 starb er, 64 Jahre alt, und im Getümmel des damaligen Krieges so bald vergessen, daß es erst den neuesten Zeiten vorbehalten blieb, sein Andenken wieder zu erneuern, seine mannigfachen Schriften wieder hervorzuziehen und ihm die Gerechtigkeit zu gewähren, welche sein Streben im Allgemeinen verdient.

In mehr als einer Hinsicht kann man Ratichius den „Basedow“ des 16. Jahrhunderts nennen. Dasselbe unstäte Leben, eine nicht wegzuleugnende Uebertreibung, dieselbe Anschmiegung an die Großen der Erde, dieselbe Unverträglichkeit mit den Genossen und endlich dieselbe Verachtung alles früher Geleisteten, aber auch dasselbe Unvermögen, Ideen praktisch zu verwirklichen. Auch in seinen Grundsätzen und Ansichten erinnert Ratichius bisweilen stark an Basedow. Aber er übertrifft ihn bei Weitem an Gelehrsamkeit, an Redlichkeit des Strebens und an tiefer, weil mehr religiöser Auffassung des Berufes und Lebens. Immer wird sich Ratichius unsere Achtung

erwerben, während Basedow's leichtfertige Charlatanerie unseren Unwillen erregt. Wie Basedow an Wolke einen tüchtigen Gehülfen fand, so Ratichius an dem gründlich gelehrten Helvicus, der ihm auch späterhin noch immer am treuesten blieb. Fassen wir zunächst die Grundsätze schärfer in's Auge, welche Ratich bei seinen Bestrebungen leiteten, so finden wir diese am bestimmtesten in der neuen Methode der Unterweisung des Ratichius und der Ratichianer ausgesprochen, welche Johannes Rhenius 1626 zu Leipzig herausgab (Methodus institutionis novae etc.). Hienach stellen sich folgende Sätze heraus: 1) Alles nach der Ordnung und nach dem Laufe der Natur, denn alles widernatürliche und gewaltthätige oder gezwungene Lehren schwächt die Natur und ist schädlich. 2) Nicht mehr als einerlei auf einmal; niemals soll man Neues vornehmen, bis das Frühere gründlich und genügend erfaßt ist. 3) Eines oft wiederholen. 4) Alles zuerst in der Muttersprache, alsdann ist der Vortheil, daß der Schüler nur auf die Sache zu denken hat und diese sicher erfaßt. 5) Alles ohne Zwang. Nur nicht mit Schlägen zum Lernen treiben. Du schlägst die Knaben, weil sie deine Lehren nicht behalten haben; hättest du aber recht gelehrt, so würden sie es schon verstanden haben. Was Sitten und Tugend anlangt, so lehrt uns freilich Salomo, daß wir der Ruthe nicht entbehren können. Wenn der Lehrmeister sein Amt recht verrichtet, so kann es nicht fehlen, daß der Knabe ihn und das Studium lieb gewinnt. Der Lehrer soll nur lehren; wo Züchtigung nöthig ist, soll sie der Scholarch vollziehen. 6) Nichts soll auswendig gelernt sein. Viel Auswendiglernen mindert den Verstand und Scharfsinn. Die Schüler sollen nicht 2 Lehrstunden hinter einander haben, weil die Belehrung meistens durch Vorlesen geschieht, dieses aber leicht Ueberdruß herbeiführt. Dem Lehrjungen gebührt Hören und Schweigen. 7) Gleichförmigkeit in allen Dingen, sowohl in der Lehrart als in den Büchern. Die deutsche Grammatik muß mit der Grammatik der übrigen Sprachen so viel als irgend möglich übereinstimmen. 8) Erst ein Ding an sich selbst, hernach die Weise des Dinges. Keine Regel ohne den Stoff, welchen Autor und Sprache geben; erst die Sprache, dann die Grammatik; erst das Korn, dann den Sack. Widersinnig ist es, sich eher mit dem Außerwesentlichen einer Sache, als mit der Sache selbst abzugeben. 9) Alles durch Erfahrung und Untersuchung (per inductionem et experimentum omnia). Gewißheit und Sicherheit müssen vorhanden sein, nicht die bloße Autorität; letztere gilt ohne Grund und Ursache nichts.

Diese neun Artikel erscheinen bei oberflächlicher Betrachtung unverfänglich und ein bedeutender Fortschritt in der Unterrichtskunst. Aber schon die erste Regel, wonach Alles den Lauf der Natur

nehmen soll, werden die Ratichianer schwerlich selbst haben halten können, wo es sich um die Zucht und Beugung des Willens handelte. Ueberdem ist klar, daß schon der zweite Satz den ersten wieder aufhebt. Die Natur will und übt einen heilsamen Wechsel, und die Mannigfaltigkeit ist noch keine Verwirrung. Sollte das ewige Einerlei, wonach sich die Schüler z. B. acht Monate lang nur mit dem Terenz abquälen mußten, dem Laufe der Natur entsprechen? Der Satz: „Eins oft wiederholt!“ ist gut und erinnert an das alte: Wiederholung ist die Mutter alles Lernens; aber für die Praxis muß er doch beschränkt und durch die Rücksicht auf die Fassungskraft der Schüler begrenzt werden. Der vierte Satz begründet einen starken Fortschritt und Unterschied gegenüber den Schulen Trotzendorfs, Sturms und der Jesuiten. Er erhebt die Muttersprache aus der bisherigen Verachtung zum ersten Bildungselemente empor und bahnt auch dem Bürger und Landmann einen Weg zu der ihren Verhältnissen entsprechenden Bildung. Am verfänglichsten ist der fünfte Satz: „Alles ohne Zwang!“ welcher mit seinen erklärenden Bemerkungen die ganze Last der Verantwortung auf den Lehrer wirft, diesem aber zugleich verwehrt, den faulen oder zerstreuten Schüler zum Besseren zu nöthigen. Unserer heutigen Jugend würde diese Norm vortrefflich munden. Sie ist ein Stück und Vorschmack der späteren philantropischen Erziehung, und man weiß kaum, wie man sie mit des Ratichius strengem Lutherthume reimen soll. Die Lehrer Ratich's sollen ihren Schülern nur in der Glorie steter Sanftmuth und Geduld erscheinen, weshalb ihnen auch verboten ist, körperliche Strafen selbst zu vollziehen. Was wir hievon halten, ist schon bei der Darstellung der jesuitischen Erziehungsweise gesagt worden. Während man frühere Extreme vermeiden will, schlägt man selbst in's entgegengesetzte Extrem um, wie dies auch der 6. Satz beweist. Er gibt Zeugniß von gänzlicher Verkennung der menschlichen Natur. Dem Kinde ist die überwiegend hervortretende Gedächtnißkraft gegeben, damit es sie gebrauche, die mannigfachen Bilder festhalte und reproducire. Und wenn die Ratichianer meinen, das Auswendiglernen schwäche den Verstand, so werden sie diesen schwerlich durch's Vorlesen oder durch's Schweigen der Lehrjungen geübt haben. Den alten Satz: Wir wissen nur so viel, als wir im Gedächtnisse festhalten, scheinen die Ratichianer nicht gekannt, vielmehr geglaubt zu haben, der Verstand könne ohne Material operiren. Der 7. Satz enthält, auf den sprachlichen Unterricht angewandt, gewiß viel Richtiges. Er zielt auf eine allgemeine Grammatik und will, daß beim Erlernen jeder fremden Sprache zunächst das mit der Muttersprache Gemeinsame hervorgehoben, erst hienach das Abweichende festgestellt werde. Schade nur, daß ungeachtet dieses und des vierten Satzes die

Ratichianer factisch noch immer ganz tief im Alterthume stecken blieben und den schlüpfrigen **Terenz** eine Hauptrolle, ja die Grundlage für's Lateinische übernehmen ließen. Der **achte** Satz ist etwas dunkel, aber wir bemerken doch leicht, daß er von der Sache zum Zeichen, von der vollen Sprache zur Grammatik schreiten, überhaupt die Anschauung festhalten und der leeren Abstraction wehren will. Der letzte Satz ist mit dem vorigen in so fern verwandt, als die Erfahrung zugleich eine Anschauung bedingt; in seinen Consequenzen aber ist er viel bedenklicher. Er ist Baco's Wahlspruch, nur daß Ratich noch das Motto hinzufügte: „**Das Alte weicht, die Vernunft siegt**". Ihm scheint somit alles Alte unvernünftig, jede Tradition leer und nichtig. Was der Schüler nicht selbst gesehen und erfahren hat, das hat für ihn auch keine Geltung. Aus solchen Grundsätzen können wir uns auch erklären, warum einer der Berichterstatter über die Methode es nöthig fand, ausdrücklich zu versicheren, daß es mit diesem neuen Schulwesen **nicht auf eine Aenderung der Religion abgesehen sei!** —

Das größte und unzweifelhafteste Verdienst hat sich Ratichius um unsere deutsche Sprache erworben. Er erhob sie zur **Unterrichtssprache** und zugleich zum **Unterrichtsgegenstande**. In ersterer Beziehung ist sein Verdienst am größten. Nunmehr wurde die Muttersprache in den Schulen wieder als das Mittel benutzt, Kenntnisse mitzutheilen und überhaupt dem Verstande und Herzen der Schüler näher zu treten. In letzterer Hinsicht hat er Antrieb zum tieferen Studium der deutschen Sprache gegeben. Wie sie aus der bisherigen Verbannung in die Schulen zurückgerufen wurde, so scheuten sich auch nunmehr die Gelehrten nicht, sie wissenschaftlich zu untersuchen und die Wissenschaften in ihr mitzutheilen. **Die deutsche Sprachlehre als Wissenschaft beginnt mit Ratichius und seinen Freunden.** Die praktische Seite der Grundsätze bestand wesentlich darin, daß der Schulunterricht mit dem deutschen Lesen auf Grund einer Fibel begann, und daß nach erworbener Lesefertigkeit die lutherische Bibel zur Hand genommen, gelesen und zum Nutzen der Muttersprache ganz wie ein alter Klassiker behandelt wurde. Die grammatischen und orthographischen Uebungen gingen bis zum neunten Lebensjahre des Schülers ununterbrochen fort. „Wenn dann die deutsche Grammatik, die gleichsam eine Einleitung zu allen Sprachen ist, wohlbekannt worden, dann soll der Lehrer sich bemühen, so weit es angehet, die Anfangsgründe des Uebrigen beizubringen."

Das **Lesen** lehrte Ratich, indem er die einzelnen Buchstaben langsam und deutlich auf die Tafel schrieb, anschauen ließ und hienach erst den Namen gab. Des leichteren Behaltens wegen verglich er die Formen der Buchstaben, z. B. das O mit einem Kreise, das

X mit einem Kreuze, das C mit einem Halbkreise ꝛc. — Ratich verlangte auch, daß die Schüler den erkannten Buchstaben sogleich nachschreiben sollten, während einzelne seiner Anhänger erst zum Schreiben übergehen wollten, wenn einige Lesefertigkeit erworben sei.

Sturm und Trotzendorf lebten glücklich, in Frieden und Ansehen, weil sie sich mit ihrer Zeit und deren Forderungen nicht in Widerspruch setzten; Ratichius will reformiren und sein ganzes Leben ist Streit und Unstetigkeit. Er erhob sich über seine Zeit und diese verwarf ihn. Aber er zog sich sein Schicksal in so fern selbst zu, als er mit maßloser Polemik gegen das Alte und Hergebrachte zugleich Verheißungen verband, welche zu erfüllen er weder Kraft noch Geschick hatte. Er theilte das gewöhnliche Schicksal aller Reformatoren, mit dem Niederreißen bald fertig zu sein, aber beim Aufbauen selbst Bankerott zu machen. Dennoch werden wir dem unglücklichen, in so vielen Hoffnungen getäuschten Manne die Achtung nicht versagen, welche sein redliches Streben verdient und ihm gerne Dank für so manches gute Samenkorn zollen, welches erst später aufging und zur rechten Frucht herangebildet wurde*).

„Ich danke meinem Gott, der es gewollt, daß ich zeitlebens ein Mann der Sehnsucht sein sollte. Denn die Sehnsucht nach dem Guten, wie sie auch immer in eines Menschen Herzen sei, ist allezeit ein Bächlein, das aus der Quelle alles Guten, aus Gott herfließt. Ich habe gesagt, daß ich alle meine Arbeiten um des Herrn und seiner Jünger willen aus Liebe übernommen habe; ein Anderes ist mir nicht bewußt, und verflucht sei jede Stunde und jeder Augenblick, der in irgend einer Thätigkeit anders angewandt wurde. Eine meiner vorzüglichsten Bemühungen bezog sich auf die Schulverbesserungen, die ich aus Verlangen, die Jugend in den Schulen aus den beschwerlichen Labyrinthen herauszuführen, worein sie verwickelt worden war, über mich nahm und viele Jahre fortsetzte. Einige hielten dies für eine dem Amte eines Theologen fremde Sache, als ob Christus diese zwei: weide meine Schafe und

*) Ratich schrieb: Rhetorica universalis pro Didactica Ratichii 1619. 8. Deutsch: allgemeine Redner-Lehre nach der Lehrart Ratichii zu Cöthen. — Physica universalis pro Didact. Ratichii Coth. 1619. — Deutsch: Allgemeine Naturkündigung. Nach der Lehrart Ratichii zu Cöthen. — Metaphysica ib. 1619, zu deutsch: Wesenkündigung. — Compendium Logicae, Cothenis 1621, deutsch: Kurzer Begriff der Verstands-Lehre. — Compendium Grammaticae latinae, Coth. 1620. Allgemeine Sprachlehre 1619. Griechische Sprachübung 1620. — Lehrbüchlein für die angehende Jugend. — Eine wichtige Quelle für das Studium der Ratich'schen Bestrebungen ist: J. Rhenii Methodus institutionis nova. . . Ratichii et Ratichianorum (Lipsiae 1626). Diese Schrift wurde schon im Texte erwähnt.

weide meine Lämmer! nicht verbunden und beide seinem geliebten Petrus aufgetragen hätte. Ihm, meiner ewigen Liebe, sage ich ewigen Dank, daß Er solche Liebe zu seinen Lämmern in mein Herz gelegt und Segen gegeben hat, daß die Sache dahin gedieh, wohin sie gediehen ist. Ich hoffe und erwarte es zuversichtlich von meinem Gott, daß meine Vorschläge einst in's Leben treten werden, wenn nun der Winter der Kirche vergangen, der Regen aufgehört hat, und die Blumen im Lande hervorkommen werden; wenn Gott seiner Heerde Hirten nach seinem Herzen, die nicht sich selbst, sondern die Heerde des Herrn weiden, geben, und der Neid, der gegen die Lebendigen gerichtet ist, nach ihrem Tode aufhören wird."

So sprach Amos Comenius in seinem sieben und siebenzigsten Lebensjahre und in seinem letzten Werke: „Das eine Nothwendige". Wir glaubten ihn nicht besser als mit diesen Worten bei unsern Lesern einführen zu können. Sie würden allein hinreichen, das Interesse für einen Mann zu wecken, der mit warmem Herzen und klarem Verstande das Gute seiner Vorgänger zu sammeln wußte und es zugleich verstand, nicht bloß niederzureißen, sondern auch aufzubauen.

Das Leben des Johannnes Amos Comenius ist ein vielbewegtes, noch unruhiger als das des Erasmus und des Ratichius; fällt doch auch seine Wirksamkeit hauptsächlich in die Zeit des dreißigjährigen Krieges, jenes entsetzlichen, verwüstenden Krieges, der Deutschland Wunden schlug, die noch heute nicht ganz geheilt sind. Er wurde im Jahre 1592 zu Niwnitz im Südosten Mährens geboren und verlor schon als Kind die Eltern, welche sich zu den böhmischen Brüdern bekannten. Von den Verwandten vernachlässiget, lernte Comenius erst im 16. Lebensjahre etwas Latein und setzte später seine Studien an verschiedenen Orten fort. Im Jahre 1612 ging er nach Herborn im Nassauischen, wo der reformirte Theolog Alsted sein Lehrer wurde. Von hier begab sich Comenius nach Heidelberg, und 1614 über Amsterdam nach der Heimath zurück. Dort wurde er Rector der Schule zu Prerau, 1616 zum Geistlichen geweiht, 1618 Prediger zu Fulneck. Hier besorgte er auch die Schule, arbeitete Schulbücher aus, verlor aber seine Manuscripte, als die Spanier den Ort eroberten (1621) und bald darnach auch Frau und Kind. Als Kaiser Ferdinand II. nach der Schlacht am weißen Berge das aufrührerische Böhmen wieder unter sein Scepter zwang und mit strengen Maßregeln gegen alle Nichtkatholiken vorging, verlor auch Comenius sein Amt. Nach kurzem Aufenthalt im böhmischen Gebirge bei einem Baron Sadowski von Slaupna zog Comenius mit mehreren Gliedern seiner Gemeinde nach Polen. In Lissa lehrte er Latein und gab 1631 die Schrift: janua reserata, d. i. aufgeschlossene Thür, heraus, durch welche

sein Name bald weltbekannt wurde. Auch seine „große Didactik" arbeitete Comenius in Lissa aus. Der Ruf, welchen er sich durch diese Schriften erwarb, veranlaßte die schwedischen Reichsstände zu dem Antrage, daß er die Schulen ihres Landes reformire. Comenius lehnte jedoch diesen Antrag vorläufig ab, nahm aber einen ähnlichen von England an und begab sich 1641 nach London. Kriege und bürgerliche Unruhen störten ihn jedoch in seinen Plänen, und er verließ England, um der Einladung des unerhört reichen Kaufmanns de Geer nach Norköping in Schweden zu folgen. Dieser Kaufmann, ein geborner Niederländer, machte von seinen großen Schätzen einen so wohlthätigen Gebrauch, daß ihn Comenius Europa's Großalmosenier nannte. Er unterstützte namentlich auch die böhmischen Flüchtlinge, und als er starb, trat sein Sohn Lorenz de Geer in des Vaters Fußstapfen und blieb dem Comenius befreundet bis zum Tode. In Stockholm kam der letztere auch mit dem Kanzler Oxenstierna in Verbindung und bemerkt darüber, daß ihn dieser Staatsmann tiefer und strenger über seine Erziehungspläne ausgeforscht habe, als irgend ein Gelehrter. Oxenstierna machte auch dem Comenius jene Mittheilungen über Ratichius, welche schon früher erwähnt wurden.

Auf Antrieb der Schweden arbeitete Comenius in Elbing, wohin er sich später begab, namentlich wieder an Schulbüchern. Nachdem ihn seine Didactik vier Jahre beschäftiget hatte, kehrte er 1646 nach Schweden zurück, wo sein Werk von Gelehrten geprüft und des Druckes würdig erachtet wurde. Um noch die letzte Hand anzulegen, begab sich Comenius wieder nach Elbing und ging von da 1648 nach Lissa, wo ihn seine Glaubensgenossen zu ihrem Bischofe wählten. Eine Einladung des Fürsten Ragoczki rief ihn nach Ungarn und Siebenbürgen, wo er zur Verbesserung des Schulwesens wirkte und unter anderen die Schule zu Patak organisirte. Hier schrieb Comenius sein berühmtestes Werk, den orbis pictus, welches er der Kupfer halber in Nürnberg bei Endter herausgab (1657). Schon zwei Jahre nach dem ersten Erscheinen wurde davon eine neue Auflage nöthig. Nach Lissa zurückgekehrt (1654), hatte Comenius das Unglück, wiederum Haus, Bibliothek und viele schätzbare Manuscripte zu verlieren. Die unglückliche Stadt wurde am 28. April 1656 von den Polen verbrannt und Comenius bei dieser Gelegenheit ein Bettler. Er floh nach Schlesien, von da in's Brandenburgische, endlich nach Hamburg und Amsterdam. In letzterer Stadt ließ er seine opera didactica auf Kosten des bereits erwähnten Lorenz de Geer drucken. Hier verlebte er den Rest seiner Tage, unterstützt von reichen Kaufleuten, deren Kindern er Unterricht ertheilte. Comenius starb, 80 Jahre alt, am 15. Novbr. 1671 und wurde in der Kirche von Naarden beigesetzt. Er scheint drei=

mal verheirathet gewesen zu sein. Die letzte Frau überlebte ihn und zog als Wittwe nach Berlin. Nach seinem Tode schlossen sich die böhmischen Brüder, deren letzter Bischof er war, den Lutheranern und Reformirten an. Außer der Pädagogik beschäftigte sich Comenius noch viel mit Weissagungen, über welche er ein Buch herausgab, in dem besonders gegen den Papst und das Haus Oesterreich gekämpft wurde. Ein Drittes, was seine Seele neben der Sorge für die Erziehung erfüllte, war das Streben, die verschiedenen Confessionen wieder in Liebe und Eintracht zu vereinigen, und er ging hierin so weit, daß er sogar die sanguinische Hoffnung hegte, die Türken durch eine Bibelübersetzung mit dem Christenthume zu befreunden!

Welch' ein flüchtiges, unstätes Leben! Nirgends bleibende Ruhe! Und doch, welche erstaunliche Thätigkeit! Zweimal hat Comenius alle seine Manuscripte verloren, und wie groß ist dessenungeachtet die Zahl seiner hinterlassenen pädagogischen Werke!

Noch ungebeugt durch die Mühseligkeiten des Lebens, entwarf Comenius bereits 1628 den Plan zu seiner großen Unterrichtslehre (didactica magna). Sie ist ein Werk voll kühner Gedanken und schwellender Hoffnungen, noch nicht abgeschwächt oder, wenn man will, geläutert durch die nüchterne Erwägung, ob auch Alles ausführbar sein werde. Theilen wir unsern Lesern wenigstens einige Bruchstücke mit, welche den kühnen Gedankenflug des merkwürdigen Mannes bekunden. Zunächst sagt er uns, daß der Mensch ein dreifaches Leben lebe, ein Pflanzenleben (vegetatives), ein thierisches (animales) und endlich ein geistiges, daß er deshalb auch eine dreifache Heimat habe, den Mutterleib, die Erde und den Himmel. Der Mensch ist ein vernünftiges Geschöpf, Herr aller übrigen Geschöpfe und Gottes Ebenbild; sein Streben und Leben war ursprünglich auf Tugend und Frömmigkeit und auf ein diesen entsprechendes Wissen gerichtet. Die Fähigkeit hiezu ist ihm auch nach dem Sündenfalle geblieben. Aber nur die Keime zur Tugend und Religion, nicht diese selbst, leben in ihm, und für deren Erweckung muß durch Lernen, Beten und Uebung gesorgt werden. Der Mensch ist unterrichtsbedürftig. Alle, auch die ärmsten Kinder, müssen unterrichtet und dadurch das Ebenbild Gottes in ihnen wieder hergestellt, der künftige Beruf vorgebildet werden. Leider haben wir keine Schulen, welche dieser Bestimmung entsprechen. Realien lehrt man nicht; alle Mühe und Zeit wird dem Latein zugewendet, leider ohne daß man auch dieses gründlich erlernt. Wie oft hat mir, ruft Comenius aus, die Erinnerung an meine entschwundene Jugend Thränen ausgepreßt, aber vergangene Tage kehren nicht wieder. Nur Eines ist möglich, daß ich nämlich den Nachkommen in Gottes Namen und nach Kräften bessere Wege zeige.

Möge vor allem der Unterricht in früher Jugend beginnen und der Natur folgen, darum aber auch nicht mit den Sprachen, sondern mit den Dingen beginnen. Die Beispiele sollen daher auch den Regeln, der Autor und das Wörterbuch der Grammatik vorausgehen. Die meisten Lehrer säen gleich Pflanzen statt Samen; statt von einfachen Principien auszugehen, überhäufen sie die Jugend sofort mit einem Chaos von Büchern und abgeleiteten Disciplinen. Zuerst lerne man das Nächstliegende, hiernach das Entferntere.

Anfangs übe man die Sinne, dann das Gedächtniß, hierauf Verstand und Urtheil; jede Wissenschaft hat mit sinnlichen Wahrnehmungen begonnen.

Man begnüge sich nicht damit, das Verständniß einer Lehre zu erzeugen, sondern man arbeite darauf hin, daß sich die Schüler auch über das Verstandene aussprechen und es anwenden.

Lesen und Schreiben sollen zugleich erlernt werden.

Nicht Schatten der Dinge, sondern Dinge selbst, welche auf Sinne und Einbildungskraft Eindruck machen, sind der Jugend nahe zu bringen. Mit wirklicher Anschauung, nicht mit Wortbeschreibungen der Dinge muß der Unterricht beginnen. Nur auf solchem Wege wird das Wissen gewiß. Jeder Gegenstand ist zuerst in seiner Ganzheit, dann erst in seinen Theilen in's Auge zu fassen, die Theile aber sind in ihrem gegenseitigen Verhältnisse und Zusammenhange zu betrachten. Jede Sprache wird besser durch den Gebrauch, durch Hören, wiederholtes Lesen, Abschreiben ꝛc. als durch Regeln erlernt, diese aber kommen dem Gebrauch zu Hülfe und geben ihm Sicherheit. Nur die Muttersprache und das Latein sind bis zur möglichsten Vollkommenheit zu erlernen.

Ueber den Geist, welchen Comenius dem ganzen Unterrichts- und Erziehungsgeschäfte wünschte, spricht sich folgende schöne Stelle aus: „Früh lehre man die Kinder, daß nicht das zeitliche, sondern das ewige Leben Zweck unseres Daseins, daß das Zeitliche die Vorbereitung auf's Ewige sei, damit sie über dem irdischen Abmühen nie das Eine, was Noth thut, aus den Augen verlieren. Darum müssen sie von frühester Jugend auf zu dem angehalten werden, was zu Gott führt, zum Lesen der h. Schrift, zum Besuch des Gottesdienstes und zum Gutes thun. O möchte sich Gott unserer erbarmen, auf daß wir eine Weise fänden, welche uns kräftig lehrte, Alles, womit sich unser Geist außer Gott beschäftiget, auf Gott, alles irdische Abmühen, worin die Welt verwickelt und versenkt ist, auf den Fleiß für's himmlische Leben zu übertragen!" —

Die Janua reserata, ein anderes und mit das berühmteste Werk des Comenius, hat zunächst nur den Sprachunterricht im Auge. Nach dem Vorgange eines Jesuiten, der eine lateinische und spanische janua linguarum herausgegeben, welche jedoch ihrem Zwecke

nicht sehr entsprach, wollte Comenius mit seiner janua reserata einen natürlichen, leichten und sicheren Weg zur Erlernung des Lateinischen bahnen. Sein Grundprincip war hiebei, daß das Erlernen der Sprache mit dem Kennenlernen der durch die Sprache bezeichneten Dinge Hand in Hand gehen müsse. In der Vorrede sagt er ferner: Weil ich dieses für ein unbewegliches Gesetz der Lehrkunst halte, daß der Verstand und die Sprache jederzeit schnurstracks bei einander laufen, und daß einer so viel gewohne, auszusprechen, als er mit dem Verstand begriffen habe (denn wer da verstehet, das er nicht ausdrücklich andeuten kann, was ist zwischen ihm und einem stummen geschnitzten Bilde für ein Unterschied: ohne Verstand aber reden ist Papageiisch), so habe ich nöthig zu thun erachtet, daß Alles in der ganzen Welt in gewisse Stellen, daß es die Knaben begreifen könnten, ordentlich gefasset, und also dasjenige, welches mit der Rede soll ausgesprochen werden, nämlich die Dinge selbst, erstlich eingebildet würde. So sind hundert gemeine Titul der Dinge entsprossen. — Dann habe er ungefähr 8000 Wörter in 1000 vollkommene Sprüche gebracht, welche er erstlich kürzer und eintheilig, darnach etwas länger und mehrtheilig gemacht habe. — Ferner habe er sich bemüht, daß zum ersten Begriff der Knaben alle Wörter in ihrer eigentlichen und natürlichen Bedeutung möchten vorhanden sein, wenige ausgenommen. Wörter von mehrfacher Bedeutung habe er nach ihrer unterschiedlichen Bedeutung wiederholt aufgeführt. Synonyme oder auch Wörter von entgegengesetzter Bedeutung habe er einander gegenüber gesetzt und also geordnet, daß eines des anderen rechten Verstand gleichsam aufschleußt. — Auf die Vorrede folgen nun die 100 Abschnitte, welche in 1000 Sätzen von allem Wissenswerthen handeln; dem Leser soll die ganze Welt und mit ihr die lateinische Sprache vorgeführt werden. Das Buch beginnt mit dem Ursprung und schließt mit dem Ende der Welt.

Die erste Ausgabe dieses nachmals in zwölf Sprachen übersetzten Buches erschien 1631, später wurde sie mehrfach umgearbeitet, erweitert und verbessert.

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir des Comenius Stellung zu den alten Klassikern nicht ganz unberücksichtiget lassen. Er eifert mit großer Strenge gegen die heidnischen Bücher und beklagt es bitter, daß in christlich sein sollenden Schulen Terenz, Plautus und Cicero die Herrschaft haben. Sollen die Knaben, ruft er, um des Styles willen die Unfläthigkeiten des Terenz, Plautus u. A. studiren? Heißt das nicht Oel in's Feuer gießen? Das Böse, was jene Autoren enthalten, haftet viel mehr in den jugendlichen Seelen, als das Gute! —

Das berühmteste, noch bis auf den heutigen Tag bekannte

Buch des Comenius ist der Orbis pictus (gemalter Weltkreis). Die Einrichtung dieses Werkes ging aus der Wichtigkeit hervor, welche der Verfasser der sinnlichen Anschauung zuschrieb. Er wollte mit der Betrachtung der Dinge die Unterweisung beginnen, und doch gab die gewöhnliche Schulstube fast nichts zu betrachten. Das Buch ist eine Welt in Bildern, an welche sich lateinische Sätze knüpfen. Freilich ist immer noch nicht die Anschauung der Dinge und Thätigkeiten selbst gegeben, allein so viel steht doch fest, daß das Buch in den Unterricht ein reges geistiges Leben brachte. Es beginnt mit den Buchstaben, welche durch Thierlaute versinnlichet werden, worauf die Lehre von Gott folgt, und endiget — mit dem Taschenspieler! Das Latein des Buches war mitunter barbarisch und lächerlich, aber es ging aus der Nothwendigkeit hervor, die alte Sprache den Dingen der Neuzeit anzupassen. Basedow's Elementarwerk, von welchem später die Rede sein wird, ist im Grundgedanken mit dem Orbis pictus eins und vielfach dessen Verpflanzung in's achtzehnte Jahrhundert.

In seiner Didactik unterscheidet Comenius vier Lehranstalten, nämlich die Mutterschule (schola materna), die deutsche Schule (sch. vernacula), die Lateinschule (sch. latina) und die Universität (Academia). —

Die Mutterschule ist ihm das elterliche Haus, die deutsche Schule will er in jeder Gemeinde, die Lateinschule in jeder Stadt, die Akademie in jeder Provinz errichtet wissen. Der Mutterschule sollen die Kinder bis zum sechsten Jahre, der deutschen bis zum zwölften, der Lateinschule bis zum achtzehnten Jahre angehören. Was die Mutterschule anlangt, so eifert Comenius gegen die Gewohnheit der vornehmen Mütter, ihre Kinder Ammen zu überlassen, und widmet auch der physischen Erziehung einzelne belehrende Winke. Hienach zeigt er, daß in den ersten sechs Lebensjahren der Grund zu allen Wissenschaften durch die Natur und hülfreiche Umgebungen gelegt werde. So sagt er z. B., daß die Kleinen die Geographie mit der Kenntniß ihrer Wiege, der Stube, des Gehöftes, der Straße, der Felder 2c.; die Chronologie mit der Unterscheidung von Tag und Nacht, Stunde, Woche, Feiertag; die Geschichte aber mit dem beginnen, was ihnen selbst gestern und vorgestern begegnet ist. Die Politik knüpft sich an die Kenntniß des Hausregimentes, die Arithmetik an's Zählen nächstgelegener Dinge, die Geometrie an die Begriffe von lang, breit, Linie, Zoll, Fläche 2c. Auch an der Poesie, an rhythmischen Sprüchen und Reimen erfreuen sich die Kinder schon. Hienach geht Comenius zur sittlichen Erziehung über, für deren Gedeihen er besonders das Beispiel der Eltern verlangt, und eifert gegen das Verziehen der Kleinen. Ist im sechsten Jahre das Kind zur Schule reif, so übergebe man es

dieser, stelle ihm aber die Schule nicht als Strafanstalt, sondern als einen angenehmen, liebenswürdigen Ort vor, so daß es sich im Voraus darauf freue.

Die deutsche Schule gehört Allen, den Kindern der Vornehmen ebensowohl, als den Kindern der Armen. Sie ist die Schule der Muttersprache und der Realkenntnisse und hat keineswegs das Latein zum Zwecke. Eine fremde Sprache lehren wollen, bevor man der eigenen mächtig ist, heißt den Sohn im Reiten unterrichten, ehe er gehen kann. Die Lehrgegenstände der deutschen Schule sind: deutsch Lesen, Rechtschreiben, Rechnen nach dem Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens, Bibel und Katechismus, Lieder und Sprüche, einige Weltbeschreibung und Kenntniß der Gewerbe und Künste. Die deutsche Schule soll sechs Klassen und für jede ein Schulbuch in der Muttersprache haben. Auch die lateinische Schule soll aus sechs Klassen bestehen. In ihr sind Deutsch, Latein, Griechisch und Hebräisch, sodann Dialectik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie die Lehrgegenstände. Auch Physik, Geschichte, Sittenlehre und biblische Theologie gehören in diese Schule. Deutsch und Latein sollen die Schüler vollkommen, Griechisch und Hebräisch zur Nothdurft verstehen. Wenn übrigens Comenius nichts weiter gethan hätte, als nur auf die Nothwendigkeit deutscher Schulen hinzuweisen und deren Einrichtung vorzuzeichnen, so würde sein Verdienst schon groß sein. Nichts fehlte gerade in der damaligen Zeit unserm deutschen Volke mehr, als deutsche Bildung in der Muttersprache und durch diese, und daß Comenius dies lebhaft erkannte, ist ein Beweis von seiner tiefen Einsicht in die Verhältnisse und Bedürfnisse der Zeit, so wie von seinem Nationalgefühl. Er theilt mit Ratichius das Verdienst, die Muttersprache wieder in ihre Rechte eingesetzt zu haben. Wir haben bereits gehört, daß Comenius im Jahre 1650 nach Ungarn gerufen wurde, um zu Patak eine Schule zu organisiren. Sie sollte aus sieben aufsteigenden Klassen bestehen; allein der ungarische Adel ließ es bei drei Klassen bewenden. Für diese Schule ordnete Comenius auch gymnastische Uebungen, Spaziergänge und dramatische Aufführungen an. Die Wände der Klassenzimmer sollten mit lehrreichen Bildern und Inschriften geziert sein, die ganze Schule eine Republik darstellen und daher einen Senat, einen Consul und Prätor haben. Jeden Tag sollte der Unterricht sechs Stunden dauern, von welchen die eine Hälfte auf den Vormittag falle. Mit derselben Strenge, wie die Jesuiten, Sturm und Trotzendorf verlangte Comenius hier, daß seine Schüler auch der lateinischen Sprache vollkommen Herr würden. Das Latein galt ihm noch als Universalsprache, als Mittel zur Einigung der Menschheit, wie es die Jesuiten zur Einheit der Kirche benutzten; er

ließ sich von höheren Gesichtspunkten als Sturm und Trotzendorf leiten.

In seiner neuesten Methodenlehre (methodus novissima), einem Werke späterer Jahre, ist Comenius nicht mehr so kühn, frisch und lebendig, als früher, dafür aber besonnener und systematischer. Wir wollen auch hieraus unsern Lesern noch eine kleine Blumenlese geben.

Lernen, sagt er, ist der Fortschritt vom Erkannten zum Wissen eines Unbekannten. Dreierlei kommt also zur Erwägung: ein Unbekanntes, ein Bekanntes und die geistige Thätigkeit, um vom Bekannten aus das Unbekannte zu erreichen. Alles muß durch Beispiele, Regeln und Uebung gelehrt werden. Dem Verstande muß das Wahre, dem Willen das Gute, der schaffenden Kraft das Mögliche als Beispiel vorgehalten werden, woran sich die durch Regeln geleitete Uebung anschließt. Die Regeln dürfen nicht den Beispielen vorausgehen. Thun kann nur durch Thun, Schreiben durch Schreiben, Malen durch Malen erlernt werden. — Niemals gehe man auf ein Zweites über, bevor man nicht des Ersten mächtig; beim zweiten wiederhole man das erste.

Zur Wissenschaft kommen wir zunächst durch sinnliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen, dann indem wir vom Gegenwärtigen auf Abwesendes schließen, endlich durch Mittheilung Anderer.

Augenschein (Autopsie) ersetzt die Demonstration. Gut ist's, dasselbe Ding mit mehreren Sinnen aufzufassen.

Man begreift einen Gegenstand, wenn man sein Inneres so erkennt, wie man sein Aeußeres durch die Sinne auffaßt. Zu solchem inneren Schauen gehört ein gesundes geistiges Auge, ein klarer Gegenstand und verweilendes Betrachten.

Das Gedächtniß hat drei Aufgaben, nämlich Einprägen, Festhalten und Reproduciren oder Erinnern. Die einzuprägenden Gegenstände müssen klar, zusammenhängend und geordnet sein; der auffassende Sinn darf nicht überfüllt werden mit Eindrücken, welche ihn verwirren; er sei still, auf Eins gerichtet und zwar mit Liebe oder Bewunderung. Jede Erinnerung wird durch den inneren Zusammenhang der Dinge erleichtert.

Die Jüngsten müssen in sinnlichen Dingen unterrichtet werden, Bilder prägen sich ihnen am festesten ein; für sie gehören Beispiele und Vorschriften, nicht aber abstracte Regeln.

Angenehm wird den Schülern das Lernen gemacht, wenn sie der Lehrer freundlich und ihrer Natur entsprechend behandelt, wenn er ihnen das Ziel ihrer Arbeit zeigt, sie nicht bloß zusehen und zuhören, sondern zugreifen und mitsprechen läßt, auch auf Abwechselung bedacht ist.

Um gründlich zu unterrichten, bedarf es klarer, ausgewählter

Beispiele und Vorschriften, weniger, aber zuverlässiger Regeln und ausdauernder Uebung. Es bedarf sicherer Fundamente, eines vorsichtigen Fortbaues und der Vollständigkeit. Examiniren und Wiederholen sind nöthig. Besonders wichtig ist es, daß ja der Schüler angehalten werde, wieder selbst zu unterweisen.

Die Kunst, Menschen zu bilden, ist keine oberflächliche, sondern eines der tiefsten Geheimnisse der Natur und unseres Heiles.

Wie wir das kurze, eng eingerahmte Bild des merkwürdigen Mannes mit einer Stelle aus seiner letzten Schrift, „das Eine Nothwendige" begonnen haben, so glauben wir dieses Bild auch auf's Würdigste mit einer solchen schließen zu müssen.

Sein Lebensende nach so vielen Mühsalen und Irrfahrten ruhig erwartend, spricht er:

„Alles, was ich von irdischen Sorgen noch auf mir habe, will ich verlassen. Soll ich diesen, meinen letzten Vorsatz noch deutlicher erklären, so sage ich: Eine geringe Hütte, sie sei wie sie wolle, soll mir statt eines Palastes sein, oder, wo ich keine eigene haben kann, da ich mein Haupt hinlege, so will ich nach dem Beispiele meines Herrn zufrieden sein, wenn mich Jemand unter sein Dach aufnimmt. Oder ich will unter dem Dache des Himmels bleiben, wie Er die letzten Nächte auf dem Oelberge, bis mich die Engel, wie den Bettler Lazarus, in ihre Gesellschaft holen. Statt eines kostbaren Kleides will ich mich, wie Johannes, an einem rauhen Gewande begnügen. Brot und Wasser sollen die Stelle eines köstlichen Tisches vertreten, und kommt noch ein kleines Zugemüse hinzu, so will ich die Güte Gottes loben. Meine Bibliothek soll aus dem dreifachen Buche Gottes bestehen; meine Philosophie soll sein, daß ich mit David die Himmel und die Werke Gottes betrachte, und mich verwundere, daß Gott, der Herr so großer Dinge, sich herabläßt, auf mich armen Wurm zu sehen. Meine Arzenei soll wenige Kost und öfteres Fasten, meine Rechtsgelehrsamkeit sein, daß ich Andern thue, wie ich will, daß sie mir thun. Fragt Jemand nach meiner Theologie, so will ich, wie der sterbende Thomas von Aquino, da ich auch bald sterben werde, die Bibel nehmen und mit Herz und Mund sagen: ich glaube, was in diesem Buche geschrieben steht; frägt er genauer nach meinem Glaubensbekenntniß, so will ich ihm das apostolische nennen, da ich kein kürzeres, einfältigeres und nachdrücklicheres weiß, das alle Streitfragen entscheidet. Frägt er nach meiner Gebetsformel, so will ich ihm das Gebet des Herrn weisen, da Niemand einen bessern Schlüssel geben konnte, das Herz des Vaters aufzuschließen, als der eingeborne Sohn, der aus des Vaters Schoße kam. Frägt man nach meinen Lebensregeln, so sind es die zehn Gebote, weil ich glaube, daß Niemand besser sagen konnte, was Gott gefalle, als Gott selbst.

Ich lobe und preise deine heiligste Vorsicht, o mein Erretter, daß du mir auf dieser Erde kein Vaterland und keine Wohnung gegeben hast, sondern daß sie mir nur ein Ort der Verbannung und der Pilgerschaft hat sein sollen, und daß ich mit David sagen konnte: ich bin Beides, dein Pilger und dein Bürger. Ich kann nicht mit Jakob sagen: Meiner Tage sind wenige, und sie langen nicht an die Tage meiner Väter. Denn du hast gemacht, daß die meinigen die Tage meines Vaters und Großvaters und vieler Tausende von denen übertreffen, welche mit mir durch die Wüste dieses Lebens gingen. Warum du dieses gethan hast, das weißt du, — ich überlasse mich beständig deinen Händen! Du hast mir allezeit, wie dem Elias in der Wüste, einen Engel zugesandt mit einem Bissen Brotes und Trunke Wassers, daß ich nicht vor Durst und Hunger stürbe. Du hast mich vor der gemeinen Thorheit der Menschen bewahrt, die allerlei Zufälliges für wesentliches Gut, den Weg für das Ziel, das Streben für die Ruhe, die Herberge für die Wohnung, die Wanderschaft für das Vaterland halten; mich aber hast du zu deinem Horeb geführt, ja hingetrieben. Gelobt sei dein heiliger Name!" —

So lange das Princip der Anschauung Geltung behält, so lange ein milder, frommer Sinn als Schmuck des Lehrers gilt, so lange endlich deutsche Schulen deutsche Sprache und Bildung pflegen; so lange wird das Andenken des gemüthvollen und menschenfreundlichen Amos Comenius auch in ehrender Erinnerung bleiben.

John Locke.

In John Locke begegnen wir einem Manne, dessen Studien zunächst nicht der Pädagogik galten, der keineswegs zu denen gehört, welche unmittelbar in der Schule selbst Erfahrungen schöpfen, der vielmehr nur durch äußere Umstände zur Erziehungskunst hingeleitet wurde; aber gerade durch seine Leistungen als Gelegenheits-pädagog sich das Gedächtniß der Nachwelt mehr gesichert hat, als durch die ungleich größere Zahl seiner Schriften über andere Gegenstände. Geboren zu Wrington unweit Bristol im Jahre 1632, wurde er in seiner ersten Jugend vom Vater, der die Stelle eines Hauptmanns in der Parlamentsarmee bekleidete, sehr streng erzogen, doch späterhin freundlicher und freier behandelt. Er studirte auf der Universität zu Oxford zunächst Philosophie, dann aber die Medicin mit glänzendem Erfolge. Selbst der berühmte Arzt Sydenham sprach mit Achtung von Locke's Kenntnissen und Leistungen. Seine schwache Gesundheit verleidete ihm jedoch die ärztliche Praxis und hieß ihn die Gelegenheit benutzen, als Gesandtschaftssekretair (1664) nach Berlin zu gehen. Von da kehrte er im folgenden Jahre nach Oxford zurück, wo er sich mit Physik, namentlich mit meteorologischen Beobachtungen beschäftigte. Im Jahre 1666 machte Locke die folgenreiche Bekanntschaft des Grafen von Schaftesbury, welcher ihm nach der Erhebung zum Großkanzler eine einträgliche Geschäftsstelle verschaffte, die er jedoch wieder verlor, als der Graf in Ungnade fiel. Locke folgte seinem Gönner nach Amsterdam. Erst 1689 kehrte er in's Vaterland zurück, um daselbst Commissär des Handels und der Kolonien zu werden. Da jedoch die Luft Londons Locke's Gesundheit nicht zusagte, so hielt er sich fast beständig zu Oates in der Grafschaft Essex auf, wo sein Freund Sir Masham einen Landsitz besaß. Hier starb Locke auch am 28. October 1704 im 73. Lebensjahre.

Die literarischen Arbeiten Locke's beziehen sich auf Theologie und Philosophie. Was die letzteren anlangt, so vertreten sie hauptsächlich zwei Principien, nämlich, daß es keine angeborenen Grundsätze und Ideen gäbe, und daß alle unsere Erkenntniß aus der Sinnesempfindung und Erfahrung hervorgehe. Nach Locke's

Grundsätzen stammt selbst alles Wissen von Gott und göttlichen Dingen, so wie jeder moralische Begriff aus der Erfahrung; auch die Gottesidee ist nicht angeboren. „Zeige doch Jemand, sagt er in seinem Versuche über den menschlichen Verstand, zeige doch Jemand einen einzigen einfachen Begriff, der nicht durch sinnliche Empfindung oder Reflexion entstanden, oder einen zusammengesetzten, der nicht aus solchen einfachen Vorstellungen gebildet wäre. Und wenn dies unmöglich ist, so wundere man sich auch nicht, daß diese wenigen einfachen Begriffe hinreichen, die lebhafteste und vielumfassendste Denkkraft zu beschäftigen und den Stoff aller mannigfaltigen menschlichen Erkenntnisse, Einbildungen und Meinungen abzugeben. Man wundere sich darüber eben so wenig, als darüber, daß durch die mannigfaltigen Zusammensetzungen der Buchstaben des Alphabetes sich so unendlich viele Worte bilden lassen." — Diese Lehre, welche der unmittelbaren Sinnesempfindung als Hauptquelle jeder Erfahrung eine übertriebene Bedeutung gab, wurde in Frankreich, wo sie die meisten Anhänger fand, bald zum krassesten Materialismus ausgebildet. Hätte Locke erkannt, daß auch die innere Erfahrung ihren selbständigen Inhalt hat, weil auch der Geist seine eigenen Lebenserfahrungen besitzt, so würde er die Quelle und Leitung der sogenannten angeborenen Ideen gefunden haben. Seine theologischen Schriften förderten die Richtung zum Deismus. Er nimmt zwar noch die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung an, er erkennt den durch Wunder beglaubigten Christus als solche Offenbarung, aber die Gottheit Christi scheint er bezweifelt zu haben, da er sich nirgends darüber bestimmt ausspricht. Darum sagt auch der große Philosoph Leibnitz: er (Locke) habe vom Messias blos angenommen, daß er einzig Mensch gewesen, der aber auf wunderbare Weise in die Welt getreten sei. Unchristlich ist Locke nicht gestorben. Er genoß einige Monate vor seinem Tode das Abendmahl, bat am letzten Abend um die Fürbitte seiner Hausgenossen und verschied unter dem Verlesen eines Psalmes.

Zur pädagogischen Schriftstellerei wurde er durch den Umstand geführt, daß ihm der erwähnte Graf Schaftesbury seinen fünfzehnjährigen Sohn, einen sehr kränklichen Knaben, zur ärztlichen Pflege und Erziehung übergab. Locke's Behandlung des Zöglings hatte ausgezeichneten Erfolg. Der junge Graf blieb am Leben, erstarkte und ging später eine Ehe ein, in der er sieben Kinder zeugte.

Locke's pädagogisches Werk: „Gedanken von der Erziehung der Kinder" erschien 1693 und wird uns hauptsächlich beschäftigen. Die Richtung des Buches können wir nicht besser bezeichnen, als indem wir die Briefe hervorheben, die Locke in Erziehungsangelegenheiten an den Lord Peterborough schrieb. In diesen sieht

er mit einiger Verachtung auf die schulmäßige gelehrte Bildung herab; sein Ideal ist ein wohlgezogener und wohlgearteter Weltmann; ein guter Kopf, fügt er hinzu, lerne dann die Gelehrsamkeit ganz von selbst, sei ja Newton einzig durch Selbstunterricht der große Mathematiker geworden. Locke's Erziehungslehre hält sich daher oft nur an allerlei äußere Regeln, die wesentlich nur auf's unmittelbar Nützliche gehen. Auch er hält es mit Bacon's Frucht. Jene nur auf das Nützliche und baldmöglichst Verwendbare gerichtete Erziehungsweise des nach Locke's Tode beginnenden Aufklärungszeitalters stammt in ihren ersten Anfängen nicht bloß von Rousseau, sondern schon von Baco und Locke. Doch lassen wir den letzteren selbst reden, und zwar zunächst Einiges über die Erziehung.

Kinder vornehmer Eltern, sagt er, sollten zur Erhaltung und Beförderung der Gesundheit etwa wie die Kinder wohlhabender Landleute gehalten werden. Tag und Nacht, bei Wind und Wetter sollen sie im bloßen Kopfe gehen. Der Knabe treibe sich zu jeder Jahreszeit im Freien herum und jeder lerne Schwimmen. Kleinen Kindern gebe man kein Fleisch, sondern Milch. Scharf gesalzene und gewürzte Speisen sind ihnen schädlich; zum Getränk diene Halbbier, dagegen nicht Wein oder Liqueur. Frühes Aufstehen und frühes Niederlegen sei Regel, 8 Stunden Schlafs reichen hin. Man wecke nicht aufschreckend. Das Lager sei hart, es bestehe aus Matratzen, nicht aus Federbetten. —

Aus diesen und ähnlichen in's Einzelne gehenden Vorschriften spricht der Arzt, welcher zunächst das Leibliche ins Auge faßt. Wir gehen zu dem über, was Locke über die geistige Erziehung sagt. Er will, daß Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung früh geübt werden, und daß man daher schon auf die Kinderfehler ein wachsames Auge haben solle. Er weis't darauf hin, daß wir Erwachsenen durch verkehrte Einwirkungen und Beispiele vielfach die späteren Fehler der Jugend hervorrufen. Den Launen der Kinder soll man nie dienen, sie erst an unbedingten Gehorsam, darnach mit zunehmenden Jahren an Freiheit gewöhnen. Im dritten Abschnitte seines Buches eifert Locke gegen den Mißbrauch der Strafen und Belohnungen. Er hat liberale, nicht gerade schlaffe Grundsätze. Er spricht gegen die Ruthe. Was beim Unterrichte eingebläut wird, erregt eben deswegen Widerwillen, zudem wird ein Kind durch Schläge feig und sclavisch. Sinnlicher Köder, als Geld, Leckereien, Putz 2c. sind verwerflich. Dagegen wirke man auf die Kinder durch Lob und Tadel. Von allen Motiven, welche geeignet sind, eine vernünftige Seele zu rühren, ist keines mächtiger, als Ehre und Schande. Kann man daher den Kindern Liebe zur Reputation einflößen und ihnen eine Idee von Scham und Schande beibringen,

so hat man ihnen damit ein wahrhaftes Princip eingepflanzt, welches sie unaufhörlich zum Guten führen wird. Hierin, sagt Locke, besteht meines Erachtens das große Geheimniß der Erziehung.

Die Lobsprüche, welche Kinder verdienen, sollen sie in Gegenwart Anderer erhalten. Die Belohnung wird verdoppelt, wenn das Lob verbreitet wird. Dagegen soll man ihre Fehler nicht bekannt machen, denn das stumpft sie ab.

Man soll Kindern wenige Vorschriften geben, aber auf diese streng halten. Am besten ist's, wenn man die Gesetze durch Gewöhnung vorbereitet und aus dieser finden läßt. Man behandele das Kind mit Freundlichkeit und nach seiner Individualität. Man wache gegen alle Künstelei und allen Schein, halte dagegen auf innere Schönheit und Natürlichkeit. Selbst eine schlichte, rohe Natur ist besser, als alles erkünstelte Wesen, das doch nur erlogene Grazie und Mißgestalten hervorbringt.

Zur Aneignung guter Manieren ist der Tanzmeister und dessen frühe Unterweisung sehr empfehlenswerth.

Im sechsten Abschnitte seines Werkes redet Locke der privaten Erziehung und der Annahme eines Hofmeisters warm das Wort. Nach seiner Ansicht setzt man durch den öffentlichen Unterricht die Unschuld des Knaben auf's Spiel und tauscht für etwas mehr Latein und Griechisch Rohheiten und Unverschämtheit ein. Bei einer so großen Anzahl Knaben ist Berücksichtigung der Individualität und Aufsicht über den Einzelnen nicht möglich. Die Hauptsache bleibt die Tugend, und diese eignet sich der Knabe unter einem Hofmeister am sichersten an.

Der sehr liberale siebente Abschnitt spricht über verzeihliche und strafwürdige Fehler der Jugend. Was die Kinder lernen sollen, lege man ihnen nicht als Tagewerk auf; selbst anbefohlenes Spiel wird sie anekeln. Kinder wollen so gut unabhängig sein, als Erwachsene. Dagegen flöße man ihnen Lust und Neigung zu dem ein, was sie lernen sollen. Ein Kind lernt dreimal so viel, wenn es zur Sache gestimmt ist; man bringe es womöglich dahin, daß es den Erzieher selbst um Unterweisung bittet. Doch sollen Kinder nicht müßig gehen und sich soweit überwinden lernen, daß sie nöthigenfalls einen Lieblingsgegenstand fahren lassen, um einen minder angenehmen zu ergreifen.

Wenn man es zu veranstalten suchte, daß das, was sie Andere thun sehen, sich ihnen unvermerkt als ein Vorrecht reiferer Jahre zeigte, so würde der Ehrtrieb und das Verlangen, den Höherstehenden gleich zu werden, ihren Eifer wecken und sie würden munter und freudig an's Werk gehen, weil das, was sie beginnen sollen, ihr eigener Wunsch ist. Viel vermag auch bei Kindern die Hoffnung auf die gute Meinung und den Beifall Anderer. Mit

Kindern muß man raisonniren. Sie verstehen das so früh, als sie die Sprache überhaupt verstehen, und wünschen früher, als man glaubt, wie vernünftige Geschöpfe behandelt zu sein. Das ist ein Stolz, den man in ihnen sorgfältig pflegen und zu dem vornehmsten Werkzeuge machen sollte, wodurch man sie lenkt.

Das Schlagen in Schulen beim Unterrichte dürfte entweder im Unnatürlichen und Widrigen des Objects für das Knabenalter, also in den Gegenständen selbst, oder auch in der Methode seinen Grund haben. Ist ein Kind so boshaft, daß alle Schläge nicht fruchten, so bleibt dem Vater nichts übrig, als für dasselbe zu beten.

Schläge in heiligem Zorne gegeben, machen gewiß einen tieferen und sittlicheren Eindruck, als Schläge eines überkühlen, raisonnirenden Erziehers. Nimmermehr sollte ein Kind von jemand geschlagen werden, der es nicht liebt, also niemals von einem Bedienten.

Locke geht hiernach auf die Eigenschaften eines Hofmeisters über, welche wir füglich mit dem Bemerken übergehen können, daß er einen feinen, welterfahrenen Mann verlangt, wie ihn sich eben nur Könige oder fürstlich reiche Engländer aussuchen können.

In einem anderen Abschnitte fordert Locke, daß die Eltern dem Kinde gegenüber ihre Autorität so früh wie möglich begründen und auf Furcht und Liebe stützen sollen. Dabei empfiehlt er jedoch, daß man den Knaben früh als Mann behandle; je früher solches geschehe, desto früher werde er auch ein Mann werden.

Im 10. Abschnitte spricht Locke von der Herrschbegierde und Selbstsucht der Kinder. Er will der ersteren hauptsächlich dadurch begegnen, daß er Alles versagt, was das Kind mit Ungestüm zu ertrotzen oder zu erschreien versucht. Bezeichnend ist das Mittel gegen Selbstsucht und Habsucht. Die gegentheilige Tugend müsse man, meint unser Pädagog, durch Lob und durch die beständige sorgfältige Veranstaltung erwecken, daß das Kind durch Großmuth und Freigebigkeit niemals verliere. Man belohne es also jedesmal, wenn es jene Tugend ausübt, mit Wucher, und lasse es ihm einleuchtend werden, daß Erweisungen der Liebe gegen Andere keine schlechte Oekonomie seien, sondern daß ihnen wieder Liebesbeweise folgen.

Das Weinen und Schreien der Kinder soll nicht durch unzeitiges Bedauern gefördert, vielmehr sollen sie auch gegen den Schmerz abgehärtet werden. Man mache die Kinder nicht furchtsam und gewöhne sie auch an den Anblick widerwärtiger Thiere, als der Frösche, Spinnen ꝛc. Die Neigung zur Thierquälerei ist zu bekämpfen. Aber zu oft geschieht das Gegentheil. Man lacht darüber, wenn die Kinder Andere schlagen und ihnen wehe thun. Läuft doch das ganze Geschwätz, womit die Geschichte uns bewirthet,

fast auf nichts Anderes, als auf's Fechten und Todtschlagen hinaus. Die Eroberer sind große Schlächter der Menschheit, sie lernt der Jüngling bewundern und sein Wohlwollen gegen Mitmenschen wird dadurch erstickt.

Die Wißbegierde will Locke wieder durch Hinwirkung auf die Eitelkeit und auf den Stolz steigern. Darum ist's auch zweckmäßig, jüngere Geschwister durch ältere unterrichten zu lassen.

Mit Recht eifert Locke gegen die Ueberfüllung der Kinderstube mit Spielsachen. Am besten ist's, wenn sich die Kinder selbst Spielzeug machen.

Das Lügen muß den Kindern als etwas Abscheuliches dargestellt werden, als etwas, was der Ehre und dem Character des Mannes zuwider läuft. Beharrliche Lügner verdienen körperliche Züchtigung, offenes Geständniß ernte Verzeihung.

Vier Dinge wird ein Vater seinem Sohne wünschen: Tugend, Klugheit, Lebensart und Kenntnisse. Die Tugend ist das erste, denn sie erwirbt die Achtung und Liebe Anderer und gibt Selbstzufriedenheit. Den Grund hiezu legt der richtige Begriff vom Schöpfer, der uns liebt, den wir wieder ehren sollen, wie uns das Glaubensbekenntniß lehrt. Mehr als dies lehre man nicht von Gott, nur lasse man Morgens und Abends ein kurzes, bleibendes Gebet sprechen. An die Lehre von Gott schließe man die Anweisung zur Wahrheit, zur Liebe und zum Wohlwollen an.

Auch zur Klugheit führe man das Kind an, nur nicht zur List. Das äußere Benehmen sei höflich, weder allzu dreist, noch tölpelhaft.

Hören wir nun auch einige Ansichten Locke's über den Unterricht. Er spricht davon zuletzt, weil er Kenntnisse für das minder Wichtige hält. Ein tugendhafter, weiser Mann ist ja einem großen Gelehrten weit vorzuziehen. Zu viele Jahre quält man die Kinder mit den alten Sprachen, welche sie bei besserer Methode spielend und in viel kürzerer Zeit hätten lernen können.

Lesen soll der Knabe lernen, sobald er sprechen kann, aber ohne Zwang, nur spielend. Locke empfiehlt zu diesem Zwecke einen Würfel von 25 Flächen, auf welchen man die einzelnen Buchstaben nach einander schreiben solle. Aesop's Fabeln und Reinecke Fuchs eigenen sich zum ersten Lesebuche.

Das Vaterunser, die 10 Gebote und den Glauben sollen die Kinder durch Vor- und Nachsprechen lernen.

Was die Sprachen anlangt, so lerne der Knabe zuerst Französisch, denn dieses wird bis jetzt einzig auf die richtige Weise, nämlich durch Sprechen gelernt. Lateinisch sollte auf dieselbe Weise, aber nur von solchen erlernt werden, die es künftig gebrauchen. Ist kein guter Lateinsprecher zu haben, so nehme man

ein unterhaltendes Buch, z. B. die Fabeln Aesop's, und setze eine ganz wörtliche Uebersetzung darunter. An solchen Sprachunterricht kann sich auch die Unterweisung in einzelnen Realkenntnissen knüpfen.

Der Poesie und allem, was etwa die Neigung oder das Talent dazu wecken oder nähren könnte, ist Locke ganz abhold, also auch dem Versemachen in der Lateinischen Sprache. Und wenn ein Knabe wirklich poetische Ader hätte, sagt Locke, so würde ich es höchst seltsam finden, wenn der Vater wünschte oder geschehen ließe, daß man sie verstärkte. Ich dächte, Eltern sollten daran arbeiten, sie zu ersticken oder zu unterdrücken; ich weiß nicht, welche Gründe ein Vater haben kann, zu wünschen, daß sein Sohn ein Poet werde, wenn er nicht etwa zugleich wünscht, daß dieser Sohn jedem andern Berufe und Geschäfte absterbe. Und das ist noch bei weitem nicht die schlimmste Seite der Sache. Denn wenn er nun wirklich ein glücklicher Reimer wird und wenn es ihm gelingt, sich den Ruf eines Schöngeistes zu erwerben; so wünschte ich, man bedächte, in welchen Gesellschaften und an welchen Orten er wahrscheinlich Zeit und Vermögen vergeuden wird. Sehr selten noch hat man gesehen, daß Jemand auf dem Parnaß Gold- und Silberminen entdeckt hat. Es weht dort eine liebliche Luft, aber der Boden ist unfruchtbar, und es gibt wenige Beispiele, daß dort Jemand einen Fund zur Vermehrung des väterlichen Erbes gethan hätte. Poeterei und Spielen gehen meistens Hand in Hand. Soll euer Sohn nicht zum Zeitvertreib liederlicher Gesellen werden, so wünscht euch nicht, daß er Poet werde, oder daß ihn sein Schulmeister in die Kunst einweihe, Verse zu schmieden. In gleich wegwerfender Weise urtheilt Locke über die Musik. Ich habe, sagt er, unter Leuten von Talent und unter Geschäftsmännern so selten Jemand wegen vorzüglicher Geschicklichkeit in der Musik loben gehört, oder gesehen, daß er besonders geschätzt wurde, daß ich glaube, der Musik unter allen Dingen, welche auf die Liste der Geschicklichkeiten kommen könnten, den letzten Platz anweisen zu müssen.

Griechisch muß der Gelehrte verstehen; aber ich habe mich, sagt Locke, bloß auf die Erziehung eines Weltmannes eingelassen. Im übrigen empfiehlt er Realien, Geometrie und Rechnen. Von Logik und Rhetorik hält er nicht viel; er meint, daß richtiges Denken und schönes Reden schwerlich aus ihren Regeln erlernt werden. Tanzen, Reiten und Fechten soll jeder junge Mann von Welt lernen. Auch Handarbeiten sind gut, und es wäre zu wünschen, daß jeder Jüngling mindestens Ein Handwerk lernte, z. B. Gartenbau, Kupferstechen, Lakiren, Drechseln rc. Auch Reisen bilden den jungen Mann.

Wiederholt sagt Locke, daß Tugend und Weisheit höher als

Kenntnisse stehen. Man lehre daher den Knaben seine Neigungen beherrschen und die Begierden der Vernunft unterwerfen. Um einen jungen Mann dahin zu bringen, gibt's kein wirksameres Mittel, als die Liebe zu Beifall und Lob, die man ihm durch alle ersinnlichen Mittel einzuflößen suchen sollte. Macht seine Seele so empfindlich gegen Lob und Beschämung, als ihr könnt. Wenn ihr das gethan habt, so habt ihr ihm eine Triebfeder gegeben, welche auf alle seine Handlungen wirken wird, auch wenn ihr nicht zugegen seid, und ihr habt den Stamm, auf welchen ihr später die wahren Grundsätze der Moralität und Religion pfropfen könnt.

Am Schlusse gesteht Locke selbst, daß sein Werk noch mangelhaft sei, und daß man noch Vieles nach Maßgabe der Individualität der Kinder hinzusetzen könne. Die Erziehung muß sich auch den verschiedenen Ständen anbequemen, und meine Betrachtungen, sagt er wiederholt, gelten nur dem Sohne eines hochstehenden Mannes.

Blicken wir noch einmal auf die mitgetheilten Ansichten Locke's zurück, um sie im Zusammenhange aufzufassen, so kann uns nicht entgehen, daß bei ihm die positive Religion bedeutend in den Hintergrund tritt. Wie er sich im Leben und in seinen theologischen Schriften nicht ganz dem Christenthume entfremdete, so hat er der Religion auch hie und da in seiner Erziehungsschrift gedacht; aber nirgends finden wir, daß er dieselbe zum Principe und zum Leitsterne aller seiner pädagogischen Wirksamkeit gemacht hätte. Die Religion verhält sich zu Locke's Pädagogik, wie sich noch heutzutage viele vornehme Weltmänner zu ihrer Kirche verhalten. Sie scheiden nicht aus ihr, sie suchen wohl auch ein freundliches Verhältniß mit ihr zu unterhalten; aber sie darf niemals einen tieferen Einfluß gewinnen oder maßgebend einwirken wollen. Er wünscht seinem Zöglinge Tugend; aber es ist einleuchtend, daß ihm diese mehr ein Product der Vernunft und zeitlicher Rücksicht, als ein Ergebniß des frommen Glaubens an eine göttliche Offenbarung ist. Dagegen räumt Locke den Motiven des Ehrgeizes, den Triebfedern des Stolzes und der äußeren Anerkennung den höchsten Einfluß ein, ja er denkt sogar auf diese die religiöse und moralische Bildung zu stützen. Er will Feigen auf Disteln pfropfen. Man hat den Jesuiten vielfach den Vorwurf gemacht, daß sie der Aemulation zu viel Einfluß eingeräumt, dem Ehrgeiz zu starke Nahrung gegeben hätten. Es ist dabei außer Acht geblieben, daß die Jesuiten ihre gesammte Erziehung mit der Kirche, mit den Forderungen des Christenthums in durchaus praktische Beziehung brachten und ihre ganze Pädagogik auf die Religion stützten. Dadurch war ein bedeutendes Gegengewicht gegen alle nachtheilige Folgen des Wetteifers und des angeregten Ehrtriebes gegeben, ein Gegengewicht,

von welchem wir bei Locke kaum eine Spur finden. Er wagt es nicht, von glaubensvoller Frömmigkeit, von kindlicher Liebe zu Gott, von hingebender Hoffnung auf den Erlöser oder von christlicher Demuth zu reden; er spricht nur von Tugend, welche ihm nichts weiter ist, als Unterordnung der Leidenschaften unter die Vernunft. Mit solcher Geringschätzung des Christenthums und seiner göttlichen Kraft geht eine auffallende Ueberschätzung des Kindes und der kindlichen Natur Hand in Hand, eine Ueberschätzung, die vortrefflich geeignet ist, dünkelhafte Selbstsüchtler zu erziehen, welche Alles in der Welt nur auf sich concentriren und jede Handlung mit dem Maßstabe des Eigennutzes messen. Darum scheut er sich, Kinder körperlich zu züchtigen, darum will er sie der Schule entziehen und einem Hofmeister überantworten, darum schiebt er die Unlust zum Lernen auf die Methode oder die Unangemessenheit der Gegenstände, darum will er endlich möglichst früh mit den Kindern raisonniren, als wenn sie Erwachsene wären.

Baco's Hinweisung auf Natur und Erfahrung, seine praktische Richtung auf eine greifliche Frucht, haben schon in Locke einen Apostel gefunden, welcher den Meister übertrifft. Wir wollten ihm noch die allzugroße Geringschätzung des Studiums der klassischen Sprachen nachsehen; aber wer möchte seine vollständig trivialen Urtheile über die Geschichte, die Musik und die Poesie vertheidigen? Hier spricht sich die materiellste Ansicht des Lebens, die Nützlichkeitstheorie, in der widerlichsten Stärke aus. Mit dieser materiellen Richtung hängt es nothwendig zusammen, daß Locke's ganze Erziehung wesentlich eine äußere ist und auf Aeußerlichkeiten hinausläuft. Er will einen tugendhaften Weltmann bilden, und unter diesem versteht er einen Mann, der sich in der Gesellschaft mit Anstand zu bewegen weiß und seine Leidenschaft der Vernunft unterordnet, oder deutlicher gesagt, kein öffentliches Aergerniß gibt. Sogar die edelsten Regungen der Freigebigkeit und Großmuth will er auf dem Mistbeete niedrigen Eigennutzes und ekler Gewinnsucht pflegen. Kinder sollen nur in der sicheren Hoffnung geben, daß ihnen reichlich wieder gegeben werde! —

Es ist nichtsdestoweniger anzuerkennen, daß Locke manche tiefe und richtige Blicke in die Kindesseele und die Entwickelung des Geistes gethan hat, welche noch heute Geltung behaupten und zu beherzigen sind. Nicht minder hat er das Verdienst, auf die körperliche Gesundheit und deren frühe Pflege nachdrücklich hingewiesen zu haben, was um so höher anzuschlagen ist, da er in einer Zeit lebte, wo man bereits anfing, diesem Theile der Erziehung wenig Sorgfalt zu widmen. Wir wollen endlich nicht außer Acht lassen, daß Locke oft und wiederholt sagt, er erziehe den Sohn eines vornehmen Mannes und wolle aus diesem einen Weltmann bilden.

Man darf nicht zweifeln, daß er damit zugleich hat aussprechen wollen, daß seine Erziehungsweise nicht auf und für Alle passe und überhaupt aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt werden müsse. Seine zahlreichen Freunde und Anhänger haben dies freilich übersehen und haben seine Maximen nicht bloß auf die Spitze getrieben, sondern auch auf alle Verhältnisse angewendet. In Einzelnem schließt sich Locke an Ratichius und Comenius an, deren Schriften ihm nicht unbekannt gewesen zu sein scheinen, aber wie sehr steht er beiden an Gründlichkeit und Achtung vor der Wissenschaft nach, und wie hoch steht letzterer in der religiösen Auffassung des Lebens und des Erziehungsgeschäftes über ihm!

Der heil. Karl Borromäus und der heil. Joseph v. Calasanz.

Eine oft gehörte Behauptung geht dahin, daß im 16. Jahrhundert für die Erziehung und den Unterricht Seitens der katholischen Kirche fast nur durch die „Jesuiten“ gewirkt worden sei, und daß sich alle pädagogische Thätigkeit in katholischen Ländern wesentlich nur auf diesen Orden zurückführen lasse. Dieser Irrthum ist ebenso groß, als die Behauptung, daß es nur die Reformation gewesen, welche die Katholiken zur größeren Regsamkeit aufgerüttelt und deren Aufmerksamkeit auch auf das Unterrichtswesen gelenkt habe. Die Kirche hat überall ihre Pflichten der Jugend gegenüber nicht vergessen, und wenn auch zugegeben werden muß, daß in einzelnen Ländern und Gebieten weniger dafür geschah, als man wünschen möchte, so lag dies nicht an der Kirche als solcher, sondern an einzelnen Persönlichkeiten oder an widrigen Verhältnissen. Niemals ist dagegen das Bewußtsein dieser Pflicht der katholischen Kirche abhanden gekommen, niemals hat sie im Allgemeinen es unterlassen, auch dieser Aufgabe zu genügen; überall aber, wo wir ihren Bestrebungen folgen, tritt uns die charakteristische Thatsache entgegen, daß sie die Erziehung nicht dem Unterrichte nachsetzte, sondern beide in's richtige Verhältniß zu bringen strebte.

Einen schlagenden Beweis für das Gesagte bietet die Wirksamkeit des h. Karl Borromäus, geb. zu Arona am 2. Octbr. 1538, gest. daselbst als Cardinal und Erzbischof von Mailand am 3. Novbr. 1584, im 47. Lebensjahre, canonisirt unter Papst Paul V. im Jahre 1610. Wir müssen diejenigen, welche das tugend- und thatenreiche Leben dieses wunderbaren Mannes im Einzelnen kennen lernen wollen, auf die Biographien von Dieringer und Klitsche oder auf die gelungene Skizze hinweisen, welche J. Hepp in seiner Geschichte der christlichen Kirche in Lebensbeschreibungen gibt, und können hier nur Einiges hervorheben, was zunächst des Heiligen Thätigkeit für Unterricht und Erziehung in's Licht setzt.

Schon auf seinem ersten Provinzial-Concile erließ der h. Karl

Borromäus ein Dekret, welches allen Pfarrern ohne Ausnahme befahl, die Kinder ihrer Pfarreien Sonntags um sich zu versammeln und ihnen Religionsunterricht zu ertheilen. Er wies sie darauf hin, daß es für den Seelsorger nichts Heiligeres und Erhabeneres geben könne, als auf solche Weise zum Heile der Gläubigen beizutragen und empfahl deshalb auch, alle Eltern von Zeit zu Zeit durch Predigten zu ermahnen, ihre Kinder regelmäßig in die christliche Lehre zu schicken. Um mehr und mehr den Eifer für diese fruchtbringende Wirksamkeit in den Pfarrern anzufachen, besuchte der Heilige nicht selten selbst die Kirchen und wohnte dem Unterrichte bei. Besonders tüchtige Katecheten schickte er als Missionäre in kleinere Städte und auf's Land, damit auch hier der Jugend die Segnungen eines zweckmäßigen und geregelten Religionsunterrichtes zu Theil würden. Seine zahlreichen Visitationsreisen benutzte er sorgfältig, um die Katecheten durch freundliche und liebevolle Zusprache zum Fleiße und zur Ausdauer in ihrem mühevollen Geschäfte aufzumuntern.

Als Karl Borromäus Cardinal geworden (1560) stiftete er einen gelehrten Verein oder eine sogenannte Akademie, welche mit der Zeit die besten Talente geistlichen und weltlichen Standes vereinigte, damit sie ihre Ansichten und Kenntnisse gegenseitig austauschten und durch schriftliche Abhandlungen und mündliche Vorträge einander unterrichteten und erbauten. Die Versammlungen fanden in dem vatikanischen Palaste statt, welcher dem Cardinal zur Wohnung angewiesen war. Jedes Mitglied war verpflichtet, von Zeit zu Zeit eine gelehrte Abhandlung zu liefern, welche nach geschehener Mittheilung Gegenstand der Besprechung und belehrender Disputationen wurde. Damit jeder sich die Fähigkeit aneigne, das, was er wußte, auch durch's lebendige Wort mitzutheilen, mußten mündliche Vorträge mit Abhandlungen wechseln, so daß jeder seine Rede, die er kunstgemäß ausgearbeitet und memorirt hatte, der ganzen Versammlung vortrug. Ein Zeitgenosse berichtet hierüber an den Cardinal Commendone: Das Haus des Cardinals Borromäus ist Sammelplatz aller gelehrten und vortrefflichen Männer Roms. Er selbst in der Blüthe seiner Jahre und auf dem Gipfel seiner Macht, sinnet nur darauf, sein Leben und seine Kenntnisse mit seiner hohen Würde in Einklang zu bringen. Glück und Reichthum, wodurch sonst erprobte Männer zu Falle kommen, dienen diesem Jünglinge nur dazu, sich und andere in Tugend und Wissenschaft weiter zu bringen. Der Herausgeber der vatikanischen Nächte, welche Schrift die in der Akademie gehaltenen Reden theilweise veröffentlichte, berichtet über diese Anstalt Folgendes: Der Heilige hatte mit der Einrichtung seiner Akademie die Absicht, sowohl sich selbst als Anderen nützlich zu werden: ermattet von den verschiedenen Ge-

schäften des Tages, wollte er sich die würdigste Erholung gönnen und dabei seine Ausbildung noch weiter verfolgen; bei Anderen aber, namentlich bei den Hofbeamten, wünschte er einen edlen, wissenschaftlichen Eifer anzuregen und durch das eigene Beispiel zu bewirken, daß sie nicht die Pflege der schönen Wissenschaften und Künste versäumten und in Vergnügungssucht und Trägheit verfielen. Alljährlich ernannte dieser gelehrte Freistaat einen Präsidenten, welcher mit dem Titel Eminenz oder Excellenz beehrt wurde. In der ersten Zeit bildeten vorzüglich philosophische und allgemein wissenschaftliche Fragen die Gegenstände der Untersuchungen und Vorträge; seit 1562 aber wurde die Theologie beinahe ausschließlich Gegenstand der Verhandlungen.

Als sich der h. Karl Borromäus auf der Universität zu Pavia befand, hatte er oft erfahren, wie schwer es falle, daß Jünglinge an solchen Orten, fern von elterlicher Ueberwachung, ohne Führer und Freund, sich an Leib und Seele gesund erhielten. Nicht minder hatte er wahrgenommen, wie sehr Dürftigkeit und Nahrungssorgen oft den Character der ärmeren studirenden Jugend gefährden, die Lust zum Fortstreben schwächen und ihrem Geistesschwunge die Flügel lähmen.

Er hatte daher schon damals den Plan gefaßt, zu Pavia ein Collegium zum Vortheil armer Studenten zu errichten und führte später als Cardinal auch diesen schönen Plan aus. Mit eigenen Mitteln, welche der Papst noch durch mehrere ansehnliche Pfründen steigerte, stiftete Karl zu Pavia das Borromäische Collegium. Es wurde zunächst für dürftige Theologen, ohne jedoch andere Studirende auszuschließen, bestimmt und gewährte unentgeltliches Obdach und ausreichende Pflege. Die Anstalt stand unter der Aufsicht und Leitung bewährter Männer, welche darüber zu wachen hatten, daß die akademische Freiheit nicht in Zügellosigkeit ausarte, daß ein edler Eifer in Wissenschaften und Tugenden unter den Jünglingen heimisch werde, und daß sie anderen zum Muster dienten. Lange Zeit war die Anstalt des h. Borromäus der Ruhm und Stolz Pavia's, und sie hat der Kirche und Italien eine große Zahl ausgezeichneter Männer geliefert.

In den Provinzial-Synoden, welche der Heilige 1565, 1573, 1576, 1579 und 1582 in Mailand abhielt, wurden eine Fülle der heilsamsten Vorschriften erlassen, welche die Verbreitung guter Bücher und Schriften unter das Volk und den Clerus, die Anlage von Bibliotheken in den geistlichen Anstalten, die Ertheilung des Religionsunterrichtes, endlich aber auch die Einrichtung und Leitung des Schulwesens betrafen. Die das letztere angehenden Verordnungen hat der Heilige nach dem Schlusse der zweiten Provinzial-Synode unter dem Titel: Satzungen und Regeln der

Gesellschaft der Schulen christlicher Lehre" veröffentlicht. Dieringer sagt darüber in seiner Biographie des Heiligen Folgendes: „Der h. Karl faßte, unseres Wissens der Erste unter Allen, den großartigen Plan, das gesammte Schulwesen auf eine Weise zu regeln, daß das kirchliche Element die Grundlage blieb, die Leitung des Ganzen in den Händen ausgezeichneter Geistlichen ruhete und alle tauglichen Lehrkräfte, Geistliche und Laien, Ledige und Verheirathete, Schulbrüder und Schulschwestern als eine große, über die ganze Kirchenprovinz ausgebreitete, von demselben Geiste beseelte, von den nämlichen Grundsätzen geleitete Körperschaft sich darstellten. — Die neueste Zeit, so reich an Erlassen, Verfügungen und Anordnungen, hat vielleicht keine einzige Organisation des gesammten Schulwesens aufzuweisen, welche den oben genannten Satzungen, ich will nicht sagen an christlicher Gesinnung und sittlichem Ernste, sondern auch nur an Zweckmäßigkeit und Genauigkeit der einzelnen, den ganzen Mechanismus betreffenden Einrichtungen den Vorrang streitig machen könnte. Wir glauben Wunder wie weit gekommen zu sein, daß wir einen Generalschulmeister und Unterschulmeister besitzen, Ober- und Unterbehörden, Prüfungscommissionen, Schullehrer-Seminarien, Visitatoren, Conferenzen, Schulbrüder und Schulschwestern, Lehrer und Gehülfen, vorgeschriebene Lehrbücher und Schulordnungen, Schulstrafen, untere Schulen, Gemeindeschulen, Stadtschulen, Bürgerschulen, Musterschulen, Mittelschulen, Wiederholungsschulen 2c. Das Alles findet sich in den Satzungen und Regeln des Erzbischofs von Mailand mit der wünschenswerthesten Klarheit und Umständlichkeit auseinander gesetzt, auch die Sorgfalt für den Unterhalt der Lehrenden ist nicht vergessen. Wie daher die geistlichen Seminare gewohnt sind, den h. Karl als ihren Schutzpatron zu verehren, so dürfen auch die Schullehrer katholischer Religion und Gesinnung kaum einen verdienstvolleren Schutzheiligen erwählen können, zumal er die religiöse Erziehung als die Grundlage alles Unterrichtes behandelt hat." — So weit Dieringer. —

Um die Wahrheit dieses Urtheiles unseren Lesern aus der Sache selbst einigermaßen zu beweisen, wollen wir wenigstens ein Bruchstück der Satzungen mittheilen. Sie bestehen aus drei Hauptstücken. Das erste umfaßt 17, das zweite 25, das letzte 9 Kapitel. Möge zunächst das erste Kapitel des ersten Theiles in seinem wesentlichen Inhalte folgen. Es handelt von den Eigenschaften der Brüder und Lehrer in der Gesellschaft der Schulen.

Niemand kann, heißt es da, eine Kunst ausüben, oder irgend ein Amt verwalten und eine Stelle bekleiden, wenn er nicht alle oder doch die vorzüglichsten Bedingungen erfüllt, welche zur rechten Ausübung nothwendig sind. Da es nun aber, wie der h. Dionysius,

der Areopagit*), bezeugt, etwas Göttliches ist, Andere in der christlichen Lehre zu unterrichten, weil wir dadurch zu Mitarbeitern Gottes erhoben werden, und wir uns zudem bemühen, die Gemüther der Gläubigen zu Gott, als ihrem Ursprung und Endziel hinzuführen: so ist es auch nothwendig, daß die zu diesem Geschäfte berufenen Mitglieder und Lehrer durch viele ausgezeichnete, wenn auch nicht durch alle erforderliche Eigenschaften unterstützt werden. Wer diese Eigenschaften nicht besitzt, möge sich deren Aneignung eifrig angelegen sein lassen. In diesem Kapitel sollen deshalb einige Eigenschaften näher bezeichnet werden, welche für die Lehrer und Mitglieder des Vereins erforderlich sind, damit jeder unter den Brüdern seine Fehler und Mängel wenigstens theilweise kennen lerne oder einsehe, wie viel ihm noch fehle, um in seinem Amte tüchtig zu sein.

Die erste Bedingung, welche Lehrer zu erfüllen haben, ist die, daß sie in gewisser Hinsicht als ein Licht der Welt erscheinen. Zwar ist dieses vorzüglich ein Erforderniß der Priester und anderer Diener der Kirche, welche Allen als ein Licht erscheinen sollen; es müssen aber auch die vorgedachten Lehrer und Mitarbeiter in ihrem Stande vorleuchten, damit sie durch die Lehre, in welcher sie Andere unterrichten, selbst glänzen und durch das Beispiel ihres Wandels und guter Sitten vorangehen.

So wie Gott nichts angenehm und wohlgefällig ist, was ohne aufrichtige Liebe zu ihm gethan wird, so halte auch jeder dafür, daß er vergebens seinem Amte obliege, wenn er es ohne Liebe übernommen hat, und daß er alsdann nicht berechtiget sei, darin zu verharren. Daher sollen es die Mitglieder des Vereines als ihre besondere Pflicht ansehen, sich vorzüglich in der Liebe zu Gott und als von dieser innerlich ganz entzündet zu beweisen. Mit aller Sorgfalt und mit allem Fleiße sollen sie es sich angelegen sein lassen, die Ehre und den Ruhm Gottes überall zu fördern und es niemals weder an Kraft noch an Aufmerksamkeit fehlen lassen, diese Ehre möglichst zu mehren.

Es ist ihnen nothwendig, für die durch Christi kostbares Blut erkauften Seelen von großem Eifer belebt zu sein; welcher Eifer sich dadurch offenbart, daß die einzelnen Lehrer von ansehnlichem Verlangen getragen werden, die durch solch' hohen Preis erkauften Seelen nicht zu Grunde gehen zu lassen. Sie werden sich daher alle Mühe geben, dieses Amt mit Freudigkeit nützlich zu verwalten, und sich hüten, bei einem so wichtigen Geschäfte kalt und lau zu

*) Dionysius, Beisitzer des Areopags (Gerichtshofes) in Athen, wurde von Paulus zum Christenthume bekehrt, soll den Petrus und Paulus im Gefängnisse besucht haben. Er starb in Paris als Martyrer. Sein Tag ist der 9. October.

sein. Aus ihrem geringen Eifer und der Gleichgültigkeit bei der Ausübung wird man mit Recht auf ihre Untauglichkeit für die Arbeiten um's Seelenheil schließen können.

Sie werden gegen Alle eine entschiedene innige Nächstenliebe bezeigen. Ein Beweis derselben werden die Mühe und Anstrengung sein, welche sie bei Allen verwenden, wo sie glauben, hülfreich für die Zukunft zu sein; der Fleiß bei ihren Geschäften, die Freude, welche sie über eines Jeden Wohlfahrt empfinden, wie über die eigene; endlich aber das Mitleid, welches sie bei den Widerwärtigkeiten Anderer fühlen, gleich als wären sie ihnen selbst widerfahren. Mit gleicher Liebe werden sie diejenigen aufnehmen, welche sich freiwillig zum Unterrichte einfinden, und sich bemühen, auch solche zur Schule zu locken, welche sich weigern, diese zu besuchen.

Nach dem Spruche des h. Apostels Paulus, wodurch derselbe ermahnt, daß derjenige, welcher Andere lehret, zuerst selbst unterrichtet sei, müssen auch die Lehrer des Vereines alles das kennen und geleistet haben, worin sie Andere unterrichten sollen. Hiezu kommt noch, daß Niemand einem Andern etwas auf ersprießliche Weise mittheilen kann, was er selbst nicht vollständig empfangen hat, oder worin er selbst nicht hinlänglich unterrichtet ist. Denn das Sprüchwort eines Weisen sagt, man müsse zuerst selbst das können und wissen, was man einem Andern mittheilen wolle.

Die Lehrer müssen viel Geduld haben, damit sie die in der Schule vorkommenden Mühen und Anstrengungen, wie auch die Mängel und Unarten ihrer Schüler mit Ruhe und Sanftmuth, dann aber auch das unbescheidene, ungestüme und ungezogene Betragen der Kleinen und die Anmaßung der Erwachsenen zu ertragen vermögen. Nicht minder sollen sie die Beschimpfungen, womit sie bisweilen überhäuft werden, nicht nur ertragen, sondern solche nicht einmal beachten, sich vielmehr nach dem Beispiele der Apostel und so vieler Märtyrer freuen, würdig geachtet worden zu sein, für Jesu Namen Schmach zu leiden.

Ferner ist den Lehrern in ihrem Amte Klugheit nöthig, damit sie sich den Begriffen und der Fassungskraft der Einzelnen anschmiegen und nach dem Rathe des Apostels klein mit den Kleinen und schwach mit den Schwachen, daß sie mit einem Worte Allen Alles werden, um Alle für Christus zu gewinnen.

Die Lehrer werden wohl thun, sich fleißig in dem zu üben, was ihres Amtes ist, damit sie durch ihre Anstrengung und Sorgfalt ihren so wichtigen Obliegenheiten täglich besser entsprechen, was gewiß geschehen wird, wenn jeder seinem Amte mit Munterkeit und Bereitwilligkeit vorsteht und keine der Mühen scheut, welche damit verbunden sind.

Der Lehrer hoffe diese und andere ihm nöthige Eigenschaften

um so sicherer zu erlangen, je mehr er sich angetrieben fühlt, seinen Dienst aus Liebe zu Gott und zu dessen größerer Ehre und Herrlichkeit zu verrichten. Fehlt es Jemand unter Euch an Weisheit, spricht der Apostel Jakobus (1. K., V. 5), der erbitte sie von Gott, welcher Allen reichlich gibt, und es nicht vorrückt, und sie wird ihm gegeben werden.

In einem folgenden (zweiten) Kapitel spricht die Anweisung von den Mitteln und Wegen, auf welchen die Lehrer sich die erwähnten Eigenschaften und Tugenden aneignen können, dann werden (Kapitel 3 und 4) die Geschäfte der Lehrer beim Unterrichte und die Dinge, welche beim Unterrichte zu beobachten sind, näher erörtert, endlich unter anderen noch (Kap. 13 und 17) vom Stillschweigen in der Schule (Ruhe) und von der Methode und Praxis des Unterrichtes gesprochen.

Der zweite Hauptheil der Satzungen handelt vorzugsweise von der Gliederung der Gesellschaft, von den Generalversammlungen derselben und den einzelnen Aemtern; dann aber finden wir auch Belehrungen über die Schulaufsicht, über die zweckmäßigste Art, Schulen zu revidiren und neue Schulen sowohl in Städten als auf dem Lande einzurichten.

Der dritte Hauptheil spricht von den Pflichten der Unterordnung und des Gehorsames sowohl des Ganzen als seiner einzelnen Glieder, von der Wahl derjenigen, welche mit der Schulaufsicht zu betrauen sind, sowie von den Schulaufseherinnen, den Lehrerinnen und deren Versammlungen. Wir ersehen hieraus, daß das Institut der Lehrerinnen keineswegs neueren Ursprunges ist, sondern daß die Kirche schon früh darauf Bedacht genommen hat, die Geduld, die Hingabe und den frommen Eifer des Weibes für die heiligen Angelegenheiten der Erziehung und des Unterrichtes zu gewinnen.

Die Satzungen des h. Karl schlossen weltliche Lehrer und Lehrerinnen nicht von der Gesellschaft der Schulen aus; aber wie die Schule innig mit der Kirche verbunden sein und aus dieser die eigentliche Lebenskraft ziehen sollte; so war es auch natürlich, daß der Heilige besonders dahin strebte, die Thätigkeit der Priester für die Schule zu entflammen und den Clerus mehr und mehr für das Geschäft der Erziehung und des Unterrichtes zu befähigen. Eine besondere Sorgfalt verwendete daher der h. Erzbischof auch auf die Erziehung und Ausbildung der Zöglinge des geistlichen Standes. Schon durch seinen Generalvicar Ormanettus hatte er die Vorbereitungen zur Errichtung geistlicher Pflanzschulen dem Beschlusse des Kirchenraths von Trient entsprechend getroffen. Jener miethete nämlich zu Mailand ein Privathaus, worin er mehrere talentvolle junge Leute auf des Erzbischofs Kosten verpflegen und

nach bestimmten einfachen Regeln in ihren Studien und in ihrer Lebensordnung leiten ließ. Da diese Anstalt jedoch unmöglich dem Bedürfnisse des ganzen Sprengels genügen konnte, so wurden noch an drei verschiedenen Orten der Diöcese niedere Seminare errichtet. Jedes derselben konnte so viele Zöglinge aufnehmen, daß den Bedürfnissen der Seelsorge genügt wurde. Um die Kosten der Einrichtung nicht unnöthiger Weise zu vermehren und sicherer eine gleichmäßige Bildung zu erreichen, sollte jedes dieser Institute den Unterricht und die Erziehung nur bis zu einem gewissen Punkte fördern. Jede Anstalt umfaßte nämlich drei Klassen. Hatte der Zögling die erste zur Zufriedenheit der Vorsteher durchgemacht, so wurde er in die zweite und nach Vollendung dieser in die dritte aufgenommen. Nun erst begann die wissenschaftliche Vorbereitung auf den priesterlichen Beruf durch das Studium der Philosophie und Theologie in dem großen, dem h. Johannes dem Täufer geweihten Seminare zu Mailand, oder, wenn die Anzahl der Studirenden zu groß wurde, in dem Collegium der Jesuiten. Nach Beendigung dieser Laufbahn wurden diejenigen, für welche erledigte Stellen vorhanden waren, zu Priestern geweiht, die ausgezeichnetsten auch nicht selten zu Doctoren der Theologie befördert.

Die Leitung dieser Anstalten übergab der h. Erzbischof anfänglich den Jesuiten, später aber, auf Anrathen dieses Ordens selbst, den Priestern aus der Congregation der Oblaten von St. Ambrosius. Diese Congregation war ein vom Erzbischofe gestifteter Verein ausgezeichneter Geistlichen seines Sprengels, welche sich ihm in allen Dingen freiwillig zur Verfügung gestellt hatten. Der h. Karl wurde dabei von der Ueberzeugung geleitet, daß die beste Erziehung diejenige sei, welche, von wahrem Interesse zur Sache unternommen, nach einem wohl durchdachten und bewährten Plane in harmonischem Zusammenwirken der verschiedenen Kräfte ausgeübt werde, und daß solch' ein seeleneifriges, planmäßiges Zusammenwirken am sichersten durch geistliche Corporationen zu erzielen sei. Zwei andere Häuser wurden derselben Leitung anvertraut, das eine zur Fortbildung junger Priester, das andere zum Unterricht und zur Besserung unwissender und sittenloser Seelsorger. So hatte der h. Karl hinsichtlich des öffentlichen Unterrichtes und der damit verbundenen Erziehung, soweit diese Gegenstand seiner oberhirtlichen Thätigkeit sein konnten, nach allen Seiten hin Vorsorge getroffen, mit Ausnahme eines einzigen Standes und zwar gerade desjenigen, aus welchem der Heilige selbst entsprossen war, nämlich des Adels. Da es diesem größtentheils an der entsprechenden Erziehung und Bildung fehlte, so war er darauf bedacht, für die Söhne der Adeligen eine solche zu vermitteln. Zu diesem Zwecke gründete er unter Mitwirkung befreundeter Kräfte zu Mailand ein adeliges Erzieh-

ungshaus, in welchem auch Zöglinge aus den übrigen Theilen Italiens und aus anderen Ländern Aufnahme finden konnten. Die Leitung der Anstalt wurde zuerst wieder den Jesuiten, hernach den obengenannten Oblaten anvertraut; der Erzbischof selbst aber behielt sich die unmittelbare oberste Aufsicht vor und beharrte streng darauf, daß die Zöglinge zu einem anspruchslosen, würdigen und gottesfürchtigen Wandel, wie zum ernsten Studium angehalten wurden. Um dieser Einrichtung mehr Nachdruck zu geben, wurden am Schlusse jedes halben Jahres mehrtägige öffentliche Prüfungen veranstaltet, wobei Jeder nach seinem persönlichen Verdienste Ehre und Lohn, oder Tadel und Schande einerntete.

Nach den Zeiten der Mailand fürchterlich verheerenden Pest errichtete der h. Karl Borromäus eine Versorgungsanstalt für die zahlreichen Waisen weiblichen Geschlechtes und übergab diese der Leitung der Nonnen von St. Ursula, welche die armen Pfleglinge so lange unterrichteten und zu gottesfürchtigem Leben anhalten mußten, bis dieselben, je nach ihrer Neigung, entweder in ein Kloster eintreten oder in ehrbaren Familien eine angemessene Versorgung finden konnten.

Als einst ein Priester der Oblaten, welcher sich besonders durch heiligen Eifer auszeichnete, heftig erkrankte, pflegte ihn der h. Erzbischof Tag und Nacht mit eigenen Händen. Eine vornehme Persönlichkeit drückte ihm ihre Verwunderung über die Sorgfalt aus, welche er einem armen Priester und Lehrer zuwende. „Ihr wisset es nicht zu würdigen, entgegnete der Heilige, welch' einen hohen Werth das Leben eines guten Seelsorgers hat!“ Diese Liebe galt auch den Lehrern und der Jugend; wohl aber verdient es ein solches Herz, und wohl ist es ein solcher Geist werth, daß sein Andenken überall in Segen bleibt, wo von der heiligen Sache der Erziehung und des Unterrichtes geredet und die rechte Bildung der Jugend erstrebt wird! —

Ein Mann, in welchem gleichfalls der Lebenshauch der Kirche und zugleich aller Erziehung, in welchem die göttliche Liebe verkörpert worden, ist auch der h. Joseph von Calasanz. Er verdient es, nicht bloß dem h. Karl an die Seite gesetzt, sondern überall mit Bewunderung genannt zu werden, wo der Schulen und der Jugendbildung gedacht wird. Aber, wie er schon im Leben den bittersten Undank erfahren mußte, so hat ihn auch die spätere Zeit fast vergessen und wenigstens es verabsäumt, die Seite seiner Wirksamkeit hervorzuheben, durch welche er den Lehrern befreundet und Vorbild geworden ist. Darum gerade mögen wir seiner gern mit größerer Ausführlichkeit gedenken und ihn leuchten lassen als das Muster eines Volks-

schullehrers und Lehrers der Armen. Wir folgen in der Darstellung seines einfachen und doch so opferfreudigen Lebens wesentlich der Skizze, welche Pater Joseph Seifert im österreichischen Jahrbuche für Eltern, Lehrer und Erzieher von unserem Heiligen entworfen hat.

Gleich dem h. Karl Borromäus aus einem berühmten, altadeligen Geschlechte entsprossen, wurde Joseph v. Calasanz am 11. September 1556 zu Peralta in Aragonien geboren. Er war der zweite Sohn Don Pedro's v. Calasanz und der Donna Maria v. Gaston, und außer ihm war deren Ehe noch mit einem älteren Sohne und zwei Töchtern gesegnet. Da Don Pedro das hohe Amt eines Gouverneurs bekleidete und außerdem auch mit zeitlichen Gütern reich beglückt war, so fehlte es der Jugend des h. Joseph nicht an irdischem Glanze und an Allem, was das Leben heiter und genußreich machen kann. Aber all' dieser irdische Glanz sollte nur dazu dienen, die spätere Demuth und Entsagung des Heiligen desto strahlender hervorzuheben und seine Aufopferung für die Niedrigen und Kleinen desto verdienstlicher zu machen. Von seiner frommen Mutter, die in dem Knaben ein Pfand göttlicher Huld erblickte, wurde er dem Herrn zur Reinigkeit, Demuth und Nachfolge aufgeopfert, und Gott nahm das Opfer an, und der eigenthümliche Segen treu erfüllter Mutterpflicht ruhete auf dem Knaben. Unter den Augen der Mutter, unter ihren liebevollen Ermahnungen und Lehren wuchs der liebliche Knabe empor, und Beten und Almosengeben waren Geistesfreuden, die schon das Kind dem Spiele vorzog.

Die erste wissenschaftliche Bildung erhielt der Heilige in der Schule zu Estadilla, nicht weit von Peralta, wo er bis in's fünfzehnte Jahr blieb, stets aber durch frommen Fleiß und Fortschritte sich vor andern Altersgenossen auszeichnete. Der Vater hatte den Knaben eigentlich zum Kriegsdienste bestimmt, da aber Joseph hiezu keinen Beruf fühlte, so gab er dessen Bitten gerne nach und schickte ihn auf die hohe Schule zu Lerida. Hier in Lerida schon war es, wo das Licht des künftigen Lehrers vor den Menschen zu leuchten begann. Die Ueberlegenheit seines Geistes in Kenntnissen, die Frömmigkeit des Wandels, welche ihn antrieb, seine Zeit zwischen gottesdienstlichen Uebungen und Werken der Nächstenliebe zu theilen, verschafften ihm großes Ansehen und ein Uebergewicht bei der studirenden Jugend, welches er nur benutzte, um manche seiner Landsleute vor Thorheiten und verderblichen Ausschweifungen zu bewahren. Als einst die Unzufriedenheit einiger Mißvergnügten in offene Empörung gegen ihre Lehrer ausbrach, waren es allein die besänftigenden Vorstellungen des frommen Calasanz, welche die Unzufriedenen beschwichtigten und wieder Friede und Eintracht herstellten.

Im neunzehnten Jahre zum Doctor der Rechte promovirt, hatte er eine glänzende Laufbahn vor sich; aber dennoch kannte sein Herz keinen sehnlicheren Wunsch, als sich dem Priesterstande zu weihen und sich Gott ganz aufzuopfern. Durch der frommen Mutter Bitten bewogen, gab der Vater seinem Sohne hiezu die Einwilligung, Joseph empfing vom Bischof von Urgel die niederen Weihen und begann bald darauf an der hohen Schule zu Valencia seine neue Laufbahn mit dem eifrigsten Studium der Theologie.

Vielfach sollen die Geistesgaben des Lehrers, mannigfach die Tugenden des Priesters sein; doch eine glänzt unter ihnen, wie die Perle in goldener Fassung, eine, die durch keine andere ersetzt oder erkauft wird, die über alles Wirken eine besondere Weihe ausgießt, und diese Eine ist: die Reinigkeit des Herzens. In Valencia war es, wo Joseph's reine Tugend geprüft und die Festigkeit seiner Vorsätze auf die Probe gestellt wurde. Eine junge adlige Wittwe seiner Verwandtschaft bot ihm Herz und Hand an, und suchte ihn somit von dem gewählten Berufe abzuziehen. Der Heilige ergriff das sicherste Mittel, um in diesem Kampfe zu siegen; er entzog sich jeder weiteren Versuchung durch die Flucht und begab sich nach Alkala, wo er unter strengen Bußübungen seine theologischen Studien fortsetzte. Nicht lange darauf ward ihm eine andere Prüfung. Sein älterer Bruder fiel im Kampfe König Philipp's gegen Portugal und um dieselbe Zeit starb ihm die Mutter; aber während noch der doppelte Verlust ihn schwer niederbeugte, kam ihm eine Weisung des Vaters, eilig nach Hause zu reisen, und als Erbe und Stammhalter der Familie dem Priesterstande zu entsagen. Nur durch die dringendsten Bitten konnte Joseph die Erlaubniß zur Beendigung seiner theologischen Studien erhalten, die er als Doctor der Theologie beschloß, hiernach aber mit des Vaters Bewilligung noch ein Jahr bei einem befreundeten Bischofe zubrachte. Als jedoch nach Ablauf desselben des Vaters Befehl noch nachdrücklicher wiederholt wurde, da kehrte er wohl heim in's Vaterhaus, aber ein schmerzlicher Kampf entspann sich im Herzen des Sohnes zwischen der Kindespflicht und dem höheren Berufe, so daß seine köperliche Kraft in diesem herben Kampfe erlag, und er in eine schwere Krankheit fiel. Da gab der Vater endlich seine Zustimmung zur Wahl des Priesterstandes, und hiemit kehrte auch Joseph's Gesundheit zurück. Nach abermaliger strenger Prüfung und anhaltenden geistlichen Uebungen empfing er die heil. Priesterweihe vom Bischof zu Urgel, Ambrosius Moncada, am 17. December 1583.

Der Beruf kommt von Oben, und das ist das Zeichen wahrhaft Berufener, daß sie, einmal auf dem Wege, zu dem sie eine höhere Hand führte, nicht mehr eigenwillig die besonderen Richtungen

dieses Weges selbst bestimmen und ändern, sondern mit Verleugnung des eigenen Willens sich demüthig vom Geiste des Herrn leiten lassen, glücklich und zufrieden im Bewußtsein des geleisteten Gehorsams. So auch Calasanz. Am liebsten hätte er sich wohl in die Einsamkeit eines beschaulichen Lebens zurückgezogen; aber sein Bischof, der gar bald in ihm ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn erkannte, wollte es anders. „Wohl rufe ich Dir zu," schrieb ihm derselbe, „wache und bete, denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach; allein Du, mein Sohn, bist vor Allem berufen zu einem thätigen Leben, zu einem Arbeiter im Weinberge des Herrn, zu einem Streiter für seine Kirche. Wache also und bete, aber handle auch und wirke!" Joseph v. Calasanz folgte sofort diesem Rufe und wurde nunmehr zu Albarazin und später zu Lerida in der Seelsorge verwendet, wo er sich durch rastlose Thätigkeit und wahrhaft vorbildlichen Wandel auszeichnete. Eine gefährliche Krankheit des greisen Vaters rief ihn von dieser Wirksamkeit ab. Joseph pflegte den Vater, tröstete ihn im letzten Kampfe und drückte ihm selbst die Augen zu. Nunmehr waren aber auch alle irdischen Bande des Heiligen gelöst, und mit erneuertem Eifer stellte er sich dem Bischofe wieder zur Verfügung, der ihm die äußerst schwierige Pfarre von Claverol und Ordoneda und die canonische Visitation einiger Bezirke in und an den Pyrenäen übertrug. Drückend war die Bürde, die auf Joseph's Schultern lag, doch er trug sie mit freudiger Geduld, und durch den Geist der Demuth, womit er seinem neuen Amte oblag, verschaffte er der Sache seines göttlichen Meisters überall die Herrschaft. Was er geleistet in jenen Gegenden, wo das Salz der Erde seine Kraft verloren, wo die Heerden die Sünden ihrer Hirten büßten und Gottvergessenheit und Sittenlosigkeit des Volkes herrschender Zustand geworden, welche Opfer der Entsagung er geübt in jenen ärmlichen Thälern und auf unwirthbaren Höhen, die lange vor ihm kein Fuß eines Oberhirten betreten, mit welcher Milde und Strenge, mit welchem Ernst und welcher Liebe er dort waltete, und welche Erfolge er errungen; — das Alles läßt sich nur mit dem vergleichen, was nicht lange vor ihm der heil. Karl Borromäus in der Erzdiöcese Mailand und den rauhen Gebirgsschluchten der Schweiz voll heiligen Eifers gethan. Keine ehrenvollere Anerkennung konnte ihm der Bischof für sein apostolisches Wirken gewähren, als daß er den sich demüthig Sträubenden zur großen Freude der ganzen Diöcese mit dem Amte eines General-Vicars betraute.

Während Calasanz dieses neue Amt zur Ehre Gottes und zum Heile der ihm anvertrauten Gläubigen verwaltete, erwachte in ihm mehr und mehr die Sehnsucht, nach Rom zu pilgern, und dort, an den Gräbern der Apostel, sein Gebet zu verrichten, seinen Heils-

eifer zu stärken und dem Vater aller Gläubigen seine Verehrung zu bezeigen. Er entdeckte dies Vorhaben seinem Bischof und erhielt dessen Billigung und Segen. Nachdem er also sein Amt niedergelegt, vertheilte er den größten Theil seines Vermögens unter seine beiden Schwestern und betrat Rom als armer, unerkannter Pilger in der Fastenzeit des Jahres 1592, kurz nach dem Regierungsantritt Clemens VIII. Verborgen lebte Joseph hier nur Gott und aufopferndem Liebesdienste für die Armen und Kranken, bis endlich der Cardinal Marcus Antonius v. Colonna den bescheidenen Priester in seiner Zurückgezogenheit auffand und ihn als Spiritual seines Hauses und als Religionslehrer des Prinzen Philipp Colonna für seine Dienste gewann. Die Hand des Herrn zeichnete ihm abermals seinen Weg vor und rückte ihm die Aufgabe immer näher, zu deren Uebernahme und Vollendung er durch den Rathschluß der göttlichen Weisheit bestimmt war.

Als Mitglied der von Pius IV. bestätigten Bruderschaft zur Unterstützung der Hausarmen und Kranken, der Bruderschaft der armen Seelen zum Besuche der Gefangenen und zur Bekehrung der Sünder, der Bruderschaft von der heiligsten Dreifaltigkeit zur Pflege fremder Pilger, lebte Calasanz ganz nach dem Worte des Apostels: „Die Liebe Christi drängt mich; nicht mehr ich lebe, sondern Christus in mir!“ Nie im Wohlthun müde, übernahm er zu seinen vielen Pflichten auch noch das Amt eines Beichtvaters im adligen Nonnenkloster auf dem Marsfelde und führte in kurzer Zeit seine geistlichen und geistigen Töchter auf eine hohe Stufe der Frömmigkeit und klösterlicher Zucht.

In diesen verschiedenen Stellungen, besonders aber als Mitglied der genannten Bruderschaften, hatte Joseph von Calasanz vielfache Gelegenheit zu der betrübenden Erfahrung, daß ein großer Theil der Noth und des Elends, so wie der sittlichen Verkommenheit unter der römischen Bevölkerung seine Quelle in der vernachlässigten Jugenderziehung habe. Viele Kinder der Armen, unfähig, Schulgeld zu bezahlen, wuchsen ganz ohne Unterricht auf und waren dem Müßiggange und der Verwildernng preisgegeben. Tief betrübte diese Wahrnehmung den Heiligen, der gleich seinem Meister nicht wollte, daß eines dieser Kleinen verloren gehe. In heißem Gebete flehte er zu Gott, ihm Mittel und Wege zu zeigen, wie solch' trostlosen Uebelständen abzuhelfen und die Verlorenen zu retten seien. Zunächst begab er sich zu den verschiedenen Lehrern Roms mit der demüthigen Bitte, daß sie sich der Verwahrloseten annehmen und den Armen unentgeltlich Unterricht ertheilen möchten. Diese aber schlugen dem Heiligen unter Hinweisung auf ihre eigene Dürftigkeit seine Bitte ab, und erklärten sich nur dann bereit, in seinen Plan einzugehen, wenn die Stadt für die Armen einträte und

sie für ihre größere Mühewaltung entschädige. Hiezu aber war keine Aussicht, da es der Stadt ebensowohl an gutem Willen als an Mitteln fehlte. Da entstand in dem Heiligen der feste Vorsatz, das selbst zu thun, was Andere verweigerten, und für jene Armen selbst Lehrer und Erzieher zu werden. Unverweilt setzte er sich mit dem Pfarrer von St. Dorothea, jenseits der Tiber, Anton Brendani, in's Einvernehmen und fand zunächst in dessen verwahrlosetem Kirchspiele willige Beihülfe und Unterstützung. Im Herbste des Jahres 1597 war er schon im Stande, Schulen im Hause des Pfarrers zu eröffnen. Er selbst, der Pfarrer und zwei andere Weltpriester waren die ersten Lehrer; Religion, die Elementargegenstände und die Anfangsgründe der lateinischen Sprache die Objecte des Unterrichtes. „Fromme Schulen" nannte er sie, bezeichnend für das Ziel, welches er sich gesteckt, und für den Geist, der Lehrer und Schüler durchdringen sollte. Schon die erste Woche führte ihm mehr als hundert Schüler zu, die neben dem Unterricht auch Bücher, Kleidung und, so weit es die Mittel erlaubten, selbst Nahrung erhielten. Auch den Kindern der Juden wurde die Aufnahme nicht versagt. Gesegnet war der Anfang seines Wirkens, obgleich es bald an Widersachern nicht fehlte, welche die Einrichtung dieser Schulen angriffen und deren Bestehen zu vereiteln suchten. In der Hoffnung, daß derjenige, welcher den Anfang gesegnet, auch das Vollenden hinzufügen werde, achtete der Heilige die Pfeile des Spottes nicht und setzte dem Hochmuthe nur Demuth entgegen. Die Beweggründe seines Handelns und den ihm innewohnenden Geist zeigte er zur Beschämung seiner Feinde insbesondere, als im December 1598 Rom von einer großen Ueberschwemmung heimgesucht wurde. Wo irgend Hülfe nöthig, wo ein Menschenleben in Gefahr war, da war auch Joseph v. Calasanz. Aber auch seine Schüler waren es, die, mit ihrem Lehrer in christlichem Liebeswerke wetteifernd, seinem Beispiele muthig folgten und sich als Zöglinge der frommen Schulen bewiesen.

Was Geisteshochmuth und Ruhmsucht selbstgefällig bauen, das stürzt bald in sich selbst zusammen; es arbeiten die Bauleute umsonst, weil der Herr das Haus nicht baut. Was aber Demuth und Liebe gläubig im Herrn unternehmen, das wächst auch aus schwachen Keimen mächtig empor und reift zu vielfältiger Frucht, auch hierin der Kirche treues Abbild, die nach des Stifters Gleichniß aus kleinem Samenkorn ein erdumschattender Baum wurde. Im Jahre 1597 waren die frommen Schulen eröffnet worden, und schon 1599 sah sich Calasanz genöthiget, ein geräumiges Haus zu miethen, um die Menge zuströmender Schüler aufzunehmen. Er selbst bezog dieses Haus mit den übrigen Lehrern, entsagte jetzt jeder anderen Anstellung und widmete sich ganz dem Berufe eines

Erziehers und Lehrers der Armen. Mit den übrigen Lehrern lebte er von nun ab gemeinschaftlich und regelte in Uebereinstimmung mit ihnen ihre Lebensordnung, eingedenk des Spruches: „Wer der Regel lebt, der lebt dem Herrn!“ —

Aber auch die Grundzüge für die gesammte Bildung der Jugend wurden fest bestimmt, nicht bloß unterrichtet, auch erzogen sollten die ihm anvertrauten Kleinen werden. Auf dem festen Grunde der Gottesfurcht sollte der Bau einer geistigen Veredelung aufgeführt werden, auch über die Schule hinaus sich der Einfluß der Erziehung und des Unterrichtes erstrecken. Waren die Schulstunden zu Ende, dann begleiteten er und seine übrigen Lehrer die Kleinen wie gute Hirten nach Hause, um alle Gelegenheiten zum Leichtsinn, alle Gefahren der Unsittlichkeit von ihnen ferne zu halten.

Bald verbreitete sich der Ruhm dieser Schulen in Italien und darüber hinaus. Philipp III. suchte durch das Anerbieten eines Bisthumes den Heiligen für Spanien zu gewinnen; aber er blieb Vater und Lehrer der Kleinen, die ihm Gott zugeführt, allen Lehrern ein Beispiel, wie der wahre Beruf in mühsamer Pflichterfüllung seine Beseligung findet und die Beschwerden seines Amtes nicht um Würden und Wohlstand vertauscht. Solcher Aufopferung gegenüber mußte das Betragen der Lehrer Roms um so unwürdiger erscheinen, welche von den frommen Schulen eine Schmälerung ihres Erwerbs fürchteten und zweimal die Waffen der Verleumdung und Verkleinerung gegen sie und deren Gründer kehrten. Und zweimal, unter Clemens VIII. und Paul V. wurden der Heilige und sein Institut der strengsten Untersuchung unterworfen, jedesmal ging er siegreich aus solcher hervor. Der Erfolg war, daß die angesehensten Cardinäle wetteifernd die frommen Schulen unterstützten, und daß jene beiden Päpste sich selbst an dem frommen Werke betheiligten, indem sie die Miethe der nothwendig gewordenen Schulhäuser bezahlten. Ja Paul V. nahm die frommen Schulen in seinen besonderen Schutz und gab ihnen, da Joseph die hohe Würde eines Cardinals demüthig ablehnte, an den Cardinälen Torres und Giustiniani beständige Protectoren.

Im Vertrauen auf Gottes fernere Hülfe kaufte Joseph endlich einen Palast bei der Kirche von St. Pantaleon um die Summe von 12,000 römischen Thalern und eröffnete dort im Jahre 1612 seine Schulen, welche jetzt 1200 Schüler umfaßten. Sein Vertrauen wurde nicht zu Schanden und durch die milden Beiträge vieler Prälaten der ansehnliche Kaufschilling gedeckt. Um den frommen Schulen hinreichende Lehrkräfte zu verschaffen, wurde der Versuch gemacht, die von Clemens VIII. bestätigte Congregation von Lucca für die frommen Schulen zu verwenden und mit den Priestern des Joseph von Calasanz zu vereinigen. Im

Januar 1614 erließ Paul V. die Vereinigungsbulle, welche dahin lautete:

1) Joseph v. Calasanz soll lebenslänglich Vorsteher der frommen Schulen bleiben und mit seinen Gehülfen nach eingeführter Ordnung in Gemeinschaft leben.

2) In die frommen Schulen sind nur die Söhne armer Eltern, sie mögen adeligen oder bürgerlichen Standes sein, aufzunehmen, weshalb sie ihrer Armuth halber ein Zeugniß vom Pfarrer beizubringen haben.

3) Die vereinte Congregation soll gehalten sein, die Benennung „der Armen von der Mutter Gottes" zu tragen.

Der Versuch führte zu keinem Ziele. Die Luccheser fühlten sich im Lehramte unbehaglich und fremd und sehnten sich zurück nach ihrer früheren Beschaulichkeit und bald trennte man sich wieder, jedoch nach friedlichem Uebereinkommen.

Die Erhebung der Lehrer der frommen Schulen zu einer religiösen Versammlung geschah gleichfalls im Jahre 1614 durch Paul V., welcher den drei gewöhnlichen Gelübden noch die Verbindlichkeit zufügte, die christliche Jugend, vorzüglich aber die Söhne armer Eltern, im katholischen Glauben und in nützlichen Wissenschaften zu erziehen. Er verpflichtete ferner die Mitglieder, jetzt 14 an der Zahl, stets gemeinschaftlich zu wohnen und das vorgeschriebene priesterliche Kleid zu tragen.

Die Umgestaltung der Congregation in einen Orden mit den Privilegien der Mendikanten (Bettelorden) fand endlich nach sorgfältiger Prüfung über seine Zweckmäßigkeit unter Gregor XV. im Jahre 1622 statt. So war das Werk des frommen Joseph von Stufe zu Stufe gediehen; immer mehr gewannen die frommen Schulen an Ansehen durch den Beitritt gelehrter, selbst hochgestellter Männer, die es nicht verschmähten, unter des Heiligen Leitung Lehrer der armen verlassenen Kinder zu werden, und die Wiederkehr von Zucht und Sitte, von Religion und Tugend unter der römischen Jugend war die schöne Frucht solchen Strebens.

Der Ruf der frommen Schulen verbreitete sich immer weiter; nicht bloß in ganz Italien, sondern selbst in Böhmen und Polen verlangte und gründete man solche. Ueber alle Ordenshäuser und Schulen führte Calasanz als lebenslänglicher Ordensgeneral die Aufsicht und durchzog, ein hochbetagter, gebrechlicher Greis, mit gleich rastlosem Eifer die Wege der Apenninen, wie er einst im blühenden Mannesalter die Pfade der Pyrenäen durchschritt. Daß der Geist der Liebe Christi, die ihn selbst so mächtig drängte, stets in seinen Schulen herrsche, darauf war vor Allem sein Augenmerk gerichtet. Als Väter sollten die Lehrer unter den Kindern stehen, ihres Amtes warten nicht wegen zeitlichen Lohnes, sondern des Herrn wegen,

den sie sich zum Antheil erwählt. Unter anderen Wahrheiten prägte er ihnen besonders folgende ein:

„Das Bewußtsein, Gutes gethan zu haben, ist mehr werth, als alle Schätze der Welt. Nicht nur für euch, sondern auch für die euch anvertraute Jugend seid ihr verantwortlich; daher bereitet euch vor auf jenen großen Tag des Gerichtes, an dem Rechenschaft über eure Handlungen gefordert wird.“ —

„Wie der Lehrer, so der Schüler! Bedenket, prüfet und würdiget euren Beruf; in euren Händen liegt das zeitliche und ewige Wohl der Jugend, welche eurer Leitung anvertraut wurde. Euch danket oder fluchet sie einst, hier und jenseits des Grabes. Wehe Dem, der Aergerniß gibt, Fluch dem Verführer, ewige Strafe Dem, der jugendliches Vertrauen mißbraucht, der schon die Blüthenknospe vergiftet und sie zum Werkzeuge macht, sich und Andern zu schaden.“

Zum eigenen Geistesleben sie ermunternd, rief er ihnen zu: „Brüder, wandelt als Weise vorsichtig, benutzet die Zeit, denn die Tage sind böse. Mühet euch, zu verstehen des Herrn Willen und trachtet, voll des heil. Geistes zu werden.“ —

„Bestrebet euch mit allem Fleiße, euch nicht nur in den Wissenschaften, sondern auch dem Geiste nach zu bilden. Ohne Geburt gibt es kein Menschenleben, ohne Tod des Leibes kein freies Geistesleben, und eben deshalb ist an keine wahre Tugend zu denken, ohne Ertödtung des alten und Wiedergeburt des neuen Menschen. Wer Gott dienen will, muß Herr über seine Leidenschaften sein, sich beherrschen und seinen Vorgesetzten gehorchen können.“ —

„Verweichlichung ist des Geistlichen unwürdig; wenn er zu sehr für Speisen und Getränke, für ein weiches Lager ꝛc. Sorge trägt, so vernachlässiget er seinen wahren Beruf und wird Fleisch, obgleich er nur Geist sein sollte.“

„Wie soll der Geistliche im Herrn sterben, wenn er in seinem Leben nicht für den Herrn gearbeitet hat!“

Auf solche Weise suchte der Heilige seine Brüder für ihren Beruf zu entflammen und zu stärken, und es blühten die frommen Schulen, so lange ihnen der Geist ihres Stifters innewohnte; verlassen von diesem Geiste glichen sie einem Körper ohne belebende Seele.

Auch diese schwerste aller Prüfungen, das Werk seines Lebens am Ende desselben hinsiechen zu sehen, vernichtet die Früchte seiner vielen Mühen, entwürdiget von denen, die Helfer sein sollten; — auch diese bittere Prüfung sollte über ihn kommen, damit er sie trage in Geduld und bewähre das Wort: „Glücklich der Mann, der die Prüfung übersteht“, damit er allen Lehrern durch sein Beispiel zeige, wie der Undank der Welt zu ertragen sei.

Der Hochmuth einiger Laienbrüder, welche ohne gehörige Befähigung die priesterliche Weihe erzwingen wollten, nöthigte

Joseph, das erste Generalcapitel des Ordens in Rom zu versammeln und mit betrübtem Vaterherzen die Unverbesserlichen aus dem Orden auszuschließen.

Bald hiernach mußte er an sich die herbe Wahrheit des Spruches erproben: Die Hausgenossen des Menschen werden seine Feinde sein! Zwei Priester des Ordens, verführt von sündiger Ehrsucht, verleumdeten öffentlich den frommen 86jährigen Greis als schwachsinnig und unfähig zur Leitung des Ordens und der Schulen, versagten ihm Achtung und Gehorsam und gingen in ihrer Bosheit so weit, ihn beim römischen Inquisitionsgerichte als einen Verächter dieses Tribunales zu verdächtigen. Wohl reinigte sich der Heilige von dieser Anklage; allein durch mancherlei Umtriebe wußte der eine jener Priester, Namens Marius, es dennoch dahin zu bringen, daß Calasanz von seinem Amte als Ordensgeneral suspendirt und dessen Verrichtungen einstweilen dem päpstlichen Visitator Augustin Ubaldini übertragen wurden. Ja, man ging noch weiter, und der Heilige mußte erleben, daß der andere jener feindseligen Priester, Namens Stephan von den Engeln, als wirklicher Ordensgeneral der frommen Schulen bestätiget wurde. Dadurch verfiel das Institut, sein Ansehen schwand und die öffentliche Meinung kehrte sich gegen dasselbe; denn die früheren Früchte der Erziehung eines Calasanz wurden nicht mehr an den Zöglingen gefunden. Endlich traf der letzte Schlag. Durch ein päpstliches Breve Innocenz X. wurde im Jahre 1646 der Orden der frommen Schulen in einen religiösen Verein ohne alle Gelübde umgestaltet.

Mit Seelengröße und Ergebung in den göttlichen Willen ertrug der Heilige diese Heimsuchungen. In Allem das Nachbild seines Meisters, hatte er für die Feinde und Verfolger nur Thränen und Gebet. Das Unrecht, das sie an ihm geübt, gut zu machen, ihre Seelen zu retten, war sein einziger Wunsch, als beide durch die Hand des Herrn schon hienieden gezüchtiget und auf's Krankenlager geworfen wurden. Es gelang dem Heiligen, bei Stephan der Reue und Bekehrung Eingang zu verschaffen, Marius aber starb verstockten Herzens. Ach, seufzte der Heilige, hätte Marius nur mich beleidiget, so wäre es gut, da er sich aber am Worte Gottes versündiget, so weiß ich nicht, was ihm wiederfahren wird.

Unter diesen Kämpfen nahte auch Joseph's Auflösung heran. Ein Fieber warf ihn auf's Krankenlager und brachte seinen durch hohes Alter, Fasten und Mühseligkeiten aller Art abgeschwächten Körper bald dem Tode nahe. Zu den ob ihrer tiefen Erniedrigung traurigen, den Verlust ihres Meisters beweinenden Brüdern sprach er: Der Herr sei unsere Kraft und Zuflucht in den Tagen der Trübsal; er, der Wunden schlägt, versteht auch, sie zu heilen. Glaubet mir, es wird nicht bleiben, wie es ist; die Wahrheit wird

noch siegen, denn Gott, der die ewige Wahrheit ist, läßt sich nicht vertilgen. Unser Orden wird, wie er war, wieder auferstehen. Wir haben es verschuldet, daß wir durch Strafe gereiniget würden. So pries er, wie Hiob, den Namen des Herrn und ermahnte seine Brüder, dem Oberhaupte der Kirche stets treu und ergeben zu bleiben, ihrem heil. Berufe als Priester, Lehrer und Ordensmänner zu entsprechen und unter sich und mit Anderen in Eintracht und christlicher Liebe zu leben.

Calasanz hatte noch den Trost, vor seinem Ende zu sehen, daß Viele das ihm geschehene Unrecht erkannten und durch aufrichtige Theilnahme seine Krankheit zu lindern suchten. Er starb am 25. August 1648, und sein letzter Seufzer war: Jesus, Maria! — Sein Grab fand er in der Kirche vom heil. Pantaleon, welche Paul V. einst der Congregation überlassen hatte. Die Seligsprechung erfolgte durch Benedikt XIV. im Jahre 1748, die Heiligsprechung durch Clemens XIII. im Jahre 1767. Die Kunst stellt den Heiligen dar umgeben von schuldlosen Kindern, die mit freudiger Lernbegier an den Lippen ihres priesterlichen Lehrers hangen.

Ewig bleibt Joseph von Calasanz das hohe Muster eines von echter Liebe zum heil. Berufe und zu den Armen des Volkes erfüllten Priesters und Lehrers! —

Johann Baptist de la Salle und die Schulbrüder.

Mit dem Manne, dessen Leben und Wirken uns jetzt beschäftigen soll, betreten wir wieder den Boden Frankreichs, unseres westlichen Nachbarlandes. Die Volksschule ist gegenwärtig hier Staatsanstalt und gehört als solche in den Bereich der Universität. Unter letzterer dürfen wir uns jedoch nicht ein Institut vorstellen, wie unsere deutschen Akademien. Die Universität in Frankreich ist nur die Gesammtheit aller Personen aus dem Laienstande, die mit dem Unterrichtswesen, namentlich mit dessen Aufsicht und Leitung betraut sind, also der Unterrichtsminister sammt allen seinen Räthen und den ihm untergeordneten Beamten, desgleichen die Professoren und Licentiaten rc. bis herab zu den Lehrern der Gemeindeschulen. Die obere Leitung und Unterstützung des französischen Schulwesens durch die Universität kommt jedoch den höheren oder gelehrten Schulen ungleich mehr zu Gute, als dem Volksunterrichte. Die Bedeutung des letzteren scheint der Staat kaum in seiner vollen Wichtigkeit anzuerkennen, wenigstens hat er bis heute noch gezögert, die allgemeine Schulpflichtigkeit auszusprechen. Die Universität begnügt sich der Volksschule gegenüber mit der Pflege und Unterhaltung der Lehrerseminare (Normalschulen) und überläßt das Uebrige größtentheils der Kirche und dem Belieben der Gemeinden. Allerdings hat die erstere bei aller Thätigkeit für die Volksschule in Frankreich eine entschieden schwierigere Aufgabe als in Deutschland. Man kann sich dies schon hinreichend aus dem Umstande erklären, daß kein Schulzwang stattfindet, und daß die Willkür und die Laune der Eltern über den Schulbesuch entscheiden. Polizeiliche Unterstützung des Schulzweckes findet nicht statt. Aber ungleich schlimmer würde es aussehen, wenn anstatt der Kirche eine andere Gewalt die Schule ganz in der Hand hätte. Der Geist hingebender Aufopferung und Liebe würde fehlen und namentlich jene evangelische Charitas, durch welche sich die verschiedenen religiösen Orden Frankreichs so sehr auszeichnen. Während die Universität mit einer gewissen Vornehmheit auf die Volksschulen herabsieht und diese ziemlich ignorirt, hat die Kirche, haben die

religiösen Orden sich mit der rühmlichsten Ausdauer und Opferfreudigkeit der Volksbildung angenommen. Zunächst ist die Vor- und Ausbildung des weiblichen Geschlechtes schon jetzt fast ganz in den Händen dieser Orden. In ganz Frankreich besteht, so viel wir erfahren konnten, nur eine Staatsanstalt für höhere weibliche Bildung, und zwar in St. Denis, unweit der Hauptstadt. Aber auch diese Anstalt ist nur zu Gunsten der verwais'ten Töchter höherer Offiziere gegründet. Alle übrigen Anstalten dieser Art sind Privatunternehmungen, und namentlich sind solche mit Nonnenklöstern verbunden. Gerade den letzteren schenkt man das meiste Vertrauen.

Die Volksschulen für Mädchen werden fast ohne Ausnahme von Nonnen, insbesondere von den barmherzigen Schwestern (sœurs de charité) geleitet. Ueber 4000 Knabenschulen sind endlich in den Händen der christlichen Schulbrüder und ihre Zahl mehrt sich noch täglich. Diese Bruderschaft, deren rastloser Wirksamkeit Frankreichs Volksschulwesen so Vieles verdankt, besteht mit geringen Unterbrechungen schon seit 1680 und nennt als ihren Stifter den „ehrwürdigen Priester und tugendhaften Herrn" Jean Baptist de la Salle. Dieser merkwürdige Mann ist es werth, daß wir seine Wirksamkeit, sein Leben und seinen Charakter näher kennen lernen. Hier ist noch mehr als die Entsagung und die Liebe eines Pestalozzi, obgleich unsern deutschen katholischen Volksschullehrern der letztere entschieden bekannter ist. Aber es möchte endlich an der Zeit sein, daß unsere katholischen Lehrer auch die pädagogischen Schätze, Größen und Vorbilder würdigen lernen, welche ihnen die eigene Kirche bietet. Unter diesen nimmt Baptist de la Salle einen der ersten Plätze ein.

Er wurde zu Rheims am 30. April 1651 geboren. Sein Vater war der Landgerichtsrath Ludwig de la Salle, seine Mutter eine geborne du Brouillet, beide ausgezeichnet durch vornehme Herkunft und Frömmigkeit. Von den sieben Kindern, mit welchen ihre Ehe gesegnet wurde, widmeten sich die meisten dem geistlichen Stande. Eine Schwester Baptist's wurde Nonne, einer seiner Brüder trat zu Sentis bei den regulirten Chorherren von St. Genovefa ein, ein anderer wurde Canonikus an der Domkirche zu Rheims. Aber auch die übrigen in der Welt bleibenden Geschwister zeichneten sich durch Frömmigkeit und Rechtschaffenheit aus.

Jean Baptist, als Kind von ausnehmender Schönheit, zeigte schon früh religiösen Ernst und Liebe zur Zurückgezogenheit. Seine größte Freude war, dem Priester beim Meßopfer zu ministriren. Geräuschvolle Spiele und Freuden floh er. Als eines Tages im elterlichen Hause ein Freudenfest gefeiert wurde, hatte der stille Knabe eine solche Abneigung dagegen, daß er sich bald davon

zurückzog und eine fromme Person aus der Gesellschaft bat, ihm lieber aus einer Legende etwas vorzulesen. Auf die Universität in Rheims geschickt, zeichnete sich der junge la Salle bald durch seine raschen Fortschritte, wie durch einen tugendhaften Lebenswandel aus; die bis heute im Originale erhaltenen Zeugnisse sind ein Beweis dafür, daß er zu den vorzüglichen Zöglingen des berühmten Institutes gehörte.

Schon früh wünschte la Salle, sich dem geistlichen Stande zu widmen und die Eltern waren seinem Wunsche nicht entgegen, da sich an dem wahren Beruf ihres Sohnes nicht zweifeln ließ. Bereits im Jahre 1662, kaum elf Jahre alt, empfing er die Tonsur, und schon im Jahre 1666 trat ihm Peter Dozet, Kanzler der Universität und Canonikus an der Domkirche zu Rheims, sein Canonikat und die damit verbundene reiche Pfründe ab. Um die theologischen Wissenschaften gründlich zu studiren, begab sich la Salle nach Paris und trat hier am 18. October 1670 in das Priesterseminar von St. Sulpice, welches damals unter seine Zöglinge auch den nachher so berühmt gewordenen Erzbischof von Cambrai, Fenelon, zählte*). In den Jahren 1671 und 1672, und zwar in einem Zeitraume von neun Monaten, verlor de la Salle beide Eltern, und dieser Umstand, namentlich aber die Rücksicht auf seine Geschwister, welche von ihm als ältestem Bruder Rath und Hülfe erwarteten, nöthigte ihn, einstweilen das Seminar zu verlassen und sich nach Rheims zurück zu begeben. Die Achtung und Liebe aller seiner Lehrer und Mitschüler folgten ihm. In Rheims fand de la Salle an dem Abbe Rolland, welcher Canonikus und Lehrer an der Domschule war, einen besonders treuen Freund und Führer. Dieser ausgezeichnete Mann übte auf la Salle's ganze künftige Lebensrichtung den entschiedensten Einfluß aus. Er hatte in Rheims eine religiöse Genossenschaft (die Schwestern vom Kindlein Jesu) gegründet, welche sich des Unterrichtes der weiblichen Jugend, namentlich der Pflege armer Waisenkinder annahm. Dem frommen Stifter lag daran, das Institut auch nach seinem Tode erhalten zu sehen, und er glaubte, in la Salle einen geeigneten jüngeren Mitarbeiter zu finden. Es gelang dem Abbe Rolland bald, unsern la Salle für seine Pläne, namentlich für die bessere Erziehung der Jugend und für unentgeltlichen Schulunterricht in solchem Grade zu begeistern, daß dieser beschloß, sich ganz von allen irdischen Banden zu befreien und unwiderruflich dem geistlichen Stande, damit aber zugleich dem Werke der Jugendbildung zu widmen. Somit empfing de la Salle am 11. Juni 1672 zu Cambrai die Subdiakonats-Weihe. Von nun ab war sein Leben ganz den Studien,

---

*) Vergleiche das folgende Lebensbild.

der Uebung religiöser Pflichten und der Erziehung seiner Brüder gewidmet, bis er endlich am 9. April 1778 in einem Alter von 27 Jahren die Priesterweihe durch die Hände des Erzbischofs le Tellier empfing.

Abbe Rolland, welcher die Tugend und den umsichtigen Eifer des jungen Priesters wohl zu würdigen wußte, wünschte nichts mehr, als ihn ganz für die Genossenschaft vom Kindlein Jesu als Mitarbeiter und später zum Nachfolger zu gewinnen, und schlug ihm deshalb vor, sein reiches Canonikat mit der Pfarrstelle von St. Peter in Rheims zu vertauschen. Ohne Rücksicht auf den mit diesem Tausche verbundenen Verlust an zeitlichem Gute ging de la Salle sofort auf diesen Vorschlag ein, der aber deshalb nicht zur Ausführung kam, weil ihm der Erzbischof die Genehmigung versagte. Bald hienach starb der Abbe Rolland und hinterließ die von ihm gegründete Genossenschaft ohne alle gesetzliche Existenz. Da er la Salle zu seinem Testaments-Exekutor erkoren hatte, so lag hierin gewissermaßen auch der Auftrag, des Verstorbenen Werk zu vollenden und zu vervollkommnen. Ungeachtet gar vieler Hindernisse gelang es auch dem unablässigen Eifer und der Klugheit la Salle's, das Institut gehörig einzurichten und vom König Ludwig XIV. Patente zu erwerben, welche die Existenz und Wirksamkeit der Genossenschaft fest begründeten.

Doch dieses schöne Werk war es nicht, wozu die Vorsehung unsern la Salle bestimmt hatte. Sie hatte ihm ein größeres Unternehmen vorbehalten, und das bisher erwähnte sollte dazu nur als Vorbereitung dienen.

Wie sehr damals das Bedürfniß von Lehrern, die sich für die Volksbildung aufopferten, gefühlt wurde, geht schon aus der Thatsache hervor, daß ein frommer Priester, Namens Hadrian Bourdoise, nicht bloß einige Schulen für die Kinder des Volkes errichtete, sondern auch einen besonderen „Gebetsverein" stiftete, dessen ausschließlicher Zweck darin bestand, Gottes Barmherzigkeit um Verleihung frommer und tüchtiger Lehrer anzuflehen. Dieser, anfänglich aus 70 Geistlichen bestehende Verein wurde im Seminar von St. Sulpice, wo la Salle seine theologische Bildung genoß, eifrigst fortgesetzt, und eine seiner nächsten Folgen war, daß schon vor la Salle's Wirksamkeit einzelne fromme und ausgezeichnete Geistliche Schulen und Lehrerseminare zu gründen suchten, wenn auch ohne den gehofften, dauernden Erfolg.

Um die Zeit, als Abbe Rolland starb, lebte zu Rouen eine reiche und vornehme Dame, Gattin eines höheren Beamten der dortigen Rechnungskammer, des Herrn Maillefer. Nach dem Tode ihres Mannes entsagte Madame Maillefer aller bisherigen Eitelkeit und Weltlust und lebte nur noch dem Gebete und den Tugenden

der christlichen Nächstenliebe. Nachdem sie in der Nähe von Rouen eine Freischule für Mädchen gegründet hatte, beschloß sie, ein gleiches Institut für Knaben zu errichten und trat deshalb auch mit dem Abbe Rolland in Beziehung. Nach dessen zu früh erfolgtem Tode knüpfte die Wittwe wegen der Einrichtung von Freischulen Verbindungen mit einem frommen und eifrigen Laien Namens Niel an und schickte diesen mit Empfehlungen und Briefen nach ihrer Vaterstadt Rheims, damit er dort für die gute Sache thätig sei. Niel hatte von der Wittwe auch einen Brief an la Salle erhalten, und die Vorsehung wollte, daß er mit dem Canonikus gleichzeitig in Rheims eintraf und letzterem im Hause der Genossenschaft vom Kindlein Jesu begegnete. Beide Männer verständigten sich bald und beschlossen, die zu gründenden Schulen unter den Schutz und die besondere Leitung eines der Stadtpfarrer zu stellen. Nach mancherlei Schwierigkeiten wurde im April des Jahres 1679 in der Mauritiuspfarre zu Rheims durch la Salle's Bemühungen die erste Freischule für Knaben eröffnet und der Unterricht Niel und einem jungen Menschen von 17 Jahren anvertaut.

Es ist hier am Orte, über Niel's Character Einiges einzuschalten. Begeistert für das Werk der Jugendbildung, von leidenschaftlichem Temperament unterstützt, war dieser merkwürdige Mann in ewiger Unruhe. Jede Hoffnung auf neue Schuleinrichtungen spornte ihn alsbald zu rastloser Thätigkeit; keinen Weg, keine Mühe, keine Bitten scheute er, um zum Ziele zu gelangen; aber wenn dieses Ziel erreicht war, so ließ auch der Eifer nach und der unruhige Blick richtete sich schon wieder auf neue Unternehmungen. Wenn Niel auch nicht ganz vom Streben nach weltlicher Ehre und Anerkennung frei gewesen sein mag, so war er doch ohne Eigennutz, und wenn wir auch seine unruhige, rastlos nach Neuem strebende Hast nicht billigen mögen, so darf doch auch nicht verkannt werden, daß sein ungestümer Eifer viel dazu beigetragen hat, auch Andere für die Sache der Jugendbildung zu erwärmen und opferwillig zu machen. So hatte er gehört, daß eine reiche Wittwe, Madame v. Croydres, geneigt sei, in ihrer Pfarrei eine Freischule zu stiften. Sofort eilt Niel zu ihr, bestürmt sie mit Bitten um Ausführung ihres Vorhabens, bietet sich zum Leiter der neuen Schule an, weiß die Wittwe auch mit la Salle zu befreunden und setzt es endlich durch, daß die Schule in der St. Jakobspfarre eröffnet wird. Niel ist glücklich, denkt nicht mehr an seine Schule in der Mauritiuspfarre und an seine Verpflichtung zu dieser, sondern stellt sich sofort an die Spitze der neuen Anstalt, deren Schülerzahl schnell so sehr wuchs, daß man auf fünf Lehrer Bedacht nehmen mußte und die Unterhaltungskosten bald die Mittel überstiegen. Diesem ersten Hindernisse gesellte sich Niel's Unruhe. Rastlos hin

und her getrieben, konnte der immer in Plänen lebende Mann weder den Unterricht noch die Lehrer überwachen und hieran knüpften sich bald Uebelstände, welchen la Salle nur durch eine feste Lebensregel begegnen zu können glaubte. Aber auch diese erwies sich so lange unzureichend, als die Lehrer nicht gemeinschaftlich in einem Hause wohnten und von la Salle selbst beaufsichtigt werden konnten. Als Niel in dieser Zeit Rheims verließ, um der neuen Einrichtung einer anderen Schule nachzustreben, sah sich la Salle genöthigt, die Lehrer, welche nun ohne Aufsicht waren, wenigstens den Tag über in sein eigenes Haus aufzunehmen und sie nur zur Schlafenszeit zu entlassen. Der wohlthätige Einfluß des frommen Mannes zeigte sich bald an der ganzen Haltung der Lehrer, und dieser glückliche Erfolg veranlaßte ihn, sie am 24. Juni 1681, als am Feste seines Namenspatrons, ganz und für immer in seine Wohnung aufzunehmen. Dieser große Schritt wurde zwar vielfach getadelt und falsch beurtheilt, aber la Salle blieb ruhig und unerschüttert. Den ältesten Bruder behielt er mit den Lehrern in seinem Hause, die beiden anderen Brüder wurden später bei Verwandten und Geistlichen untergebracht.

In diese Zeit fällt auch eine merkwürdige Lebensrettung des frommen Mannes. Vom Lande in wildem Schneegestöber nach Hause zurückkehrend, kommt er in der Dunkelheit vom Wege ab und fällt in eine tiefe mit Schnee gefüllte Grube. Nach stundenlangem, vergeblichem Bemühen, sich herauszuarbeiten, sinkt er ermattet zusammen und empfiehlt seine Seele Gott. Da empfindet er plötzlich neuen Muth und eine übernatürliche Kraft, er versucht noch einmal, sich herauszuarbeiten, und — es gelingt. La Salle sah in dieser Rettung ein Wunder und die ernste Aufforderung, das wieder geschenkte Leben Gott noch inniger zu weihen.

Bald darnach wurde auch des frommen Mannes wissenschaftliches Streben, welches durch keine anderweiten Sorgen und Mühen unterdrückt werden konnte, dadurch belohnt, daß er im Jahre 1681 von der theologischen Fakultät in Rheims zum Doctor ernannt wurde. Das Jahr darauf verließ la Salle sein väterliches Haus und miethete eine andere Wohnung, in welche er die Lehrer aufnahm und somit einen entschiedeneren Schritt zur Gründung seines berühmten Institutes that. Er gab seinen Lehrern eine Regel für die Tagesordnung und wurde auf deren dringendes Ansuchen auch ihr Beichtvater. Bald darnach gründete er unter Niel's rastloser Mitwirkung auch eine neue Schule und ein Noviziat zu Rethel, nicht minder wurden in Guise, Château-Portion und Laon Schulen gestiftet.

Vielfach fehlte es den neugegründeten Schulen nnd deren Vorstehern an Subsistenzmitteln, und die Lehrer litten oft an den aller-

nöthigsten Lebensbedürfnissen Mangel. Rechnet man hiezu die Mühen des Berufes und die ernste Tagesordnung und Regel, so darf es kaum befremden, wenn oft Muthlosigkeit la Salle's Mitarbeiter ergriff und gegen alle Tröstungen verschloß. — Ja die Lehrer gaben ihrem Meister endlich nicht undeutlich zu verstehen, daß er, der im Besitze einer guten Pfründe und ansehnlichen Vermögens sei, leicht Entsagung predigen könne, und daß seine Worte erst dann den rechten Eindruck machen würden, wenn er ihnen in der Armuth gleich stünde. Da faßte la Salle den heldenmüthigen Entschluß, sein Kanonikat niederzulegen und somit einer Stellung zu entsagen, die ihn vielfach daran hinderte, sich den Lehrern und Schulen so ausschließlich zu widmen, wie es der heiße Wunsch seines Herzens war. Viele seiner Freunde bekämpften diesen Entschluß, selbst der Erzbischof erklärte sich anfangs dagegen, und nur durch's Gebet und beharrliches Bitten brachte la Salle es endlich dahin, daß ihm die Entlassung ertheilt wurde.

Aber hiemit hatte sich la Salle noch nicht genug gethan. Er wollte sein Institut nur auf die evangelische Armuth gründen und sich deshalb auch seines ganzen Vermögens entäußern, nicht aber zu Gunsten seiner Familie, denn damit wäre er nur irdischen Neigungen gefolgt, auch nicht zu Gunsten seiner Stiftung, denn dadurch hätte er Zweifel an der göttlichen Vorsehung oder auch eitele Ruhmsucht gezeigt. In Uebereinstimmung mit seinem Beichtvater Pater Barre benutzte la Salle die Gelegenheit, welche ihm eine im Jahre 1684 ausgebrochene Hungersnoth reichlich darbot, all' sein Vermögen, welches an 40- bis 50,000 Fr. betragen mochte, unter die Armen zu vertheilen, so daß ihm nichts als das nackte Leben blieb und er selbst Almosen beanspruchen mußte. Nunmehr konnte la Salle sich kühn und ohne weitere Vorwürfe befürchten zu müssen, an die Spitze seiner armen Schüler und Lehrer stellen, nunmehr wirkten seine Ermahnungen unwiderstehlich, und der Heroismus, welchen er durch seine Aufopferung bewiesen, übte einen solchen Einfluß, daß bald mehrere junge Leute ihre Collegien verließen, um unter des Gottesmannes Leitung am Werke der Jugendbildung mit zu arbeiten. La Salle ging nun auch getrost wieder einen bedeutenden Schritt weiter. Noch in demselben Jahre sammelte er alle seine Schüler, damals zwölf an der Zahl, zu geistlichen Exercitien um sich und verhandelte nach deren Beendigung mit ihnen über die Kleidung der Lehrer, über die Kost und die Ablegung von Gelübden. In Betreff der letztern einigte man sich zu den einfachen Gelübden der Beharrlichkeit (stabilité) und des Gehorsams und beschloß, dieselben nur auf drei Jahre abzulegen. Die Kleidung bestand in einem schwarzen Mantel, einem breitrandigen schwarzen Hute, starken und schweren Schuhen

und langem, schwarzen Rocke, welcher den Soutanen unserer Weltgeistlichen ziemlich ähnlich war und nur oben am Vordertheil geöffnet werden konnte. Die Lehrer nannten sich Brüder (frères) der christlichen Freischulen (des écoles chrétiennes et gratuites). Umstände bewogen la Salle, späterhin die Gelübde einzig nur auf das des Gehorsams und auf die Dauer eines Jahres zu beschränken, und diese Beschränkung galt bis zum Jahre 1694. Welcher Geist nunmehr das Institut beseelte, geht aus dem Umstande hervor, daß die Anstrengung und Aufopferung, womit sich die Brüder ihrem Berufe unterzogen, mehreren in der Blüthe ihrer Jahre das Leben kostete, weshalb la Salle selbst das Kleid der Lehrer nahm und in der Jakobspfarre nicht bloß den Unterricht der Kleinen selbst besorgte, sondern sie auch täglich zum Gottesdienste führte.

La Salle's Ruf breitete sich immer mehr aus, und aus der Nähe und Ferne kamen Personen aller Stände, um ihn kennen zu lernen und ihm ihre Hochachtung zu bezeigen. Der demüthige Mann fand hierin nur eine Veranlassung, sich auf einige Zeit in die Einsamkeit eines Klosters bei Louviers zurückzuziehen; aber er sollte sich dieser Ruhe nicht lange erfreuen, da ihn die Krankheit einiger Brüder und der Tod eines derselben bald wieder zurückrief. Wenige Tage nach seiner Rückkehr eröffnete er den Brüdern, daß er entschlossen sei, das Amt eines Obern niederzulegen, und daß sie daher einen andern Obern wählen möchten. Man kann sich denken, mit welchem schmerzlichen Erstaunen dieser Entschluß aufgenommen wurde, und daß sich die Brüder nur mit Widerstreben den dringenden Bitten und Gründen ihres Meisters fügten. Man wählte endlich den durch Eifer und Tugend ausgezeichneten Bruder l'Heureux, und sofort bewies la Salle diesem den demüthigsten Gehorsam. Als die höhere Geistlichkeit hievon Kunde erhielt, mißbilligte sie es allgemein, besonders deshalb, weil es nicht schicklich sei, daß sich ein Priester einem Laien in solcher Weise unterordne. La Salle erhielt die Weisung, wieder in seine frühere Stelle einzutreten. Er gehorchte, beschloß aber zugleich, den Bruder l'Heureux selbst im Lateinischen zu unterrichten und ihn zur priesterlichen Weihe vorzubereiten.

Der Wirkungskreis des Gottesmannes breitete sich immer mehr aus. Er nahm von jetzt ab auch mehrere junge Leute vom Lande und hoffnungsvolle Knaben in sein Haus und seine Obhut, um sie zu Lehrern, namentlich zu Landschullehrern (maîtres de la campagne) auszubilden. Mitten in diesen Arbeiten traf la Salle jedoch ein schwerer Verlust. Niel, der unstete, rastlose Arbeiter, sehnte sich endlich nach Ruhe, gab die Schulen auf und zog sich nach Rouen zurück, wo er im Jahre 1687 am 31. Mai starb. La Salle widmete

dem Dahingeschiedenen Gebete und ein liebevolles Andenken, welches ihm die Brüder auch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Niel war einer jener seltenen Menschen, welche Alles an eine einmal gefaßte Idee setzen, durch ihren Feuereifer die Trägen fortreißen und die Schwankenden zum Entschlusse drängen, und durch Hindernisse nur noch mehr entflammt werden.

Schon Pater Barre hatte la Salle mehrfach auf Paris hingewiesen und ihn gebeten, sein Institut auch auf diese Stadt auszudehnen und, wo möglich, ganz dahin zu verlegen. Als nun der Pfarrer la Barmondière von St. Sulpice dieselbe Bitte an la Salle richtete und insbesondere die Schule seiner Pfarrei den Brüdern zu übergeben wünschte, willigte der Diener Gottes ein und kam am 23. Februar 1688 in Begleitung zweier Brüder selbst in Paris an. Bald blühte unter seiner Leitung trotz mancher Hindernisse und Kabalen die Schule kräftig empor und schon im Jahre 1690 mußte eine zweite in der Rue Princesse gegründet werden. Jetzt aber brach gegen la Salle ein gewaltiger Sturm los, der sich im Laufe seines Lebens und Wirkens noch oft wiederholte. Mit Schrecken hatten die weltlichen Lehrer von Paris die Ankunft der Schulbrüder erfahren, weil sie durch die Einrichtung von Freischulen Gefahr für ihre eigenen Anstalten und ihren Unterhalt befürchteten. Sie erlaubten sich alle Mittel, um la Salle's Unternehmen im Fortgange zu hemmen; sie plünderten mit frecher Hand die Wohnung der Brüder und wußten es sogar dahin zu bringen, daß der Scholastikus von Notre=Dame zu ihren Gunsten entschied. Da die Lehrer nun auch noch einen Prozeß gegen la Salle anhängig machten, entschloß sich dieser, sein Unternehmen in Paris aufzugeben, und es würde wahrscheinlich auch dazu gekommen sein, wenn er nicht von mehreren Seiten darauf hingewiesen worden wäre, daß Nachgiebigkeit in diesem einen Falle zugleich das ganze Unternehmen für alle Zeiten und an allen Orten gefährde, ja geradezu das Todesurtheil für die übrigen, bereits gegründeten Anstalten sei. So ließ es denn la Salle auf einen Prozeß ankommen und erflehete mit seinen Brüdern durch Gebet und Fasten einen glücklichen Ausgang. Wirklich wurden auch die Schullehrer mit ihren ungerechten Ansprüchen abgewiesen.

Gegen das Ende des Jahres 1690 kamen jedoch außer manchen anderen Leiden und Widerwärtigkeiten noch zwei schwere Heimsuchungen über den edlen Diener Gottes. Die mannigfachen Beschwerden seiner Stellung und die vielen Bußübungen, denen er sich dabei noch unterzog, hatten seine Gesundheit so gestört, daß er in Rheims, wohin er sich ungeachtet seiner Schwäche zu Fuße begeben, in eine tödtliche Krankheit fiel. Schon empfing er unter allgemeiner Theilnahme und unter dem lauten Schluchzen seiner Brüder die

Sterbesakramente, schon segnete er zum Abschiede noch mit zitternder Hand seine Gemeinde und man glaubte, die Trennungsstunde habe geschlagen, als er sich wieder wunderbar rasch erholte und in Folge der Mittel des trefflichen Arztes und nach Gottes besonderer Fügung bald wieder seine Arbeiten übernehmen konnte.

Bald darauf erhielt la Salle die Schmerzensnachricht, daß sein geliebter Bruder l'Heureux, derselbe, den er zur Priesterweihe vorbereitete, tödtlich erkrankt sei. Sofort begab sich der Diener Gottes nach Paris, aber er kam zu spät, sein Freund und Bruder lag schon im Grabe. In diesem harten Verluste sah la Salle vielleicht eine Mahnung Gottes, in sein Institut keine Priester aufzunehmen, und es mag hiermit zusammenhängen, daß in's künftige auch den Brüdern die Erlernung und jeder Gebrauch der lateinischen Sprache verboten wurde.

In dieser Zeit war das Institut fast seinem Untergange nahe. Mehrere Brüder waren ausgetreten und kein Ersatz für sie gekommen, überall fehlte es an Unterstützungen, viele Gönner waren durch allerlei Verleumdungen dem ganzen Unternehmen abhold geworden, kurz, Alles schien das Ende des Instituts zu verkünden. Da aber waffnete sich la Salle mit neuem Muthe. Er verband sich mit zwei der edelsten und zuverlässigsten Brüder Namens Nikolaus Wiart und Gabriel Drolin unterm 21. November 1691 durch ein feierliches Gelübde, das Werk der christlichen Schulen aufrecht zu erhalten, und sollten auch nur die drei von der ganzen Gesellschaft übrig bleiben und an den Thüren betteln gehen und nur von trockenem Brote leben müssen. Zugleich theilte la Salle den solcher Weise mit ihm verbundenen Brüdern mit, daß er beabsichtige, in der Nähe von Paris ein Haus zur Verpflegung der kranken Brüder einzurichten, daß sich alle Brüder in diesem Hause während der Ferien zu Exercitien versammeln sollten, und daß ein Noviziat zur Heranbildung neuer Brüder gebildet werden solle. — Am Ende des Fleckens Vaugirard fand sich ein ärmliches, enges Haus, welches la Salle erwarb. Hier versammelte er sämmtliche Brüder, hier gründete er am 8. Oktober 1691 das Noviziat trotz mancher Widersprüche, die nur durch eine Vollmacht des Erzbischofs von Paris beseitiget werden konnten.

Aber welche Armuth und Entsagung herrschte in diesem Noviziate! Das baufällige Haus bot nur schwachen Schutz gegen die Witterung, selbst des Stifters Matratze war Morgens oft mit Schnee bedeckt. Die Brüder schliefen auf Strohsäcken, Feuer hatte man nicht, gekocht wurde nicht, man lebte von den Almosen der Priester und Klöster, man hatte nur einige elende Bänke zur Ruhe, und die Kleidung unterschied sich nicht von der eines Bettlers.

Im Gebete, im h. Meßopfer und der h. Communion suchte man Trost und Erquickung. Und trotz dieser Armuth, und während die Brüder von Tage zu Tage nur wie durch Wunder lebten, meldeten sich viele zur Aufnahme, so daß die Anstalt bald 35 bis 40 Novizen zählte. Zu diesem Fortschritte gesellte sich die Freude, daß der reiche Graf du Charmel anfing', sich für das Institut zu interessiren, den Stifter selbst besuchte, ihm ein kostbares Meßgewand und Antipendium schenkte und überhaupt mit ihm in ein inniges Verhältniß trat.

Eine große Hungersnoth, welche 1693 ausbrach, brachte neues Elend über la Salle und die Brüder, welche dadurch genöthigt wurden, sich auf längere Zeit nach Paris zu begeben, wo mehr Unterstützung und ein sicheres Unterkommen zu hoffen war. Endlich konnte la Salle wieder mit den Seinen nach Vaugirard zurückgehen. Hier faßte er in Uebereinstimmung mit den Brüdern den Entschluß, die Gelübde nicht auf bestimmte Zeit, sondern für immer abzulegen und eine genaue Regel festzustellen. Nach reiflichster Ueberlegung der Wichtigkeit dieses Schrittes und nach den feierlichsten und ernstesten religiösen Vorbereitungen verpflichteten sich am 6. Juni 1694 zwölf Brüder auf immer durch Gelübde und Namensunterschrift. Diese zwölf waren: Nikol. Wiart, Gabriel Drolin, Joh. Pastois, Gabriel Razigade, Jakob Compaing, Joh. Jaquot, Ludwig de Marcheville, Michael Jaquinot, Edmund Léguillon, Aegidius, Peter und Claudius Roussel. Feierlich sprachen sie es als ihren Lebenszweck aus, an jedwedem Orte Freischulen zu halten, und sollten sie auch betteln gehen oder von trockenem Brote leben müssen.

Nachdem dieser große Schritt geschehen, dachte la Salle wieder ernstlicher als je daran, das Amt eines Vorstehers abzugeben; aber die Brüder willigten nicht ein. Da verpflichtete sie la Salle durch einen feierlichen Act vom 7. Juni 1694, nach seinem Tode niemals wieder einen Priester als Obern in das Institut aufzunehmen, und diese Verpflichtung ist bis auf den heutigen Tag in Kraft geblieben.

Da das Haus zu Vaugirard bald zu klein wurde und immer noch zu entfernt von Paris lag, so miethete la Salle ein der Stadt näher gelegenes und beaufsichtigte von hieraus die Schulen, denen er in der Rue St. Placide eine dritte mit vier Brüdern zufügte. Abermals begann auch jetzt wieder der Kampf mit den weltlichen Lehrern, welche sogar in die Schule von St. Placide eindrangen und Alles in Beschlag nehmen wollten. Die Gerichte entschieden wieder zu Gunsten la Salle's, und der Schmerz, den ihm diese wiederholte Anfeindung verursachte, wurde durch mancherlei Unterstützungen reichlich aufgewogen, welche von verschiedenen Seiten damals gerade den christlichen Schulbrüdern zuflossen. Ueberhaupt

stieg in dieser Zeit das Verlangen nach Schulen so sehr und la Salle wurde so vielfach selbst aus entfernteren Gegenden mit Anträgen bestürmt, daß kaum allen Wünschen genügt werden konnte und sich die Arbeit des frommen Vorstehers unendlich steigerte. Doch fand er noch Muße zur Abfassung einer Regel für die Directoren, welche gegen den Schluß des Jahres 1700 beendigt und allen Häusern zugeschickt wurde. Da la Salle sein immer mehr an Ausbreitung gewinnendes Institut nunmehr auch vom heil. Vater approbirt und nach Rom verpflanzt zu sehen wünschte, so sandte er im Jahre 1702 den Bruder Gabriel Drolin mit noch einem Anderen dorthin, und wie arm die Brüderschaft damals noch war, mag man daraus entnehmen, daß beiden nur 100 Francs als Reisegeld mitgegeben werden konnten. Die Niederlassung in Rom hatte jedoch so viele Schwierigkeiten, daß der eine Bruder verzagte und nach Frankreich zurückkehrte. Nur mit Mühe konnte Drolin angemessene Beschäftigung und einige Unterstützung finden. Doch hielt der edle Bruder ungeachtet der härtesten Entbehrungen an 26 Jahre heldenmüthig in Rom aus und kehrte erst nach la Salle's Tode um 1728 in einem Alter von 65 Jahren nach Frankreich zurück, nachdem er die Approbation des Instituts im Jahre 1724 von Benedikt XIII. glücklich erhalten hatte. Immer bleibt Drolin ein Beispiel der hingebendsten Ausdauer und Liebe zur Sache.

Um's Jahr 1702 entfernte sich la Salle einige Zeit von Paris, um die Schulangelegenheiten zu Troyes besser zu ordnen, und durch diese seine Abwesenheit begünstigt, erhob sich eine Verfolgung und ein persönlicher Feind gegen ihn, durch welche das Institut in die äußerste Gefahr gebracht wurde. Ueber der Person, welche la Salle so schwere Prüfungen bereitete, schwebt ein Dunkel, welches die Zeit nicht hinreichend gelichtet hat. Man weiß nur so viel, daß der Feind ein Abbé war, der weder zur bischöflichen Verwaltungsbehörde, noch zum Pfarrklerus gehörte, wegen seiner Frömmigkeit bisher in gutem Ansehen gestanden und sogar früher zu den Freunden und Gönnern la Salle's gezählt hatte. Die äußere Veranlassung zur Verfolgung des letztern gaben zunächst zwei Directoren der Noviziate, welche in vielleicht übertriebenem Eifer sehr strenge Zucht hielten und die Bußübungen der Brüder äußerst verschärften. Da la Salle öfters abwesend und bald hier, bald dort sein mußte, so konnte er das Verfahren der Einzelnen nicht genau genug beaufsichtigen und auf's gehörige Maß beschränken. Einige, ihm zu Ohren gebrachte Klagen der Brüder beschwichtigte er, andere Beschwerden, die er nicht sogleich erfuhr, wurden übertrieben. Ein Novize, dem wegen mehrmaliger Irregularitäten eine strenge Bußübung zuerkannt worden, wandte sich an jenen Abbé und fand bei diesem nur zu leicht Gehör. Es ist zu vermuthen,

daß diesen Machinationen gegen la Salle's Institut auch die weltlichen Lehrer von Paris nicht ganz fern gestanden haben. Genug, der Abbé verfaßte auf Grund jener Anklagen eine Denkschrift, welche er selbst dem Kardinal-Erzbischof von Paris einreichte. Dieser schickte noch während la Salle's Abwesenheit den Generalvikar Dr. Pirot zur Untersuchung. Als der Diener Gottes heimkehrte, fand er die Untersuchung noch im Gange, mischte sich aber in keiner Weise ein. Das Resultat war, daß mit den Novizen allerdings zu streng verfahren worden, und daß die Directoren das richtige Maß überschritten hatten. Anstatt nun dieses Resultat dem Obern mit der Weisung zugehen zu lassen, jene Mißbräuche der Gewalt abzustellen, beschloß der Kardinal sofort, den Schulbrüdern einen andern Führer zu geben. La Salle empfing diese Nachricht aus des Kardinals eigenem Munde, aber mit solcher Demuth, ja mit solchem Danke, daß der Kirchenfürst darob erstaunte. Als nun der Generalvikar den neuen Obern einführte und den Brüdern mit einer wohlgesetzten Rede vorstellte, ereignete sich eine eigene, ganz unerwartete Scene. Die Brüder erklärten laut, daß sie einen Obern hätten, keinen andern wünschten und in der Sache nochmals an den besser zu unterrichtenden Kardinal-Erzbischof appellirten. Mitten in der hiedurch hervorgerufenen Aufregung erhob la Salle seine sanfte, beschwichtigende Stimme und bat und beschwor die Brüder, sich dem Willen des Generalvikars zu unterwerfen und den neuen Obern, Namens Brikot, anzuerkennen. Die Brüder erklärten jedoch, daß sie eher ihren Stand aufgeben würden, ehe sie sich ihren geliebten Obern nehmen ließen. Vergebens waren la Salle's wiederholte Vorstellungen, und der erstaunte Generalvikar mußte sich endlich zurückziehen. Der Kardinal nahm den Vorfall übel auf. Die Eintracht der Brüder mit ihrem Obern kam ihm unerwartet, die Möglichkeit, daß das ganze Institut sich auflösen könne, beunruhigte ihn, und er machte dem Generalvikar sogar Vorwürfe über seine Heftigkeit und Unklugheit in der Sache. Seine Achtung vor la Salle stieg, und selbst die Einflüsterungen des Abbé, daß die Widersetzlichkeit der Brüder einzig in ihrem Obern die Ursache finde, vermochten nichts über ihn. Da ging jener Abbé einen Schritt weiter und brachte die ganze Sache zur Oeffentlichkeit, wo sie nicht wenig Aufsehen erregte und bald als Auflehnung der Brüder gegen ihre Obrigkeit bezeichnet wurde. La Salle's Bemühen, den übeln Eindruck, welcher dadurch erzeugt wurde, wieder zu verwischen, war anfänglich um so weniger mit Erfolg gekrönt, als auch der Kardinal diesem Eindrucke nicht widerstand und den Diener Gottes seine Ungnade fühlen ließ. Nach manchen Verhandlungen und unter Vermittelung wohlwollender Personen wurde die ganze schwierige Angelegenheit endlich in der Art beigelegt, daß la Salle factisch der

Obere blieb, während Brikot zum Scheine die Leitung des Institutes übernahm. Es handelte sich nur noch darum, die kirchliche Autorität nach Außen hin zu behaupten, und die Gefälligkeit, mit welcher sich Brikot in die ihm dabei zugewiesene klägliche Rolle fügte, ward ihm binnen kurzer Frist mit einer reichen Pfründe vergolten. Der Nachfolger Brikot's war ein schlauer Kopf, der sich mehr als Visitator des Instituts gebärdete und unter dem Einflusse jenes mehrfach erwähnten feindlich gesinnten Abbé's jede Gelegenheit benutzte, um la Salle's Ansehen zu untergraben und den Samen der Zwietracht und Unzufriedenheit auszustreuen. Dies gelang ihm wenigstens in so weit, daß mehrere Brüder aus dem Institute austraten. Um den Einfluß eines solchen Beispiels zu mindern und um sich von seinen Feinden überhaupt mehr zu entfernen, gab la Salle dem Wunsche der treugebliebenen Brüder nach, und verlegte sein Institut 1702 in die abgelegenere Vorstadt St. Antoine. Aber die Verfolgungen ruheten nicht. Wieder waren es die weltlichen Lehrer, welche la Salle anfeindeten und diesmal mit Erfolg. Die Schulbrüder unterrichteten zwar unentgeltlich, nahmen aber alle von den Eltern ihnen zugeführten Kinder auf, ohne ihre Vermögensumstände zu untersuchen. Dies wäre auch kaum möglich gewesen. Die Lehrer benutzten jenen Umstand, um la Salle wieder zu verklagen. Wahrscheinlich würde er auch diesmal den Proceß gewonnen haben, wenn er sich selbst zu den Verhandlungen eingefunden hätte; da er dieses jedoch unterließ, so wurde er verurtheilt, die Kosten und, wie jeder seiner Brüder, noch 50 Francs Strafe zu zahlen, auch wurde ihm streng verboten, Kinder in seine Schulen aufzunehmen, welche keinen Armuthsschein aufzuweisen hätten. Bei der Dürftigkeit des Institutes ist es nicht wahrscheinlich, daß diese Strafe entrichtet wurde. Da la Salle fortfuhr, nach wie vor Schule zu halten, wurde er abermals verklagt, wiederholt in die Kosten und zu 100 Francs, jeder der Brüder zu 50 Francs Strafe verurtheilt. Hiermit noch nicht zufrieden, hetzten die Schullehrer das Volk auf, stürmten mit diesem vereint das Haus der Schulbrüder, plünderten die Schulzimmer und schleppten die Utensilien fort. La Salle leistete diesen groben Excessen keinen Widerstand und kein leidenschaftliches Wort kam darüber aus seinem Munde. Aber unter solchen Umständen war es nicht länger möglich, das Institut in Paris aufrecht zu erhalten, und la Salle mußte sich nach einem andern Zufluchtsorte umsehen.

Aus Dernetal, einem Städtchen nahe bei Rouen, wurde der Diener Gottes kurz nach jener Plünderung zur Gründung einer Schule eingeladen, und wenn auch die gebotenen Subsidien gering waren, so ging er doch um so lieber darauf ein, als dieses Dernetal jener Ort war, wo einst Niel und Frau von Maillefer den

ersten Grund zu den Knabenfreischulen gelegt hatten. Auch diese neuen Schulen zeichneten sich bald so sehr aus, daß der Erzbischof von Rouen und mehrere andere angesehene Personen auf sie aufmerksam wurden, und daß der Wunsch entstand, auch in der Stadt selbst solche Schulen zu errichten. Es entspannen sich mehrfache und langdauernde Verhandlungen darüber, welche trotz mancher Kabalen doch damit endeten, daß die christlichen Schulbrüder die Freischulen der Stadt übernahmen und sich im Jahre 1707 in Rouen ein Haus mietheten.

Aber la Salle's Gedanken gingen noch weiter. Ganz nahe bei der Stadt lag ein altes Gebäude, das Haus von St. Yon genannt, welches, von einem großen Parke umgeben, sich zu klösterlichen Zwecken eignete. In Uebereinstimmung mit dem Erzbischofe beschloß la Salle, hieher das Noviziat zu verlegen und miethete dieses Haus von seiner Besitzerin, einer Madame Louvois, für die geringe Summe von 400 Francs jährlich auf einen Zeitraum von sechs Jahren. Der Segen Gottes war mit dieser Veränderung. La Salle genoß eine Zeit des Friedens und der Freude, wie sie eine ruhige, von allen Edlen geachtete Wirksamkeit nur irgend gewährt. Viele Bürger von Rouen vertrauten ihm ihre Kinder an, Väter, welche ungerathene Söhne hatten, brachten sie zu ihm, und bald kamen eine Menge solch' junger Taugenichtse nach St. Yon, welche dort liebevolle Pflege und die rechte Erziehung fanden.

Inzwischen begannen neue Verfolgungen in Paris, namentlich gegen die Schulen der Pfarrei St. Sulpice, und auch jetzt waren es wieder die weltlichen Lehrer, welche sie hervorriefen und la Salle nöthigten, sich selbst dorthin zu begeben. Da der Pfarrer ihn und die Brüder nicht gehörig unterstützte, so entschloß er sich, die Schulen ganz zu schließen; aber kaum war dies geschehen, so wurde auch der Pfarrer vom Publikum auf's heftigste mit Bitten bestürmt, die Schulbrüder wieder in Wirksamkeit zu setzen. Da sich der Pfarrer endlich ermannte und den Verfolgern mit Entschiedenheit entgegentrat, so wurden die Schulen wieder eingerichtet und zwölf Brüdern übergeben. Der Segen Gottes begleitete jetzt sichtlich die Bestrebungen la Salle's, denn von allen Seiten her wurde sein Institut gelobt und begehrt, und es entstanden neue Schulen der Brüder, beispielsweise zu Dijon, Marseille, Mende, Alais, Valreas, Versailles, Moulins, Vans und Boulogne-sur-Mer. Auch in Paris glückte es, für die Brüder ein ungleich besseres Haus als das bisherige zu miethen; aber damit es dem Diener Gottes und seiner Genossenschaft nicht an Leiden und Prüfungen fehle, brach bald hiernach in Paris und den Provinzen wieder eine Hungersnoth aus, welche die Brüder in's äußerste Elend und zwar um so nachhaltiger versetzte, als sich zu dem drückendsten Mangel auch noch eine quälende Krankheit,

der Skorbut, gesellte. So viel Noth konnte einer der Brüder, welcher dem Orden bereits fünf Jahre angehört hatte, nicht mehr ertragen. Wer würde ihm zürnen, wenn er dem Orden entsagt und aus der Genossenschaft offen und ehrlich ausgetreten wäre? Aber hiezu hatte dieser Bruder nicht den Muth, er knüpfte vielmehr geheime Verbindungen mit jenem Abbé an, den wir schon früher als den gefährlichsten Feind la Salle's kennen gelernt haben, und beschloß, mit dessen Hülfe eine andere selbstständige Anstalt zu gründen und zu diesem Zwecke noch mehrere Brüder in das Geheimniß zu ziehen und dem Orden abspenstig zu machen. Vorerst vertraute er jedoch seine Pläne nur einem Bruder unter verlockenden Verheißungen an, und dieser ließ sich auch anfangs bethören. Bald aber überkam dem Verführten die Reue so mächtig, daß er der ganzen Gemeinde in offenem Kapitel das Komplott entdeckte und sich selbst als schuldig bekannte. Wenn auch la Salle mit den eindringlichsten Worten zu Gunsten des treulosen Bruders sprach, so gelang es ihm doch nur schwer, die entrüsteten Gemüther zu besänftigen. Der Verführer blieb vorläufig zwar im Orden; aber er konnte die beständigen Gewissensbisse und das Mißtrauen seiner Genossen doch nicht lange mehr ertragen, sondern trat freiwillig aus einem Institute aus, dem er schon längere Zeit nur äußerlich angehört hatte.

Zu Ende des Jahres 1707 kam ein etwa 22 Jahre alter Abbé, Namens Clément, aus St. Calais nach Paris, und nachdem er die Schulen la Salle's kennen gelernt hatte, wünschte er auch dessen persönliche Bekanntschaft zu machen. Schon bei der ersten Zusammenkunft fiel der Abbé unserm la Salle zu Füßen und bat ihn um Ueberlassung zweier Brüder, mit deren Hülfe er junge Leute zu christlichen Handwerkern erziehen wolle. La Salle schlug ihm seine Bitte ab, weil diese an sich löblichen Bestrebungen sich nicht mit dem Geiste und Zwecke des Institutes der Schulbrüder vereinigen lassen. Bald hiernach kam jedoch Abbé Clément mit einer andern Bitte. Er hatte nunmehr beschlossen, sich der Ausbildung von Landschullehrern anzunehmen und ein Haus für etwa zwanzig Aspiranten zu gründen. La Salle verweigerte die Theilnahme an diesem Plane länger als ein Jahr und sagte dem hartnäckigen Dränger nur erst dann seine Mitwirkung zu, als auch der Erzbischof von Paris das Unternehmen billigte. Mit leidenschaftlicher Hast kaufte Clément ein Haus für 13,000 Francs und wußte durch einen vertrauten Freund, Namens Rogier, auch la Salle so zu drängen und zu bearbeiten, daß sich dieser mit 5200 Francs bei dem Ankaufe betheiligte. Die Brüder bezogen (1709) das Haus und nahmen einige junge Leute darin auf.

La Salle trat nun eine Visitationsreise in's südliche Frankreich an, wo ihn überall die Beweise innigster Hochachtung erquickten.

Aber mitten in dieser Freude empfing er einen Brief, der ihn schleunig nach Paris zurückrief, um sich wegen des Ankaufes jenes Hauses vor Gericht zu verantworten. Man hatte ihn nämlich beschuldiget, diesen Kauf zum Nachtheile des noch minderjährigen Abbé's bewerkstelliget und den jungen Mann hiezu verleitet zu haben. Es ist kaum begreiflich, wie der Abbé sich dazu verstehen konnte, in diese Klage seines Vaters einzuwilligen, und es mag ein solches Benehmen einigermaßen durch die Wahrscheinlichkeit erklärt werden, daß wieder jener oft genannte, berüchtigte Feind la Salle's, jener geheimnißvolle Abbé, die Triebfeder dieser schändlichsten aller Intriguen war, mit welcher er hoffen durfte, den Diener Gottes ganz aus Paris zu vertreiben. La Salle vertheidigte sich durch eine Denkschrift über die Angelegenheit, welcher dreizehn eigenhändige Briefe des Abbé Clément beigefügt waren; aber seine Feinde arbeiteten so unermüdlich, daß ihn die Richter verurtheilten, das Haus konfiscirten, und daß sogar ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen werden sollte. La Salle ging seinen Feinden und Verfolgern aus dem Wege und begab sich in die Provence, um erst dann wieder nach Paris zurückzukehren, als die gefährliche Lage des Institutes seine Anwesenheit erforderte. Seine Gegenwart endete manche Unordnung und alle jene, welche an seiner letzten Verfolgung Antheil genommen hatten, kamen später zur Reue und Erkenntniß. Beiläufig sei erwähnt, daß der leichtsinnige Abbé Clément später wegen Theilnahme an staatsgefährlichen Komplotten aus Paris transportirt und in Ketten gelegt wurde, und daß jener Rogier, welcher bei dem Hauskaufe eine zweideutige Rolle gespielt hatte, dem Diener Gottes in seinem späteren Testamente aus „Gewissenspflicht" eine Rente von 360 Franken als kleine Entschädigung für den beim Hauskaufe gehabten Verlust hinterließ. Auf der Reise durch Frankreich hatte la Salle neben vielen Freuden auch manchen tiefen Schmerz. So mußte er es erleben, daß die Brüder zu Mende sich gegen ihn und den Orden auflehnten, den Bischof und den Magistrat auf ihre Seite brachten und sich selbst einen Director wählten. Vergebens suchte la Salle durch seine Gegenwart und sein Tugendbeispiel diese Brüder auf bessere Wege zu bringen; er mußte es sogar erleben, daß sie ihn aus dem Hause wiesen. Fast zehn Jahre hindurch behaupteten die Abtrünnigen ihre traurige Selbstständigkeit, machten sich aber durch ein ungeordnetes Leben und mancherlei Schlechtigkeiten so verhaßt, daß sie, aller Achtung leer und ledig, dem Publikum bald zur Last wurden. Endlich trat die göttliche Gerechtigkeit dazwischen. Zwei Brüder raffte die Pest hinweg und damit ging eine Gesellschaft auseinander, die schon mit ihrem Entstehen den Keim des Todes in sich getragen hatte. Zu den Gemüthsleiden, welche solche Erlebnisse bereiteten, traten auch körper-

liche Schmerzen. La Salle litt in dieser Zeit heftig an der Gicht, welche ihn so stark überfiel, daß er sich kaum noch bewegen konnte und außer Stande war, das heil. Meßopfer zu verrichten. Auch diese Prüfung trug er mit der erbaulichsten Geduld, und als endlich Besserung eintrat, beschloß er, die durch seine Krankheit verlorene Zeit wieder mit ernsten religiösen Betrachtungen und in stiller Sammlung des Geistes nachzuholen. Er begab sich deshalb auf das Landgut eines Freundes in der Nähe von Grenoble, und hier war es auch, wo ihm ein gottbegeistertes Hirtenmädchen, Namens Louise, prophetisch verkündete, daß die von ihm so heiß ersehnte stille Zurückgezogenheit nicht sein Beruf, sondern daß es der Wille Gottes sei, daß er die Lebensweise Mariens und Marthas mit einander verbinde! In dieser Zeit wurde auch die Bulle Unigenitus erlassen und la Salle säumte nicht, diese und den beigefügten Hirtenbrief seinen Brüdern zu erklären und sie von den Irrthümern der Jansenisten zu überzeugen. Die längere Abwesenheit la Salle's von Paris und den Brüdern hatten seine Feinde, namentlich aber jener berüchtigte Abbé wieder benutzt, um in der Genossenschaft neue Verwirrungen anzurichten. Man ging mit dem Plane um, das Haus zu Paris aus dem bisherigen Verbande loszutrennen und unter einen eigenen Obern zu stellen, welcher aus dem geistlichen Stande gewählt werden sollte. Nicht minder wollte man das Noviziat als eine lästige Einrichtung ganz abschaffen und festsetzen, daß die Brüder nicht nach Belieben von einer Stelle zur andern versetzt werden könnten. Die meisten Brüder, unter ihnen selbst der verdiente Bruder Barthelemy, waren anfangs gutmüthig genug, dem Plane Gehör zu geben, und wer weiß wohin diese Neuerungen geführt haben würden, wenn man nicht den bisher unbekannten Aufenthalt la Salle's erfahren und wenn sich nicht allmählich einiges Mißtrauen gegen jene gleißnerischen Vorschläge geregt hätte. Die Brüder von Paris, St. Denis und Versailles ermannten sich daher zu einem Briefe, den sie unterm 1. April 1714 an la Salle richteten, und in welchem sie den ehrwürdigen Diener Gottes dringend aufforderten, zurückzukehren und die Leitung der ganzen Genossenschaft wieder zu übernehmen. „Jedermann ist davon überzeugt, heißt es in dem Briefe, daß Gott Ihnen die nöthigen Gnaden und Gaben verliehen hat und noch verleiht, um diese neue Genossenschaft, welche der Kirche von so großem Nutzen ist, gut zu regieren, und wir sind Ihnen aus Gerechtigkeit das Zeugniß schuldig, daß Sie dieselbe stets mit großem Erfolge und zur allgemeinen Erbauung geleitet haben. Deshalb bitten wir Sie demüthigst, und befehlen Ihnen im Namen und im Auftrage der Genossenschaft, welcher Sie Gehorsam gelobt haben, daß Sie unverzüglich für die General-Leitung unseres Institutes Sorge tragen.“

La Salle war überrascht und wußte anfänglich nicht, ob er die Kühnheit der Brüder loben oder tadeln sollte. Endlich sagte er: „Nachdem ich den Gehorsam so lange mit Worten gelehrt habe, ist es billig, daß ich einmal anfange, ihn durch's Beispiel zu predigen." So verließ er denn Grenoble, begab sich zunächst nach Lyon, wo er den Reliquien des heil. Franz v. Sales seine Verehrung bezeigte, dann nach Dijon, wo er die Brüder besuchte und ermunterte, und endlich nach Paris, wo er am 10. August 1714 eintraf. Mit den Worten: „Hier bin ich, was wollt ihr von mir?" trat la Salle plötzlich unter die Brüder. —

Eine abermals eintretende große Hungersnoth veranlaßte ihn, das Noviziat wieder nach St. Yon zu verlegen, und er schickte daher im Oktober 1715 den Bruder Barthelemy mit einigen Novizen voraus. Selbst dort angelangt, hoffte er, sich nunmehr ruhig auf sein Ende vorbereiten zu können und widmete dieser Vorbereitung und der Unterweisung der Novizen den größten Theil seiner Zeit. Aber ein anderes Ziel war es noch, welches la Salle vor Augen hatte. Er wünschte nämlich, von der Bürde der Oberleitung des ganzen Institutes entbunden zu sein und strebte dahin, daß die Brüder noch zu seinen Lebzeiten einen anderen Vorsteher aus ihrer Mitte, also einen Nichtgeistlichen wählten. Geschah dies, so durfte la Salle der Ueberzeugung sein, daß jene Regierungsform, welche die Feinde des Institutes stets gewünscht hatten, für immer abgethan war. Zunächst stimmte la Salle die Brüder von Rouen und St. Yon für seinen Wunsch, dann aber beauftragte er den Bruder Barthelemy mit einer Rundreise nach allen Stationen, um sämmtliche Brüder gleichfalls zu gewinnen und zu einem schriftlichen Revers zu bewegen, daß sie denjenigen als ihren Oberen anerkennen wollten, welchen eine Generalversammlung der Brüder-Directoren wählen würde. Letztere, sechszehn an der Zahl, wurden hiernach nach St. Yon eingeladen, eröffneten den Wahlact am Himmelfahrtstage 1717 mit geistlichen Exercitien und schritten sodann unter dem Vorsitze des Bruders Barthelemy zur Wahl. Vorher ermunterte la Salle sie noch in tief ergreifender Rede, ihre Stimme ohne Menschenfurcht und irdische Rücksichten demjenigen zu geben, der am meisten die Eigenschaften der Klugheit, Sanftmuth, Wachsamkeit, Festigkeit, des Mitleids und der Nächstenliebe besitze, und dem sie noch in ihrer Todesstunde die Stimme geben würden. Die Wahl war eine einstimmige und fiel auf den Bruder Barthelemy, welcher trotz seiner Bitten und Thränen die Würde annehmen mußte, auf seinen dringenden Wunsch aber noch zwei Assistenten erhielt. Von nun ab enthielt sich la Salle aller Leitung der Geschäfte, lehnte jede äußere Ehre ab, nahm im Refectorium den letzten Platz bei den Laienbrüdern ein und erklärte wiederholt, er wolle nur noch

seine Sünden beweinen und sich auf den Tod vorbereiten. — Plötzlich aber rief ihn eine wichtige Angelegenheit nochmals nach Paris. Er sollte daselbst ein Vermächtniß in Empfang nehmen, welches Rogier, wie schon früher bemerkt wurde, ihm in seinem Testamente als Entschädigung für jene Summe bestimmt hatte, die durch den Handel mit dem Abbé Clément verloren gegangen war. Um sich allen Ehrenbezeugungen zu entziehen, nahm la Salle in Paris die Wohnung nicht bei den Brüdern, sondern im Seminare zu St. Nikolaus, wo er vom 4. October 1717 bis zum 7. März 1718 verweilte. Es existirt noch ein Brief, welchen der Superior des Klosters nach dem Tode la Salle's an den Bruder Barthelemy schrieb, und worin er mit wahrer Begeisterung das fromme Leben des Gastes und die Demuth schildert, womit er sich allen Vorschriften des Institutes unterordnete und Alle erbaute. La Salle verlor indessen den Zweck seines pariser Aufenthaltes nicht aus den Augen. Er begab sich zu dem Notar, welcher ihm die betreffenden Testamentsartikel vorlegte; da er hierin aber noch als Oberer der Brüder bezeichnet war, so hegte er Bedenken, das Vermächtniß in dieser Eigenschaft anzunehmen. Vergebens suchte ihn der Notar zu beruhigen, sein zartes Gewissen sträubte sich, und er hätte vielleicht ganz auf die Erbschaft verzichtet, wenn nicht endlich der Notar bereit gewesen wäre, auf la Salle's Character als Superior keine Rücksicht zu nehmen und sich mit der bloßen Namensunterschrift zu begnügen.

Dieses Vermächtniß oder vielmehr diese Rückzahlung eines unrecht erworbenen Gutes setzte die Brüder in den Stand, das Haus von St. Yon käuflich zu erwerben. Man kann in diesem Ereignisse kaum den Finger Gottes verkennen. Da nämlich die Eigenthümerin des Hauses, die Marquise von Louvois, in dieser Zeit gestorben war, die Erben aber keine Sympathie für die Schulbrüder hegten, so hätten letztere das Haus jedenfalls verlassen müssen, wenn ihnen nicht durch dieses Vermächtniß der Ankauf ermöglicht worden wäre.

Nachdem auch diese Angelegenheit zum Nutzen des Institutes erlediget worden, konnte sich la Salle im Hause zu St. Yon mit größerer Ruhe auf sein baldiges Ende vorbereiten. Er that dies, indem er durch sein Beispiel die Brüder zur Demuth und Liebe ermahnte, sie wöchentlich einigemal Beichte hörte, alle Sonn- und Feiertage mit ihnen Conferenzen hielt, worin er ihnen ihre Standespflichten an's Herz legte, und indem er endlich noch manche Stunde den jungen Pensionären widmete, welche an seiner heiteren und doch auch erbaulichen Unterhaltung die herzlichste Freude hatten.

In der Fastenzeit des Jahres 1719 nahmen jedoch die körperlichen Leiden la Salle's zu. Den heftigen Gichtschmerzen, an

welchen er fast immer litt, gesellten sich starke Brustbeklemmungen, und der Fall einer Thüre, welche ihn am Kopfe und in der Seite verwundete, führte seine letzte Krankheit herbei. Als der Arzt dem Leidenden eröffnete, daß sein Zustand gefährlich sei, nahm er diese Nachricht mit freudiger Hingebung auf. Nur einen Wunsch hegte er noch, nämlich den, daß ihm Gott noch so viel Kraft verleihen möge, daß er am Feste des h. Joseph, des Patrons seines Institutes, das h. Meßopfer selbst darbringen könne. Wider alles Erwarten wurde ihm dieser Wunsch gewährt. Am Vorabende des Festes fühlte sich la Salle so wunderbar gestärkt, daß er am Morgen darauf das Lager verlassen und selbst celebriren konnte. Kaum war jedoch die h. Handlung vollendet, so verfiel er auch wieder in den früheren Zustand der Schwäche.

Aber la Salle sollte noch eine letzte Prüfung bestehen und gleich dem göttlichen Heilande in Schmach und Erniedrigung sterben. Folgendes wird hierüber berichtet*). — „Der Pfarrer von St. Sever beklagte sich beständig über die Brüder des Ordens, daß sie die Uebereinkunft in Betreff der Gegenwart beim Pfarrgottesdienste nicht beobachteten. Bedeutende Uebelstände hatten den Diener Gottes wirklich genöthiget, die zwischen ihm und dem Pfarrer geschlossene, nur bedingungsweise unterzeichnete Uebereinkunft in vielen Punkten außer Acht zu lassen. Dies veranlaßte den Pfarrer, den Diener Gottes beim Erzbischofe von Rouen zu beschuldigen, er habe sein Wort nicht gehalten und sich in dieser Sache der Lüge und Verstellung schuldig gemacht. Ein dem Angeklagten sehr befreundeter Kanonikus war gerade zugegen, als diese Beschuldigung dem Erzbischofe vorgetragen wurde; von der Unschuld seines Freundes vollständig überzeugt, suchte er den Erzbischof davon zu versichern, daß dies nur auf einem Mißverständnisse beruhen könne. Allein Alles war vergebens, la Salle wurde für einen Betrüger erklärt und mit der Suspension bestraft.“ —

Es muß auffallen, daß um eines so geringfügigen Gegenstandes willen eine solche Strafe erfolgen konnte, und man möchte sich dieses letzte traurige Ereigniß im Leben des vielgeprüften Mannes nur durch besondere, mächtige Feinde erklären, welche insgeheim gegen ihn wirkten. Daß er in schlichter, kindlich demüthiger Weise die obwaltenden Umstände aufklärte und die Verleumdung entwaffnete, half ihm nichts. Da er jedoch durch seine Krankheit schon vollständig an der Ausübung priesterlicher Functionen gehindert war, so machte die Suspension wenig Aufsehen und wurde kaum bekannt.

La Salle's letzte Stunde nahete heran, und er sah ihr mit der

*) Krebs, Leben de la Salle's, pag. 203.

siegesfreudigen Zuversicht des wahren Christen entgegen. Der Pfarrer von St. Sever söhnte sich wegen des Zwiespaltes, den sie vorher gehabt hatten, und welcher leider Ursache der Suspension geworden, mit ihm aus und ging tief gerührt vom Bette des Sterbenden. Die h. Wegzehrung empfing er im Kreise der Brüder knieend und mit vor Freude strahlendem Angesichte. Hiernach segnete er noch alle Umstehenden, richtete ein letztes Gebet an die allerseligste Jungfrau und verschied, in einem Lehnstuhle sitzend, am 7. April (Charfreitage) des Jahres 1719 Nachmittags, in einem Alter von 68 Jahren. Der Leichnam wurde in einer Seitenkapelle der Pfarrkirche von St. Sever beigesetzt und blieb hier bis 1734. In diesem Jahre bauten sich die Brüder von St. Yon eine eigene Kirche, in welche sie den Leichnam ihres Stifters mit großem Gepränge versetzten. Der Revolutionszeit blieb es vorbehalten, die Ruhestätte der ehrwürdigen Gebeine zu entweihen. Man erbrach 1793 die Nische, in welcher der bleierne Sarg stand und nahm letzteren heraus, ließ jedoch die Gebeine fast unberührt. Im Jahre 1835 wurden die noch vorhandenen Ueberreste aus der Kirche von St. Yon nach Rouen in die dortige Hauskapelle der Brüder übertragen.

Ehe wir noch Einiges über den Geist und die innere Einrichtung des Ordens zufügen, dürfte es unsern Lesern interessant sein, noch einige wenige geschichtliche Notizen über dessen Schicksale zu erhalten.

Zunächst wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß das Institut der christlichen Schulen im Jahre 1724 vom Papste Benedict XIII. gutgeheißen und in demselben Jahre auch durch ein Patent Ludwig's XV. gesetzlich anerkannt wurde. In der französischen Revolutionszeit wurden alle religiöse Orden, mithin auch das Institut der Schulbrüder aufgehoben. Eine Apologie des Institutes, welche der zeitige Generalobere, Bruder Agathon, der Nationalversammlung überreichte, blieb ohne Erfolg, und als 1791 die Brüder sämmtlich den Eid auf die bürgerliche Constitution verweigerten, schwebte ihr Leben in der größten Gefahr und viele derselben mußten flüchten; mehrere wanderten nach Italien. Die Brüder Salomon und Abraham, sowie die Directoren von Avignon und Moulins starben in der Schreckenszeit für ihren Glauben; andere, darunter Bruder Agathon, schmachteten in Gefängnissen. Letzterer erwartete bereits im Palais Luxembourg seinen Tod und wurde nur durch Robespierre's Sturz gerettet. Mit Napoleon's Herrschaft kamen endlich für die zerstreuten Brüder bessere Zeiten. Sie sammelten sich wieder an den früheren Orten der Wirksamkeit, legten 1805 wieder das Ordenskleid an und hatten 1808 am 17. März die Genugthuung, daß ihr Institut durch kaiserliches

Dekret abermals gesetzlich anerkannt wurde. Im Jahre 1840 wurde der Stifter des Ordens vom Papste Gregor XVI. für „ehrwürdig" erklärt. Daß der Segen Gottes sichtbar über dem Institute waltet, wollen die Leser aus folgenden zuverlässigen Angaben entnehmen.

Beim Tode des Stifters (1719) hatte der Orden 27 Häuser, 274 Brüder, 122 Schulklassen und 9885 Zöglinge. — Kurz vor der Revolution zählte er 121 Häuser, 1000 Brüder, 550 Klassen und 36,000 Zöglinge. Nach der Revolution (1803) war der Orden auf 8 Häuser, 30 Brüder, 20 Klassen und nur 1600 Schüler herabgekommen. Im Jahre 1856 unter Bruder Philipp zählte er jedoch wieder 828 Häuser, 7457 Brüder, 4625 Schulklassen und 303,315 Schüler. Welch' ein Wachsthum! Und noch immer nimmt er zu! Seit dem 7. October 1850 hat der Orden auch in Deutschland (Koblenz) seine segensreiche Wirksamkeit begonnen.

Das Institut bezweckt hauptsächlich die christliche Erziehung und den Unterricht der Kinder aus den mittleren und unteren Ständen, vorzugsweise der Armen, weshalb auch aller Unterricht unentgeltlich ertheilt wird. Außer den Elementarschulen können die Brüder auch die Leitung von Schulen für Gesellen und Lehrlinge, von Waisenhäusern, Pensionaten, ja sogar den Unterricht von Gefangenen übernehmen. Napoleon hat die Erlaubniß zum Antritte der Lehrthätigkeit für jeden einzelnen Bruder von dem Ausfalle eines Examens abhängig gemacht, welches die Universität mit ihm anstellen soll. Die geistliche Brüderschaft wurde dadurch wenigstens scheinbar und gesetzlich einer weltlichen Behörde untergeordnet und hat sich der Sache wegen und wohl auch in dem Bewußtsein untergeordnet, daß die innere Kraft die schwache Form überwinden werde.

Die wichtigsten der 59 Paragraphen, in welchen die den Orden bindenden Bestimmungen enthalten sind, lauten im Auszuge aus der von der Universität im Jahre 1810 gebilligten Fassung wie folgt:

§. 1. Zweck der Gesellschaft ist, Kindern unentgeltlichen Unterricht und eine christliche Erziehung zu Theil werden zu lassen.

§. 2. Die Mitglieder derselben müssen fest gegründet sein im Glauben, so daß sie Alles auf Gott beziehen und sich seinem Willen vollkommen unterordnen; sie müssen ferner von glühendem Eifer für das geistige und sittliche Wohl der Kinder beseelt sein.

§. 3. An der Spitze des Ordens steht lebenslänglich ein Superior, dem zwei mit ihm in einem Hause wohnende Gehülfen Rath und Beistand leisten.

§. 4. Der Superior wird von den versammelten Directoren

der wichtigsten Ordenshäuser in geheimer Abstimmung gewählt; dasselbe geschieht hinsichtlich der Gehülfen, die auf zehn Jahre gewählt werden, aber hiernach wieder wählbar sind.

§. 5. Der Superior ist absetzbar, aber nur durch ein allgemeines Kapitel und wegen außerordentlich schwerer Gründe.

§. 6. Das allgemeine Kapitel besteht aus dreißig der älteren Brüder oder Directoren der wichtigsten Ordenshäuser. Es versammelt sich bestimmungsmäßig alle zehn Jahre, kann aber auch je nach den Umständen zu außerordentlichen Versammlungen berufen werden.

§. 7. Jedes einzelne Ordenshaus wird von einem Director geleitet, der seine Stelle drei Jahre lang bekleidet, wenn nicht etwa triftige Gründe den Superior und dessen Gehülfen bewegen, die Amtsdauer abzukürzen oder auszudehnen.

§. 8. Der Superior ernennt Visitatoren, die ebenfalls drei Jahre im Amte bleiben, einmal im Jahre die Runde machen, sich von den Directoren Rechenschaft über Einnahme und Ausgabe geben lassen und dem Superior sofort von den etwa bemerkten Mängeln Kenntniß geben.

§. 9. Keiner der Brüder kann Priester sein oder darf nach dem geistlichen Stande streben, keiner irgend ein Amt in der Kirche verwalten; still und zurückgezogen leben sie insgesammt ganz und ausschließlich ihrem Berufe und der Erfüllung ihrer Pflichten.

§. 10. Sie verpflichten sich, dem Orden durch das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, Anfangs jedoch nur für drei Jahre, sowie durch das Gelübde, beharrlich zu sein und allen Unterricht ganz unentgeltlich zu ertheilen. Die Verpflichtung der einfachen Gelübde ist durch den Papst lösbar.

§. 11. Sie werden zu dem Gelübde, auch zu dem nur für drei Jahre bindenden, nicht zugelassen, bevor sie nicht mindestens zwei Jahre dem Institute angehört und sich daselbst ein Jahr lang als Novizen und ein Jahr lang in der Schule als willig und befähigt bewährt haben. (Die Brüderschaft hat außerdem ein sogenanntes vorbereitendes, dreijähriges Noviziat für junge Leute von 13 bis 16 Jahren als nothwendig erkannt und eingeführt.)

§. 12. Sie werden ferner zu dem Gelübde nicht eher zugelassen, als bis die eingehendsten Erkundigungen über sie eingezogen worden sind und sie die absolute Stimmenmehrheit von Seiten der Brüder des Hauses, in dem sie leben, erlangt haben.

§. 13. Sie können schon mit 16 oder 17 Jahren eintreten, müssen aber alsdann die Gelübde jährlich erneuern, bis sie das 25. Lebensjahr vollendet haben.

§. 14. Ausgeschlossen wird Jeder, der sich schlecht aufführt, doch nur aus äußerst triftigen Gründen, die das Kapitel für solche

erklärt und die Stimmenmehrheit der Brüder als solche anerkannt hat.

§. 15. Dasselbe geschieht mit denen, die aus dem Hause entlassen zu werden und die Verbindlichkeit ihrer Gelübde gelös't zu sehen wünschen.

§. 16. Die Brüder lassen sich in den einzelnen Diöcesen nur mit Genehmigung der Bischöfe nieder und leben dort in geistlicher Beziehung unter der Autorität der Bischöfe, in bürgerlicher Beziehung unter der Machtvollkommenheit der Obrigkeit des Ortes.

§. 19. Sie unterrichten die Schüler nach der ihnen vorgeschriebenen und von dem Orden allgemein geübten Methode und dürfen keine Neuerung darin einführen, noch irgend etwas daran ändern.

§. 23. Die Brüder führen ihre Schüler an jedem Schultage in die nächste Kirche zur Messe.

§. 24. Kein Schüler wird aufgenommen oder behalten, der nicht den täglich, auch Sonn- und Festtags abgehaltenen Katechisationen regelmäßig beiwohnt.

§. 27. Die Brüder dürfen weder von den Schülern selbst, noch von deren Angehörigen Geschenke irgend welcher Art annehmen.

§. 28. Desgleichen dürfen sie nichts confisciren, mit Ausnahme von schlechten Büchern, die sie dem Director abzuliefern haben.

§. 29. Sie müssen ihre Schüler zärtlich lieben, doch ohne je in ein vertrauliches Verhältniß mit ihnen zu treten; sie dürfen den Kindern nichts aus besonderer Zuneigung schenken, müssen vielmehr einzig Alles zur Aufmunterung und Belohnung geben.

§. 34. Sie dürfen ihren Schülern keinerlei Aufträge ertheilen und keinerlei Briefe durch sie bestellen oder in Empfang nehmen; ihre Briefe müssen stets durch die Hand des Directors gehen.

§. 36. Sie dürfen ihre Schüler nach keiner Nachricht fragen, auch nicht erlauben, daß diese ihnen eine solche mittheilen, so gut und so nützlich dieselbe auch sein mag.

§. 37.—44. Strafen dürfen nur selten, stets nur mit völliger Selbstbeherrschung, ohne Zorn, ohne Beleidigung und körperliche Züchtigung, nie während der Katechisation oder des Gebetes und außer der Schreibstunde nur am Standorte des Lehrers vollzogen werden.

Nach anderen Bestimmungen des Generalkapitels ist in seltenen Ausnahmefällen körperliche Züchtigung mittelst eines etwa 8 Linien breiten, ungefähr 14 Zoll langen Lederstückes auf die flachen Hände erlaubt. — Die anderweiten Constitutionen und Vorschriften für die Schulbrüder, wie sie zum großen Theil vom ehrwürdigen Stifter selbst herstammen, aber im Laufe der Zeit mancherlei Zusätze und Modifikationen erfuhren, gehen genauer in die Ein-

zelheiten der Disciplin, weniger auf die Methode ein und enthalten viel Vortreffliches, was sich durch die Erfahrungen von anderthalbhundert Jahren bewährt hat und stets Geltung behalten wird. Wir können zum Beweise nur Einzelnes anführen, erwähnen aber vorerst noch, daß keiner der Brüder Lateinisch lernen darf und, wenn er beim Eintritte in den Orden bereits dieser Sprache mächtig war, sich benehmen muß, als wisse er gar nichts von ihr. Diese Bestimmung ist es wohl hauptsächlich gewesen, welche den Brüdern von Seiten derer, die den tiefen, sittlichen Grund derselben zu erkennen nicht willig oder fähig waren, den Namen frères ignorantins (unwissende Brüder) verschafft hat. Und doch ist gerade diese Bedingung eine von denen, auf welche der Orden den größten Werth legt, weil er in ihrer gewissenhaften und unbedingten Ausführung den ersten und sichersten Beweis jener vollkommenen Selbstverleugnung erblickt, ohne welche eine ewig glühende Liebe für die arme Kinderwelt und eine ewig jugendliche Hingebung und Begeisterung für den Elementarunterricht nicht denkbar sei. Wer muß nicht zugeben, sagt bei dieser Gelegenheit ein vorurtheilsloser Protestant (Dr. M. Strack), daß der Verzicht auf Anwendung und Ausbeute mühsam erworbener Geistesgüter unendlich schwer ist? Wer eines solchen Opfers aus Liebe für ein Amt fähig ist, das weder Ruhm noch Reichthum und überhaupt nichts Weltliches einbringen kann, dem können auch wir Fernerstehenden unsere Bewunderung und Achtung nicht versagen, und es wird die Zeit allmählich auch das Wort: „Ignorantiner" zur verdienten Anerkennung bringen.

Während früher, namentlich in Frankreich, der Lehrer seine Schüler in der Art unterrichtete, daß er jedem Einzelnen unter ihnen in jedem Gegenstande besonderen Unterricht ertheilte, also die sogenannte individuelle Methode anwendete, brachten die Schulbrüder die gemeinschaftliche Methode zur Anwendung und Geltung. Sie ordneten hienach die Schüler von gleichem Alter und gleichen Fortschritten in Abtheilungen und unterrichteten diese einzelnen Abtheilungen gemeinschaftlich, während die anderen förderlich beschäftiget wurden. Jede Schule muß wenigstens aus zwei Hauptklassen bestehen, theils im Interesse des Unterrichtes selbst, theils aber auch, um den Geist der Gemeinschaft im Orden und die Tradition seiner Lehren aufrecht zu erhalten. Während der Einzelne, herausgerissen aus dem gemeinschaftlichen Ordensleben, größeren Versuchungen ausgesetzt wäre, und auch der Unterricht in einer isolirten Schule nach und nach den gemeinsamen Character verlieren müßte, wird nach dem Geiste der Regel der ältere Bruder Beschützer und Lehrer des jüngeren, den er in und außer der Schule immer überwacht und leitet. Die Schulzimmer sind deswegen zwar getrennt, aber durch eine Glasthür verbunden, so daß

der Lehrer von seinem Katheder aus die Schule des Nachbars ganz übersehen kann.

„Eines, sagt Hettinger in seiner vortrefflichen Schrift über kirchliche und sociale Zustände von Paris, eines macht sich in den Schulen der Brüder besonders merkbar: die große Ordnung und Reinlichkeit bei aller sonstigen Armuth. Die Lehrer haben große Autorität in der Schule, die Kinder sind höflich, freundlich, still und gesittet. Während die Einen nach Vorschriften schreiben, hat ein Schüler in der Ecke ein Häuflein der Allerjüngsten um sich versammelt, welchem er die ersten und nothwendigsten Gebete lehrt. Wiewohl nämlich der Orden aus Grundsatz gegen die unbedingte Einführung der Methode des wechselseitigen Unterrichtes ist, da sie die lebendige unmittelbare Berührung des Zöglinges mit dem Lehrer und das für die Erziehung so bedeutsame Moment des persönlichen Einflusses außer Acht läßt, so hat doch die Congregation, indem sie die Methode des gemeinschaftlichen Unterrichtes durch die Ordensregel statuirt, die Vortheile nicht ausgeschlossen, welche der wechselseitige Unterricht in gewisser Beziehung bietet, so weit der Grundcharacter des Institutes nicht darunter leidet.

In jeder Schule befinden sich außer einem Kruzifix, den Bildnissen der h. Jungfrau, des h. Joseph, des Schutzengels, des h. Nikolaus und des ehrwürdigen Stifters einige Tafeln mit Aufschriften, welche die wichtigsten Lehren für Schüler enthalten, so daß sie selbe immer vor Augen haben.

Die Kinder antworten frisch und frei; der Lehrer ist kein Schultyrann, der als Scepter die Ruthe schwingt, sondern ein ernster, aber sanfter und liebevoller Vater, der im Gebete sein Herz erweicht und in steter Betrachtung und Uebung des Gehorsams seinen von Natur aus stolzen und hochmüthigen Willen gebrochen hat. Es herrscht ein christlicher und darum ein kindlicher Ton in diesen Schulen, der Lehrer ist kein dünkelhafter, hohler Vielwisser, dem es eine Last ist, sich mit Kindern zu beschäftigen, und der darum wie ein Tagelöhner, blos um des Brotes willen, an ein verhaßtes Tagewerk geht. Gebildet, und zwar viele Jahre lang gebildet in der Schule des göttlichen Kinderfreundes, der die Kleinen zu sich kommen hieß und ihnen das Himmelreich versprach, wird er gern seinem göttlichen Meister ähnlich, wird Kind mit den Kindern, schwach mit den Schwachen und unwissend mit den Unwissenden, um sie alle hinzuführen zu dem einen Lehrer Jesus Christus.

Rohe Ausbrüche des Zornes, zu denen unsere vom Geiste des Hochmuthes und Weltsinnes oft ganz durchdrungenen jungen Schullehrer sich nicht selten hinreißen lassen, da beständiger Unmuth über ihre Stellung und ihren Beruf keine innere Freudigkeit aufkommen läßt, sind in den Schulen der Brüder uner-

hört*). Darum sind auch die Kinder nicht eingeschüchtert, keine tückischen und schadenfrohen Angeber finden sich hier, noch jene Charakterfehler in den Zöglingen, welche sich in der Schule eines leidenschaftlichen, unzufriedenen, mit seinem Stande zerfallenen Lehrers fast nothwendig erzeugen." —

„Zu bewundern ist, sagt ferner der schon erwähnte Dr. Strack, die allgemeine Einfachheit der Mittel, durch welche Ruhe, Aufmerksamkeit und Fleiß aufrecht erhalten werden. Ein Knips mit einem kleinen Instrumente von vorgeschriebener schnabelartiger Form, — und Alles horcht, erhebt sich, setzt sich, kniet, wechselt seine Plätze, spricht oder schweigt, schreibt oder liest, legt die Bücher hierhin oder dorthin, je nach dem zweiten Zeichen mit dem Schnabel, ohne daß von dem Lehrer auch nur ein Wort dabei gesprochen würde. Ein anderer Wink mit diesem Schnäbelchen — und jener ist gewarnt, dieser ermuntert, der hier belohnt, der dort bestraft. Gute und schlechte Punkte ergänzen, was etwa unzureichend erscheint; doch habe ich, selbst in der ersten Klasse, noch Manchen schon wegen eines solchen Winkes weinen und Andere jubeln sehen; warum? weil sie ein kleines Bildniß de la Salle's zur Anerkennung ihres Fleißes für ein paar Tage mit nach Hause nehmen durften! — Das meiste aber und wesentlichste thut zur Bewältigung der Massen der streng religiöse Sinn, der in der Schule herrscht und jedem Einzelnen von früh auf in das Herz gepflanzt wird; sodann das Beispiel strenger Unterordnung, Demuth und Frömmigkeit, das jeder Schüler an seinen Lehrern hat, und endlich eine Zucht, die vorbeugt und vermeidet, anstatt erst zuzulassen und dann strafend einzuschreiten." —

Ueber die Leistungen der Schulbrüder in unterrichtlicher Hinsicht spricht sich Strack als Augenzeuge an einer anderen Stelle folgender Maßen aus: „Zwar ist die Thatsache unbestreitbar, daß eine unverhältnißmäßig große Zahl Franzosen ganz ohne Unterricht heranwächst. Es wäre aber ungerecht, die Wirksamkeit der Schule nach den Leistungen derer, die ihr nicht angehörten, beurtheilen zu wollen; einfache Billigkeit erfordert, daß man nur die berücksichtiget, die wirklich ihre Zöglinge gewesen sind, und wenn man das thut, wird man gern bekennen, daß ihre Leistungen bedeutend sind.

Richtiges und ausdrucksvolles Lesen, Sicherheit in der Orthographie, gründliche und feste Kenntniß der wichtigsten Regeln der Grammatik, eine Handschrift, die man fast musterhaft nennen kann, große Fertigkeit und Zierlichkeit im Handzeichnen, vollkommene Sauberkeit im Gebrauche des Zirkels, der Reißfeder und des Lineals,

*) Hier möchte man sagen: „Das sind harte Worte, und wer mag sie hören!" Aber leider spricht die Erfahrung dafür, daß unsere jüngeren Lehrer allen Grund haben, sich gegen die Dämonen des Hochmuths und der Unzufriedenheit zu waffnen.

ausreichende Bekanntschaft mit den geographischen Verhältnissen des Vaterlandes, sicheres Rechnen mit einfachen und gebrochenen Zahlen, natürlich auch mit den für Frankreich so wichtigen Decimalbrüchen, und mindestens wortgetreue Bekanntschaft mit allen zu den katholischen Religionsübungen gehörigen Gebeten, Sprüchen und liturgischen Formeln: das etwa war es, was ich bei den Schulbrüdern vorgefunden, wovon ich mich durch eigenes Ansehen wie durch persönlich vorgenommene Prüfungen überzeugt, und wovon ich mir Proben mitgenommen habe, die jedem Unbefangenen Achtung vor jenen Anstalten einflößen müssen. Bedenkt man, aus welchen Verhältnissen und aus welchen Umgebungen die Schüler dieser, den Unterricht ganz unentgeltlich ertheilenden, mithin auf die ärmsten Volksschichten berechneten Anstalten kommen, welche Hindernisse und Schwierigkeiten der Wiederholung und Einprägung des in der Schule Erlernten, der Erhaltung des in der Schule in sittlicher Hinsicht Gewonnenen daheim entgegen stehen, so müssen die hier angedeuteten Erfolge auf den, der sie beachtet, in noch viel höherem Grade erfreuend und überraschend wirken, und er hat alle Ursache, zu fragen, wie und wodurch man sie erzielt." —

Dies leitet uns auf die Methode der Schulbrüder. Sie haschen nicht nach Neuem, sie wechseln nicht mit Methoden und Leitfäden, wie viele unserer weltlichen Lehrer, sie bleiben vielmehr den Regeln und Vorschriften getreu, welche ihnen ihre Constitution vorschreibt, ohne jedoch darin so weit zu gehen, daß sie besonderen Umständen und Verhältnissen nicht Rechnung trügen oder wirklich Gutem, was von Außen kommt, ganz unzugänglich blieben. Sie versprechen sich übrigens auch weniger Erfolg von der objectiven Methode, als vielmehr von ihrer Geduld, ihrem Eifer, ihrer Hingabe an das Individuum, und von einer strengen Ordnung, welche das ganze Schulleben im guten Sinne des Wortes mechanisirt. Die Umrisse, welche die Constitution in Betreff der Methode und des Stufenganges enthält, sind daher auch allgemeinerer Natur und so gefaßt, daß die freie Behandlung des Einzelnen dem Lehrer überlassen bleibt, und daß er sich dabei nach den Umständen richten kann.

Kurz, aber äußerst praktisch ist der Abschnitt, welcher von der Bildung der Lehrer selbst handelt. Auch hier ist wieder festgehalten, daß der Character es wesentlich ist, welcher den guten Lehrer ausmacht, und daß Selbstverleugnung und christliche Demuth die Hauptbedingungen seiner Wirksamkeit sind.

„Man thut eine Sache nur dann gut, heißt es beispielsweise in der Instruktion, wenn man sie gerne thut; man thut sie aber nur gerne, wenn man sie für achtungswerth und wichtig hält. Die

Achtung vor der Schule wird den jungen Lehrer bewegen, nichts zu vernachlässigen, um sich alle jene Kenntnisse zu erwerben, die nöthig sind, damit er den Pflichten seines Amtes vollkommen entsprechen könne. Sie wird ihn bewegen, es für die größte Ehre zu halten, die ihm widerfahren kann, daß er berufen ist, in der Ausübung seines Amtes zu Gunsten des Nächsten Jesu Christo selbst zu gleichen. In Christus findet er das vollkommenste Muster der Nachahmung. Sehen wir doch aus dem Evangelium, wie groß die Liebe des göttlichen Erlösers zu den Kindern gewesen ist, da er zu den Aposteln sagte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, und für solche, die ihnen gleichen, ist das Himmelreich!" —

„Der Glaube wird den Lehrer überzeugen, daß es kein ehrenvolleres Amt gebe, als die Kinder dem Heilande zuzuführen, zu gleicher Zeit dessen Platz einzunehmen und dessen Dienste zu thun, um sie zu erziehen, sie zu unterrichten, seine Lehren ihrem Geiste einzuprägen, ihnen seinen Schutz, seinen Segen, seine Gnade zu verschaffen und ihnen den Weg zu zeigen, der in den Himmel führt. Jesus Christus vertraut dem Lehrer die Kleinen an, damit er über die Erhaltung ihrer Unschuld wache, sie die Geheimnisse seines Lebens und Todes und die Gebote lehre, die er uns gegeben hat. Die Liebe zum Berufe wird den jungen Lehrer vermögen, in dessen Ausübung seine größte Wonne zu finden, immer mit Ehrfurcht von ihm zu sprechen, ja sich dessen unwürdig zu halten, da es kein erhabeneres Geschäft geben kann, als für das Heil der Seelen zu arbeiten. Der Geist des Glaubens, von welchem er erfüllt sein muß, wird ihn in den Kleinen, welche er unterrichtet, Jesum Christum selbst erblicken lassen, der sie mehr als sein eigenes Leben geliebt und mit seinem kostbaren Blute rein gewaschen hat."

An einer anderen Stelle heißt es: „Aufmerksamkeit auf sich selbst ist beim Unterrichte den Lehrern um so nöthiger, da sie ebenso viele Aufseher als Schüler haben. So jung letztere sind, so empfangen und bewahren sie doch alle Eindrücke, welche das Benehmen derer auf sie macht, die über ihnen stehen. Ein Lehrer muß es daher für eine seiner Hauptpflichten halten, die Schüler zu erbauen, und nichts wirkt mächtiger auf den Geist der Kinder und Erwachsenen, als gerade das Beispiel. Jedes Wort des Lehrers muß daher für die Kinder eine Lehre, jeder Schritt, den er thut, ein Muster für sie sein, und wehe Jenem, der durch seine Worte oder Werke den Schülern zum Anstoße gereichte! Er darf völlig überzeugt sein, daß die Opfer seines zum Aergernisse gereichenden Benehmens niemals die schlimmen Eindrücke vergessen werden, welche seine Worte oder Handlungen auf sie gemacht haben." —

Von richtigem Urtheil giebt auch die Aufzählung der Fehler Zeugniß, welche jüngeren Lehrern eigen zu sein pflegen. Es werden als solche aufgeführt: 1) die Sucht viel zu sprechen; 2) eine allzu große Lebhaftigkeit, die in Ungestüm ausartet; 3) Leichtsinn; 4) Hast und Uebereilung; 5) Härte; 6) Aerger; 7) Parteilichkeit; 8) Langsamkeit und Trägheit; 9) Ermattung und Mißmuth; 10) Vertraulichkeit und Tändelei; 11) Unbeständigkeit; 12) Unbedachtsamkeit oder zu große Verschlossenheit; 13) Zeitverlust.

Ueber jeden dieser Fehler wird in angemessener Weise reflectirt. Hören wir wenigstens noch, was über einen derselben, nämlich über die „Unbeständigkeit“ gesagt wird.

„Ein Lehrer, der veränderlich und alle Tage ein anderer ist, kann keine große Ordnung halten; — seine Schüler, die an ihm keine Beständigkeit sehen und im Gegentheil bemerken, daß er im Stande ist, in einer Viertelstunde einander ganz entgegengesetzte Dinge zu verlangen, oder jetzt etwas nachzusehen, was er früher angeordnet hat, wissen nicht, woran sie sich halten sollen. Ein solches Benehmen müßte nur die Strafen häufen, bei den Schülern aber Geringschätzung und Murren oder Widerwillen gegen die Schule erzeugen. Wenn dagegen die Kinder sehen, daß ihr Lehrer unveränderlich einen und denselben Weg geht, einen Weg, den ihm Klugheit und Vernunft vorgezeichnet haben, dann nehmen auch sie die Gewohnheit an, sich in geregelter und gleichmäßiger Art zu benehmen. Wenn sie einen Lehrer nur acht Tage lang beobachtet haben, dann sind sie im Stande, zu beurtheilen, wie er immer sein wird und einzusehen, was sie selbst als Schüler sein müssen.

Wenn der Lehrer einmal die Mittel gefunden hat, in seiner Schule erfolgreich zu wirken, so muß er fest dabei beharren, und wenn er eine Veränderung seines Verhaltens vornimmt, so darf diese nur geschehen, um noch etwas Besseres einzuführen und um den gleichmäßigen Grundsätzen zu folgen, welche die Constitution ihm vorschreibt.“ —

Möge zum Schlusse dieser Darstellung noch ein Ausspruch Napoleon's I. Platz finden. Als er im Begriffe stand, den durch die Revolution aufgehobenen Orden wieder herzustellen, wurden manche Stimmen gegen die Brüder und gegen die Absichten des Kaisers laut. Napoleon nahm dagegen die Brüder auf's kräftigste in Schutz und sagte unter Anderm: „Ich kann jenen Fanatismus, wovon einige Leute gegen das Institut erfüllt sind, nicht begreifen; er ist weiter nichts als Vorurtheil. Ueberall verlangt man von mir die Wiederherstellung, und dieser allgemeine Ruf ist der beste Beweis für dessen Nützlichkeit.“

Fenelon, Franz von Salignac, Erzbischof von Cambray.

Schon in dem Lebensbilde La Salle's ist darauf hingewiesen worden, daß er im Seminare von St. Sulpice mit dem später so berühmt gewordenen Fenelon zusammengetroffen sei, und somit scheint es um so angemessener, hier Einiges über das Leben und Wirken dieses Mannes zu sagen, welcher, vom Geiste göttlicher Liebe gehoben und unbeirrt vom Treiben der Selbstsucht, seine Wege wandelte und in der Beseligung Anderer sein eigenes Glück fand.

Fenelon, der vielgeliebte Erzbischof von Cambray, über dessen Tod Clemens XI. Thränen vergoß*), wurde am 6. Aug. 1651 auf einem Schlosse in Perigord geboren und stammte aus der zweiten Ehe des angesehenen Grafen Pons de Salignac. Es kann nicht meine Absicht sein, eine vollständige Lebensbeschreibung des berühmten Mannes zu liefern, da man diese in jedem Conversations-Lexikon findet, wohl aber ist es hier am Orte, den Blick auf diejenigen Seiten seines schönen Lebens zu richten, welche für die Erziehung und für Lehrer bedeutungsvoll sind, aber selten genugsam hervorgehoben sein möchten.

Was uns da zunächst in die Augen fällt und zur Bewunderung hinreißt, ist seine aufopfernde, aus reinster Gottesliebe hervorgehende Liebe zu den Mitmenschen, eine Liebe, die sich vornehmlich dadurch äußerte, daß er unablässig bemüht war, auf den Geist Anderer belehrend, besänftigend, erweckend und stärkend einzuwirken. Obgleich aus einer vornehmen, sich durch Alter und Glanz auszeichnenden Familie stammend, und erzogen in mancherlei Fülle und Bequemlichkeit, widmete er sich doch mit hingebendem Eifer dem geistlichen Stande und faßte schon im Seminare zu St. Sulpice den Plan, sich dem schweren Dienste der Missionen von Kanada zu widmen. Nur mit Mühe hielt ihn ein Onkel, der Bischof von Sarlat, von diesem Vorhaben ab, da Fenelons von Natur äußerst zarter Körper und dessen schwache Gesundheit voraussehen ließen, daß er den

---

*) Von ihm urtheilt selbst Voltaire: „Seinen Witz beseelte das Schöne, sein Herz das Gute."

Beschwerden einer solchen Thätigkeit und den Einflüssen des rauhen Klimas in Kanada bald erliegen müsse. Kaum aber war Fenelon zum Priester geweiht worden, als der Drang, den Heiden das Evangelium zu verkünden, wieder mit erneuter Kraft in ihm erwachte. Abermals hielt ihn nur die Rücksicht auf seinen Onkel und die Familie zurück, als der erstere aber 1685 gestorben und in demselben Jahre das Edikt von Nantes widerrufen worden war, da entsagte er dem anfänglichen Lebensplane zu Gunsten des Vaterlandes und begab sich auf den Wunsch des Königs in die Provinzen des Reiches (Poitou und Saintonge), um dort die zur katholischen Kirche bereits Zurückgekehrten im Glauben zu stärken und Andere wieder dahin zurückzuführen. Mit welchem Geiste er diese Mission aufnahm und ausführte, das zeigen am besten die Worte, womit er die ihm angebotene militärische Unterstützung ablehnte. Ich will lieber, sprach er, durch die Hand irrender Brüder umkommen, als einen einzigen von ihnen dem Trotze und der Gewaltthat von Kriegsleuten aussetzen. „Ein Pfarrer," schrieb er später in dieser Angelegenheit an den Minister, „ein Pfarrer, der das Evangelium mit Herzlichkeit auszulegen und das Zutrauen der Familien zu gewinnen weiß, wird Alles, was er will, durchsetzen! — Irrendes Volk läßt sich nur durch's Wort gewinnen!" — Freilich wurden auf Fenelon's Wege nicht so häufige und so plötzliche Uebertritte, wie auf dem Wege der Gewalt bewirkt, aber die bewirkten waren dafür desto aufrichtiger und gründlicher.

Später wurde Fenelon mit B o s s u e t, dem berühmten Bischofe von Meaux, bekannt, und nicht leicht konnte jemand geeigneter sein, dem Abbé für die Führung des Priesteramtes die trefflichsten Rathschläge zu geben. Lange dauerte der innige Verkehr zwischen beiden Männern, und Bossuet liebte seinen jüngeren Freund mit all' der Zärtlichkeit, welche dessen Talente und Bescheidenheit verdienten. Durch seinen Oheim, den Marquis und Generallieutenant von Fenelon, war der junge Priester auch mit den ausgezeichnetsten Personen des Hofes, namentlich mit dem H e r z o g e v o n B e a u v i l l i e r s bekannt geworden. Letzterer machte auch den König auf die Vorzüge und Verdienste des Abbé Fenelon aufmerksam, und Ludwig XIV. ernannte ihn ohne irgend eine Bewerbung von seiner Seite zum Lehrer des jungen Herzogs von Burgund, seines Enkels. Im September 1689, im 38. Lebensjahre, trat Fenelon sein Amt bei dem Prinzen an. Es waren für dessen Erziehung außer ihm und dem Herzoge noch mehrere ausgezeichnete Männer gewonnen, namentlich der Abbé Langeron, der Jesuit Pater de Valois (als Beichtvater) und der Abbé Fleury. Alle wirkten in steter Harmonie und waren vollkommen darin einverstanden, dem Prinzen niemals zu schmeicheln, ihn niemals in Schutz zu nehmen, wenn man von

irgend einer Seite mit ihm unzufrieden war. Ueberall gleiche Grundsätze, gleiche Lehre, gleiches Benehmen. Er fand keinen anderen Schutz, als im Gehorsam und in der Erfüllung seiner Pflichten. Der Herzog von Beauvilliers, der Gouverneur des Prinzen, verbarg unter großer Sitteneinfalt die seltensten Tugenden. Dem Prunke abhold, von der Ehrsucht geheilt, von Habsucht nicht gefesselt, war er anspruchslos, ruhig, uneigennützig, freigebig, sanft, höflich und gemessen in Allem, und dadurch vollkommen geeignet, Andere zu leiten und die Lehrer des Prinzen kräftig zu unterstützen.

Und doch war die Verantwortlichkeit, welche Fenelon Angesichts der Nation übernommen hatte, um so größer, die Aufgabe um so schwieriger, je weniger der Prinz von Eigensinn, Stolz und Leidenschaftlichkeit frei gesprochen werden konnte. Aber es gelang ihm, aus diesem leidenschaftlichen Zöglinge einen freundlichen, bescheidenen und wohlwollenden, von wahrer Frömmigkeit beseelten Prinzen zu bilden, dessen später im Jahre 1714 erfolgender, unerwarteter Tod ganz Frankreich in aufrichtige Trauer versetzte. Die Mittel, welche Fenelon neben gründlichem Unterrichte in der Religion und den Wissenschaften zur Erziehung des Prinzen anwandte, und wodurch er auf dessen Character so vortheilhaft einwirkte, bestanden in liebevoller Sanftmuth mit unerschütterlichem Ernste in den nothwendigen Forderungen und in steter Vorbildlichkeit des Wandels. Keine Forderungen wurden an den Zögling gerichtet, welche dieser nicht bereits in seinem Erzieher verwirklicht sah. Hatte sich der Prinz durch seine Leidenschaftlichkeit hinreißen lassen, so bestürmte und überschüttete ihn Fenelon nicht sofort mit Vorwürfen, sondern beobachtete vorerst mit allen übrigen Umgebungen ein trauriges, tiefes Stillschweigen. Gemeiniglich kam der Prinz hierdurch gar bald zum Bewußtsein seines Fehlers und zur Reue. Erst hienach traten Fenelons ernste Vorstellungen hinzu, und es war mehr als einmal der Fall, daß sich der tief erschütterte Prinz seinem Lehrer zu Füßen warf und ihn weinend um Verzeihung bat. Besonders war Fenelon's Augenmerk darauf gerichtet, seinen Zögling tief in die Wahrheiten des Christenthums einzuführen und ihn dessen beseligende Kraft fühlen zu lassen. Er hielt dies für um so wichtiger, weil ihn die Ueberzeugung leitete, daß nur der Fürst zum Glücke seiner Unterthanen regieren könne, welcher seine eigene Abhängigkeit von einem mächtigeren Wesen, als alle Könige der Erde, lebhaft empfinde und aufrichtig an eine künftige Rechenschaft glaube. Deshalb las Fenelon auch mit seinem Zöglinge die Kirchenväter, namentlich die Schriften des h. Hieronymus, Augustinus, Cyprian und Ambrosius in entsprechender Auswahl.

Daß Fenelon sein wichtiges Amt ohne Menschenfurcht, und nur geleitet von dem Gedanken an den höchsten Herrscher und die

künftig diesem zu gebende Rechenschaft ausübte, davon liefert folgende Begebenheit vor allem ein schlagendes Zeugniß: Eines Tages ließ sich der Prinz bei einer gerechten Forderung seines Erziehers so von der Leidenschaft überwältigen, daß er in die Worte ausbrach: „Nicht so, mein Herr, ich weiß, wer Ich bin, und wer Sie sind!" — Fenelon schwieg, und nur seine ernste, traurige Miene zeigte, wie sehr ihn diese Worte betrübten. Erst am anderen Morgen trat er vor den Prinzen und sprach in ernstem aber ruhigem Tone: „Sie werden sich erinnern, was Sie mir gestern sagten. Ich muß Ihnen pflichtgemäß darauf erwidern, daß Sie weder wissen, wer ich bin, noch was Sie sind. Wenn Sie sich einbilden, mehr zu sein, als ich, so irren Sie sehr; Ihre Geburt hing nicht von Ihnen ab und ist nicht Ihr Verdienst, höher stehe ich aber als Sie durch Einsicht und Wissenschaft — Sie wissen ja nur, was Sie von mir lernten —, und höher stehe ich durch die Vollmacht, welche mir der König und Ihr Herr Vater über Sie gaben. Aus Gehorsam gegen diese habe ich das schwere, wie es scheint, undankbare Amt Ihres Erziehers übernommen; aber da Sie zu glauben scheinen, daß ich mich in der Ausübung dieses Amtes besonders glücklich fühle, so werde ich mit Ihnen sogleich zu Sr. Majestät gehen und diese bitten, mich meiner Pflicht zu entbinden und Ihnen einen anderen Lehrer zu geben, dem ich von ganzer Seele bessere Erfolge seiner Thätigkeit wünsche." —

Diese Erklärung erschütterte den Prinzen. Thränen und Seufzer, Furcht und Scham ließen ihn kaum seine Reue, das Versprechen sich zu bessern und die Bitte aussprechen, nicht zum Könige geführt zu werden. Auch jetzt noch blieb Fenelon ernst, versprach nichts und ließ den Reuigen noch den ganzen Tag in bangen Zweifeln. Erst als er sah, daß Furcht und Reue den Prinzen ganz zerknirscht hatten, und daß es ihm mit der Besserung Ernst sei, schien er dessen wiederholten, flehentlichen Bitten und der Fürsprache Anderer nachzugeben. Die Lection blieb aber dem Prinzen unvergeßlich.

Ich übergehe hier Fenelon's Wirksamkeit in seinem späteren bischöflichen Amte, seine hohe Bedeutsamkeit als Kanzelredner, sein Verhältniß zu den jansenistischen und quietistischen Streitigkeiten, so wie seinen bei dieser Gelegenheit bewiesenen demuthsvollen Gehorsam gegen die Kirche, und beschränke mich nur auf das, was weniger den Theologen als den Erzieher und Lehrer angeht. Durch ein Buch, den Telemach, ist Fenelon's Name vorzüglich in der pädagogischen Welt bekannt geworden, obgleich diese Schrift für die praktische Erziehung weniger Werth hat, als eine andere, ungleich weniger bekannte über die Mädchenerziehung. Der Telemach wurde wahrscheinlich in der Absicht verfaßt, um dem Herzog von Burgund die Grundsätze christlicher Klugheit und Selbstbeherrschung

in ihrem Wesen und ihren wohlthätigen Folgen anschaulich zu machen, um dem Zöglinge die mannigfachen Verführungen der Welt vor Augen zu führen und ihm in dem anmuthigen Gewande der Fabel die Lehren einzuprägen, deren Befolgung einem Fürsten zum Heile des Volkes nothwendig ist. Ein untreuer Diener, dem Fenelon die Reinschrift des Manuscriptes anvertraut hatte, verkaufte das Werk einem Buchhändler, und so erschien dessen erster Theil ohne Zustimmung des Verfassers. Das Buch zog bald die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt auf sich. Da einzelne Feinde Fenelon's dem Könige in's Ohr flüsterten, der Telemach sei eine Satyre auf seine Regierung und beziehe sich auf einzelne Personen und Begebenheiten am Hofe, so fiel der unschuldige Verfasser auf lange Zeit in eine solche Ungnade, daß selbst sein früherer Zögling von nun ab nur heimlich mit ihm correspondiren durfte. Ein Denker der neueren Zeit sagt von diesem Buche: Hier gibt die Weisheit selbst den Königen und Völkern ihre Lehren, und keineswegs mit jener kalten Standesmiene, jener lächerlichen Aufgesteiftheit, jener hoffährtigen Dünkelei, die so sehr an der Tagesordnung sind; nein, in einfachem, bescheidenem Tone, begleitet von dem Reize der Wahrheit, unterrichtet sie die Könige in den Mitteln, ihre Reiche blühend zu machen, den Glanz des Thrones zu erhalten, den Ruhm zu mehren, ohne durch chimärische Projecte, zerstörende Systeme, eingebildete Ersparnisse zu blenden und zu betrügen: sie zeigt die Quellen des Ueberflusses und des öffentlichen Wohles in der Förderung des Ackerbaues, der thätigen und wachsamen Beschützung des Handels und der Unterdrückung des Luxus, indem weise Gesetze jeden Einzelnen auf seinen Stand beschränken. Weit entfernt, den Völkern immer mit dem empörenden, unruhigen Geschrei von Freiheit und Gleichheit in den Ohren zu liegen, sagt sie ihnen: Ihr seid unter der Herrschaft der Gesetze geboren, ihr habt Herren und Meister, das Vaterland trägt euch in seinem Schoße; seid daher den Gesetzen unterworfen, gehorchet euren Herren, liebt euer Vaterland und bedenkt, daß Religion, Ehre und persönliches Interesse heilige Bande sind, die euch dem Staate verpflichten, und daß es ein Verbrechen ist, sie zu zerstören! —

Ungleich wichtiger für den Pädagogen, als der Telemach, ist Fenelon's „Abhandlung über die Erziehung der Töchter". Er schrieb dieses vortreffliche Werkchen, dessen auch Schwarz und Raumer in ihren Erziehungsgeschichten anerkennend gedenken, auf den Wunsch der Herzogin von Beauvilliers, und zwar schon in seinem 28. Lebensjahre. Die erste deutsche Uebersetzung erschien in Lübeck bei Bötemann 1740, dann folgten Uebertragungen in Wien und in Leipzig bei Fleischer. Die neueste, uns bekannte und gelungene Uebersetzung ist von B. Sendtner, geb. Wolf in München,

bei Fleischmann 1828 herausgegeben und der Königin Therese von Bayern gewidmet. Dieses Büchlein begründete den Ruhm des Verfassers, erlebte auch in Frankreich eine Menge von Auflagen, wurde viel geliebt und bewundert und reichte mit seinem wohlthätigen Einflusse noch in die Zeiten eines Rousseau und seines Emil hinüber, dessen nachtheilige Wirkung es jedoch nicht für längere Zeit aufhalten konnte. Diejenigen würden sich aber sehr irren, welche etwa glaubten, in Fenelon's Schrift ein umfangreiches, streng systematisch abgefaßtes Werk zu finden, welches irgend einer philosophischen Schule angehörte. Es ist vielmehr kurz, in der einfachsten, schmucklosesten Sprache geschrieben, und sein Inhalt besteht in einer Reihe von Ermahnungen und Warnungen, welche aus der Erfahrung geschöpft sind, namentlich aber sich auf eine durchaus kirchliche Lebensanschauung stützen. Darin erinnert auch Fenelon an den später zu erwähnenden Pestalozzi, daß er den Einfluß einer guten häuslichen Erziehung, ein reines und edles Familienleben äußerst hoch anschlägt und hieran einen großen Theil der religiösen Belehrungen und des erziehlichen Unterrichts überhaupt angeknüpft wissen will. Ja er zieht die häusliche Erziehung und das Familienleben der Pensions- und Klostererziehung für die Fälle entschieden vor, wo die Töchter sich nicht dem geistlichen Stande zu widmen gedenken. Wenn aber Fenelon dem Familienleben und der häuslichen Erziehung einen so großen Einfluß auf die Bildung der Jugend einräumt, so folgt hieraus auch, daß er wieder die Erziehung der Töchter, als der künftigen Mütter, für besonders wichtig ansieht und in dieser die Hauptbedingung der Sittlichkeit erblickt. „Es ist ausgemacht, sagt er ganz entschieden, daß eine schlechte Erziehung der Frauen viel mehr Unheil erzeugt, als die der Männer." — Während Rousseau den Beruf des Weibes hauptsächlich nur darin erblickt, daß es dem Manne gefalle und angenehm sei, sieht Fenelon die Frauen als die Trägerinnen religiös-sittlicher Ideen an und als solche, welche berufen sind, vorzugsweise die höhere Richtung des Lebens festzuhalten und auf Andere fortzupflanzen. Es verdient hiebei hervorgehoben zu werden, daß Fenelon die religiöse Erziehung als Grundlage, die Kenntniß des Evangeliums als Hauptbedingung überall voranstellt, und daß er zwar die intellektuelle Bildung keineswegs ausschließt, doch aber gegen jenes Uebermaß des Wissens, gegen jenes Vielerlei kämpft, was die Gegenwart so entschieden bei der weiblichen Bildung bevorzugt. Er setzt jedoch die religiöse Erziehung und den Religionsunterricht nicht in ein trockenes Katechismuslernen, und nicht bloß in die strenge Beobachtung religiöser Gebräuche, sondern er will und erstrebt, daß die Religion Herzenssache werde und sich als solche durch Leben und That offenbare. Er knüpft daher

den Unterricht in der Moral und den Dogmen an das christliche Familienleben und insbesondere nach dem Vorgange des h. Augustinus an die biblischen Geschichten, ja er legt den letztern einen so hohen Werth und einen so heilsamen Einfluß bei, daß er ihnen einen besonderen, sehr lehrreichen Abschnitt widmet und die Reihenfolge genau angibt, in welcher sie mitgetheilt werden sollen. Er leitet die Kinder durch einfache Fragen, durch Hinweisung auf die Erfahrungen und Beobachtungen des gewöhnlichen Lebens dazu an, selbst wichtige Wahrheiten und Begriffe, wie z. B. den Unterschied zwischen Seele und Leib, aufzufinden und mit klaren Worten auszusprechen.

Auch darin erinnert Fenelon an Pestalozzi, daß er die Erziehung so frühzeitig als möglich begonnen wissen will und den Eindrücken der ersten Lebensjahre einen ganz entschiedenen Einfluß einräumt. Dagegen kämpft er mehrfach gegen die zu scharf hervortretende Absichtlichkeit des Lehrens und Unterrichtens und empfiehlt die sorgfältige Benutzung des Thätigkeitstriebes und die Anknüpfung an Ereignisse und Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens. Allen Unterricht will er vom Geiste der Liebe getragen wissen und dem Kinde zu einer wichtigen, aber angenehmen Pflicht machen.

Fenelon's ganze Schrift zerfällt in dreizehn Abschnitte, von denen der erste über die Wichtigkeit, der zweite über die Mängel der gewöhnlichen Erziehung spricht. Der dritte Abschnitt stellt die Grundlagen der richtigen Erziehung fest; der vierte spricht von der Nachahmungssucht der Kinder und von den Gefahren, welche sie bringt; das fünfte Kapitel empfiehlt den indirecten Unterricht und warnt vor jeder Uebereilung und Uebertreibung. Drei Kapitel (6, 7 u. 8) sind dem Religionsunterrichte und der religiösen Erziehung gewidmet; das neunte und zehnte handeln von den gewöhnlichen Fehlern des weiblichen Geschlechtes, insbesondere von der Eitelkeit auf Schönheit und Putz, und der elfte und zwölfte Abschnitt sprechen über die wichtigsten Pflichten der Frauen und Hausmütter. Ein Schlußkapitel handelt von Gouvernanten, deren Wahl, Leitung und Bildung.

Außer dieser Schrift findet sich unter Fenelon's Werken auch noch ein Brief an eine Dame von Stande über die Erziehung ihrer einzigen Tochter, welcher im Wesentlichen das enthält und übersichtlich zusammenfaßt, was den Inhalt der erwähnten umfangreicheren Abhandlung ausmacht.

Diese kurze Skizze wird hingereicht haben, das Interesse für einen Mann zu erwecken, dessen reine Tugend und aufopfernde Liebe für die Mitmenschen, und dessen hingebende Thätigkeit als Erzieher und Lehrer Anspruch auf bleibendes Andenken in der pädagogischen Welt erworben haben. Möchte die kindliche Einfalt

dieses Mannes, seine hohe Religiösität dem Lehrerstande ewig als Muster vorschweben. Ich weiß diese Richtung seines edlen Geistes nicht besser zu schildern, als wenn ich seine eigenen Worte aus einer Betrachtung über das Weihnachtsfest anführe:

„Ich bete dich an, o Jesus, nacktes, weinendes Kind, ausgestreckt in der Krippe. Ich liebe nichts so sehr, als deine Kindheit, deine Armuth. O, wer läßt mich so arm, so ganz Kind sein, wie du! O ewige Weisheit, zum Kinde geworden, nimm weg von mir meine eitele, anmaßende Weisheit, mache mich zum Kinde mit dir! Schweiget ihr Weisen der Erde; ich will nichts sein, nichts wissen, will alles glauben, alles leiden, alles verlieren. Das fleischgewordene Wort, das allmächtige Wort des Vaters schweigt, stammelt und weint wie ein Kind; und ich sollte mich weise dünken, sollte mir selbst gefallen in den Kartenhäusern, die mein Verstand baut, sollte fürchten, daß die Welt meine Fähigkeiten nicht genug zu schätzen wisse? Nein, nimmermehr! Von nun an soll es meine einzige Lust sein, gering und verkannt zu werden, zu schweigen, und die Schmach Jesu am Kreuze mit der Unmündigkeit Jesu in der Krippe zu vereinigen." —

Nach dem Tode des Herzogs von Beauvilliers, mit dem Fenelon stets in inniger Seelenverbindung geblieben, schrieb er am 1. Januar 1715: „Bald werden wir Alles finden, was wir nicht wieder verlieren können; noch eine kleine Weile und es wird nichts mehr zu beweinen sein." — Drei Tage nachher wurde er krank und starb den 7. Januar 1715 in einem Alter von nur 64 Jahren 5 Monaten.

Es dürfte sich der Wunsch anreihen, noch Einiges unmittelbar aus dem eigenen Munde Fenelon's zu vernehmen, und ich glaube daher, diesen Abschnitt nicht besser schließen zu können, als wenn ich mir gestatte, noch einige wenige Stellen aus seiner Schrift über Töchtererziehung auszuheben. Auch diese dürften wieder Zeugniß dafür geben, daß die wichtigsten und wahrsten Erziehungslehren in jedem kindlichfrommen Gemüthe liegen, und daß ein solches in Einfalt und Gottvertrauen die rechten Wege findet.

Die Welt ist kein Traumbild, sie ist eine Gesammtheit von Familien. Und wer könnte diese mit größerer Liebe und Sorgfalt zur Gesittung führen, als die Frauen, zumal wenn deren Naturanlagen durch eine sorgfältige Erziehung zur Aufmerksamkeit auf das Kleine, zur Erwerbsamkeit, zur sanften, einnehmenden Beredsamkeit ausgebildet wären? Wo ist aber für die Männer einige Hoffnung wahren Lebensgenusses, wenn ihre innigste Verbindung auf Erden, die der Ehe, ihnen verbittert ist? — Was soll aus

den Kindern, der Pflanzschule künftiger Geschlechter werden, wenn schon ihre Mütter sie von frühester Jugend an verderben? Daher sind denn die Beschäftigungen der Frauen nicht minder wichtig, als die der Männer.

Gebildete Personen, die sich mit ernsthaften Dingen beschäftigen, haben in der Regel wenig Neugierde. Das, was sie wissen, macht gewöhnlich, daß sie viele Dinge gering achten, die sie nicht wissen. — Sie sehen die Nutzlosigkeit und Lächerlichkeit vieler Dinge ein, welche nur leere Köpfe für wissenswürdig halten. Daher schreitet auch die Phantasie ungebildeter und unthätiger Mädchen unaufhörlich in der Irre umher. Da sie keinen soliden Gegenstand hat, so wendet sich ihre Neugierde mit aller Lebhaftigkeit auf eitle, ja gefährliche Dinge. Diejenigen, welche Geist haben, prunken damit, und sie greifen nach allen Büchern, woraus sie Nahrung für ihre Eitelkeit schöpfen können. Sie lesen mit Leidenschaft Romane, Comödien und Erzählungen abenteuerlicher Begebenheiten, wobei die sinnliche Liebe eine Hauptrolle spielt. Ihr an den Wortschwall der Romanhelden gewöhnter Geist verfällt sodann in lauter Träumereien.

Kinder bemerken Alles und reden wenig, wenn man sie nicht an das Plaudern gewöhnt, was sehr zu vermeiden ist. Gar oft verdirbt man artige Kinder durch das Vergnügen, welches sie durch ihr naives Geschwätz gewähren sollen; man gewöhnt sie daran, Alles, was ihnen nur einfällt, in den Tag hinein zu reden, von Dingen zu sprechen, die sie noch gar nicht begreifen können, und diese Gewohnheit, vorschnell abzusprechen, über Sachen zu plappern, die ihnen noch nicht zur klaren Anschauung gekommen sind, bleibt ihnen ihr Leben lang und gibt der Entwickelung ihres Geistes eine schlechte Richtung.

Die Neugierde der Kinder ist ein Naturtrieb, der dem Unterrichte gleichsam den Weg bahnt. Versäumt nicht, sie zu benutzen. Wenn sie z. B. auf einem Spaziergange eine Mühle sehen, und wissen wollen, wozu sie sei, so muß man ihnen zeigen, wie die uns Menschen nährenden Getreide verarbeitet werden. Ihre Fragen sollen uns nie belästigen, denn es sind Zugänge, welche die Natur dem Unterrichte öffnet.

So wachsam ihr auch auf euch selbst sein möget, glaubt nicht, daß eure Fehler vor den Augen der Kinder verborgen bleiben.

Oft bemerken sie auch die kleinsten. Der h. Augustinus erzählt uns, er habe in seiner Kindheit schon bemerkt, daß seine Lehrer auf ihr Wissen eingebildet wären. Ihr könnt daher nichts Besseres und Dringenderes thun, als eure Fehler, wie es von den Kindern geschieht, zu erkennen, oder euch durch Freunde darauf aufmerksam machen zu lassen. Diejenigen, welche Kinder zu beaufsichtigen haben, verzeihen diesen gewöhnlich Nichts, sich selbst jedoch Alles. Dadurch macht man die Kleinen tadelsüchtig und boshaft, und sie freuen sich über die Fehler eines Zuchtmeisters, den sie gerne verachten möchten.

Vermindert diesen Uebelstand! Fürchtet es nicht, von den Mängeln zu sprechen, die auch euch ankleben und deren ihr euch etwa in Gegenwart des Kindes könnt schuldig gemacht haben. Wenn sein Verstand bereits so weit vorgeschritten ist, daß es euch fassen kann, so sagt ihm, ihr wolltet ihm ein Beispiel geben, wie man seine Fehler verbessern müsse, indem ihr eure eigenen wieder gut machtet. So schöpft ihr selbst aus euren Mängeln Stoff zur Belehrung und Erbauung für das Kind und muntert es auf, sich zu bessern. Ihr verhütet dadurch zugleich die Abneigung oder Geringschätzung, welche eure Fehler dem Kinde auch gegen eure Person einflößen könnten.

Man sollte doch immer bedenken, daß Kinder noch unverständig und bloß für die Lockung des Vergnügens empfänglich sind, und daß man oft eine Pünktlichkeit und Ernsthaftigkeit von ihnen heischt, deren man selbst nicht einmal fähig ist. Indem man mit ihnen immer nur von Dingen und Worten redet, für die sie noch keine Begriffe haben, werden sie auf eine, ihrer Gemüthsverfassung höchst nachtheilige Weise mit Langeweile und Niedergeschlagenheit erfüllt. Wie oft keine Freiheit und Freude, immer und immer nur Lectionen, Stillschweigen, gezwungene Haltung, Rügen und Drohungen! Da verstanden es die Alten doch besser.

Versprechet den Kindern niemals Näschereien oder Putz zur Belohnung! Dadurch würdet ihr zweierlei Uebel stiften. Erstlich gebt ihr dadurch d e m j e n i g e n Werth in ihren Augen, was sie doch gering achten sollten, und sodann raubt ihr euch selbst dadurch das Mittel, andere und würdigere Belohnungen auszutheilen, welche eure Mühen erleichtern.

Man muß streben, den Kindern mehr Geschmack für die b i b l i s c h e n G e s c h i c h t e n als für alle anderen beizubringen; nicht aber, indem man ihnen sagt, sie seien schöner, sondern indem man ihnen

ihre Schönheit fühlbar macht, ohne darüber zu sprechen. Macht es ihnen bemerklich, wie bedeutsam, wie wunderbar und einzig in ihrer Art, wie naturwahr und lebendig sie sind. Die Geschichten von der Schöpfung, vom Sündenfall, der Sündfluth, der Prüfung Abrahams, der Erlebnisse Josephs, Moses Geburt und fernere Schicksale, reizen nicht nur die Neugierde der Kinder, sondern sie offenbaren ihnen zugleich die Grundwahrheiten der Religion und prägen diese ihrem Geiste ein. Man müßte die Wahrheiten der Religion schlechterdings nicht kennen, wenn man nicht einsähe, daß sie durchaus historisch sind. In einer Reihe wunderbarer Thatsachen finden wir ihre Gründung, ihre Dauer, alles das, was wir üben und glauben sollen. Gott, der den Geist, den er selbst den Menschen gab, auch am besten kennt, hat die Religion mit populären Thatsachen verbunden, die den Einfältigen nicht verwirren, sondern ihm vielmehr zum Verständnisse der heiligen Mysterien dienen.

Bei der Erziehung eines jungen Mädchens sind ihr Stand, der Ort, wo sie ihr Leben zubringen soll, und ihr muthmaßlicher Beruf zu berücksichtigen. Verhütet es sorgfältig, daß sie Hoffnungen über ihren Stand und ihr Vermögen fassen. Jedem kommen seine übertriebenen Hoffnungen theuer zu stehen. Das, was uns hätte glücklich machen können, wird uns zum Ekel, sobald wir etwas Höheres erwarten.

Was auch eine Mutter ihrer Tochter sagen mag, es wird durch das wieder ausgelöscht, was die Tochter sie im Widerspruche damit *thun* sieht.

Leere Drohungen, ohne daß man die Strafe darauf folgen läßt, werden verächtlich. Dagegen soll man immer weniger hart strafen als drohen. Die körperliche Züchtigung selbst soll möglichst leicht sein, aber man soll sie mit Umständen verbinden, die das Kind beschämen und zur Reue führen. Erinnert es z. B. an Alles, was ihr früher angewendet habt, um dieses Aeußerste zu verhüten. Zeigt euch darüber betrübt, sprecht in des Kindes Gegenwart mit Anderen von dem Unglücke derer, die es so sehr an aller Vernunft und Ehre fehlen lassen, daß man sie strafen muß. Entzieht den Kindern die gewöhnlichen Liebkosungen, bis ihr seht, daß sie des Trostes bedürftig sind. Ihr könnt, je nachdem ihr es für besser haltet, das Kind sehr zu beschämen, oder ihm zu zeigen, daß man ihm die Schande erspare, die Züchtigung im Geheimen oder öffentlich vornehmen, immer soll aber die *öffentliche* Beschämung das *letzte* Mittel sein.

Leicht findet derjenige Freuden, den scharfe Genüsse noch nicht verdorben haben und dem noch keine glühenden Leidenschaften im jungen Herzen brennen. Gesundheit und Unschuld sind die wahren Quellen aller Freuden; diejenigen aber, die das Unglück gehabt haben, sich an verkünstelte Genüsse zu gewöhnen, verlieren den Geschmack an gemäßigten und reinen Freuden und jagen immer mit unruhiger Seele nach Vergnügungen.

Es ist mit dem Vergnügen, wie mit den Speisen. Man kann sich an so stark gewürzte Kost gewöhnen, daß man den Geschmack an gewöhnlichen und einfachen Speisen ganz verliert. Fliehen wir also jene großen Seelenerschütterungen, die nur Ekel und Langeweile zurücklassen. Sie sind hauptsächlich für Kinder zu fürchten, die ihren Gefühlen noch wenig widerstehen können. Erhalten wir ihren Geschmack an einfachen Dingen; so wenig gewürzt ihre Speisen sein sollen, so wenig sollen es auch ihre Freuden sein. Jene Mäßigkeit, welche die Gesundheit des Leibes und der Seele ausmacht, gewährt uns immer eine sanfte und milde Freude, welche keiner künstlichen Zurüstung neuer Schauspiele, noch großer Ausgaben bedarf, um zu befriedigen. Ein kleines Spiel, das man erfindet, ein gutes Buch, eine angenehme Beschäftigung mit weiblichen Arbeiten, ein Spaziergang, ein unschuldiges Gespräch, womit wir uns nach gethaner Arbeit erholen, verschaffen uns reinere Freuden, als das kunstreichste Concert.

Man gebe seinen Erzählungen ja nicht die Farbe einer Lection, nöthige das Kind nicht, sie zu wiederholen; — diese Wiederholungen — wofern die Kinder nicht von selbst darauf verfallen —, geniren sie und rauben ihnen alle Freude an den Erzählungen. Hat ein Kind einige Leichtigkeit im Sprechen, so wird es Geschichten, die ihm besondere Freude machen, den Menschen, die es liebt, von selbst erzählen, aber macht ihm das Erzählen nicht zur Regel.

Man verdirbt Alles beim Lesenlehren, wenn man die Kinder gewöhnen will, mit forcirter Emphase zu lesen. Setzt selbst den Kindern nicht zu, ganz fehlerfrei zu lesen; laßt sie natürlich lesen, so wie sie sprechen! — Lesen sie in einem anderen Tone, so taugt das nie und klingt wie Schuldeklamation.

In dem Alter, wo man allenthalben Beifall und noch nirgends Widerspruch findet, faßt man leicht eingebildete Hoffnungen, welche dem späteren Leben unzählige Täuschungen vorbereiten. Ich habe Kinder gekannt, die, so oft man heimlich mit Andern sprach, glaub-

ten, man rede von ihnen, wie dies oft geschehen war. Sie hielten sich für ganz außerordentlich und bewunderungswürdig. Man muß also die Kinder beobachten, ohne daß sie es merken; sie sollen glauben, daß man nur deshalb auf ihr Betragen merke, weil man sie liebt, und weil sie es bedürfen, daß man sie vor unbekannten Gefahren warne, nicht aber, weil man ihren Geist bewundere. Begnügt euch damit, ihre Entwickelung langsam und bei natürlich gebotenen Gelegenheiten zu fördern: denn wenn ihr sie übermäßig antreibt, so habt ihr die Gefahren der Eitelkeit und Anmaßung zu fürchten, Fehler, die stets größer sind, als die frühreifen Früchte jener übereilten Bildung, die in der Welt so vieles Aufsehen macht.

Noch ist zu bemerken, daß es Kinder gibt, in deren Charakter man sich sehr leicht irrt. Sie scheinen artig, weil die natürliche Anmuth der Kindheit einen Glanz ertheilt, welcher blendet. Man hält sie für zarte, liebe Seelen, und sieht nicht, was aus den Zügen ihres Antlitzes spricht. Alle Aeußerungen ihres Geistes überraschen, weil man von ihrem Alter dergleichen nicht erwartete. Man läßt ihnen alle falschen Urtheile hingehen, weil sie mit anmuthiger Naivetät vorgebracht werden, und verwechselt die allen Kindern eigene Lebhaftigkeit des Körpers mit jener der Seele. Daher kommt es, daß die großen Erwartungen, die man in der Jugend von manchen Menschen faßt, so oft fehlschlagen. Wie mancher wurde seines Geistes wegen im Alter von fünf Jahren gepriesen, der, wie man ihn heranwachsen sah, der Vergessenheit oder Verachtung preisgegeben wurde. Von allen guten Eigenschaften, die man an Kindern sieht, kann man nur auf eine zählen: den richtigen Verstand. Dieser nimmt mit ihnen zu, wenn er anders gut entwickelt wird. Die Anmuth der Kindheit verschwindet, die Lebhaftigkeit erlischt, oft verliert sich sogar die Zärtlichkeit des Herzens; denn Leidenschaften und der Umgang mit weltklugen Menschen verführen nach und nach die jungen Leute, die in's Leben hinaustreten. Forschet demnach, ob unter der anmuthigen Hülle der Kindheit ein Character verborgen ist, der ohne Wißbegierde und unempfindlich für Nacheiferung ist. In diesem Falle möchte es schwer halten, Jemand zu finden, den die schwierige und undankbare Aufgabe einer solchen Erziehung nicht abschreckte. Man muß zunächst alle Triebfedern der Seele des Kindes aufregen, um es aus seiner Erstarrung zu rütteln. Wenn ihr solche Uebelstände voraussieht, so beeilt euch im Anfange mit dem förmlichen Unterrichte nicht; hütet euch, das Gedächtniß des Kindes zu überfüllen, denn dadurch wird nur sein Kopf betäubt und schwerfällig gemacht. Quält es nicht mit hemmenden Vorschriften. Sucht es vielmehr

aufzuregen, und da es in Gefahr steht, in den der Anmaßung entgegengesetzten Fehler zu verfallen, so scheut euch nicht, es vorsichtig auf seine Fähigkeiten aufmerksam zu machen. Begnügt euch mit Wenigem, und zeichnet es bei jeder Gelegenheit aus. Stellt ihm vor, wie unrecht es hatte, zu glauben, dies oder jenes könne ihm nicht gelingen. Macht die Nacheiferung in ihm rege. Die Eifersucht der Kinder ist heftiger, als man glauben sollte. Man sieht zuweilen Kinder hinschmachten und sich in geheimem Kummer verzehren, weil ihnen andere vorgezogen werden. Aber dieser Umstand ist als Heilmittel gegen die Unempfindlichkeit sehr brauchbar. Man muß einem dazu geneigten Kinde andere Kinder zur Seite stellen, die es eben auch nicht besser machen. Wollte man ihm geschicktere Köpfe entgegenstellen, so würde es völlig muthlos werden.

Erlaubt euch niemals vor den Kindern Scherze über religiöse Gegenstände. Man lacht über die Frömmigkeit irgend eines Einfältigen, man spottet darüber, daß er seinen Beichtvater zu Rathe zieht, oder über die ihm auferlegten Bußen. Alles das haltet ihr für unschuldig, aber ihr betrügt euch, denn in dieser Hinsicht bleibt nichts ohne Folgen. Nie darf Gottes oder dessen, was zum Gottesdienste gehört, ohne gebührende Ehrfurcht und ohne Ernst erwähnt werden. Nichts, was der Anstand erfordert, dünke euch unerheblich; am allerwenigsten in diesem Stücke. Oft sind die Leute, welche es mit den Forderungen der Schicklichkeit in der Welt sehr genau nehmen, die rohesten in dem, was in Betreff der Religion schicklich ist.

Es läßt sich nicht genau bestimmen, wann die Kinder zum ersten Male beichten sollen. Es muß dies von der Beschaffenheit ihres Geistes und mehr noch von der ihres Gewissens abhängen. Man muß sie über das, was die Beichte ist, belehren, sobald sie es zu verstehen im Stande sind. Wartet sodann, bis das Kind den ersten, etwas bedeutenden Fehler begangen hat und erweckt in ihm Bestürzung und Reue. Wenn es nun über die Beichte belehrt ist, so wird es nicht säumen, zu seiner Beruhigung seine Zuflucht zum Beichtvater zu nehmen. Man muß trachten, es zur Empfindung einer lebhaften Reue zu bringen, damit ihm die Erleichterung durch die Beichte um so fühlbarer werde und damit diese erste Beichte einen so außerordentlichen Eindruck auf seinen Geist mache, daß sie eine Quelle der Gnade für alle übrigen Beichten werde.

Die erste heil. Communion scheint mir dagegen erst dann stattfinden zu sollen, wenn das verstandesreifere Kind gelehriger

und von jedem groben Fehler gereinigter ist. Mit den erwachenden Gefühlen des Glaubens und der Liebe Gottes macht sich uns Jesus Christus am ersten kund und offenbart sich uns durch die Gnade der Communion. Sie muß lange ersehnt und das Kind von seiner ersten Jugend an darauf verwiesen werden als auf das höchste Gut, dessen man auf Erden in Erwartung der himmlischen Freuden theilhaftig werden kann.

Ich glaube, man sollte diese erste Communion so feierlich wie möglich machen. Es soll dem jungen Menschen bedünken, als blickten alle Augen an diesem Tage auf ihn; als schätze man ihn glücklich und nehme Theil an seiner Freude; als erwarte man nach einer so erhabenen Handlung von ihm ein ganz anderes Betragen. Obgleich aber das Kind sehr zur Communion vorbereitet werden muß, so halte ich doch dafür, daß man ihm, wenn es gehörig vorbereitet ist, eine so köstliche Gnade nicht so lange vorenthalten dürfe, bis seine Unschuld gefährlichen Versuchungen ausgesetzt ist, wodurch sie befleckt werden könnte.

Man hält es gewöhnlich für nothwendig, daß Mädchen von Stande auch einige fremde Sprachen lernen; ich aber halte dieses Sprachstudium für völlig überflüssig; es müßte sich denn ein Frauenzimmer im Gefolge irgend einer ausländischen Prinzessin befinden, wie z. B. bei unseren Königinnen aus österreichischem Hause und dem Hause Medicis. Uebrigens dient diese Sprachkenntniß nur dazu, um gefährliche Bücher zu lesen. Dabei ist immer viel mehr zu verlieren, als zu gewinnen. Es wäre besser, die Frauenzimmer studirten Latein; es ist die Kirchensprache, und es ist sehr ersprießlich und ungemein tröstlich, wenn man den Sinn der Worte des Gottesdienstes versteht, dem man so oft beiwohnt. Auch diejenigen, die nur den Schönheiten der Sprache nachgehen, würden die lateinische Sprache in dieser Hinsicht viel gründlicher und vollkommener finden, als die italienische und spanische, in denen eine regellose Fülle und Lebhaftigkeit des Geistes und der Phantasie vorherrscht. Ich möchte aber nur jene Mädchen Latein lehren, die ein festes Urtheil mit viel Bescheidenheit verbinden, und die dieses Studium nur für das nehmen würden, was es ist, aller eiteln Wißbegierde entsagten, verbergen, was sie gelernt haben und nichts als ihre Erbauung dabei suchten. Auch würde ich ihnen, wiewohl mit großer Auswahl, Werke der Beredsamkeit und Dichtkunst zu lesen erlauben, im Falle, daß sie daran Geschmack fänden und ihr Geschmack gebildet genug wäre, um keinen anderen, als den rechten Gebrauch von solchen Dingen zu machen. Ich würde aber fürchten, eine lebhafte Einbildungskraft zu sehr damit zu erschüttern. Auch muß

bei dem allen eine pünktliche Mäßigkeit herrschen. Alles, was Empfindungen der sinnlichen Liebe rege machen kann, dünkt mich um so gefährlicher, je verhüllter und gemilderter es vorgetragen wird.

Die Beschäftigungen der Frauen sind für den Staat nicht minder wichtig, als die der Männer. Sie haben ein Haus in Ordnung zu halten, einen Mann zu beglücken, Kinder zu guten Menschen zu erziehen. Die Tugend ist allen gleich, sie ist für Männer und Frauen. Abgesehen von dem Einflusse, den der letztern gutes oder böses Leben auf den Staat haben kann, so sind auch sie die Hälfte des durch Christi Blut erlösten Menschengeschlechtes und für ein ewiges Leben bestimmt.

Der Schulmethodus Herzog Ernst des Frommen. A. H. Francke und dessen Disciplinar-Instruction.

Wenn wir früher darauf hinwiesen, daß die neuere Volksschule sich durch das systematische Wesen, durch von oben herab gegebene Lehrpläne, Methode und Klasseneintheilung von der älteren wesentlich unterscheidet, so finden wir hievon schon ausgeprägte Anfänge im Gothaer Lande, in welchem der im Jahre 1640 zur Regierung gelangende edle Herzog Ernst, mit dem Beinamen der Fromme, bereits eine Schuleinrichtung schuf, die seit den Zeiten des heil. Karl Borromäus und der Jesuiten ihres Gleichen an Planmäßigkeit und Organisation nicht gehabt hatte, aber auch die Schule selbst in ihrem Leben und Streben centralisirte und wesentlich zur Staatsanstalt machte. Es geschah dies durch den Schulmethodus, welcher kurz nach den Gräueln des dreißigjährigen Krieges, 1648, zum ersten Male erschien, und späterhin noch mehrmals aufgelegt wurde. Schon die Zeit, in welcher der Herzog mit diesem Methodus auftrat, verdient Beachtung. Kaum zur Regierung gelangt, richtete er mitten in der Verwirrung und in dem Elende des fürchterlichsten Krieges seine Aufmerksamkeit auf die Schulen und ordnete sofort eine General-Visitation des gesammten Schulwesens an, in Folge deren zunächst (1642) ein „specieller und sonderbarer Bericht“ erging, wie Knaben und Mägdlein in den Dorfschaften und Städten kürzlich und nützlich unterrichtet werden sollen. Dieser Bericht erfuhr im Laufe der nächsten Jahre mannigfache Erweiterungen und Verbesserungen, wodurch er sich zu dem erwähnten umfassenderen Schulmethodus gestaltete. Während die bisherigen Bemühungen eines Trotzendorf, Ratich, Comenius u. A. sich vielfach nur auf das gelehrte Schulwesen bezogen, faßte dieser Schulmethodus gerade den Unterricht des Volkes, die Volksschule in's Auge und verdient eben deshalb unsere größte Aufmerksamkeit. Er wirkte so bedeutend auf die Bildung des Volkes ein, daß man bald sprüchwörtlich sagte, Herzog Ernst's Bauern wären gelehrter, als alle Edelleute Deutschlands. Es ist darum auffallend, daß

fast keine Erziehungsschrift dieses merkwürdige und Epoche machende Actenstück erwähnet, geschweige denn umständlicher darauf eingeht. Dem Schuldirector M. Schulze in Gotha gebührt das Verdienst, den Schulmethodus, wie er sich in Rudolphi's Codex diplomaticus (IV., fol. 114 et sequ.) abgedruckt findet, zuerst wieder dem pädagogischen Publikum in Erinnerung gebracht zu haben und dessen Relation (Gotha 1855) ist auch dieser Darstellung im Wesentlichen zum Grunde gelegt.

Der ganze Schulmethodus ist in 13 Kapitel mit 295 Paragraphen eingetheilt. Das erste Kapitel handelt von dem, was insgemein in den Schulen zu beobachten ist; Kapitel II bis IV beschäftigen sich mit der Unterweisung der Unter-, Mittel- und Oberklassen; Kapitel V bespricht die Eintheilung der Lectionen in Schulstunden; Kapitel VI handelt von der Art und Weise, den Verstand des Katechismi und was dazu gehört, zu betreiben; Kapitel VII gibt eine Anweisung, wie die Predigt zu examiniren; Kapitel VIII weist an, wie die natürlichen und anderen Wissenschaften zu betreiben; Kapitel IX handelt von Pflanz- (ung) und Uebung christlicher Zucht und Gottseligkeit; Kapitel X bis XII von der Schuldigkeit der Kinder, von der Präceptoren Gebühr, von der Eltern und Anderer, die an der Eltern Statt sind, obliegender Pflicht, und Kapitel XIII endlich vom Schulexamen. —

Die Kapitel I und XIII handeln demnach über die Schuleinrichtung im Allgemeinen und wir wollen diese zunächst in's Auge fassen. Hier tritt uns der bemerkenswerthe Umstand entgegen, daß ein Schulzwang angeordnet ist, wonach jedes Kind schon nach vollendetem fünftem Jahre schulpflichtig wird und nicht eher entlassen werden soll, bis es das Ziel der Schule erreicht und dies durch ein Examen bewiesen hat. Letzteres soll sogar von solchen Kindern gelten, welche Privatunterricht genießen. — Die Aufnahmezeit ist der Schluß der Ernteferien, und jedes Kind, was diesen Termin versäumt, soll sofort amtlich zur Schule genöthigt werden. Die Eltern sind von der Kanzel an ihre desfallsigen Pflichten zu erinnern. Der Lehrer ist zu 30 Lehrstunden wöchentlich verbunden und soll jeden Vormittag drei und jeden Nachmittag drei Schulstunden abhalten, mit Ausnahme der Mittwoch und Samstage, wo frei ist. Jährlich sind 6 Wochen Ernteferien, welche in Gegenden, wo Weinbau herrscht, auch getheilt werden können, aber selbst in den Ferien soll der Lehrer mit den Kindern, welche nicht bei der Arbeit gebraucht werden, zwei Wiederholungsstunden täglich halten. Einzelne freie Tage, z. B. an Kirchweihen und Jahrmärkten sind außerdem noch gestattet. Während der pünktlich inne zu haltenden Schulzeit soll nichts Anderes getrieben werden, als was der Lehrplan vorzeichnet. An Schulbüchern sind

vorgeschrieben: 1. das Syllaben-, 2. das deutsche Lese-, 3. das Evangelien-, 4. das Gesang-, 5. das Rechenbuch. Jede Schule soll außerdem als Inventarium eine kleine Postille und Sterbekunst und eine Bibel oder wenigstens einen Auszug der biblischen Geschichten besitzen. Die Fürsorge ging so weit, daß die beiden ersten Büchlein auf Kosten der Herzogl. Milden-Kasse jedem Kinde im ganzen Lande einmal gratis geliefert wurden. Lehrern und Seelsorgern mußten sämmtliche Schulbücher aus dem Gotteskasten angeschafft und als Inventarium einregistrirt werden. Jede Schule soll in drei Klassen (Abtheilungen) gebracht und gleichzeitig in jeder stets dieselbe Lection getrieben werden, mit Ausnahme der obern, wo in den Lectionen gewechselt werden soll, weil hier die Kinder mehrere Jahre bleiben. Der Lehrer soll immer beim Unterricht die Mehrzahl der Kinder im Auge haben, nicht die Befähigteren besonders vorwärts bringen, vielmehr den Schwächeren nachhelfen und überall stufenmäßig und gründlich verfahren. Man soll oft außer der Reihe fragen, aber auch jeden Einzelnen vornehmen, und wenn man damit in einer Stunde nicht zurecht kommt, die folgende noch zu Hülfe nehmen. Der Lehrer muß insbesondere auch auf die Aussprache der Kinder achten und sie anhalten, nicht bloß deutlich und laut zu reden, sondern auch die Vokale und Consonanten richtig auszusprechen, die Interpunktion zu beachten und die Endsylben der Wörter nicht zu verschlucken. Niemals sollen aber die Kinder mit Spott und Hohn auf das Richtige hingewiesen werden.

Das jährlich abzuhaltende Schulexamen soll acht Tage vor der Getreideernte statt finden. Der Ephorus und das geistliche Untergericht sollen ihm beiwohnen. Eine besondere Schultabelle, aus welcher Namen, Alter, Fortschritte und Versäumnisse der Kinder zu ersehen, muß vorgelegt werden, außerdem sollen noch Probeschriften und Probeexempel bereit sein. In allen Lectionen soll geprüft und auch dem Pastor und Lehrer aufgegeben werden, über ein bestimmtes Thema zu examiniren. Die Prüfung entscheidet auch über die Entlassung der Kinder. Werden sie der Entlassung würdig und tüchtig befunden, so haben sich Kinder und Eltern beim Lehrer und den Pflegern der Schule zu bedanken, und beide haben dem Ephorus mit einem Handschlage zu geloben, daß sie den sie betreffenden Pflichten treu nachkommen wollen. Solche Kinder, welche in einzelnen Gegenständen noch zurück, doch aber im Allgemeinen zur Entlassung reif sind, sollen strenge angehalten werden, die Schulstunden noch fleißig zu besuchen, in welchen sie mangelhaft befunden wurden. Nach dem Examen finden auch die Versetzungen statt, und den Schluß des ganzen Schuljahres bilden die Austheilung von Prämien und die Ferien. Die Prämien werden aus den Strafgeldern der Eltern angeschafft.

Vom Lehr- und Lectionsplane handeln Kapitel II—V, und auch in dieser Beziehung fehlt es nicht an genauen Vorschriften.

Für die untere oder Elementarklasse sind die Textesworte des Katechismus (ohne Auslegung), eine Anzahl Bibelsprüche, einige Psalmen, Reimgebetchen 2c. zum Memoriren bestimmt; doch soll dieses dadurch erleichtert werden, daß der Lehrer das Pensum so lange vorspricht, bis es die Kinder richtig nachsagen können. Im Katechismus soll mit dem Vaterunser begonnen werden, diesem der Glaube folgen, dann die Tischgebete, der Morgen- und Abendsegen, die 10 Gebote und das Uebrige in seiner Ordnung. Ehe die Kinder in das ABC und Sylben-Büchlein eingeführt werden, sollen sie die richtige Aussprache sämmtlicher Buchstaben lernen. Die Buchstaben selbst und zwar zuerst die Vocale, schreibt der Lehrer auf die Schultafel oder zeigt sie auf einer Wandfibel, benennt sie, läßt sie alsdann im Buche aufsuchen und überzeugt sich selbst vom Richtigen, weshalb die Bänke so gestellt sein müssen, daß er dazwischen durchgehen kann. Es fehlt nicht an genauer Angabe, wie vom a zum e und i 2c., wie von den Vokalen zu den Consonanten fortzuschreiten sei und wie überhaupt durch gründliche Kenntniß der Buchstaben und emsiges Syllabiren dem Lesen vorgearbeitet werden müsse.

Die Mittelklasse wird ernstlich im Katechismus geübt, dessen 6 Hauptstücke nebst Bibelversen und Psalmen auswendig gelernt werden sollen. Alles soll jedoch so lange vom Lehrer durch Vorsagen eingeübt werden, bis die Kinder selbst Lesen und sich dadurch auch selbst helfen können. Das Lesen soll der Lehrer durch langsames, deutliches Vorlesen fördern; wo es nöthig ist, muß das Kind auch buchstabiren, allmählich aber angeleitet werden, auf den Sinn des Lesestückes und auf die Interpunktion zu achten. Sind die Schüler im Lesen etwas vorgeschritten, so beginnt die Anleitung zum Schreiben mit der Anweisung zum Federschneiden, Linienziehen, zur Federhaltung und zum angemessenen Sitzen. Hiernach werden die einzelnen Buchstaben mehrmals deutlich vom Lehrer an die Wandtafel geschrieben und von den Kindern nachgemalt. Die Buchstaben sollen in genetischer Folge geschrieben, also mit den leichtesten, z. B. i, n, m, begonnen werden. Von den Buchstaben schreitet man zu Sylben, Wörtern und ganzen Sätzen. Der Lehrer soll sich dabei guter Vorschriften bedienen. Der Correctur ist besondere Sorgfalt zu widmen. Je fünf und fünf Kinder treten deshalb hervor und zeigen ihre Bücher, wobei nicht bloß darauf zu achten ist, ob sie schön, sondern auch, ob sie richtig geschrieben haben. Fehler, die oft wiederkehren, sollen an der Wandtafel besonders markirt und zur Nachachtung für Alle verbessert werden.

Das Rechnen nimmt in dieser Klasse seinen Anfang mit der

Kenntniß der Zahlen und beschränkt sich auf feste Einübung des Einmaleins und höchstens noch auf die Addition und Subtraction. Dem Gesange wird wöchentlich eine halbe Stunde gewidmet und die Einübung der gangbarsten Choräle als Ziel festgehalten, wobei jedoch die Reinheit der Aussprache niemals aus den Augen gelassen werden soll.

In die Oberklasse müssen die Kinder mit gehöriger Lesefertigkeit eintreten und zunächst in dieser Klasse den ganzen Katechismus absolviren. Das Lesen selbst wird zur möglichsten Sicherheit gesteigert und deshalb nicht bloß in der Bibel (die kirchlichen Perikopen), sondern auch in der „Sterbekunst" gelesen. Auch im Lesen des Geschriebenen sollen Uebungen eintreten. Der Stoff zum Schreibunterrichte soll aus den verschiedenen Religionsbüchern oder auch aus den weltlichen Wissenschaften, aus der fürstlichen Gesetzgebung und aus der Politik entnommen werden. Es wird bei dieser Gelegenheit angeordnet, besonders auf die Orthographie zu achten und deshalb auch das Dictando-Schreiben und das Niederschreiben des Auswendiggelernten empfohlen. In zweifelhaften Fällen soll der Lehrer die Bibel, das Lesebuch oder seinen Pfarrer um Rath fragen. Im Rechnen soll diese Klasse neben den vier Species die Regeldetri und Bruchrechnung üben, dabei soll jedes Kind auch an der Schultafel rechnen und sich der Gründe seines Verfahrens bewußt werden. Von den natürlichen Dingen, wie auch andern geist- und weltlichen, Landes- und Haussachen soll so viel genommen werden, als die Zeit erlaubt, sonst aber durch das Lesebuch und Vorschriften nachgeholfen werden.

Es folgt nun diesem Lehrplane noch ein vollständiger Lektionsplan, dem eine genaue Angabe der Lieder beigefügt ist, mit denen der Unterricht beginnen und schließen soll. Es ist bei der Auswahl der Gesänge auf die verschiedenen Festzeiten Rücksicht genommen und nebenbei auch bestimmt, welche Gebete zu Anfange und zum Schlusse der Schule gesprochen werden sollen. Der Lectionsplan soll auf besonderen Bogen geschrieben und in der Schulstube aufgehängt, für größere Stadtschulen aber ein besonderer Plan aufgestellt werden.

Ueber die Erziehung zur Religiösität und Kirchlichkeit geben außer dem bereits gelegentlich Angeführten noch drei Kapitel besondere Anweisung.

Zuerst wird über die Art geredet, wie der Katechismus zu handhaben sei. Wenn auch in der Unter- und Mittelklasse das Auswendiglernen des Wortes vorherrschen muß, so soll doch den größeren Schülern, deren Verstand schon mehr geweckt ist, auch die rechte Erklärung gegeben werden. Hiebei hat der Pfarrer dem Lehrer nicht bloß Handreichung zu thun, sondern auch selbst einmal wöchentlich Uebungen mit den Kindern vorzunehmen.

Es fehlt hienach auch nicht an einer besonderen Anweisung, wie die Predigten gemerkt und examinirt werden sollen. An Sonn- und Festtagen müssen alle Kinder mit Ausnahme der kränklichen, sich beim ersten Läuten in der Schule versammeln, und es soll hier von ihnen das Evangelium nebst der Erklärung aus der gedruckten Kinderpostille gelesen werden. Dann sollen die Kinder paarweise und still zur Kirche ziehen, hier am Gebete und Gesange Theil nehmen, sodann aber auf die Predigt achten, aus der die Größeren etwas nachzuschreiben, die Kleineren Sprüche zu merken haben. Die Theile der Predigt sollen den Kindern bekannt gemacht werden. Am Nachmittage oder auch bei Mangel an Zeit am Montage, hat der Lehrer die Frühpredigt mit den Kindern zu wiederholen. Das Aufschreiben soll er ihnen durch Anweisung erleichtern, wie sie das Wichtigste „kurz mit der Feder fassen", anfangs auch erlauben, daß sich mehrere Kinder in die Aufgabe theilen und sich wechselweise ergänzen.

In einem besonderen Kapitel wird von „Pflanz-(ung) und Erhaltung der christlichen Zucht und Gottseligkeit" gesprochen. Die Vorschläge und Winke drehen sich zumeist um die frühe Gewöhnung, dem Religionsunterrichte, dem Schulunterrichte und dem Gottesdienste fleißig beizuwohnen, und um die Ermahnung, öfters an Gottes Allgegenwart und Allwissenheit, an den Tod und die Versuchungen zu denken, welche der Teufel, das Fleisch und die Welt bereiten. Die gewöhnlichen Jugendsünden sollen mit ernstlichem Verweis und beweglicher Vorstellung der Ungebühr angesehen werden. Wo dies fruchtlos, sollen körperliche Strafen, als Niederknien oder die Ruthe, zur Anwendung kommen, doch nie mit erhitztem Gemüthe und niemals in einer Weise, welche die Schamhaftigkeit verletzen könnte. Besonders nachdrücklich wird eine gründliche Vorbereitung auf den ersten Genuß des heil. Abendmahles empfohlen.

Das Kapitel „von den natürlichen und anderen nützlichen Wissenschaften" betrifft die Bildung und Unterweisung für das praktische Leben. Es soll zu diesem Unterrichte jedoch erst vorgeschritten werden, wenn alle anderen für deutsche Schulen vorgeschriebenen Lectionen absolvirt sind. Der Unterricht in den natürlichen Dingen macht den Anfang, dann folgt die Meßkunst, welche mit den Knaben allein durchzunehmen ist, und hiernach wird mit den weltlichen und häuslichen Dingen geschlossen. Der Lehrer soll sich auf diese Unterweisung gründlich vorbereiten und sich, wo er etwa in Zweifel ist, bei Sachverständigen Rath einholen. Das Büchlein, welches diese Wissenschaften enthält, soll den Kindern zwar empfohlen werden, doch bleibt es ihnen freigestellt, es anzukaufen oder abzuschreiben. Die einzelnen Paragraphen sollen gelesen, abge-

fragt und, wo möglich, durch wirkliches Vorzeigen der Gegenstände verdeutlicht werden. Alle vierzehn Tage ist eine Wiederholung anzustellen, auch darauf Bedacht zu nehmen, daß die Schulen allmählich in den Besitz des nöthigen Anschauungsapparates gelangen.

Ueber den Lehrstoff geben 55 Paragraphen nähere Auskunft. Was die natürlichen Wissenschaften anlangt, so sind die Lufterscheinungen genannt, wobei der Aberglauben bekämpft werden soll, die Kalenderkunde, die Himmelsgegenden und Winde, die Pflanzenkunde (jedoch nur die nächstliegenden Gewächse) und die Zoologie, bei welcher geschlachtete Thiere Gelegenheit zur Anschauung bieten. Immer soll bei all' diesem Unterrichte die praktische Seite hervorgehoben, also der Nutzen gezeigt werden, welchen die einzelnen Gegenstände, Pflanzen und Thiere, auf das gesammte Menschenleben haben. Wenn z. B. von der weichen Hirnschale des kleinen Kindes geredet wird, soll der Lehrer auch vor deren Beschädigung warnen.

Bei den geist- und weltlichen Dingen werden aus dem Realienbüchlein hervorgehoben: Orts- und Heimathskunde, Landesverfassung und Verwaltung (Obrigkeit, Gerichte 2c.), Handel, Schulwesen (Nothwendigkeit desselben für Alle), Gesetzeskunde und Hausregeln.

Bei den übrigen Wissenschaften ist die Rede von Münzen, Maß und Gewicht, von den Anfängen der Formenlehre und der Meßkunst, so wie von der Anfertigung von Grundrissen und dem Gebrauche des verjüngten Maßstabes. Ueberall wird dem Lehrer die Anschauung empfohlen. Am Lineale soll das Längenmaß verdeutlicht werden; das Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie möge man am Hutdeckel erproben, von Papier rechte Winkel brechen, mit dem Hebebaume Proben machen lassen 2c. Für jede Schule sollen sechs Stück Gewichte angeschafft werden, damit es auch in dieser Hinsicht nicht an der nöthigen Anschauung und praktischen Uebung fehle.

Ueber die Pflichten der Kinder, Lehrer und Eltern gegen die Schule oder von der Schulgesetzgebung handeln drei Kapitel.

Vor allem wird zunächst den Kindern eingeschärft, gerne und fleißig in die Schule zu gehen, das Gebet bei Tische, am frühen Morgen und am Abend niemals zu versäumen und es stets mit gebührendem Anstande zu verrichten. Die Wiederholung des Katechismus wird gleichfalls zur Pflicht gemacht. Hiernach folgen Vorschriften über das Betragen in der Schule selbst, auf welche wir nicht näher einzugehen brauchen, da sie Alles enthalten, was wir noch heute von einem guten Schüler verlangen. Außerdem werden noch eingehende Vorschriften über das Betragen gegen Erwachsene,

gegen Dienstboten ꝛc., überhaupt eine ganz mit den zehn Geboten in Beziehung stehende Sittenlehre gegeben. Wie sehr oft in's Einzelne gegangen worden, beweise uns eine Stelle, welche über das Verhalten bei Tische redet. „Unter dem Essen, heißt es hier, sollen sich die Kinder der Ehrbarkeit solchergestalt befleißigen, daß sie nicht geizig die Speise und Trank in sich schlucken und schütten; in der Schüssel nicht die Ersten sein; auch nicht dasjenige, was vor eines Andern Ort lieget, wegnehmen; vielweniger in der Schüssel hin und wieder suchen und nach dem Niedlichsten sich umsehen, sondern ein jedes vor seinem Orte bleiben, mit dem Messer, Löffel oder Teller nicht spielen; die Teller, Tischtücher oder Kannen nicht zerstechen oder ritzen; des unnöthigen Redens und Waschens über Tisch sich enthalten; wenn sie etwas gefragt werden, mit Bescheidenheit und kürzlich antworten; das Brot sollen sie entweder sich vorschneiden lassen, oder so sie solches selbsten nehmen, nicht beränften, sondern gleich abschneiden." —

Wie schon Trotzendorf, so mißbilliget auch unser Schulmethodus das kalte Baden oder Schwimmen in fließenden Wassern oder Teichen, weil es nicht allein der Gesundheit schädlich sei, sondern auch oftmals Lebensgefahr bringe.

Was die Amtsgebühr und Schuldigkeit der Lehrer (praeceptorum) und Schuldiener anlangt, so sollen solche wohl bedenken, daß ihr Stand, wenngleich vor der Welt schlecht und geringe, doch ein Gott wohlgefälliger, der Kirche und dem Staate höchst nothwendiger sei. Vor allem soll der Lehrer seinem Berufe ein Herz voll aufrichtiger Liebe entgegen bringen, die Kinder nicht mit gemeinen Schimpfnamen benennen, auch nicht aus Privathaß gegen die Eltern einzelne über Verdienst strafen. Wenn auch die Welt mit Undank lohnt, so darf ihn dies in seiner Pflichterfüllung nicht irren. Den Methodus hat er fleißig zu studiren und pünktlich zu befolgen. Hiebei, wie bei Ertheilung des gründlicheren Religionsunterrichtes hat er den Pfarrer zu Rathe zu ziehen. Die Schülerlisten, Versäumnißtabellen ꝛc. müssen pünktlich geführt und keine Stunde ohne besondere Nöthigung und ohne Erlaubniß des Seelsorgers versäumt werden. Jeden Unterricht hat der Lehrer mit Gesang und Gebet zu beginnen, während der Schulstunden nichts Fremdartiges vorzunehmen und sich niemals durch einen Knaben oder ein Mägdlein vertreten zu lassen. Auf die Lectionen soll sich der Präceptor gut vorbereiten, geduldig bei der Unterweisung sein, nicht auffahren, nicht zu gelinde, aber auch nicht zu strenge verfahren und bei körperlichen Züchtigungen nur die Ruthe gebrauchen. Den Versäumnissen hat er entgegen zu arbeiten, Anzeige von den unerlaubten zu machen und dem Pfarrer wöchentlich die Versäumnißtabellen vorzulegen. Er hat auch darauf zu achten,

daß die Kinder die nöthigen Schulbücher haben und für geringes Geld gute Dinte von ihm bekommen können. Hauptsache bleibt aber, daß der Lehrer überall mit gutem Beispiele vorleuchte, verträglich mit anderen Lehrern lebe und allen seinen Vorgesetzten den gehörigen Respect und Gehorsam beweise.

Endlich werden noch Eltern und Vormündern ihre Pflichten eingeschärft. Zunächst wird auf die Pflicht aufmerksam gemacht, die Kinder zeitig zur Schule zu führen und zu deren pünktlichem Besuche anzuhalten; hienach aber fortgefahren: „Welche Eltern aber so grob, irdisch und nachlässig sind, daß sie die Kinder muthwillig und um Geizes willen an der Schule und also an ihrer Wohlfahrt hindern würden, die sollen, wenn sie vorher vom Pfarrer ermahnet und gewarnet worden und keine Besserung erfolgt, für jede versäumte Stunde zum erstenmale einen Groschen, zum andernmale zwei Groschen, zum drittenmale drei Groschen, zum viertenmale vier Groschen und so fort bis auf sechs Groschen ohne Ansehen der Person zur Strafe geben. Das Geld sollte zur Anschaffung von Büchern und Schreibmaterial für ärmere Kinder und zu Prämien für die fleißigen verwendet werden. Wenn die Lehrer zur Bestrafung der Kinder genöthiget sind, so sollen die Eltern deshalb keinen Haß auf die Lehrer werfen, Beschwerden beim Pfarrer anbringen, das Schulgeld pünktlich zahlen und die Zwecke der Schule überall unterstützen. Bei der Entlassung der Kinder dürfen die Eltern nicht vergessen, dem Pfarrer und Lehrer Dank zu sagen, und sie müssen die Jugend auch noch später anhalten, die christliche Lehre und den Gottesdienst zu besuchen, und noch fleißig das Gelernte zu repetiren, sich am Sängerchor zu betheiligen und aller Obrigkeit Gehorsam zu leisten.

Dieser kurze Auszug aus dem Schulmethodus wird die Leser hinreichend überzeugen, daß derselbe, wie schon in der Einleitung gesagt wurde, große Aufmerksamkeit verdient und als Epoche machend anzusehen ist. Zunächst tritt uns darin der ausgeprägte Character der Volksschule entgegen. Während vor und nach der Reformation die klassischen Studien fast in allen Schulen das Uebergewicht behaupteten und auch der niedrigsten und kleinsten ihr Gepräge aufdrückten, will der Methodus das Volk bilden, nicht zu Gelehrten, sondern zu Bürgern und vernünftigen Landleuten. Hienach sind die Unterrichtsobjecte gewählt, nach diesem Ziele ist auch die Methode eingerichtet. Darum treten die Realien mit Entschiedenheit hervor, deshalb stehen deutsches Lesen und Schreiben, darum das Rechnen im Vordergrunde, so daß alle Kinder daran Theil nehmen müssen. Während bis zum Ablaufe des 30jährigen Krieges zwar in manchen lutherischen Ländern den Küstern zur Pflicht gemacht war, daß sie auch Schule halten sollten, eine

Pflicht, welcher nur sehr wenige nebenbei nachkamen, stellt der Methodus die Schule über das Küsteramt und macht das Lehramt selbstständig und zur Hauptpflicht.

Der Methodus kennt aber neben dem Unterrichtszwecke noch eine edlere Aufgabe der Schule. Er macht den Lehrer auch zum Erzieher und stellt deshalb höhere Anforderungen an seine Persönlichkeit. Der Lehrer soll vor Allem mit seinem Beispiele vorleuchten, in Geduld und unpartheiischer Liebe wirken, selbst immerfort an Kenntnissen wachsen und nicht bloß dahin arbeiten, daß seine Schüler etwas wissen oder mechanisch auswendig lernen, sondern daß sie auch mit dem Verstande auffassen und üben.

Und welche Fortschritte in der Methode! Das Princip der Anschauung leuchtet überall hervor. Geht doch die Forderung nach dieser Seite hin sogar so weit, daß Naturalien und Apparate gesammelt und angeschafft werden sollen. Wie überrascht nicht der Umstand, daß beim Schreibunterricht die genetische Stufenfolge der Buchstaben festgehalten werden soll, und daß dem Lesen ein richtiges Sprechen vorarbeiten müsse! Nicht minder ist auf die Selbstthätigkeit der Kinder und auf deren Anregung durch Fragen Rücksicht genommen.

Der Methodus verdient auch besonderen Beifall in den Anordnungen, welche die Disciplin betreffen. Nicht sollen die Kinder unter Furcht und Zittern lernen, nicht im Lehrer den finstern Zuchtmeister erblicken, sondern sie sollen mit Liebe und Geduld unterwiesen werden und im Lehrer mehr den väterlichen Führer lieben, einen Führer, der durch Nachdenken und gewissenhafte Vorbereitung den Fortschritt leicht macht und durch sein Wissen und seine Persönlichkeit Autorität übt.

Besonders hervorzuheben ist auch das Streben des Methodus, der Volksschule Achtung beim Volke zu erwerben und sie mit diesem enger zu verbinden. Lehrer und Schule haben nicht bloß Pflichten, sondern auch Rechte! — Darum sollen die Eltern nach der vollendeten Schulzeit dem Lehrer Dank sagen, ihm nicht zürnen, wenn er ihre Kinder strafte, und auch nach der Entlassung noch am Werke der Schule fortbauen. Die Strenge, mit welcher ungerechtfertigte Schulversäumnisse bestraft wurden, mußte gleichfalls dazu beitragen, die Wichtigkeit des Unterrichtes hervorzuheben und die Achtung vor der Schule zu sichern. Was werden die in neuester Zeit hervortretenden Gegner des „Schulzwanges“ dazu sagen, daß auch der Schulmethodus ihn einführt, daß er also schon lange in Deutschland besteht und keineswegs lediglich ein Product des modernen Rechtsstaates ist, wie man hier und dort behauptet hat. Es ist interessant, wahrzunehmen, wie der Methodus die gesammte Ordnung der Schule auch äußerlich zu regeln sucht und der sub-

jectiven Willkür entzieht. Wir hören von Schultabellen, Versäumnißlisten und genauen Lectionsplänen. Es tritt uns hier ein heilsamer Schematismus entgegen, der allerdings stark an die moderne Staatsschule erinnert, mit welchem aber jener armseligen und schlotterigen Schulhalterei ein Ende gemacht wurde, welche durch die unruhigen und unseligen Kriegszeiten Regel geworden war. Auch der Umstand, daß einzelne Lehrbücher und Leitfäden vorgeschrieben und feierliche Prüfungen abgehalten wurden, brachte Ordnung in's Schulhalten.

Entschieden tritt die Absicht des Methodus hervor, die Erziehung und den Unterricht religiös zu weihen und das Christenthum zum eigentlichen Lebensnerv der Schule zu machen. Mag der Vorwurf nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen, daß der Katechismus und das Memoriren von Bibelsprüchen 2c. zu stark betont werden, und daß das Nachschreiben der Predigt eine allzu schwere Aufgabe sei; immerhin muß man anerkennen, daß die Regierung des Herzogs Ernst einsah, woran es gerade damals dem durch Kriegsdrangsale ganz verwilderten Volke am meisten fehle, und daß nur durch eine streng religiöse Jugenderziehung wieder bessere Zustände herbeigeführt werden könnten. Dadurch mag man auch damit ausgesöhnt werden, daß der Methodus den sogenannten Realien eine besondere Vorliebe schenkt und sie fast zu sehr in den Vordergrund bringt.

Die Stellung, welche im Methodus der Schule gegenüber der weltlichen Macht und dem Kirchenregimente eingeräumt wird, ist ungefähr dieselbe, welche noch heute Geltung hat. Von einer eigentlichen Emancipation der Schule ist nirgends die Rede; schon die Bedeutung, welche dem Religionsunterrichte eingeräumt wurde, ließ eine Trennung von der Kirche nicht zu. Auch ist ausdrücklich hervorgehoben, daß der Lehrer im Pfarrer seinen wissenschaftlich höher stehenden Rathgeber und Führer erblicken solle und bestimmt, daß über die Examina das geistliche Untergericht unter Einsendung der Schultabellen an das Consistorium zu berichten habe. Aber auch die weltliche Macht participirt an der Leitung der Schule. Der Gehorsam und Respect vor den Beamten werden wiederholt durch den Methodus eingeschärft und das ganze systematische Wesen des letzteren weis't, wie schon Eingangs bemerkt wurde, darauf hin, daß das weltliche Regiment an der Leitung der Schule wesentlich Antheil nahm. Waren doch die Pfarrer, Ephoren, geistliche Untergerichte und Consistorien auch nur Behörden, die vom weltlichen Regenten angesetzt und erhalten wurden, wie denn auch der ganze Methodus von der Staatsregierung, nicht aber vom kirchlichen Regimente ausgegangen war.

Daraus, daß der Methodus auf die leibliche Erziehung wenig, auf gymnastische Uebungen gar kein Gewicht legt und sogar das

Baden verbietet, wollen wir ihm keinen Vorwurf machen. Er faßte das Volk in's Auge und glaubte, daß diesem und dessen Jugend es nicht an Leibesübungen, d. h. an körperlicher Arbeit fehle, und daß die Schule daher keine Surrogate für solche zu schaffen habe.

Alles, was übrigens bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in den sächsischen Landen im Schulwesen geschah, knüpfte sich an den Methodus und suchte dessen Vorschriften zu verwirklichen. Je mehr indessen ein vager Liberalismus und seichte Aufklärerei gerade in diesem Mittelpunkte Deutschlands überhand nahmen, desto mehr entfernte man sich von dem positiven Kerne dieser Schuleinrichtung und wandte die Aufmerksamkeit auf den Fortbestand und Ausbau des Aeußerlichen. Damit kam das Verständniß und die wahre Achtung des Methodus mehr und mehr abhanden, bis er endlich ganz vergessen und nur noch als Antiquität betrachtet wurde.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit wenigstens noch kurz erwähnen, daß schon vor dem Methodus auch der einsichtige Herzog Christoph von Würtemberg in der Kirchenordnung von 1559 den deutschen Schulen einen eigenen Abschnitt widmete und für solche gleichfalls eine Schulordnung aufstellte, welche zwar den Methodus an Klarheit, Schärfe und practischer Tüchtigkeit nicht erreicht, doch aber deutlich zeigt, daß die Nothwendigkeit geordneter Volksschulen mehr und mehr zum Bewußtsein kam. Es verdient auch diese Schulordnung um so mehr einer dankbar anerkennenden Erwähnung, als im selben Lande Herzog Ulrich noch im Jahre 1546 alle deutschen Schulen, welche hin und wieder auftauchten, schließen ließ, damit die lateinische Bildung keinen Abbruch erleide! —

Befruchtet von dem Geiste, welcher Herzog Ernst des Frommen Streben und den Schulmethodus durchwehete, trat in dieser Zeit ein Mann auf, dessen ganzes Wesen in der Liebe zum Volke aufging, und der die Religion darum auch nicht in theologischem Gezänke, sondern in der werkthätigen Theilnahme an der Jugenderziehung und im frommen Gemüthsleben erblickte. Dieser Mann war August Hermann Franke (Francke), geboren zu Lübeck am 22. März 1663. Sein Vater, Syndikus beim dortigen Domkapitel, wurde im Jahre 1666 vom Herzog Ernst als Hof- und Justizrath nach Gotha berufen, starb aber schon 1671. — Der verwais'te Knabe wuchs unter dem Einflusse des damals in Gotha herrschenden positiv kirchlichen Lebens auf, besuchte das dortige Gymnasium und bezog sodann die Universitäten zu Erfurt und Kiel. Von letzterem Orte begab er sich nach Hamburg, um hier unter guter Leitung das Hebräische zu erlernen, sodann aber wieder nach Gotha, wo er sich anderthalb Jahre auf's eifrigste mit

biblischen Studien und mit der Erlernung neuerer Sprachen beschäftigte. Im Jahre 1684 ging der junge Franke nach Leipzig, promovirte dort und ließ sich als Docent nieder. Er hielt in deutscher Sprache erbauliche Vorlesungen über die Bibel, für welche sich selbst Spener, damals Oberhofprediger in Dresden, lebhaft interessirte, und welche viel Zulauf und Beifall, aber auch wegen ihrer Neuheit und Eigenthümlichkeit viele Tadler und Neider fanden. Franke begab sich daher im Jahre 1687 nach Lüneburg. Hier kam sein Seelenfrieden in schmerzliches Gedränge. Die damalige herzlose Art des Vortrages der Theologie auf den Hochschulen und andere Umstände bewirkten in ihm eine Verstimmung, welche endlich in religiöse Zweifel überging. Die Zeitverhältnisse konnten eine solche Richtung nur begünstigen, und so stiegen Franke's Zweifel endlich so hoch, daß ihm sogar das auf die Tradition gegründete Ansehen der Bibel ungewiß wurde. Als er einst über das Thema predigen sollte: „Diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen (Joh. 20, 31)" — bemächtigte sich seiner Seele ein so großer Zwiespalt und eine solche Angst, daß er schon im Begriffe war, die Predigt abzusagen. Wie konnte der über den Glauben predigen, dem diese göttliche Tugend selbst fehlte! —

Aber indem er in seiner Herzensangst noch einmal zum Gebete seine Zuflucht nahm, fühlte er sich plötzlich getröstet und errettet. Der Glaube ergoß sich wieder in sein Herz, er fühlte den lebendigen Christus wieder in sich wirken; alle Zweifel waren verschwunden, um niemals wiederzukehren. So erzählt er selbst, und noch nach vierzig Jahren erwähnte er auf seinem Todesbette und in seinem letzten Gebete diese plötzliche Bekehrung.

Von Lüneburg ging Franke nach Hamburg, wo er etwa ein Jahr blieb und die erste Kinderschule errichtete. Er lernte in der kurzen Zeit viel, nämlich Geduld und Liebe, und gewann die Ueberzeugung, daß Schulwesen und Erziehung noch mangelhaft seien und vieler Verbesserung bedürfen. Wie er selbst sagt, wurde damals der Wunsch immer mächtiger in ihm, daß ihn Gott würdigen möge, zur Verbesserung dieser im Argen liegenden Angelegenheit ernstlich beizutragen; er sah aber auch schon damals ein, daß Handeln und Beispiel mehr wirken, als Bücherschreiben.

Nach kurzem Aufenthalte in Dresden bei Spener und in Leipzig schien Franke im Jahre 1690 einen bleibenden Aufenthalt in Erfurt zu finden, wohin er als Diakonus bei der Augustiner-Kirche berufen wurde. Seine Predigten erwarben großen Beifall; aber er gerieth auch in den Verdacht der Sectirerei und des Proselytenmachens und wurde deshalb durch ein Rathsconclusum und Rescript des

Churfürsten von Mainz schon 1691 seines Amtes entsetzt und genöthigt, die Stadt binnen 48 Stunden zu verlassen. Es war in der Zeit, wo die Universität Halle gestiftet wurde, und an diesem neuen Institute fand auch Franke eine Anstellung als Professor der morgenländischen Sprache, des Griechischen und später auch der Theologie. Gleichzeitig übertrug man ihm auch das Pastorat der Vorstadt Glaucha. Im Januar 1692 kam Franke in Halle an, um hier eine Heimath zu finden, welche er nur mit dem Jenseits vertauschen sollte.

Der Reichthum an christlicher Liebe, welchen Franke in sich barg, wurde zunächst in dessen Pfarramte offenbar. Jeden Donnerstag sammelten sich Arme in seinem Hause, um leibliche Gaben in Empfang zu nehmen. Hiebei ließ es Franke jedoch nicht bewenden. Anstatt sie mit einem Stück Brotes abzufertigen, katechisirte er mit ihnen über die wichtigsten Glaubens- und Sittenlehren, richtete sich dabei mit seinem Vortrage nach den verschiedenen Altersstufen und schloß jeden derselben mit einem herzlichen Gebete. Und so eindringlich war sein Unterricht, daß er die Armen nicht wegscheuchte, sondern fesselte und anzog. Er selbst darbte, um Mittel zu ausreichender Unterstützung zu schaffen, und je mehr er in solcher Weise mit den Armen verkehrte, desto mehr lernte er ihre leibliche und geistige Noth kennen und desto höher stieg seine Liebe; er sah ein, daß gerade den Kindern nur durch einen geregelten Unterricht geholfen werden könne, und indem er hiefür Sorge zu tragen beschloß, hing er zugleich in seiner Stube eine Armenbüchse auf (1695). Welche Freude, als er einmal sieben Gulden darin fand, das Opfer einer wohlthätigen Frau. „Das ist ein tüchtig Kapital, rief er freudig aus, damit läßt sich etwas Rechtes anfangen; ich will eine Armenschule gründen!" Voll Gottvertrauen kaufte er noch an demselben Tage einige Bücher und gewann einen armen Studenten, der die Kinder täglich einige Stunden unterrichtete. Wenn ihm auch von den Büchern nur wenige zurückgebracht wurden, so ließ er sich doch nicht abschrecken, räumte ein größeres Zimmer seiner Wohnung zum Unterrichtslocale ein und gab reichlichere Almosen, um die Kinder mehr an sich zu fesseln. Das Unternehmen erregte Aufmerksamkeit und bald wurden auch Kinder benachbarter Bürger angemeldet, welche wöchentlich einen Groschen Schulgeld mitbrachten, wodurch der Lehrer besser honorirt werden konnte. Schon im ersten Sommer stieg die Schule auf 60 Kinder und Franke's Gottvertrauen wurde reichlich durch mancherlei Unterstützungen belohnt, welche ihm von verschiedenen Seiten zuflossen. Sogar einige Edelleute ersuchten ihn um Unterricht ihrer Kinder, da er ihnen keinen Privatlehrer schaffen konnte. Wenn Franke in der äußersten Noth war und buchstäblich oft nicht wußte, wovon er die Ausgaben des

nächsten Tages bestreiten sollte, so zeigte sich urplötzlich Hülfe und Beistand. Bald war denn auch die Pfarrwohnung zu klein, es wurde in der Nähe ein zweites Zimmer gemiethet und die Schule in zwei Klassen getheilt, eine für die Kinder der Armen, eine für die Kinder der Bürger. Das war der einfache, bescheidene Anfang des großen königlichen Pädagogiums, welches noch jetzt blüht und durch den Umfang seiner Wirksamkeit Erstaunen und Bewunderung erregt. Es trägt diese großartige Anstalt heute die vielsagende Inschrift:

„Fremdling, was Du hier siehst, hat Glaube und Liebe gegründet; Ehre des Stifters Geist, glaubend und liebend wie Er!“ —

Aber diese Anfänge befestigten in Franke nur noch mehr die Ueberzeugung, daß der Unterricht sich mit der Erziehung vereinigen müsse, und daß nur durch diese Vereinigung sittlich verwahrloseten Kindern geholfen werden könne. Er beschloß, ein Waisenhaus zu gründen, und da ihm ein Freund 500 Thlr. gab, so ging er schnell an's Werk und hatte bald eine Anzahl Waisen zusammen, welche vorläufig bei braven Bürgersleuten untergebracht wurden. Ein Studiosus Namens Neubauer war der erste Aufseher dieser Stiftung. Für die Armenschulen kaufte Franke ein besonderes Haus. Schon im folgenden Jahre (1696) konnte er einen wichtigen Schritt weiter thun und ein zweites Haus ankaufen. Die Zahl der Waisenkinder stieg bald so sehr, daß das Bedürfniß eines besonderen Waisenhauses immer fühlbarer vortrat, und Neubauer wurde deshalb nach Holland geschickt, um in dortigen Instituten Erfahrungen zu sammeln. Nach des verständigen und frommen Mannes Rückkehr wurde am 24. Juli 1698 der Grundstein gelegt und das Gebäude aufgeführt, auf welches schon 500 Waisenkinder warteten.

Wir wollen übrigens nicht unerwähnt lassen, wie auffallend das Vertrauen, welches Franke bei allen seinen Unternehmungen auf eine höhere Hülfe setzte, mehrfach gerechtfertiget wurde. Lassen wir ihn in dieser Hinsicht selbst einige Fälle erzählen. „Da ich bei sehr schönem Wetter ausgegangen war, sagt er, ward mein Herz sehr im Glauben gestärket, also daß ich bei mir selbst gedachte: wie herrlich ist es doch, wenn man Nichts hat, und sich auf Nichts verlassen kann, kennet aber den lebendigen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat und setzet auf ihn allein sein Vertrauen, dabei man auch im Mangel so ruhig sein kann.“ Als er zu Hause wieder angekommen, findet er einen Bauaufseher, welcher für die Arbeiter Lohn verlangt. „Ist was kommen?“ fragt er Franke. Dieser sagt: „Nein, aber ich habe Glauben an Gott.“ — Kaum hatte ich, erzählt er weiter, dies Wort geredet, so ließ sich ein Studiosus bei mir melden, welcher 30 Thlr. von Jemandem, der sich nicht nennen wollte, brachte. Da ging ich wieder in die Stube

und fragte den Andern, wie viel er diesmal zur Bezahlung der Bauleute bedürfe. Er antwortete: 30 Thlr. Ich sagte: Hier sind sie; fragte dabei, ob er mehr brauchte? Er sagte: Nein, welches denn uns Beide sehr stärkte, indem wir so gar augenscheinlich die Hand Gottes erkannten, die es in dem Augenblicke gab, da es vonnöthen war."

„Im Jahre 1698, erzählt Franke weiter, sandte ich einer frommen, durch Leiden bewährten Christin einen Dukaten. Sie antwortete: der Dukaten wäre ihr zu einer Zeit gekommen, da sie dessen wohl benöthiget gewesen. Sie habe Gott gebeten, daß er meinen armen Waisen einen Haufen Dukaten wieder bescheeren möchte. Bald darauf wurden mir vier Dukaten und zwölf Doppeldukaten gebracht. An eben dem Tage wurden mir auch zwei Dukaten von einem guten Freunde aus Schweden geschickt. Nicht lange darnach empfing ich von der Post 25 Dukaten, dabei der Geber nicht genannt war. Gleichfalls wurden mir von einem Gönner 20 Dukaten eben damals geschickt. Da um dieselbe Zeit Prinz Ludwig von Würtemberg zu Eisenach starb, ward mir berichtet, daß er eine Summe Geldes dem Waisenhause vermacht. Es waren 500 Dukaten Species. Sie wurden mir zu einer Zeit zugesendet, da ich sie zum Bau des Waisenhauses höchst nöthig hatte. Da ich nun diesen Haufen Dukaten auf dem Tisch vor mir sah, dachte ich an das Gebet der frommen Frau, Er wolle meinen armen Waisen einen Haufen Dukaten wieder bescheeren!" —

Aber noch andere Hülfsquellen sollten sich dem thätigen und gottvertrauenden Manne eröffnen. Ein junger Theologe Namens Elers, welcher sich an Franke angeschlossen, besorgte im Jahre 1698 den Druck einer Predigt seines Meisters über die Pflicht gegen die Armen, und legte dieselbe während der Leipziger Messe auf einem Tischchen zum Verkauf aus. Das Unternehmen glückte überraschend und bildete den Anfang zu der Waisenhausbuchhandlung, welche bald eine solche Ausdehnung gewann, daß sie auch in Berlin und Frankfurt am Main Läden aufschlug. Nunmehr wurden alle Schulbücher für die Franke'sche Stiftung selbst verlegt, und da diese Schriften auch anderweit Beifall fanden, so erwuchs hieraus eine sehr bedeutende Einnahme. Eine zweite, sehr ergiebige Geldquelle war eine Apotheke, welche für das Waisenhaus und das Publikum gegründet wurde. Die Veranlassung dazu gab ein gewisser Burgstaller, welcher im Jahre 1700 auf seinem Sterbebette an Franke ein Recept zu einer aus Gold zu präparirenden kostbaren Arznei vermachte. Franke übertrug die Bereitung dem Arzte des Hauses, Christian Friedrich Richter, und diesem gelang es auch nach vielen vergeblichen und mühevollen Versuchen endlich, das Medikament zu bereiten. Der Ruf des Heilmittels verbreitete sich bald, es wurde wegen seiner wunder-

baren Wirkungen vielfach gesucht und brachte der Anstalt große Summen ein.

Unter solchen Umständen wuchs die Unternehmung Franke's aus kleinem Anfange zu einer Größe empor, die in Erstaunen setzt. Im Jahre 1727 bei des Stifters Tode hatte sie folgenden Umfang:

1) Das Pädagogium: 82 Scholaren, 70 Lehrer und andere Personen. 2) Die lateinische Schule des Waisenhauses: 3 Inspectoren, 32 Lehrer, 400 Schüler, 10 Dienerschaft. 3) Die deutschen Bürgerschulen: 4 Inspectoren, 98 Lehrer, 8 Lehrerinnen, 1725 Knaben und Mädchen. 4) Waisenkinder: 100 Knaben, 34 Mädchen, 10 Aufseher und Aufseherinnen. 5) Tischgenossen: 255 Studiosi, 360 arme Schüler. 6) Haushaltung, Apotheke, Buchladen: 53 Personen. 7) Anstalten für's weibliche Geschlecht: 15 im Fräuleinstift, 8 in der Pension für junge Frauenzimmer, 6 Wittwen.

Der Geist, welcher eine solche großartige Anstalt auferbaute und belebte, war der Geist christlicher Liebe zu Gott und dem Nächsten, und Franke's Bemühen ging vom ärmsten Waisenkinde bis hinauf zum Studenten nur dahin, diesen Geist einzuflößen und alle, die ihm anvertraut waren, in frommem Glauben Christus zuzuführen. Ein Quentlein lebendigen Glaubens, pflegte er zu sagen, ist höher zu schätzen als ein Centner bloßen historischen Wissens, und ein Tröpflein wahrer Liebe als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse.

Wenn man jedoch Franke den Vorwurf machen möchte, daß er in seiner Auffassung der Religion dem bloßen Glauben zu viel einräume, so widerspricht diesem schon sein ganzes werkthätiges Leben. Er sagt aber auch ausdrücklich, ein christlich Studirender müsse so eifrig um göttliche Erleuchtung beten, als bedürfe er nicht des eigenen Fleißes; wiederum müsse er aber mit solchem Fleiße studiren, als ob er mit seiner Arbeit Alles auszurichten habe. Wäre dies nicht auch ein passender Wahlspruch aller Lehrer? — Daß übrigens Franke auf das Gebet, auf ein stilles Leben, nicht unähnlich dem Mönchsleben und der Lebensweise in Klöstern, Gewicht legte, findet seine Rechtfertigung nicht bloß in dem allgemein so wüsten Treiben der damaligen Studenten, sondern auch in dem theologischen Gezänke, welches das innere religiöse Leben fast ganz erstickt hatte. — Ein ernstes Studium verlangt übrigens auch ein gewisses Stillleben, und Franke mußte hievon um so mehr durchdrungen sein, als die Wissenschaften und Schulen damals in Folge der Zeitereignisse noch sehr im Argen lagen. Klagt er doch, daß die Studirenden nicht einmal richtig schreiben könnten, und daß ihnen oft die nothwendigsten Regeln der

Orthographie mangelten. Theilweise und mit Recht erklärt er dies dadurch, daß in den lateinischen Schulen eben nur Latein getrieben, geschrieben und corrigirt werde, daß man sich aber um das Deutsche gar nicht kümmere. Vom Lehramte und dessen Pflichten hatte Franke einen hohen Begriff und bedauerte deshalb solche Uebelstände um so mehr. Er wußte, daß Wissen und Können sich im Lehrer vereinigen müssen und beschäftigte daher in seinem großen Institute eine Menge junger Leute praktisch in den verschiedenen Schulen.

Seine Anstalt war ein großartiges Lehrer-Seminar, dem man einzig vorwerfen konnte, daß es in der Regel die Studenten nur drei Jahre hindurch mit dem praktischen Unterrichte beschäftigte und zwar oft genug ohne hinreichende Vorbildung und Ueberwachung. Diesen Vorwurf suchte Franke durch gute und sorgfältige Auswahl der jungen Leute, sowie durch seine Allgegenwart und die Mitwirkung erprobter älterer Lehrer möglichst zu entkräften.

Das größte Gewicht legte Franke in Allem auf die Person des Lehrers. Die Ehre Gottes, sagt er, muß ihm als Hauptzweck in der Erziehung immer vor Augen sein. So er nur um zeitlichen Unterhaltes willen oder um weltlicher Ehre der Jugend vorsteht, wird vergeblich die wahre Frucht von seiner Anweisung erwartet. Ist er aber darum allein bekümmert, wird er unmöglich sich enthalten können, auch die Kinder fleißig und inständig dessen zu erinnern, damit sie sich bei Zeiten gewöhnen, aus lauterer Absicht Alles fürzunehmen um Gottes willen; und wo dieses erst bei der Jugend erhalten ist, da ist bereits ein solcher Grund gelegt, daß die Anweisung weder dem Führer noch dem Geführten sauer ankommt. — Ueberhaupt aber wird die wahre Gottseligkeit der zarten Jugend am besten eingeflößet durch das gottselige Beispiel des Lehrers selbst. Dies aber erfordert zum Voraus und vor allen Dingen eine wahre Bekehrung zu Gott, als ohne welche keiner seinem Amte auch nur im geringsten ein Genüge leisten kann. Auch ist der Segen nicht von menschlicher Klugheit und Arbeit zu erwarten, sondern von dem unendlichen Erbarmen Gottes, weshalb einem Lehrer nichts nöthiger ist, als das Gebet.

Wir haben gesehen, daß Franke im Jahre 1695 eine Armenschule stiftete. Diese erhielt später den Namen deutsche Bürgerschule und bestand aus Knaben- und Mädchenklassen. Hier beschränkte sich der Unterricht anfänglich nur auf Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen, also auf die nothwendigen Gegenstände jeder heutigen Elementarschule; späterhin wurde jedoch der Lectionsplan noch durch Aufnahme der sogenannten Realien erweitert. Die Mädchen erhielten besondere Unterweisung in weiblichen Arbeiten, und selbst die Knaben mußten sich im Stricken üben. In den höheren Schulen des Institutes wurde neben den alten Sprachen

auch Botanik, Anatomie, Physik und Malen gelehrt, wogegen das Französische fehlte. Zu dem Pädagogium gehörten ein botanischer Garten, ein Naturalienkabinet, ein chemisches Laboratorium, ein physikalischer Apparat und sogar Drechselbänke und eine Mühle zu Glasschleifereien. Wir führen diese Thatsachen hier an, um damit darauf hinzuweisen, daß die Realien mehr und mehr neben den alten Sprachen zur Geltung kamen, und daß der Schritt zu vollkommenen Realschulen nicht mehr groß war. Im Jahre 1739 schon kommt selbst der Name in einer kleinen Schrift des Predigers Semler vor, welche von einer approbirten und wieder eröffneten mathematischen, mechanischen und ökonomischen Realschule bei der Stadt Halle handelt. — Was Baco von Verulam gewollt und Comenius erstrebt hatte, begann sich nunmehr zu erfüllen. Eigenthümlich und daher noch erwähnenswerth ist übrigens die Einrichtung, daß die Schüler der höheren Anstalten je nach ihren Fortschritten in einzelnen Unterrichtsobjecten auch in verschiedene Klassen versetzt werden konnten, weshalb z. B. ein Schüler in den Realien oder im Lateinischen in die Secunda oder Prima steigen durfte, während er wegen mangelhafter Kenntnisse in den anderen Fächern noch einer unteren Klasse angehörig war. Daß diese Einrichtung neben manchem Vortheil auch den Nachtheil hatte, die allseitige, harmonische Ausbildung zu hindern, bedarf kaum der Erwähnung.

Franke's Wirksamkeit und deren großartige Erfolge brachten ein regeres Leben in die Schulwelt, um so mehr, da eine große Anzahl seiner Schüler, von seinem Geiste befruchtet, sich überall hin zerstreute und an verschiedenen Punkten auch in seinem Geiste fortwirkte. Er hatte allen gezeigt, was Glaube und Liebe vermögen, und daß es schwerer aber auch segensreicher sei, christlich zu leben, als über das Christenthum zu streiten. Gerade eine solche Beweisführung bedurfte die damalige protestantische Theologie. Zugleich aber hatte Franke wieder nachdrücklich darauf hingewiesen, daß Christus der Mittelpunkt und Ausgang alles pädagogischen Lebens und Strebens sein müsse, möge dieses nun den humanistischen oder realistischen Studien oder der einfachen Volksschule gewidmet sein.

Daß Franke's Wirksamkeit nicht noch tiefer eindrang und nicht die gehofften weiten Erfolge hatte, liegt leider in dem Hasse der starren orthodoxen Parthei, welche bei einem großen Theile der Protestanten die Oberhand behauptete und alles, was von Halle kam, von sich stieß, andererseits aber auch in dem feindseligen Sinne so vieler Zeitgenossen gegen alles positive Christenthum, und in der mehr und mehr einreißenden Frivolität der höheren Stände.

Zum Schlusse dieser kurzen Skizze eines so thätigen Lebens

wird es unsern Lesern lieb sein, noch einige Nachrichten über Franke's fernere Schicksale zu erhalten. Im Jahre 1694 verheirathete er sich mit einer Frl. v. Wurm, mit welcher er bis zu seinem Tode in glücklicher Ehe lebte, und die ihm drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter gebar. Der älteste und erstgeborne Sohn starb früh, der zweite (Gotthilf August) wurde des Vaters Nachfolger in der Direction der Anstalten. Die Tochter verheirathete sich mit einem Gehülfen ihres Vaters, dem frommen Freylinghausen. Bis in's 63. Jahr erfreute sich Franke einer guten Gesundheit, deren Störungen er durch Reisen zu beseitigen suchte. Im Jahre 1725 stellte sich aber höchst schmerzlicher Harnzwang und im November 1726 ein Schlagfluß ein, welcher ihm die linke Hand lähmte. Die im Frühling des folgenden Jahres eintretende Besserung war nur von kurzer Dauer; er starb fromm und gottergeben in der Ueberzeugung, daß ihm sein Heiland nahe sei, am 8. Juni 1727 in einem Alter von 64 Jahren und einigen Monaten.

Unsern Lesern wird es ferner angenehm sein, am Schlusse dieser Skizze auch noch ein Werk A. H. Franke's zu finden, welches mehr als alles Bisherige Zeugniß von dem Geiste gibt, der ihn beseelte und in Betracht der Zeit, aus welcher es stammt, als eine wahre Leuchte zu betrachten ist, die auch noch heute in vielen Punkten den Pfad mancher Lehrer erhellen und manche praktische Winke geben kann. Besonders dürfte darauf zu achten sein, wie sehr Franke bemüht war, jener barbarischen Schulzucht entgegen zu treten, welche damals noch in den meisten Unterrichtsanstalten herrschte und diese oft genug für die Jugend zu Orten der Angst und Qual machte.

Anhang.

Instruction*) für die Praeceptores, was sie bey der Disciplin wohl zu beobachten.

Christliche Zucht und Bestrafung der Boßheit an den Kindern ist in den Schulen sehr nothwendig, und von Gott in seinem Wort auch ernstlich anbefohlen. Es ist aber dabey auch christlich, weislich, klüglich und vorsichtig zu verfahren, damit man der Sachen, wie es oft geschieht, nicht zu viel, noch auch bisweilen nicht zu wenig thue. Daher sind nachfolgende Puncte unter andern wohl zu beobachten:

1) Vor allen Dingen soll ein christlicher Praeceptor Gott fleißig anrufen, daß Er ihm zu rechter Ausübung christlicher Zucht Gnade und Weisheit geben wolle.

2) Weil ins gemein zu geschehen pfleget, daß die meisten Praeceptores aus Mangel hinlänglicher Erfahrung und recht göttlicher Liebe, das Gute mehr durch scharfe äußerliche Zucht zu erzwingen, als ihre anvertrauten recht im Geist der Liebe zu faßen, und mit Väterlicher Treue, Geduld und Langmüthigkeit ihre Hertzen zum Guten zu bringen und also nicht Zuchtmeister, sondern Väter zu seyn suchen, wie denn sonderlich bey annoch jungen Jahren solcher Väterliche Sinn und wahre christliche Sanftmuth gar selten angetroffen wird; Als soll ein jeder Praeceptor Gott inständig und demüthig insonderheit anflehen, daß er ihm einen solchen Vater-Sinn gegen die anvertraute Jugend in sein Hertz geben, und alles ungebrochene Wesen und Härtigkeit von ihm nehmen wolle.

3) Daher ein Praeceptor sonderlich zusehen muß, daß er mit der Hülffe Gottes ein Herr über sich und seine Affecten werde. Denn sonsten ist er nicht tüchtig über christliche Zucht zu halten und das böse väterlich und ernstlich zu bestrafen.

4) Es soll zwar ein christlicher Praeceptor mit väterlicher Zucht und ernstlicher Sorgfalt über die Seelen der anvertrauten Kinder wachen, und an Ermahnen und Strafen nichts ermangeln lassen; iedoch so viel immer möglich ist, die Auferziehung nicht mit Strenge und Härtigkeit führen, noch dem Effect des Zorns dabey im geringsten indulgiren, sondern soll mit aller Sanftmuth und Süßigkeit suchen die Liebe Gottes in Christo Jesu ihnen vorzustellen, und also den Glauben in ihnen zu erwecken, und eine Lust und Liebe zum Worte Gottes, samt einer kindlichen Furcht vor Gott in ihre Hertzen zu pflantzen.

5) Ein Praeceptor soll kein Kind aus fleischlichen Affect, wie auf frischer That, ehe es erinnert, und über sein Verbrechen zur Rede gesetzt worden, schlagen, weil solches insgemein sehr schädlich ist, und nicht nur den Kindern, die also geschlagen werden, sondern auch dem Praeceptori selbst, der im fleischlichen Zorn strafet, viel Schaden bringet, und ihm wohl gar eine Krankheit verursachet.

---

*) Diese Instruction, welche sich in den Acten des Waisenhauses befindet, trägt allerdings weder die Unterschrift Francke's, noch eine Jahreszahl. Nichts destoweniger rührt sie, nach allen äußeren und inneren Kriterien, von Francke her.

6) Ein Praeceptor soll auch nicht mürrisch noch unfreundlich, sondern als ein Vater liebreich, iedoch auch ernsthaftig gegen die anvertraute Jugend sich bezeugen, und viel mehr durch solchen Weg, als durch Stürmen und Poltern die Kinder zur gehörigen Stille zu bringen trachten.

7) Wenn denn nun im Anfang der Stunde, oder auch unter der Lection die Kinder unruhig sind, so muß der Praeceptor nicht laut ruffen und schreyen, auch nicht im Zorn sie gar schlagen, in Meinung, die Kinder in Stille zu bringen, sondern er muß nur selbst stille seyn. Denn je mehr er alsdenn in die Kinder hinein schreyet: ie unruhiger sind sie. Wenn aber der Praeceptor stille ist, und die Kinder in der Stille nur ansiehet, auch wohl sittsam saget: Ich höre noch ein Kind unruhig sein, und plaudern, ich will acht darauf haben und merken, welches es ist rc. so werden sie bald alle stille werden, und ruhig sitzen; und alsdann kann er seine Information im Namen Gottes anfangen, oder darinnen fortfahren. So bald er aber wieder eine Unruhe merket, muß er in der Lection gleich inne halten und sich wieder stille umsehen, so bald wird es wiederum stille werden, und er wird also nicht nöthig haben, Schläge zu geben.

8) Ehe bey einem bösen Kinde die gradus admonitionum (Ermahnungsstufen) gebraucht worden und zum wenigsten dreymahl eine Warnung und mündliche Bestrafung vorher gegangen, ist es nicht zu schlagen.

9) Es ist auch kein Kind zu schlagen, man habe ihm denn sein Verbrechen erst vorgehalten, und es deßen auch überzeuget. Denn wenn man einem Kinde nicht deutlich saget, warum es soll gestrafet werden, noch daßelbe seiner Boßheit überzeuget ist, und man schläget es doch, so stehet es immer in den Gedanken, man thue ihm Unrecht, und wird dadurch nicht wenig erbittert.

10) Wenn aber ein Verbrechen oder Sünde einem Kinde vorzuhalten ist, so kan man wieder dieselbige einen deutlichen biblischen Spruch anführen und lesen laßen, als wieder Ungehorsam Eph. VI, 1. Ihr Kinder seyd gehorsam euren Eltern rc. oder Hebr. XIII, 17. Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen rc. oder 1. Sam. XV, 23. Ungehorsam ist eine Zauberey-Sünde rc. wieder Schertz und Narrentheidung oder Narren-Poßen, Eph. IV, 29. Laßet kein faul Geschwätz aus eurem Munde gehen rc. oder Eph. V, 4. Schandbare Wort und Narrentheidung, oder Schertz, welche euch nicht ziemen, laßet nicht von euch gesaget werden rc. wieder Muthwillen und Boßheit 1. Petr. II, 1. So leget nun ab alle Boßheit und allen Betrug rc. wieder üble Namen, Matth. V. 22. Wer zu seinem Bruder saget: Du Narr, der ist des Höllischen Feuers werth rc. wieder Bitterkeit, Zorn und Haß, Eph. IV, 31. Alle Bitterkeit und Grimm und Zorn und Geschrey und Lästerung sey ferne von euch samt aller Boßheit. Wieder üble Anhörung des Wortes Gottes, oder wieder dessen Verachtung Prediger Salom. IV, 17. Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hauße Gottes gehest und komme daß du hörest rc. Syr. IV, 25. Wer Gottes Wort höret der thut den rechten Gottes Dienst rc. Hos. IV, 6. Du verwirfest Gottes Wort, darum will ich dich auch verwerfen, wieder die Verachtung der Lehrer und Praeceptorum Luc. X, 16. Wer euch verachtet, der verachtet mich rc. wieder das Fluchen und liederliches Schwören. Sap. I. 11. Hütet euch vor dem schändlichen Lästern, und enthaltet die Zunge vor dem Fluchen, Röm. XII, 14. Seegnet und fluchet nicht rc. Syrach XXIII, 9. 10. und 12 v. Gewöhne deinen Mund nicht zum schweren, und Gottes Nahmen zu führen. Wer oft schweret, der sündiget oft, und die Plage wird von seinem Hause nicht bleiben, Jacob. V, 1. Für allen

Dingen aber meine Brüder schweret nicht rc. wieder Lügen, Eph. IV, 25. Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit rc. Apoc. XXI, 8. Der Lügner theil wird seyn an dem Pfuhl der mit Feuer und Schwefel brennet rc. wieder die Dieberey. Eph. IV. 28. Wer gestohlen hat der stehle nicht mehr rc. 1. Cor. VI, 10. Die Diebe werden das Reich Gottes nicht ererben rc. wieder die Hoffahrth, Tob. IV, 14. Hoffahrth laß weder in deinem Hertzen, noch in deinen Worten herrschen, denn sie ist ein Anfang alles Verderbens. Wieder das Spielen, es habe Nahmen wie es wolle 1. Cor. X, 7. werdet nicht abgöttische, gleich wie jener etliche wurden, als geschrieben stehet: Das Volk setzte sich nieder zu essen und zu trinken und stund auf zu Spielen, und fielen darauf des Tages 3000, die mit dem Schwerdt erwürget wurden. Exod. XXXII, 27. 28. — Denn wenn dieses geschieht, so werden die Kinder dadurch überzeuget, daß sie gesündiget haben, und solches bleibet auch hernach in ihren Gedächtniß bekleben.

11) Um geringer Dinge willen, darunter sonderlich bey kleinen Kindern die vitia aetatis (kindliche Fehler) zu rechnen, da eines etwa sich umsiehet, lachet, fladderhafft ist, oder wenn es etwas versiehet und nicht recht machet, soll man nicht bald ein Kind schlagen, sondern es nur mit Worten erinnern, und zur Vorsicht ermahnen.

12) Wenn ein Kind plaudert, so ist es auch nicht bald zu schlagen, sondern erst ein und ander mal davor zu warnen. Mercket aber der Praeceptor, daß ein Kind vor andern zum plaudern sehr geneiget, daß es daßelbe fast nicht laßen kann, so thut er wohl, wenn er solches Kind hervor rufet, und ihm befiehlet, daß es auf die Kinder, die plaudern, acht geben soll, denn auf solche Weise wird ihm unvermerkt die Gelegenheit benommen mit andern mehr zu plaudern. Nimmt aber der Praeceptor wahr, daß ein Kind ungeachtet es oft gewarnet ist, doch vorsätzlich plaudert, und Unruhe machet, und also bey ihm eine Boßheit ist, so kan er daßelbe mit einen oder etlichen Handschmietzen, nebst einer guten Erinnerung auf väterliche Weise bestrafen; Ja man kan auch ein solches Kind bißweilen zur Beschauung die gantze Schule über an einem Ort allein sitzen oder stehen laßen.

13) Ob es wohl billig und nöthig ist, daß die Kinder unter der Lection attent seyn und auf alles was gelesen gesaget und gelehret wird, wohl acht haben; Dennoch soll ein Praeceptor nicht alsbald zuschlagen, wenn ein Kind aufgerufen wird, daß es soll fort lesen, oder sagen, was itzo ist gelehret worden, und es etwa wegen fremder Gedanken oder wegen seines fladderhaften Wesens nicht weiß wo es ist, oder was gesaget worden. Beßer ist es, daß er entweder kürtzlich erinnert, ins künftige beßer achtung zu geben, oder auch bisweilen gar nichts saget, sondern andere Kinder fortfahren läßet, weil es schon vor andern beschämet ist, daß es die Lection nicht gewust. Wenn aber ein Kind etliche mahl ertappet wird, daß es auf die Lection nicht achtung giebet, so kann er es nur heißen hervor treten, und stehen laßen; denn dadurch wird ein Kind zur attention mehr erwecket werden, als mit vielen bittern Worten und Schlägen.

14) Wenn ein Praeceptor unter der Lection auch gewahr wird, daß ein Kind nicht gleich sitzet, sondern herum gaffet, mit den Händen spielet, oder mit einer Nadel oder Pappier, oder mit etwas anders was vor hat, und also nicht Achtung giebet; so soll er es nicht alsbald mit Namen nennen, sondern lieber in genere etwa sagen: Ich sehe ein Kind, das nicht gleich sitzet: es gaffet ein Kind herum, und hat fremde Gedanken: ich sehe ein Kind mit einem Pappier, mit einer Nadel oder mit einem Hölzlein oder mit einem Läplein rc. spielen: ich sehe ein Kind das faltet die Hände nicht etc.: so wird er gewahr werden, daß das Kind sich getroffen findet, sich von selbst

in Ordnung giebet und es ändert. Dieses aber muß mit großer Gedult, sonderlich bey kleynen Kindern gar oft wiederholet werden. Es kan ein Praeceptor auch wohl dieses thun, daß er dasjenige, womit die Kinder zu spielen pflegen, in aller Stille sich geben laßen, und biß zum Ende der Schulen wohin legen. Auf solche Weise wird der Praeceptor nicht nöthig haben, viel zu schelten und zu strafen.

15) Es hat aber ein christlicher Praeceptor auf seiner Seiten sich wohl zu hüten, daß er durch seine eigne Schuld den Kindern keine Strafe zuziehe, welches geschieht, wenn er beim Anfang der Schule zu rechter Zeit nicht da ist, oder auch wenn er Inspection halten soll, die Kinder allein läßet, und auf solche Weise ihnen Gelegenheit giebet, Muthwillen und Boßheit auszuüben, und hernach, wenn er dazu kömmt, sie strafen muß, dies geschieht auch bisweilen unterwährender Information wenn ein Praeceptor dabey schläfrig oder nachläßig ist, und die Kinder alsdenn allerhand böses thun, daß es muß bestrafet werden.

16) Sonst ist auch wohl zu merken, daß ein Unterschied zu halten ist, inter petulantiam et malitiam (zwischen Muthwille und Bosheit). Jene ist nur mit Worten, diese aber mit Worten und Schlägen, wenn anders die gradus admonitionum vorher gegangen, zu bestrafen. In der Bestrafung aber ist, wenn es das erste mahl ist, gar gelinde zu verfahren, zum andern mahl etwas schärfer, und so ferner, niemals aber allzuscharf, damit die Kinder durch allzu strenge Zucht nicht ganz abgeschrecket und erbittert werden.

17) Schimpffliche Nahmen, und Spott-Reden, sind den Kindern durchaus nicht zu geben, als wodurch sie mehr erbittert als gebeßert werden. Daher soll man sie nicht etwa aus Ungedult heißen, Ochßen, Esel, Schweine, Hunde, Bestien, Narren, Holunken, Sauhirten ꝛc. noch weniger sollen sie sie Teufels Kinder nennen. Am allerwenigsten aber soll man auf sie fluchen, und ihnen Böses wünschen; denn dieses alles sehr unchristlich ist, und einem christlichen Praeceptori gar nicht anstehet; Man kann die üblen Kinder wohl nach Befindung der Umstände nennen, böse, wilde, freche, muthwillige, unruhige, ungehorsame, faule oder unchristliche Kinder, anders und härter aber sind sie gar nicht zu heißen, weil es nicht in der Liebe geschehen kan.

18) Mit der Liebe kan auch wohl nicht bestehen, wenn ein Praeceptor manches Kind auf eine schimpffliche Art mit einem Thier oder andern verächtlichen Dinge vergleichet, und etwa saget: du machest es, oder du bist wie ein Bär, Löwe, Ochse, oder wie ein grober Bauer etc.: Weil denn nun solches Kind zu mahl wenn es groß ist, nicht wenig erbittern kan, so soll ein Praeceptor sich deßen auch gänzlich enthalten.

19) Auch soll ein Praeceptor die bösen Kinder nicht so oft mit den Strafen Gottes, mit dem höllischen Feuer und mit der ewigen Verdammniß bedrohen, damit sie deßen nicht gewohnet werden, und endlich nichts mehr darnach fragen. Es ist beßer, daß er ihnen das Evangelium oft vorhalte, wie gut es nemlich die frommen Kinder in Christo haben, und zu was für einer Herrlichkeit sie noch kommen sollen, deßen allen aber sich böse Kinder durch ihre beharrliche Boßheit gantz verlustig machen.

20) Auf die Anklage eines einzigen Kindes, ist das andere, wenn es die Sache nicht gestehen will, nicht zu bestrafen. Denn so lange ein Kind das delictum, so es soll begangen haben, nicht gestehet, wenn auch gleich 2. 3. oder mehr Kinder es bezeugen wollen; so kan doch ein Praeceptor es nicht mit gutem Gewißen strafen, weil auch viele Kinder, die andern nicht gut sind, Lügen vorbringen können. Und wenn auch gleich der Praeceptor die Sache sollte für wahr halten; so thut er doch beßer, er läßet das Kind, so lange es läugnet, ungestraft, giebt ihm aber eine treuherzige Warnung vor Lügen, Unwahrheit und Boßheit, und läßet es damit hingehen.

21) Es ist keine Anklage unter der Lection bald anzunehmen, damit die Information nicht gehindert werde. Die Kinder, welche da meinen, sie hätten was zu klagen und zu sagen, sind dahin anzuhalten, daß sie es zu Ende der Stunde thun mögen. Sind es geringe Dinge, wie es vielmahls ist, so werden sie es unterdeßen vergeßen, und der Praeceptor hat nicht nöthig, die Zeit damit zu verderben.

22) Wenn aber ein Kind, so angeklaget wird, seine Entschuldigung und Verantwortung vorbringen will, muß der Praeceptor es willig anhören, die Sache hernach genau untersuchen, ob es sich also verhalte, wie gesagt worden; Und wenn der Praeceptor zu keiner Gewißheit kommen kan, muß er es nur auffschieben, und sagen, man wolle schon weiter nachfragen.

23) Um des Lernens willen und wenn ein Kind etwas nicht alsbald begreifen kan, es sei im Lateinischen oder im Griechischen, oder im Rechnen oder im Singen, oder im Catechismo, oder im Lesen, oder in andern Dingen, soll kein Kind ausgescholten oder geschlagen werden, wohl aber um der Boßheit, und sonderlich um der Lügen und Dieberey willen. Gleich wie nun dieses auf christliche Art ernstlich zu bestrafen ist; also soll hingegen ein Praeceptor nicht ungeduldig noch zornig werden, wenn ein Kind wegen seines langsamen ingenii etwas bald nicht fassen kan, sondern er soll es in Sanftmuth und Gedult desto fleißiger unterrichten, und ihme eine Sache zu desto beßerer Fassung etliche mahl vorsagen. Wenn aber offenbare Faulheit und Unachtsamkeit bey einem langsamen ingenio sich hervor thut, so ist solches billig, iedoch christlich und väterlich, erst mit ernsthaften Worten und denn auch mit einigen Schlägen zu bestrafen.

24) Am Sontag und an den Feyertagen soll man auch kein Kind, weder in den Kirchen noch auf dem Kirch-Weg, noch im Hofe, noch auch in einer Classe schlagen, ob es auch muthwillig gewesen, sondern es nur merken, und in der Woche auf der Wohn-Stube oder in der Schule die Bosheit vornehmen und bestrafen. Doch soll nicht verbothen sein, einem bösen Kinde seine Bosheit auch des Sonntags oder an den Feyertagen mit beweglichen Worten vorzustellen und davor zu warnen.

25) Wenn neue Kinder das erste mahl in die Schule kommen, so soll ein Praeceptor soviel es immer seyn kan, bey anderen Kindern sich des Strafens enthalten, damit sie vom Schul-gehen nicht abgeschrecket werden. Und wenn gleich die neuen Kinder oft selbst viel Unart mit in die Schule bringen, so sind sie doch nicht alsbald mit Schlägen zu tractiren, sondern man soll ihrer 3 biß 4 Wochen schonen, (weil sie zuvor aus Gottes Wort eines beßern müßen unterrichtet werden), und sie anfangs nur freundlich erinnern und sagen, daß sie es hier in der Schule gantz anders machen, und nach Gottes Wort, und nach dem Exempel anderer frommer Kinder sich fein richten müssen. Damit aber die andern bösen Kinder, wenn ein neu Kind bey seiner Boßheit mit der Strafe verschonet wird, sich nicht ärgern, so kan der Praeceptor sagen: dieses arme Kind weiß es noch nicht beßer, und hat Gottes Wort noch nicht so oft, als ihr gehöret, darum schenket man ihm für dieses mahl die Strafe. Es wird sich aber, da es nun was anders höret, mit der Hülfe Gottes schon beßern.

26) Kein Kind ist auf den Kopff, weder mit der Hand, noch mit einem Stecken, noch mit der Ruthe, noch mit einem Buch zu schlagen. Viel weniger soll man einem Kinde eine oder mehr Ohrfeigen oder Maulschellen geben, weil dieses insgemein aus fleischlichem Affect und Uebereilung zu geschehen pfleget, und dadurch doch bei den Kindern nichts genützet, sondern vielmehr ihnen an ihrem Gemüthe viel Schaden gethan wird. Weil auch oft, zumal bey vollblüthigen Kindern, durch eine Maulschelle die Nase blutend gemacht wird, daraus viele Erbitterung und Lästerung entstehet, so hat man sich desto mehr davor zu hüten.

27) Mit umgekehrter Ruthe, wie auch in Ermangelung einer Ruthen oder eines Steckens mit einem Spanischen Rohr, oder mit etwas andres, so bey der Hand ist, ist kein Kind zu schlagen, weil solches aus Ungedult und im fleischlichen Zorn geschiebt und christlicher Zucht nicht gemäß ist.

28) Auch soll kein Kind mit den Armen hin und her gerißen werden, bey den Haaren geraufet, noch ihnen mit dem Stecken Knippen auf die Finger, oder Schläge in die Hände gegeben werden. Hand-Schmitze aber mit der Ruthen geben, oder sonderlich die größern Kinder mit einem Stecken auf den Rücken schlagen, wenn es väterlich und nicht im fleischlichen Zorne geschieht, ist nicht verboten. Jedoch muß man mit dem Stecken nicht auf die Arme schlagen, noch die Ruthe auf die Hände so geben, daß die Kinder Schmielen und aufgelauffene Hände und Arme mit nach Hauße bringen, alß welches bey den Eltern, die es nicht wohl tragen können, nur Zorn und Lästerung verursacht.

29) Keinem Kinde, es sey groß oder klein, soll ein Praeceptor einen sogenannten Plätzer geben noch mit der Ruthe oder Stecken unter die Beine schlagen, weil solche Strafen nicht väterlich sind, auch nur viel Verbitterung und Haß bei denen Kindern anrichten.

30) Schillinge sollen zwar den kleinen Knaben (aber nicht einigen Mägdelein) gegeben werden, doch aber nicht um geringer Dinger willen, sondern nur, wenn ein Kind sehr boßhafftig ist, und sehr grob pecciret hat; es soll aber auch dieses nicht ohne Vorwißen und Consens des Inspectoris geschehen.

31) Man soll auch kein Kind in der Schule zur Strafe knien laßen, damit nicht das Gebet, so von den Kindern Gottes aus Demuth auf den Knieen geschicht, dadurch verächtlich gemacht werde.

32) Es soll auch kein Praeceptor ein Kind in eine Classe, da man die Laden zumacht, oder sonst in einen finstern Ort, zur Strafe einsperren, oder bis in die Nacht in der Schule alleine laßen, alß welches nicht nur von den Eltern übel empfunden wird, sondern auch den furchtsamen Kindern zum Schaden an ihrer Gesundheit gereichen kan.

33) Wenn ein Kind lange aus der Schule geblieben, und nun wieder kommt, so soll der Praeceptor daßelbe nicht gleich wieder aus der Schule weisen, (wie denn kein einzig Kind, ohne Consens des Inspectoris aus der Schule zu weisen ist,) sondern es freundlich fragen, wo es so lang bisher gewesen, und nachher deßen Antwort, wenn es nicht krank gewesen, (weil Krankheit alles Ausbleiben entschuldiget:) dem Inspectori anzeigen oder auch zu dem Kinde sagen: Wenn du wieder kömst, so wirstu einen Zettel von dem Inspectore mitbringen müßen, damit du wieder ordentlich angenommen werdest.

34) Ein Praeceptor soll sich auch bemühen, die Gemüther der Kinder kennen und prüfen zu lernen, damit er zarte und weiche Gemüther nicht wie harte und freche Kinder tractire: denn manche Gemüther laßen sich eher mit Worten, als mit Schlägen gewinnen. Daher bey solchen nicht harte und scharfe Schläge sondern nur ernstliche Worte zu gebrauchen.

35) Wenn ein böses Kind soll gestrafet werden, so muß ein kleines Kind, so zarte Haut hat, nicht so stark geschlagen werden, als ein großes, das harte Haut hat, und die Schläge so bald nicht fühlet. Dieser Unterschied ist wohl zu merken, daß ein kleines Kind bey der Bestrafung kleine, ein großes Kind aber größere Schläge bekomme. Denn ein jegliches böses Kind ist zwar väterlich, aber also zu bestrafen, daß es die Schläge fühle. Denn sonst achtet es die Strafe nicht, und beßert sich auch nicht.

36) Gleich wie aber ein Praeceptor sich in acht nehmen soll, daß er nicht allzuscharff sey: also hat er sich auch hingegen zu hüten vor allzugroßer Lindigkeit und vor Hätscheley, als welche theils Kinder durch ihre Schmeicheley, sich suchen zu wege zu bringen.

37) Man soll auch kein Kind, wenn es etwan was böses gethan, aus seiner Classe in eine andere Classe holen laßen, und es vor andern Kindern, die nicht mit ihm in einer Classe sind, ausschelten und bestrafen. Denn dieses bei den Kindern nur große Erbitterung erwecket, daß sie in Grimm nach Hause laufen, wenn sie in ihre Classe wieder gehen sollen. Darum ist es beßer, daß das Kind, so Böses gethan, von dem ordentlichen Praeceptore vorgenommen, und nach Befinden väterlich bestrafet werde.

38) Es soll auch kein Praeceptor in eines andern Classe kommen, ein böses Kind daselbst im Zorne zu strafen, weil es dadurch nicht gebeßert, wohl aber erbittert, und der Collega an seiner Information gehindert wird. Ist es aber nöthig, daß ein böses Kind bestrafet werde, so ist die Boßheit dem ordentlichen Praeceptori anzusagen, daß er dieselbe nach seiner Erkänntniß entweder mit Worten, oder mit Schlägen christlich bestrafe.

39) Es hat sich aber ein jeder Praeceptor zu hüten, daß, wenn er etwan von einem und andern Kinde verächtlich gehalten, verspottet, oder belogen wird, er es, den Schein der Selbst-Rache zu vermeiden, ja nicht selbst deswegen bestrafe, sondern es einem andern Praeceptori oder auch dem Inspectori anzeigen, damit es nach Befinden ernstlich und väterlich bestrafet, und also seine auctorität erhalten werde.

40) Wenn ein Delictum oder ein Verbrechen eines Kindes der gantzen Schule noch nicht offenbar, so soll man es auch nicht öffentlich, sondern nur privatim bestrafen, denn auf diese Weise wird nicht nur von dem Kinde die Strafe willig aufgenommen, und Beßerung versprochen, sondern es wird auch vermieden, daß durch Offenbarung des Delicti andere Kinder geärgert werden.

41) Wenn aber das Verbrechen allen Kindern offenbar ist, so wird es billig auch öffentlich auf christliche Weise bestrafet. Wenn man aber etwa zuvor siehet und merket, daß die Strafe von einem, zumal hoffärtigen und trotzigen Kinde nicht wol werde angenommen werden, so kan man solches zuletzt behalten, noch einen Collegen dazu kommen laßen, und die Strafe nach Befinden moderiren. Denen andern Kindern aber, damit sie von der vorhandenen Bestrafung Nachricht bekommen, kan man sagen: sie sollen nur heim gehen, die verübte Boßheit müßte noch bestrafet werden.

42) Wenn nun ein Praeceptor ein Kind wegen seiner Boßheit bestrafen will, muß er es nur ratione officii in Liebe und aus Mitleiden thun, auch wohl dem Kinde sagen, wie ungern er daßelbige strafe, und wie er lieber die Ruthe oder den Stecken gar wegwerfen wollte, wenn es nur mit Worten sich wolte ziehen laßen, ja daß er des Strafens gern gantz wolte entübriget seyn, wenn es Gott nicht anders haben wollte. Aber weil Gott ausdrücklich befohlen und gesaget: M a n m u ß d e m B ö s e u w e h r e n, m i t h a r t e r S t r a f e u n d m i t e r n s t e n S c h l ä g e n, d i e m a n f ü h l e t Prov. XX. 30., so müßte er auch nothwendig das Böse strafen, wenn er Gott nicht erzürnen, noch die Strafe Eli, der seiner Söhne Boßheit nicht ernstlich genug gestrafet, auf sich laden wolle. Es ist auch zu sagen, wie hingegen Gott auch ernstlich wolle, daß diejenigen, so Strafe verdienet, dieselbe willig und gedultig über sich nehmen und sich beßern sollen, daß sie dem König David mit Wahrheit aus dem 141. Ps. v. 5 nachsagen können: D e r G e r e c h t e s c h l a g e m i c h f r e u n d l i c h, u n d s t r a f e m i c h, d a s w i r d m i r s o w o h l t h u n, a l s e i n B a l s a m a u f m e i n e m H a u p t e. D e n n w e r s i c h g e r n e s t r a f e n l ä ß e t, d e r w i r d k l u g w e r d e n, u n d z u E h r e n k o m m e n, w e r a b e r u n g e s t r a f t s e i n w i l l, d e r b l e i b e t e i n N a r r, sagt Salomo Prov. 12. 1. 13. 18.

43) Will aber etwa ein böses Kind sich der wohlverdienten Strafe nicht unterwerfen, so muß der Praeceptor daßelbe ja nicht mit Gewalt dazu zwingen wollen, daß er ihm etwann durch andere den Kopf, die Hände und

Füße halten, und ihm also die Hosen mit Gewalt abziehen laße, sondern, er muß es nur gehen laßen, und solches dem Inspectori anzeigen, welcher alsdenn schon ordnen wird, was mit einem solchen bösen und hartnäckigen Kinde zu thun sey, daß der Praeceptor nicht prostituiret, sondern bey der Auctorität erhalten werde.

44) Wird etwan ein Praeceptor durch die große Wiederspänstigkeit und Frechheit eines Kindes, so er strafen will, zum sündlichen Affect und fleischlichem Zorn gereizet, so mus er, so bald er solches mercket, mit innerlichem seufftzen und Gebet zu Gott dawieder kämpfen. Ja er wird wohl thun, wenn er dieses mahl die Strafe gar unterläßet, und sie bis auf einen andern Tag aufschiebet, da er sich beßer gefaßet und zu der Ausübung der Zucht desto geschickter ist.

45) Bey der Bestrafung selbst muß ein Praeceptor zwar ernstlich, aber doch auch väterlich seyn, daß, wenn ein Kind soll bestrafet werden, sich aber kläglich stellet, mit Thränen um Vergebung bittet, und sich mit Hülffe Gottes zu beßern ernstlich verspricht, er es ihm ein oder zwey mal schenke, und die Strafe erlaße. Komt es aber zum dritten mal mit eben der Bosheit wieder, so kann er desto schärfer aber doch väterlich nach gewissen gradibus wie oben num. 16. erinnert worden, strafen. Und wenn die Strafe geschehen, soll der Praeceptor sich von dem Kinde die Hände geben, für die väterliche Züchtigung und mit Verleihung göttlicher Hülfe Beßerung angeloben lassen.

46) Was der gerechte aber doch liebreiche Gott Deut. XXV. 2. 3. befiehlet, daß man einen Gottlosen, der Schläge verdienet, zwar schlagen, aber doch auch zusehen soll, daß derselbe nicht zu viel gestrafet werde, damit er nicht scheuslich aussehe, das soll auch ein jeglicher christlicher Praeceptor beobachten, wenn er ein böses Kind strafet, damit er es durch allzu viel Schläge nicht etwan übel zurichte, noch scheuslich mache vor anderer Leute Augen.

47) Daher soll auch ein Praeceptor in der Bestrafung vorsichtig seyn, damit er ein Kind, so sich bey der Strafe etwan übel geberdet, und mit dem Kopf und Leib wunderlich herumfähret, nicht an einen unrechten Ort schlage, noch mit der Ruthen oder Stecken auf den Kopf, oder in das Gesicht komme, daß Striemen, Beulen und Wunden werden. Darum muß er bey jeden Schlag wohl zusehen, daß er den rechten Ort damit treffe, da es keinen Schaden thut.

48) Die Bestrafung eines bösen Kindes soll auch nicht zwischen den Bäncken unter den andern Kindern geschehen, weil auf solche Weise leicht ein ander Kind, so nahe dabey ist, unschuldig kan mitgetroffen werden. Darum muß man das Kind, so gestrafet werden soll, laßen hervor kommen, besonders vornehmen und bestrafen.

49) Wenn aber das böse Kind noch so trotzig ist, und nicht hervorkommen, noch die wohlverdiente Strafe annehmen will, so muß der Praeceptor sich ja nicht dadurch bewegen lassen, es im Zorn mit Gewalt hervorzuziehen oder so lange zu schlagen, wo er hin kömmt, bis es hervorkomme; sondern er soll das eigensinnige trotzige Kind nur sitzen lassen, aber hernach beym Heimgehen es zurückbehalten und gebührend bestrafen.

50) Wenn ein Kind nach der gebührenden Strafe sich etwa noch frech und trotzig bezeuget, und mit seinen Eltern oder jemand anders drohet, so soll ein Praeceptor sich dadurch nicht bewegen laßen, ihm noch ein mahl Schläge zu geben, sondern dem armen Kind sein Elend und tiefes Verderben mit Worten und mitleidentlich vorstellen, und dabey wohl sagen, daß es zwar mit seinem Trotz wohl verdienet, daß man ihm noch mehr Schläge gebe; allein man wolte seiner dießmahl schonen, in Hofnung, es werde sich schon anders besinnen, und sich rechtschaffen bessern. Oder man

kan auch wohl dieses thun, daß man gantz und gar bey einem solchen trotzigen Kinde still schweige, und thue, als achte oder merke man solchen Trotz nicht; jedoch aber hernach privatim in Ernst und Freundlichkeit mit ihm rede, und ihm seine Untugend ernst und wehmüthig zu erkennen gebe und ihm anzeige, wie man ja mit der Strafe nichts anders als seine Beßerung suche. Auf solche Weise aber, da es sich die Strafe zur Demüthigung und Erkenntniß seines Elendes nicht würde dienen laßen, würde es sein Elend und Verdammniß nur noch größer machen, welches man aber nicht gern wolte.

51) Wenn aber ein Kind etwa nach empfangener Strafe etwan auch so verwegen ist, daß es aus Trotz aus der Classe oder Schule läufft; so soll der Praeceptor demselben nicht nachlaufen, und es bey dem Arm oder Haaren erhaschen und mit Gewalt zurücke ziehen, als wodurch sie beyderseits nur noch mehr erbittert werden, auch vor der Classe oder auf der Treppe groß Geschrey anrichten; sondern er soll das böse Kind hin laufen laßen, und dieses dem Inspectori anzeigen, welcher hernach schon ordnen wird, was recht, billig, christlich und der Auctoritaet des Praeceptoris nicht schädlich noch nachtheilig ist.

52) Wenn ein Kind um seiner Boßheit willen nothwendig zu bestrafen ist, so muß man es nicht ein oder zwei Tage aufschieben, sondern die Sache nur bald vornehmen und abthun. Denn wenn man es aufschiebet, so stehet das Kind, so Böses gethan, immer in der Furcht, weil es nicht weiß, was ihm wiederfahren soll, und bleibet wohl gar aus der Schulen.

53) Wenn ein Kind in der vorigen Stunde um der Boßheit willen von einem Praeceptore schon hat Schläge bekommen, so soll es der andere Praeceptor nicht noch einmahl schlagen, ob es gleich wieder böse seyn solte, sondern es nur mit Worten bestrafen, und ihm ernstlich zureden. Denn wenn ein Kind in allen Stunden von unterschiedenen Praeceptoribus solte Schläge bekommen, so würde es nur verhärtet werden. Dieses nun zu vermeiden, soll in allen Classen ein Straff-Buch auf dem Catheder liegen, in welches ein jeder Praeceptor, wenn er ein böses Kind strafet, allezeit kürtzlich schreiben soll, warum, wie und mit wie viel Schlägen er daßelbe bestrafet. Geschieht dieses so kan sich der folgende Praeceptor darnach richten, ja die Kinder werden sich schämen, wenn ihre Strafe aufgeschrieben wird, und hernach sich desto mehr vor der Strafe hüten.

54) Wenn ein Praeceptor was bei Strafe verbeut, muß er es nicht mit Benennung einer Special-Strafe thun und etwa sagen: Wer dieses oder jenes thun wird, soll einen Schilling haben oder so und so viel Schläge bekommen, sondern er kan nur in genere sagen, es soll bestrafet werden, damit er Freyheit behalte es hernach zu bestrafen, wie er will, es sey mit Worten oder Schlägen, wie er es bey einem ieglichen Kinde am besten zu seyn erkennet.

55) Wenn ein Kind nicht in der Schule ist, und andere Kinder etwan von ihm sagen, was es gethan, so muß der Praeceptor nicht etwa sagen: wenn es wieder in die Schule kömmt, so will ich es so und so strafen und tractiren. Denn dieses pflegen die andern dem bösen Kinde wieder zu sagen, auch wohl die Worte des Praeceptoris zu exaggeriren, und daßelbe damit in Furcht und Schrecken zu setzen, daß es sich fürchtet wieder in die Schule zu kommen, sondern anderswo herumläufet. Es kan aber der Praeceptor etwan so sagen: Wenn das Kind wieder komt, will ich mit demselben schon davon reden.

56) Mit bösen Kindern von 15. und mehr Jahren muß ein Praeceptor sehr weislich umgehen, daß er sie nicht erbittere oder ärger mache; mit schimpflichen Worten und Drohung kindischer Strafe richtet man bei ihnen nichts aus. Erstlich ist das Beste, daß man gleich wie mit andern, also

auch insonderheit mit diesen größern, oft privatim rede, und ihnen ihre Boßheit aus Gottes Wort beweglich vorhalte, und sie mit aller Freundlichkeit, und in aller Liebe davon väterlich abmahne, auch wohl mit ihnen bete. Wenn denn dieses etliche mal geschehen, und etwa nicht helfen will, so kan man, wenn sie ihrer Boßheit überzeuget, auch ihnen mit einem wohlgefaßten väterlichen Gemüthe ernstliche Schläge geben, und wenn dieses etliche mahl auch geschehen und doch über Verhoffen die Beßerung bey einem Kinde nicht folgen will, so kan es mit vor die Special-Conferenz genommen, und in Gegenwart anderer Praeceptorum erstlich ernstlich ermahnet, ehernach auch wohl bestrafet werden.

57) Vor aller nöthigen Bestrafung soll ein Praeceptor (wie auch schon oben num. 1. und 2. gedacht worden), zu Gott hertzlich seufzen, daß er dazu ihm seine Gnade gebe, damit er solche nicht aus fleischlichem Zorn, sondern in erbarmender Liebe als ein Vater verrichten möge, und daß er auch dazu seinen göttlichen Seegen und Gedeyn verleihen wolle, damit der gesuchte Entzweck, nemlich der Kinder Beßerung, dadurch befördert, auch Zucht und gute Ordnung erhalten werden möge.

58) Wenn aber ein oder ander Praeceptor solches nicht gethan, sondern aus fleischlichem Zorn in der Bestrafung exediret, und deswegen erinnert wird, so soll er es sanftmüthig annehmen, und vorsichtiger werden, nicht aber etwan aus Ungedult auf der andern Seite exediren, und alle christliche Bestrafung gäntzlich unterlaßen, oder aber etwan hernach es ärger machen und die Kinder es entgelten laßen, als welches nicht allein sehr unchristlich wäre, sondern ihn auch zu fernerer christlicher Information gantz untüchtig machen würde.

59) Wenn ein oder ander Kinder etwan etwas großes pecciret, sollen es die Praeceptores dem Inspectori anzeigen, damit die Bestrafung nach deßen Anordnung nebst einer öffentlichen Erinnerung geschehen, und es also bey den Kindern einen desto größern Eindruck geben möge.

60) Was nun der Inspector qvoad disciplinam ordnet, das soll ein jeder Praeceptor sich gefallen laßen, ob er gleich meinet er sey zu gelinde. Denn mit christlicher Gelindigkeit und freundlicher Zurede ist mehr auszurichten alß mit großer Strafe.

61) Ueberhaupt ist noch dieses zu merken: Je mehr ein Praeceptor durch die Gnade Gottes der wahren Gottseeligkeit und Demuth sich befleißiget, und ein kindliches Wesen an sich nimmt, je mehr Vertrauen faßen auch die Kinder zu ihm, daß er mit einer guten Vermahnung bey ihnen mehr ausrichten kan, als andere mit vielen Schlägen.

62) Ein treuer und christlicher Praeceptor muß sich bemühen so viel an ihm ist, den Kindern immer weniger Schläge zu geben, hingegen aber mit hertzlichen Ermahnungen aus Gotteswort bey ihnen desto mehr anzuhalten, welches denn Gott nicht ohne Seegen wird abgehen laßen.

63) Weil die Schulen seyn sollen officinae Spiritus S. Werkstätten des heiligen Geistes, so sollen billig alle Praeceptores dahin trachten, daß sie nicht nur selbsten seyn lebendige Tempel des heiligen Geistes, sondern auch von ihnen alle Information und sonderlich die christliche disciplin und Zucht in der Heiligung und in der Kraft des heiligen Geistes verrichtet werden möge! Amen!

Inhalts-Uebersicht
des ersten Bandes.

Druck von G. D. Bädeker in Essen

Kellner, Lorenz,

Erziehungsgeschichte in Skizzen und Bildern mit vorwiegender Rücksicht auf das Volksschulwesen, für Lehrer, deren Bildner und Leiter

Bd.: 1

Essen (1869)